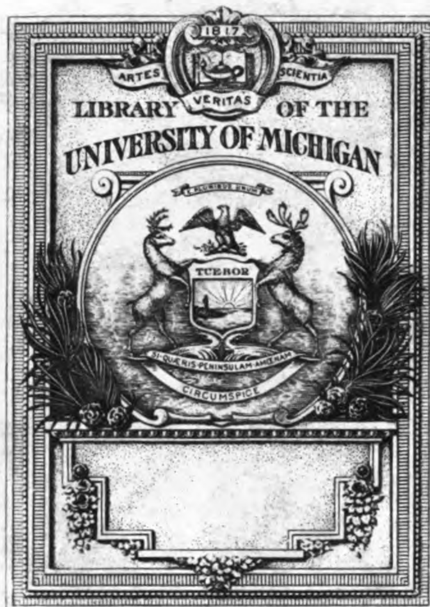
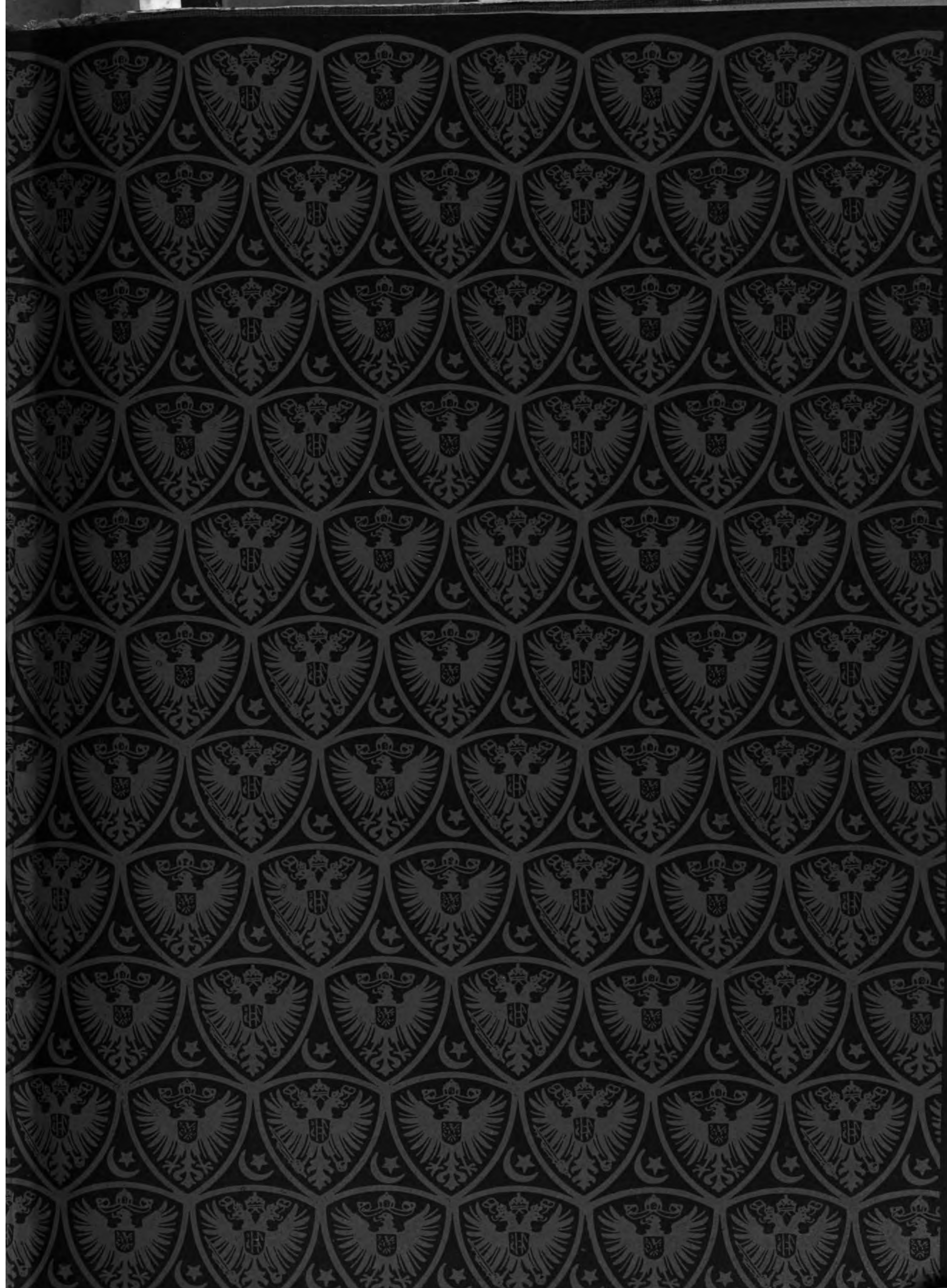
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/19

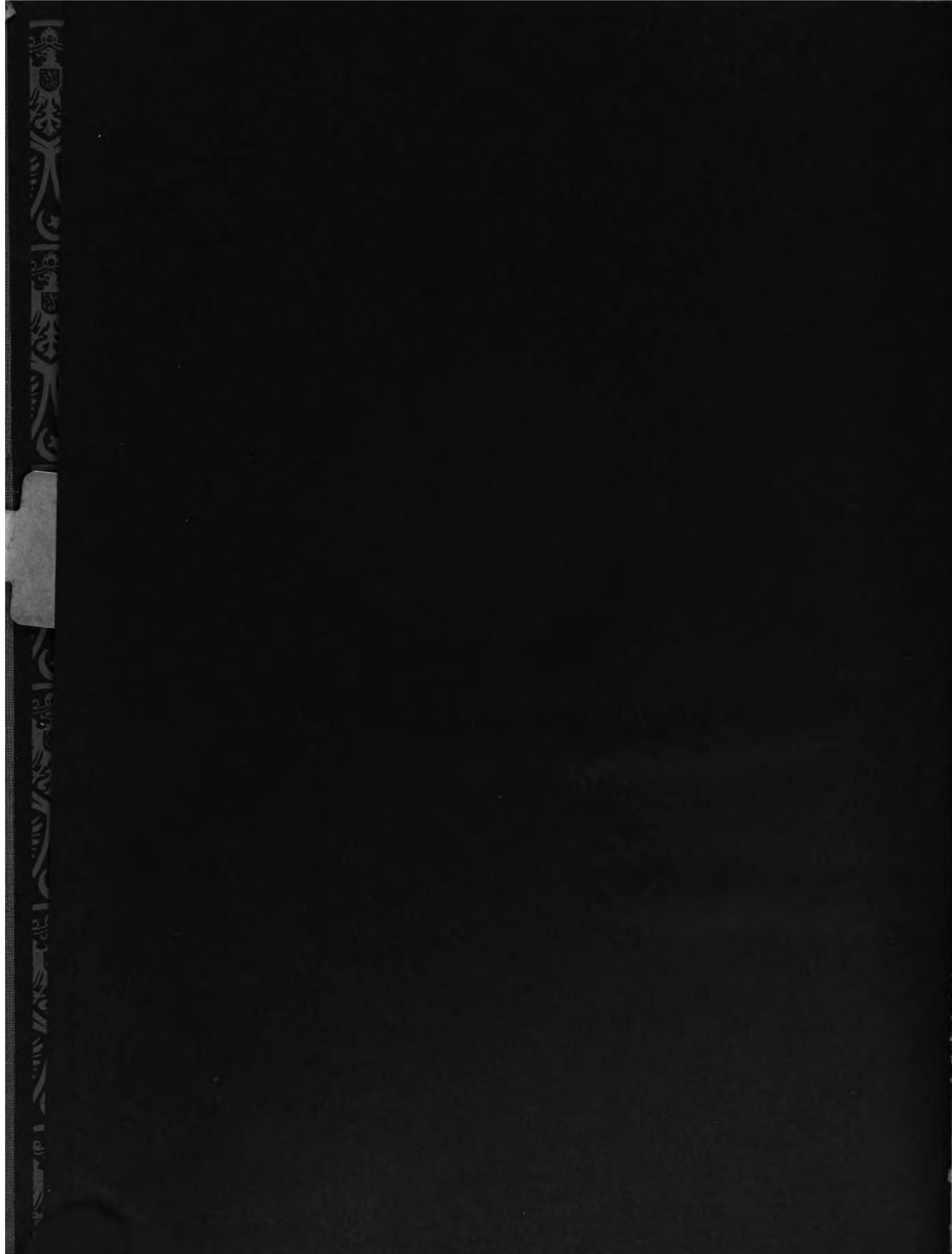


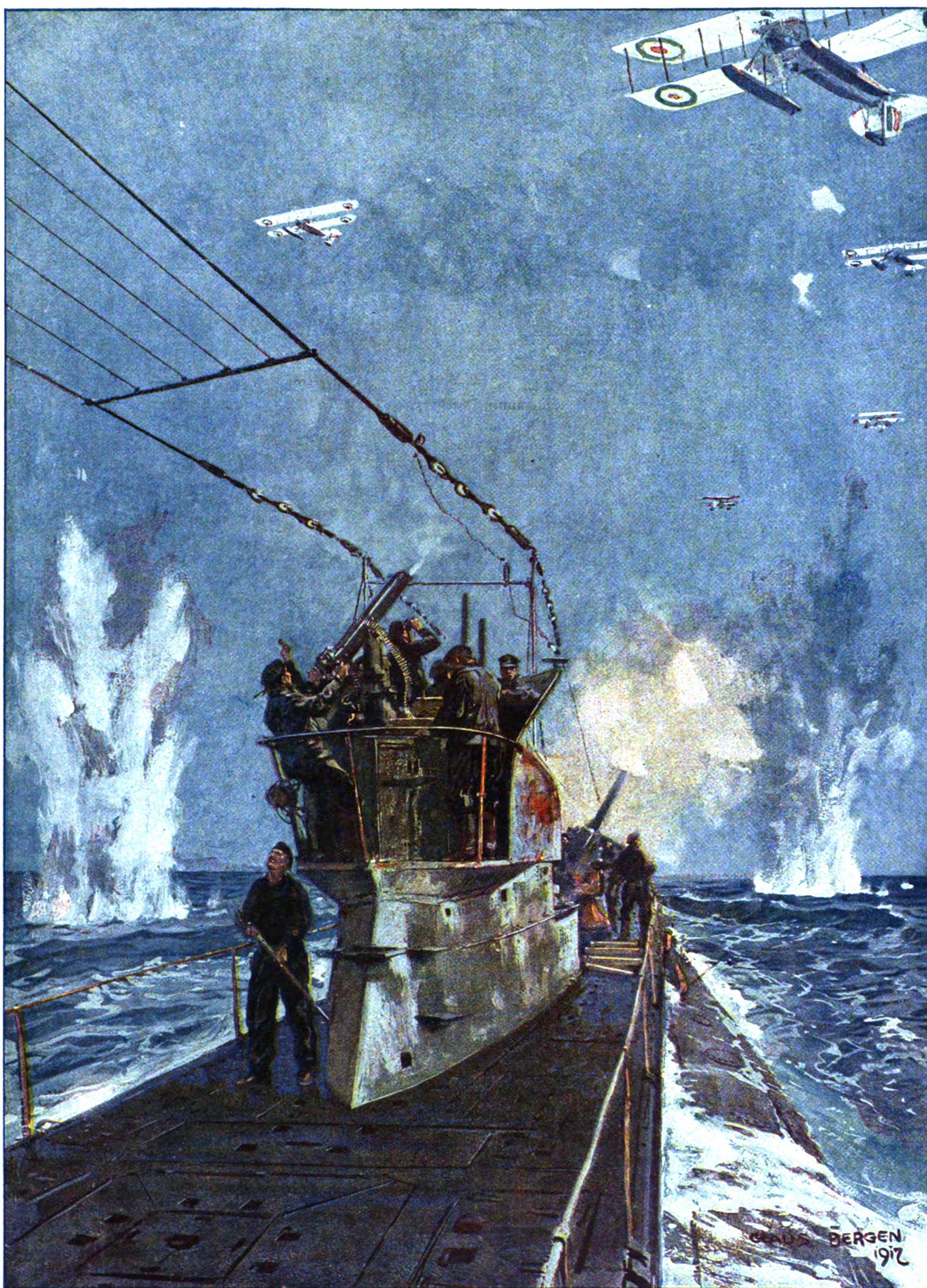
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Deutsches U-Boot wehrt in der Otranto-Straße den Angriff italienischer Wasserflugzeuge ab.

Nach einem Originalgemälde von Claus Bergen.

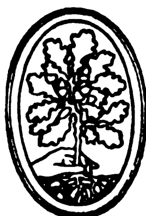
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Hauptmann Dr. **Walter Bloem**, Generalmajor z. D. **R. v. Crueger**, Oberleutnant **O. Daenbruch**, Professor Dr. **Karl Dove**, **Richard Graf Du Moulin Eckart**, **Paul Otto Ebe**, Oberstudienrat Dr. **G. Egelhaaf**, Oberst **Egli**, Major **F. C. Endres**, Konteradmiral a. D. **M. Foß**, Dr. **H. Friedemann**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, **O. v. Gottberg**, **Rifat Gozdović Pascha**, Dr. **P. Grabein**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Professor Dr. **Hans F. Helmolt**, Kriegsberichterstatter **Eugen Kalkschmidt**, Vizeadmiral z. D. **Kirchhoff**, Geh. Admiralitätsrat a. D. **Paul Koch**, **Adolf Victor v. Koerber**, Kriegsberichterstatter Dr. **Adolf Köster**, Kapitän zur See z. D. **v. Kühlwetter**, Dr. **B. L. Freiherr v. Mackay**, Major a. D. **Moraht**, **Walter Oertel**, Reichskommissar a. D. Dr. **Carl Peters**, Kapitän zur See a. D. **v. Pustau**, Dr. **Paul Rohrbach**, **Karl Rosner**, Dr. **Colin Roß**, Kriegsberichterstatter **Carl Graf Scapinelli**, Major a. D. **Schmahl**, Geh. Regierungsrat Dr. jur. **Seidel**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Sprösser**, **Armin Steinart** (F. A. Loofs), Chefarzt Sanitätsrat Dr. **Vulpius**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Kriegsberichterstatter Dr. **Fritz Wertheimer**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Geheimrat Professor Dr. **Julius Wolf**, Generalleutnant z. D. **Wollmann**, Professor Dr. **Theobald Ziegler**, Professor Dr. **Waldemar Zimmermann**, Maler **Kurd Albrecht**, **R. Aßmann**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Hans Bertle**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, Kriegsmaler **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Closs**, Kriegsmaler **Josef Correggio**, **M. Zeno Diemer**, **Martin Frost**, **Johs. Gehrts**, Professor **Walter Georgi**, Schlachtenmaler **Fritz Grotemeyer**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, **Paul Hey**, Professor **Artur Heyer**, Professor **Anton Hoffmann**, Marinemaler **Alex. Kircher**, **E. Klein**, **Ludwig Koch**, **Fritz Koch-Gotha**, Professor **Ernst Liebermann**, **Curt Liebich**, **Erich Mattschaß**, **Willy Müller-Gera**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Albert Reich-München**, Orientmaler **Bruno Richter**, **Th. Rocholl**, **A. Roloff**, **G. Romin**, Professor **Hans W. Schmidt**, **Robert Schmidt-Hamburg**, Professor **Georg Schöbel**, **Viktor Schramm**, **Wilhelm Schreuer**, **Curt Schulz**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Chr. Speyer**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Benno Strasser**, **Paul Teschinsky**, **Max Tilke**, **L. Tuszynski**, Professor **Hugo Ungewitter**, Kriegsmaler **Ernst Vollbehr**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

634 Abbildungen im Text, 25 zum Teil mehrfarbige Kunstbeilagen, 34 Karten und Pläne im Text sowie ein Kriegskalender, die Ereignisse im ersten Halbjahr 1918 enthaltend.

Achter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

Karten.

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/18. Achter Band

enthaltend die Ereignisse vom 1. Januar bis 30. Juni 1918.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Januar.

1. Erfolgreiche Vorstöße bei Lens. — 2. Französische Vorstöße in der Champagne bei Prosnes und Le Mesnil abgewiesen. — 3. Englische Vorstöße bei Ypern und am La Bassée-Kanal abgewehrt. — 4. Erfolgreiche Vorstöße bei Bullecourt; Anerkennung der Finnischen Republik durch Deutschland. — 5. Erfolgreiche Vorstöße bei Juvincourt, Avocourt und Bezonvaux; französische Vorstöße in der Champagne und bei Ailly abgewiesen. — 7. Englische Angriffe bei Bullecourt abgewehrt; deutscher Erfolg am Prespasee. — 8. Englische Angriffe am Houthoulsterwald, französische bei Flirey abgewiesen. — 9. Wiederaufnahme der Verhandlungen in Brest-Litowsk; englischer Vorstoß bei Zandvoorde, italienischer bei Asiago abgewehrt. — 10. Feindliche Vorstöße bei Ypern abgewiesen. — 12. Französische Vorstöße in der Champagne, bei Reims und Avocourt abgewehrt. — 14. Starke italienische Angriffe zwischen Brenta und Monte Pertica sowie bei Bressanin abgewehrt; Caillaux verhaftet. — 15. Französische Vorstöße bei Badonviller, italienische am Monte Fontana Secca, Monte Pertica und Col del Rosso abgewiesen; deutscher Flottenstreifzug gegen die englische Küste. — 20. Auflösung der verfassunggebenden Versammlung in Petersburg; Einigung mit den Vertretern der Ukraine in Brest-Litowsk; der türkische kleine Kreuzer „Midilli" (früher „Breslau") nach erfolgreichem Vorstoß gegen Imbros gesunken. — 21. Französischer Vorstoß bei Le Four de Paris, englische in Flandern abgewehrt. — 22. Französische Vorstöße bei Avocourt abgewiesen; erfolgreicher Vorstoß bei Malancourt. — 23. Englischer Vorstoß am Doiransee abgewehrt. — 24. Reden des Grafen Hertling und des Grafen Czernin über die Kriegslage. — 25. Erfolgreiche Vorstöße bei Avocourt und am Caurièreswald. — 26. Italienischer Vorstoß am Monte Pertica abgewiesen. — 27. Erfolgreicher Vorstoß bei Becelaere. — 28. Französische Angriffe bei Somme Py und Ripont, italienische zwischen Asiago und Brenta abgewehrt; Flugzeugangriff auf London; Bürgerkrieg in Finnland. — 29. Italienische Erfolge am Monte di Val Bella und Col del Rosso; sonst alle italienischen Angriffe abgewiesen; Flugzeugangriff auf London, Calais und Dünkirchen. — 30. Italienischer Angriff bei Asiago abgewehrt; Flugzeugangriff auf Paris. — 31. Italienische Angriffe am Monte di Val Bella und Col del Rosso abgewiesen. — Ergebnis des U-Bootkrieges im Januar: 632 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg im Januar: 151 feindliche, 68 eigene Flugzeuge; 20 feindliche, 4 eigene Fesselballone.

Februar.

1. Englischer Vorstoß bei Monchy, französischer am Oise-Aisne-Kanal abgewiesen. — 3. Englischer Vorstoß bei Bullecourt, französischer bei Braye, italienischer an der Brenta abgewehrt. — 4. Englischer Vorstoß bei Passchendaele abgewiesen; deutscher Erfolg bei Beaumont. — 5. Französischer Vorstoß bei Cambrai und an der Scarpe abgewehrt. — 6. Französischer Vorstoß in der Champagne abgewiesen; erfolgreicher Vorstoß bei Zandvoorde. — 8. Erfolgreiche Vorstöße bei Passchendaele, Oppy und Bonvaux. — 9. Friedenschluß mit der Ukraine; französische Vorstöße bei Allendorf und Blamont abgewehrt. — 10. Englische Vorstöße bei Warneton und Armentières abgewiesen. — 11. Erfolgreiche Vorstöße bei St. Quentin, im Caurièreswald und am Sasso Rosso. — 12. Französische Vorstöße bei Remenauville und im Priesterwald abgewehrt; Rußland erklärt den Kriegszustand mit dem Vierbund ohne Friedensvertrag für beendet. — 13. Heftige Kämpfe bei Lens und in der Champagne; französischer Erfolg bei Tahure. — 14. Erfolgreicher Vorstoß bei Manneckensvers; deutscher Torpedobootsvorstoß gegen die Bewachung des Ärmelkanals. — 16. Flugzeugangriff auf London, Dover und die französische Nordküste; Rücktritt des englischen Generalstabschefs Robertson. — 18. Erfolgreicher Vorstoß bei Tahure; Wiederaufnahme des Vormarsches in Rußland; Dünaburg und Luck besetzt. — 19. Englische Vorstöße bei Houthem, französische bei Juvincourt und Reims, italienischer auf dem Monte Pertica abgewehrt; Fortschritte in Rußland; Hilferuf der ukrainischen Rada. — 20. Französische Angriffe bei Moncel, Rochicourt und Manancourt abgewiesen; Leal, Parnigel, Lensal, Wenden und Rowno besetzt. — 21. Fortschritte in Estland, Livland und der Ukraine; Hapsal und Minsk besetzt. — 22. Walk und Dubno erreicht. — 23. Französische Vorstöße bei Chevregny und Mülhausen, italienischer am Col Caprile abgewehrt; weitere Fortschritte in Rußland; Rückkehr S. M. S. „Wolf". — 24. Pernau, Dorpat und Shitomir besetzt. — 25. Reval, Pleskau und Kolenkowitschi genommen; italienischer Vorstoß an der Brenta abgewiesen. — 26. Fortschritte in Rußland und in der Ukraine. — 27. Englische Angriffe am Houthoulsterwald und an der Scarpe abgewiesen; Graf Czernin beim König von Rumänien. — 28. Englische Angriffe bei Poelcapelle, italienische an der Brenta abgewehrt; erfolgreiche Vorstöße bei La Fère und Chavignon; Rjetschniga, Mosyr und Fastin genommen; Einmarsch ö.-u. Truppen in die Ukraine. — Ergebnis des U-Bootkrieges im Februar: 680 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 138 feindliche, 61 eigene Flugzeuge; 18 feindliche, 3 eigene Fesselballone.

März.

1. Erfolgreiche Vorstöße bei Reims, Prosnes, Haucourt, Tahure und Seicheprey; Fortschritte in Rußland; Kiew besetzt; Finnland erbittet deutsche Hilfe. — 2. Erfolgreiche Vorstöße bei Lombartzyde und Neuve Chapelle; französischer Angriff bei Corbény abgewiesen; Shmerinka besetzt. — 3. Unterzeichnung des Friedensvertrags mit Rußland; erfolgreicher Vorstoß an der Yser; Fortschritte in Podolien. — 4. Französischer Angriff bei Mouilly abgewiesen. — 5. Englischer Angriff bei Waasten abgewehrt; erfolgreicher Vorstoß bei Ornes; deutsche Landung auf den Alandsinseln. — 6. Erfolgreiche Vorstöße bei Dixmuiden und Avocourt. — 7. Friedensvertrag mit Finnland unterzeichnet; erfolgreiche Vorstöße bei Merckem, Festubert und La Neuville; Flugzeugangriff auf London, Margate und Sheerneß. — 8. Heftige Gefechte bei Merckem, Gheluvelt und an der Lys; Flugzeugangriff auf Paris. — 9. Englische Angriffe bei Monchy, französische bei Badonviller abgewiesen; erfolgreiche Vorstöße bei Reims und Markirch; Vormarsch gegen Charkow und Odessa; heftige Kämpfe in Palästina. — 10. Erfolgreiche Vorstöße in Flandern und an der Maas; deutscher Flugzeugangriff auf Neapel. — 11. Fliegerangriff auf Paris. — 12. Belgischer Vorstoß bei Nieuport abgewehrt; deutscher Sturmerfolg bei Prosnes; Erzerum wieder türkisch; heftige Kämpfe in Palästina. — 13. Deutsche und ö.-u. Truppen in Odessa; italienische Stellungen am Pasubio gesprengt; Luftschiffangriff auf Hartlepool. — 14. Französische Vorstöße bei Nauroy abgewiesen; Bachmatsch besetzt. — 15. Antwort Kaiser Wilhelms II. an die kurländische Abordnung. — 16. Französischer Angriff bei Avocourt abgewiesen; erfolgreiche Vorstöße bei Samogneux und Beaumont. — 17. Englische Vorstöße am La Bassée-Kanal abgewehrt; Nikolajew besetzt. — 18. Erfolgreiche Vorstöße in Flandern, bei Juvincourt und an der Maas. — 19. Erfolgreicher Vorstoß bei Bures. — 20. Erfolgreiche Vorstöße bei Ornes, Apremont und Romeny; Cherson besetzt; amerikanischer Schiffsraub an Holland. — 21. Beginn der Offensive zwischen Arras und La Fère. — 22. Große Fortschritte zwischen Arras und La Fère. — 23. Die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère gewonnen; Paris aus 120 Kilometer Entfernung beschossen. — 24. Neuer Sieg bei Bapaume; Nesle gestürmt, Guiscard und Chauny besetzt. — 25. Weitere große Erfolge im Westen; Grevillers, Courcelette, Eptalon und Busey genommen. — 26. Neue Fortschritte an der Somme; Albert, Roye und Noyon erstürmt. — 27. Weitere Erfolge bei Bapaume, Albert und an der Somme; Montdidier besetzt. — 28. Fortschritte an der Scarpe, bei Abancourt und Plessier. — 29. Beaucours und Mezières genommen; französische Angriffe gegen Montdidier abgewiesen. — 30. Neue Erfolge am Lucebach, zwischen Moreuil und Noyon; Fontaine und Fort Renaud gestürmt; Foch Generalissimus der Verbandsarmee. — 31. Fortschritte bei Moreuil; französische Angriffe bei Montdidier, Don und Matz abgewehrt. — Ergebnis des U-Bootkriegs im März: 689 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 340 feindliche, 81 eigene Flugzeuge; 23 feindliche, 11 eigene Fesselballone.

April.

1. Feindliche Angriffe bei Hebuterne und am Lucebach abgewehrt. — 2. Feindliche Angriffe bei Ayette und am Lucebach abgewiesen; erfolgreiche Vorstöße bei Moreuil und Hirzbach; Graf Czernins Rede über die Lage. — 3. Feindliche Angriffe bei Moreuil abgewehrt; Landung deutscher Truppen in Finnland; deutsch-türkische Erfolge am östlichen Jordanufer. — 4. Neue Sturmerfolge südlich von der Somme und bei Moreuil; bisherige Beute 90 000 Gefangene, über 1300 Geschütze; Jekaterinoslaw besetzt. — 5. Fortschritte an der Ancre; englischer Vorstoß bei Puisieux, französische Angriffe zwischen Montdidier und Moreuil abgewiesen. — 6. Englisch-französische Angriffe an der Ancre und Avre gescheitert; neue deutsche Erfolge an der Oise bei Amigny; erfolgreicher Vorstoß bei Beaumont. — 7. Neue Fortschritte bei Bichancourt-Barizis; englische Angriffe bei Hangard, französische bei Grivesnes abgewehrt. — 8. Weitere Erfolge am Südufer der Oise; Quincy und Landricourt genommen; Clemenceaus Enthüllungen über den Kaiserbrief. — 9. Neue große Erfolge zwischen Armentières und dem La Bassée-Kanal sowie am Südufer der Oise; Vormarsch in Finnland; Charkow besetzt. — 10. Weitere Fortschritte bei Armentières, Hollebeke, Messines, Warneton und Estaires. — 11. Armentières gefallen; Fortschritte gegen Baillau und Merville; französische Angriffe bei Moreuil abgewiesen. — 12. Weitere Fortschritte an der Lys und am La Bassée-Kanal; erfolgreiche Vorstöße zwischen Maas und

Mosel; Veröffentlichung des Briefes Kaiser Karls in Paris. — 13. Nieuwekerke, Merris und Vieux Berquin genommen; erfolgreicher Vorstoß bei Mihiel; französischer Angriff bei Hainvillers abgewiesen. — 14. Heftige feindliche Angriffe an der Lys abgewehrt; Rücktritt des Grafen Czernin. — 15. Wulverghem gestürmt; englische Angriffe gegen Locer, englisch-französischer am Lucebach abgewehrt. — 16. Passchendaele, Wytschaete, Bailleul und Cappelynde genommen; bulgarischer Erfolg in der Strumaebene. — 17. Poelcapelle, Langemark und Zonnebeke genommen; französischer Vorstoß bei Fliren abgewiesen. — 18. Erfolg bei Bethune; heftige feindliche Angriffe bei Wytschaete, Festubert, Givenchy, Morisel und Moreuil abgewehrt; Tschaplinka und Melitopol in Taurien besetzt; Vorstoß deutscher Torpedoboote gegen Dünkirchen und Nieuport. — 19. Erfolgreicher Vorstoß bei Markirch; Ergebnis der 8. deutschen Kriegsanleihe: über 14,5 Milliarden. — 20. Erfolgreicher Vorstoß bei Seicheprey; Einmarsch deutscher Truppen in die Krim. — 21. Antwort Kaiser Wilhelms II. an die estländisch-livländische Abordnung; feindliche Vorstöße bei Bethune abgewiesen; erfolgreiche Vorstöße bei Albert und Altkirch; Rittmeister Freiherr v. Richthofen nach seinem 80. Luftsieg gefallen. — 22. Feindliche Angriffe bei Avelun, englische am Doiransee abgewiesen; deutscher Erfolg bei Makowo; ö.-u. Flottenvorstoß in die Otrantostraße. — 23. Die Höhen bei Vleugelhoek gestürmt; feindliche Angriffe bei Bailleul und Bethune; Fortschritte in Finnland; deutsche Truppen in Simferopol; mißglückter englischer Flottenangriff auf Zeebrügge und Ostende. — 24. Neue Erfolge südlich von der Somme; Hangard genommen; französische Angriffe bei Vleugelhoek und in Albanien abgewehrt. — 25. Der Kemmelberg erstürmt; feindliche Angriffe südlich von der Somme abgewehrt; erfolgreicher Vorstoß bei Regniéville. — 26. Fortschritte bei Wytschaete; feindliche Angriffe bei Merville, Givenchy, Villers-Bretonneux und Hangard abgewiesen. — 27. Feindlicher Rückzug bei Ypern; Locer gestürmt; feindliche Angriffe bei Givenchy und Hangard sowie in Mazedonien abgewehrt. — 28. Französische Angriffe bei Hangard abgewiesen; erfolgreicher Vorstoß an der Maas. — 29. Deutsche Erfolge bei Vormezeele und Groote Vierstraat, französischer bei Locer; feindlicher Angriff zwischen Doiran- und Wardarsee, italienischer Vorstoß an der Piave abgewiesen; U-Bootangriff im Hafen von Carloforte; Sturz der ukrainischen Rada. — 30. Französische Angriffe bei Dranoeter abgewehrt; erfolgreiche Vorstöße bei Noyon und Faresnes; heftige Kämpfe in Finnland; Feodosia besetzt. — Ergebnisse des U-Bootkrieges im April: 652 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 271 feindliche, 123 eigene Flugzeuge; 15 feindliche, 14 eigene Fesselballone.

Mai.

1. Sebastopol besetzt; englische Angriffe am Jordan abgewiesen. — 2. Feindliche Angriffe bei Villers-Bretonneux und an der Avre, englische am Jordan abgewehrt; Taganrog besetzt. — 3. Englische Angriffe bei Arras und am Jordan abgewiesen; die finnischen Roten Garden zwischen Lahti und Tavastehus vernichtend geschlagen. — 4. Französische Angriffe am Kemmel und bei Bailleul, englische bei Hebuterne und am Jordan, italienische Vorstöße an der Piave abgewehrt; Anerkennung Litauens als unabhängiger Staat durch Deutschland. — 5. Feindlicher Vorstoß bei Locer abgewiesen; erfolgreiche Vorstöße bei Hangard, Brimont, Blamont und am Hartmannsweilerkopf; englische Niederlage am Jordan. — 6. Englische Angriffe an der Lys, zwischen Ancre und Somme und am Doiransee abgewehrt; erfolgreicher Vorstoß bei Courcy. — 7. Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Rumänien; feindliche Angriffe an der Straße Corbis—Bray abgewiesen. — 8. Deutscher Sturmerfolg am Yyverbach; feindliche Angriffe bei Reninghelst, Bucquoy und Albert abgewiesen; Rostow besetzt. — 9. Feindliche Vorstöße am Kemmel, Lucebach und an der Ancre abgewehrt. — 10. Französische Angriffe am Kemmel, bei Locer, Grivesnes und Apremont, englische bei Avoluy und Hangard abgeschlagen; erfolgreicher Vorstoß bei Makowo; englischer Sperrangriff gegen Ostende abgewiesen; italienischer Erfolg am Monte Corno. — 11. Feindliche Angriffe am Kemmel und an der Lys abgewehrt; erfolgreicher Vorstoß an der Avre; die Italiener am Monte Corno wieder geworfen. — 12. Englischer Angriff bei Albert abgewiesen; die Kaiserin-Witwe von Rußland und drei Großfürsten in der Krim gefangen. — 13. Englische Angriffe bei Givenchy abgewehrt. — 14. Erfolgreiche Vorstöße am Kemmel und an der Straße Bray—Corbis; feindlicher Angriff bei Castel abgewiesen. — 15. Feindlicher Angriff beim Senecatwald abgewehrt; Ablehnung des gleichen Wahlrechts in Preußen in dritter Lesung. — 16. Englische Vorstöße an der Scarpe und bei Beaumont abgewiesen; erfolgreiche Vorstöße bei Arras; chinesisch-japanisches Abkommen. — 17. Kämpfe bei Lassigny und in Albanien. — 18. Englischer Angriff bei Hulluch, italienischer am Monte Pertica abgewehrt; Massenverhaftungen in Irland. — 19. Englische Angriffe an der Ancre abgewiesen; Flugzeugangriff auf London und Dover; deutsche Note an Rußland wegen Loslösung von Livland und Estland. — 20. Heftige Angriffe gegen den Kemmel abgewiesen; ö.-u. Erfolg bei Mori, italienischer bei Caposile; italienischer Angriff bei Fenor abgewehrt. — 21. Feindliche Angriffe bei Kemmel und Locer, italienische am Col del Rosso abgewiesen. — 22. Feindlicher Vorstoß im Kemmelgebiet abgewehrt. — 23. Italienische Angriffe im Etschtal und am Monte Asolone abgewiesen. — 24. Feindliche Angriffe beim Kemmel und bei Albert, italienische Vorstöße bei Asiago und an der Piave abgewiesen; Beginn der russisch-ukrainischen Friedensverhandlungen. — 25. Englische Vorstöße bei Bucquoy, italienische im Tonalegebiet abgewehrt; Reichstagspräsident Dr. Kämpf †. — 26. Italienischer Erfolg am Tonalepaß; deutsche U-Boote an der amerikanischen Küste. — 27. Englisch-französische Niederlage südlich von Laon; der ganze Damenweg gestürmt; italienischer Erfolg bei Caposile. — 28. Fortschritte bei Soissons; Condé, Braisne, Fismes, Prouilly und Courcy genommen; französische Angriffe bei Ypern, italienische am Tonalepaß abgewiesen; feindlicher Erfolg bei Montdidier. — 29. Neue große Fortschritte an der Aisne; Soissons und die Nordwestforts von Reims genommen; die Linie Villemontoire—Fère en Tardenois—Brouillet—Branscourt erreicht; italienische Angriffe im Tonalegebiet und bei St. Dona abgewehrt. — 30. Neue Erfolge an der Ailette und Aisne; die Marne bei Arcy-Grand Rozoy erreicht; Romigny, Gueux und Thillois genommen; italienischer Angriff bei Caposile, französisch-griechische in Mazedonien abgewiesen. — 31. Die Linie Nouvron—Fontenoy—Chaudin—Blanzy—Höhen von Neully und Château-Thierry—Verneuil—Champigny erreicht; feindliche Angriffe bei Ypern abgewehrt. — Ergebnisse des U-Bootkrieges im Mai: 614 000 Bruttoregistertonnen. — Verluste im Luftkrieg: 413 feindliche, 180 eigene Flugzeuge; 23 feindliche, 28 eigene Fesselballone.

Juni.

1. Englische Angriffe an der Lys und bei Albert abgewiesen; neue Erfolge bei Noyon, am Ourcq und vor Reims; heftige Gegenangriffe bei Verneuil und an der Avre, italienischer Vorstoß an der Piavemündung abgewehrt. — 2. Feindliche Angriffe bei Bailleul und an der Lys, sowie heftige Gegenangriffe am Ourcq abgewiesen; Fortschritte nördlich von der Aisne, bei Chaudun und Château-Thierry. — 3. Der feindliche Widerstand westlich von Soissons gebrochen, heftige Gegenangriffe am Ourcq abgewehrt; neue Erfolge bei Château-Thierry. — 4. Fortschritte an der Aisne. — 5. Erfolgreiche Kämpfe an der Aisne und im Savièresgrund; bisherige Beute der Kronprinzenarmee: 55 000 Gefangene, über 650 Geschütze und 2000 Maschinengewehre. — 6. Erfolgreicher Vorstoß am Kemmel; feindliche Angriffe an der Aisne und bei Château-Thierry abgewiesen; Fortschritte bei Sarcy; italienische Vorstöße an der Piave, am Monte Sisemol, bei Quero, Mori und auf dem Tonale abgewehrt; ö.-u. Erfolge auf dem Monte Spinucchia. — 7. Feindliche Angriffe bei Château-Thierry und an der Ardre, italienische Vorstöße zwischen Asiago und der Brenta abgewiesen. — 8. Französische Angriffe bei Ypern, an der Aisne und am Ourcq, englische bei Beaumont, amerikanischer bei Château-Thierry, italienische in Judicarien, bei Asiago und auf dem Monte Pertica abgewehrt. — 9. Sturmerfolge bei Mortemer, Orvilliers, Gury, Ricquebourg, Lamotte und Lassigny; italienische Vorstöße bei Caposile abgewiesen. — 10. Feindliche Angriffe zwischen Ancre und Somme und bei Assainvillers abgewehrt; Fortschritte bei Mery, Marqueglise und Thiescourt; französische Vorstöße bei Château-Thierry, italienische an der unteren Piave abgewiesen. — 11. Schwerste französische Verluste von Ploiron bis Antheuil und bei Château-Thierry; der Carlepontwald von den Franzosen geräumt; italienische Vorstöße am Stilfser Joch, bei Asiago und am Monte Asolone abgewiesen. — 12. Französische Angriffe südwestlich von Noyon und bei Château-Thierry abgewehrt; Sturmerfolge bei Cutry-Dommiers und Courcy. — 13. Französische Angriffe bei Vormezeele, Vierstraat, Courcelles, Mery, an der Oise und in Albanien abgewiesen; Fortschritte bei Villers-Cotterets. — 14. Feindliche Angriffe an der Ancre, bei Villers-Cotterets und in Albanien abgewiesen; 10 000 Russen bei Taganrog vernichtet. — 15. Englische Angriffe bei Merris und Bethune, französische bei Dommiers und Villers-Cotterets abgewehrt; ö.-u. Offensive in Venezien; die Piaveübergänge gewonnen; Erfolge am Montello, an der Brenta, bei Riva und im Adamellogebiet. — 16. Fortschritte am Montello, bei San Dona und Caposile. — 17. Feindliche Angriffe bei Albert, an der Aisne und bei Château-Thierry abgewiesen; weitere Fortschritte in Venezien; heftige italienische Gegenangriffe abgewehrt; Rücktritt des Ministeriums Radoslawow. — 18. Feindliche Angriffe am Nieppewald, bei Bethune, Dommiers und Clignon abgewiesen; ö.-u. Erfolge am Kanal Fosetta und am Montello; schwere italienische Verluste vor Treviso, zwischen Piave und Brenta, bei Asiago und auf dem Sasso Alto. — 19. Feindliche Vorstöße in Flandern, bei Clignon und Ornes abgewehrt; Sturmerfolg bei Seicheprey; in Venezien schwerste italienische Verluste; ö.-u. Fortschritte vor Treviso; die russische Schwarzmeerflotte in Sebastopol unter deutscher Kontrolle. — 20. Englische Angriffe bei Merris und Albert, französische bei Noyon, amerikanische bei Château-Thierry, italienische an der Piave und auf dem Montello abgewiesen. — 21. Feindliche Angriffe zwischen Arras und Albert, bei Vandelicourt und Château-Thierry, italienische am Montello und bei San Dona abgewehrt; in Venezien bisher 40 000 Gefangene. — 22. Englischer Angriff bei Morlancourt, französischer bei Mery abgeschlagen. — 23. Deutscher Erfolg bei Badonviller; die ö.-u. Armeen hinter die Piave zurückgenommen. — 24. Feindlicher Angriff an der Aisne abgeschlagen; schwere italienische Verluste zwischen Asiago und der Piave. — 25. Englischer Angriff südlich von der Scarpe, feindlicher bei Château-Thierry, italienischer auf der Zugna abgeschlagen; erfolgreicher Vorstoß bei Bures. — 26. Feindlicher Vorstoß bei St. Mihiel, italienische Angriffe bei Bezzecca, im Etschtal, auf der Zugna und am Col del Rosso abgeschlagen. — 27. Italienische Vorstöße im Presenagebiet und bei Canove abgeschlagen; Flugzeug- und Torpedobootsgefechte an der flandrischen Küste. — 28. Englische Angriffe nördlich von der Lys, französische südlich von der Aisne abgeschlagen. — 29. Feindliche Vorstöße südlich vom Ourcq, italienische am Col del Rosso und Monte di Val Bella abgeschlagen; deutscher Erfolg am Hartmannsweilerkopf. — 30. Englische Angriffe bei Albert, französische bei Saint Pierre-Aigle abgeschlagen; Col del Rosso und Monte di Val Bella geräumt. — Beute im Westen seit 21. März: 191 454 unverwundete Gefangene, 2476 Geschütze, 15 024 Maschinengewehre. —

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Ebenso wuchtig, wie sie begonnen hatte, nahm die **Offensive der Mittelmächte** gegen **Italien** ihren Fortgang.

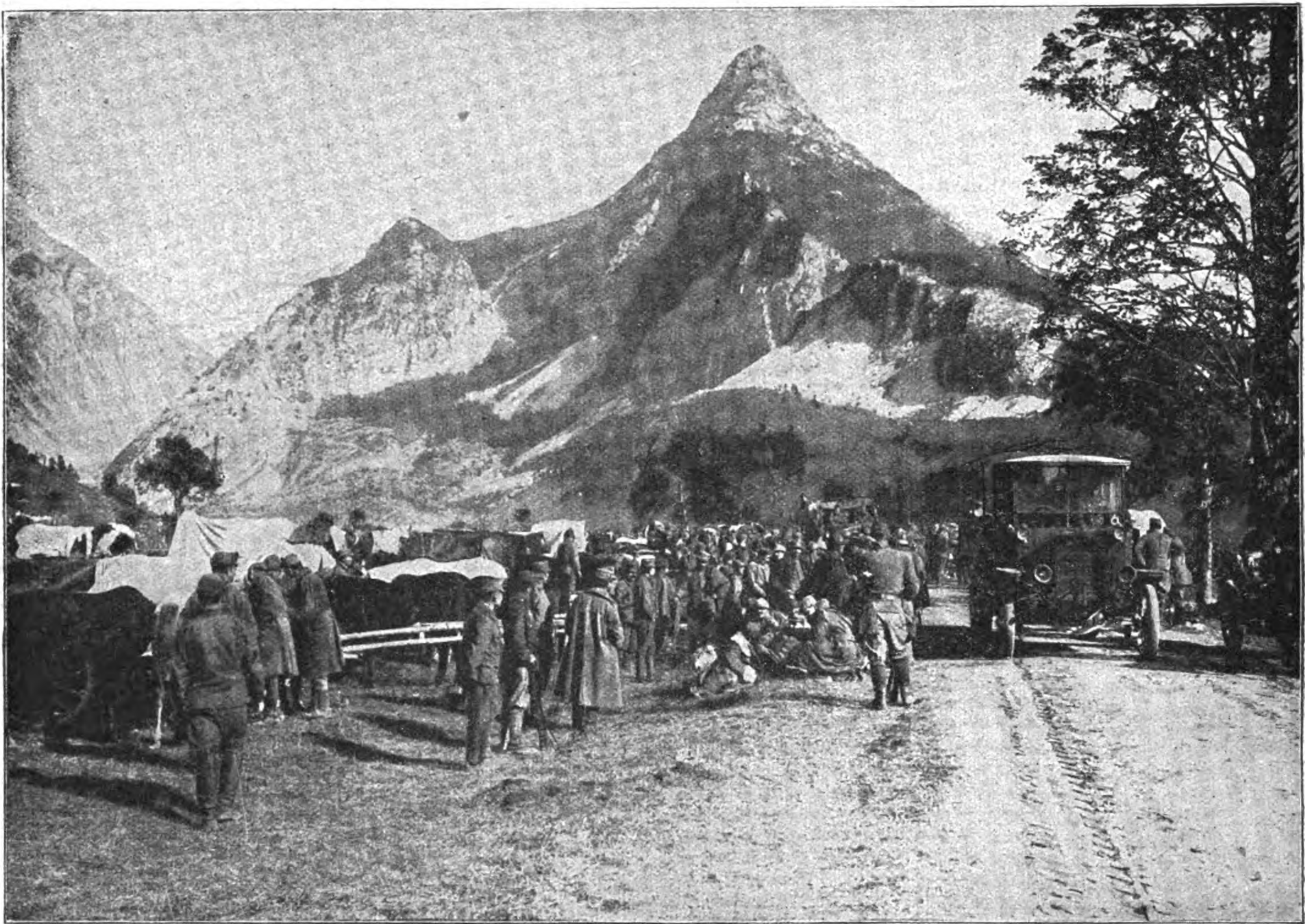
Die Schlacht von Tolmein und die nicht weniger heiße **Schlacht im Karst hatten** die ganze italienische Isonzofront **zertrümmert. Die zweite** Armee unter Capello büßte **infolge des Durchbruchs** der Verbündeten im Gebirge fast **ihre ganze Artillerie und** eine große Zahl geschlossener **Verbände ein und wälzte** sich, nachdem am 30. Oktober **Udine (siehe Bild S**eite 7) in die Hände der Angreifer gefallen war, **zerschlagen und** moralisch auf das tiefste erschüttert **gegen den Tagliamento** (siehe die Karte Seite 11) **zurück, während sich einige** ihrer am südlichsten stehenden **Teile der nun ebenfalls** im vollen Rückzuge befindlichen **Armee des Herzogs von** Aosta anschlossen.

In breiter Front gingen die Armeen von Below und **Boroevic über den Isonzo** und drängten den Italienern **nach. Auch der äußerste** linke Flügel der österreichisch-**ungarischen Truppen hatte** nun kräftig ausgegriffen. Zwar **hatten die Italiener noch** einmal versucht, sich am Kalkofen **von San Giovanni festzusetzen**, doch in scharfem Nachtgefecht **wurden sie zersprengt und** der Stoß der Verbündeten bis zu den Adriawerken vorgetragen, wo der letzte Widerstand der Feinde gebrochen wurde. Durch diese hartnäckige Gegenwehr, die die Brigade Padova auf dem äußersten Südflügel zu leisten hatte, hofften die Welschen, vor allem die geradezu unersetzlichen Sdobbabatterien wenigstens teilweise bergen zu können. Diese Batterien waren der Stolz der Italiener auf dem Südflügel gewesen. Mit unendlichem Fleiße hatten sie hier in diesem sumpfigen Gelände seit langem einen artilleristischen Mittelpunkt geschaffen, der aus nicht weniger als achtzig Geschützen schweren und schwersten Kalibers bestand, die teils fest eingebaut, teils auf Pinassen untergebracht waren, die je nach Bedarf ihren Platz wechseln konnten. Diese verhältnismäßig große Beweglichkeit der Riesenkanonen machte sie zu sehr unangenehmen Gegnern, da sie oftmals Stellungswechsel vornahmen, um sich der feindlichen Feuerwirkung zu entziehen. Ihre höchste Kraftentfaltung entwickelten sie in der zehnten und elften Isonzoschlacht, wo diese achtzig schweren Geschütze die Hermada, den Schlüssel des südlichen österreichisch-ungarischen Karstabschnittes, unter Feuer nahmen. Als die Nachrichten von dem für die Italiener ungünstigen Verlaufe der großen Doppelschlacht Tolmein-Görz an die Sdobbaartillerie kamen, verschoß diese zunächst mit höchster Feuergeschwindigkeit ihre Munition, dann wurden die schweren Positionsgeschütze gesprengt und die Pinassen bekamen den Befehl, abzufahren. Doch kaum befand sich ein Teil dieser Fahrzeuge auf dem Wege, als ein österreichisch-ungarisches Geschwader von Torpedobooten vor der Sdobbamündung erschien und diese sperrte, so daß den Italienern nichts anderes übrig blieb, als die noch in der Mündung liegenden Pinassen zu versenken; ein unermeßlicher und geradezu unersetzlicher Verlust. Als dies geschehen war, dampfte das Geschwader nach Grado. Hier hatten bis zum 27. Oktober noch gegen achttausend Italiener gestanden. An diesem Tage war jedoch die Hauptmacht abmarschiert, nachdem das Material des großen Flughafens, eines bedeutenden Stützpunktes des italienischen Luftfahrzeugwesens, weggeschafft worden war. Die zurückgelassene Nachhut nahm die Gelegenheit wahr, um ein wenig zu plündern, und steckte auch die große Sardinenfabrik in Brand. Als jedoch die ersten österreichisch-ungarischen Truppen — Triester Jungschützen und die Marburger Schützen — vor Grado eintrafen, trat sie schleunigst den Rückzug an und überließ den Ort am 30. Oktober ihren Gegnern, die damit einen neuen Stützpunkt erhielten.

Während so der linke Flügel der Verbündeten scharf vorging, war auch die Hauptmasse in flottem Vormarsche gegen die mit zahlreichen Befestigungen ausgestattete Tagliamentolinie geblieben, die nun das nächste größere Hindernis bildete. An ihr hoffte die italienische Heeresleitung erneut die geschlagenen Truppen in die Hand zu bekommen und den Verfolgern Halt gebieten zu können. Der Fluß war durch die Regengüsse der letzten Wochen stark angeschwollen und führte Hochwasser. Über den Tagliamento vermittelten wohl eine ganze Anzahl Brücken den Übergang, doch bestand die große Gefahr, daß sich diese, besonders im Südabschnitt, als nicht ausreichend erweisen würden. So kam es auch. Die Armee des Herzogs von Aosta hatte längeren Widerstand geleistet als die Armee Capellos; sie hatte es auf ihrem Rückzuge durch Nachhutgefechte auch ermöglicht, wenigstens einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Kriegsgerätes zu retten. Dadurch war es aber auch gekommen, daß die auf dem rechten Flügel der Armee Below vorgehenden Heeresteile, die die vollkommen geschlagenen Scharen Capellos vor sich hertrieben, die letzten Divisi-



Österreichisch-ungarischer Vorposten auf der Höhe im Vallarsatal am Gardasee.
Nach einem Originalgemälde des k. u. k. Standschützenleutnants und Kriegsmalers Hans Bertle.



Auf einer Vormarschstraße bei Flitsch. Phot. Bild- und Film-Amt.

nen der Armee Aosta bereits weit überflügelt hatten. Als das italienische Heer an die Tagliamentolinie kam, trat eine weitere Stockung ein, da sich naturgemäß alles an den wenigen Brücken zusammendrängte und hauptsächlich die Kolonnen, die dem Heere vorausgezogen waren, die Straßen und Brücken völlig sperrten. Während sich nun die letzten Divisionen der Armee Aosta noch frontal gegen die heftig nachdrängenden Teile der Armee Boroevic schlugen, brach von Norden her eine deutsche, und vom Mündungsgebiet des Tagliamento aus eine österreichisch-ungarische Gruppe, alle Hindernisse aus dem Wege räumend, zu den Tagliamentobrücken durch, und die Italiener saßen in der Falle. Von allen Seiten angegriffen, blieb, nachdem einige Durchbruchsversuche mißglückt waren, den abgeschnittenen Divisionen — zusammen 60 000 Mann, das heißt etwa zwei Armeekorps, mit allem Heeresgerät ausgerüstet, darunter mehrere hundert Geschütze — nichts anderes übrig, als am 1. November bei Latisana die Waffen zu strecken (siehe Bild Seite 4/5); ein glänzender Erfolg der Heerführung der Mittelmächte. Die Gesamtzahl der Gefangenen erhöhte sich damit auf 180 000, die der Geschütze auf über 1500.

So waren die Verfolger denn allgemein an den Tagliamento herangekommen. Die Brückenkopfstellungen der Italiener auf dem Ostufer wurden nach kurzem Kampfe genommen und dabei abermals 3500 Gefangene (siehe Bild Seite 3) gemacht. Dann schritt man zu dem mit großen Schwierigkeiten verbundenen Übergange über den Fluß. Das mit den neuesten Mitteln ausgebaute Befestigungssystem am Tagliamento sollte ursprünglich in einem Kriege mit Österreich-Ungarn den Aufmarsch der italienischen Heere ermöglichen und gleichzeitig eine günstige Verteidigungslinie abgeben. Im Norden bilden die auf zehn bis fünfzehn Kilometer Entfernung um Osoppo liegenden Panzerforts das Befestigungssystem von Friaul Nord. Im Süden gruppieren sich auf fünf bis acht Kilometer von Codroipo die Befestigungsanlagen von Friaul Süd. Diese schon im Frieden recht starke Befestigungsanlage war dann im Laufe des Krieges noch weiter verstärkt worden, damit sie für alle Fälle als Aufnahmestellung dienen konnte.

Am 5. November begann der Übergang, der insofern eine Erleichterung erfuhr, als sich die Verhältnisse durch wesentliches Fallen des Wassers gebessert hatten. Zwölf Kilometer nördlich von Pinzano teilt sich der Tagliamento in eine ganze Anzahl Arme, die viele kleine Sandinseln umspülen. An dieser Stelle setzte die Division Prinz Schwarzenberg, teils watend, teils in Booten, über den Tagliamento und überrannte die Italiener in überraschendem Angriff. Die Division stieß sofort so weit vor, als notwendig war, um Raum für die Anlage eines die Übergangstelle deckenden Brückenkopfes zu gewinnen. Die Italiener erkannten die große Gefahr, die in dem Festsetzen dieser Division auf dem rechten Tagliamentoufer lag. Was noch irgend an kampffähigen Truppen vorhanden war, wurde schleunigst herbeigeführt, um durch scharfen Gegenstoß die Feinde wieder auf das linke Tagliamentoufer zurückzuwerfen. Doch alle Anstürme waren vergebens. Zwei Tage und zwei Nächte hielt die heldenmütige Division allen Angriffen der Italiener stand, dann waren genug Verstärkungen zu ihr gestoßen, so daß sie mit diesen zusammen in großzügiger Weise zum Angriff übergehen und, nach Westen durchbrechend, die ganze Tagliamentofront der Italiener aufrollen konnte, die nun eiligst in Richtung auf die Livenza ihren Rückzug antraten. Nicht wenig Einfluß auf diese Bewegung hatte der starke Druck, den nun auch die Armee Krobatin ausübte, die sich von Norden her in Bewegung setzte.

Am 28. Oktober hatten Teile der Armee Krobatin, die nach Einnahme des Plöckenpasses in südlicher Richtung vordrang, durch die Erstürmung eines der Panzerforts von Gemona eine tiefe Bresche in den Befestigungsgürtel von Friaul Nord gerissen. In Gemona gabelt sich die von Piani — wo sich die Bahnlinien aus dem Fellatal und von Tolmezzo vereinigen — kommende Bahnlinie nach Udine und Spilimbergo; die Bedrohung des Knotenpunktes Gemona bedeutete daher auch die Bedrohung der Rückzugslinie der zwischen dem Plöckenpaß und Pontebba (siehe Bild Seite 6 unten) stehenden italienischen Kräfte, die infolge dieses raschen Zugreifens auch tatsächlich später zum weitaus größten Teile in die Hände der Verbündeten gefallen sind.

Sobald auf dem östlichen Tagliamentoufer die Einleitung rückgängiger Bewegungen bei den Italienern erkannt wurde, packte auch bei Codroipo die Heeresgruppe Henriquez frontal scharf an, erkämpfte sich den Übergang und schlug die Italiener, die unter Zurücklassung von 6000 Gefangenen und einer Anzahl von Geschützen auf die Livenzalinie zurückgingen. Der schnelle Vormarsch der Truppen der Mittelmächte in der oberitalienischen Tiefebene mußte naturgemäß den größten Einfluß auf die noch im Gebirge stehenden Heeresteile der Feinde haben, an deren natürlichen Rückzugslinien die vordringenden deutschen und österreichisch-ungarischen Kolonnen (siehe die Bilder Seite 2 und 6) bereits vorbeizogen. Vom Kreuzbergsattel bis zum Rollepaß wankte die ganze italienische Dolomitenfront, um so mehr, als auch Feldmarschall Krobatin energisch frontal andrängte. So bröckelte ein Stein nach dem anderen aus dem Befestigungswerke Italiens.

Am 5. November zogen österreichisch-ungarische Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung in Cortina d'Ampezzo ein, auf dem Col di Lana flatterten stolz wieder die Fahnen Habsburgs, San Martino di Castrozza im Primoer Tale wurde zurückgewonnen. Vom Fellatale bis zum Col Bricon nördlich vom Suganatale waren die Italiener in einer Breite von mehr als hundertfünfzig Kilometern im vollen Rückzuge aus ihren seit mehr als zwei Jahren ausgebauten Stellungszonen.

In Eilmärschen folgten inzwischen die deutschen Truppen mit ihren Verbündeten den Feinden. Wohin die Verfolger blickten, sahen sie Spuren eines entsetzenvollen Rückzuges. Unter dem dauernden scharfen Nachdrängen ihrer Gegner und in beständigen Gefechten hatten sich die italienischen Verbände stark gelockert; es war auch nicht mehr möglich gewesen, rechtzeitig das Gebiet der italienischen Etappe, das die siegreichen Truppen nun durchzogen, auch nur annähernd zu räumen. Alle Straßen waren voll von Fahrzeugen, Kolonnen, stehengelassenen Kraftwagen, darunter eine ganze Anzahl meist unversehrter Automörser, und von Wagenparken. Auch Eisenbahnzüge mit Verpflegungsmitteln und Ausrüstungsgegenständen fanden sich vor, besonders aber geradezu Riesenmengen an Munition, die angehäuft worden waren, um in der von den Italienern beabsichtigten zwölften Isonzoschlacht Verwendung zu finden. Scharen flüchtiger Einwohner: Männer, Frauen und Kinder, die ihre zusammengerafften Habseligkeiten zu retten trachteten, wurden überholt, darunter Fahrzeuge mit Truppen, die so im Vorbeimarschieren mit zu Gefangenen gemacht wurden (siehe Bild Seite 9). Versuche zur Zerstörung der Schätze, die er im Stich lassen mußte, hatte der Feind unternommen, doch war es ihm nicht möglich gewesen, sein Vorhaben ganz durchzuführen. Feuerschein am Himmel zeigte an, wo es den Fliehenden noch gelungen war, einige Niederlagen in Brand zu stecken und den nach Hunderten von Millionen zählenden Verlust um einige weitere Millionen zu erhöhen. Die verloren gegangenen großen Munitionslager versuchten die Italiener sogar noch mit Hilfe ihrer Flieger zu vernichten. Diese warfen Bomben auf die Niederlagen, um die Munitionsmassen durch Volltreffer zur Explosion zu bringen. Der Zweck, die Gegner um die wertvolle Beute zu bringen, wurde nur in recht bescheidenem Maße erreicht, dagegen war der Schaden, den die Flieger dem eigenen Lande zufügten, ziemlich beträchtlich, denn wo zufällig ein Munitionstapel getroffen wurde, zerstörten die Explosionen der schweren Granaten durch den Luftdruck und die Sprengstücke die in ihrer Nähe gelegenen italienischen Siedlungen.

Rastlos ging es vorwärts. Fortwährend erhöhten sich die Gefangenenziffern, täglich mußten italienische Heeresteile, die aus dem Gebirge herniederstiegen, kapitulieren,

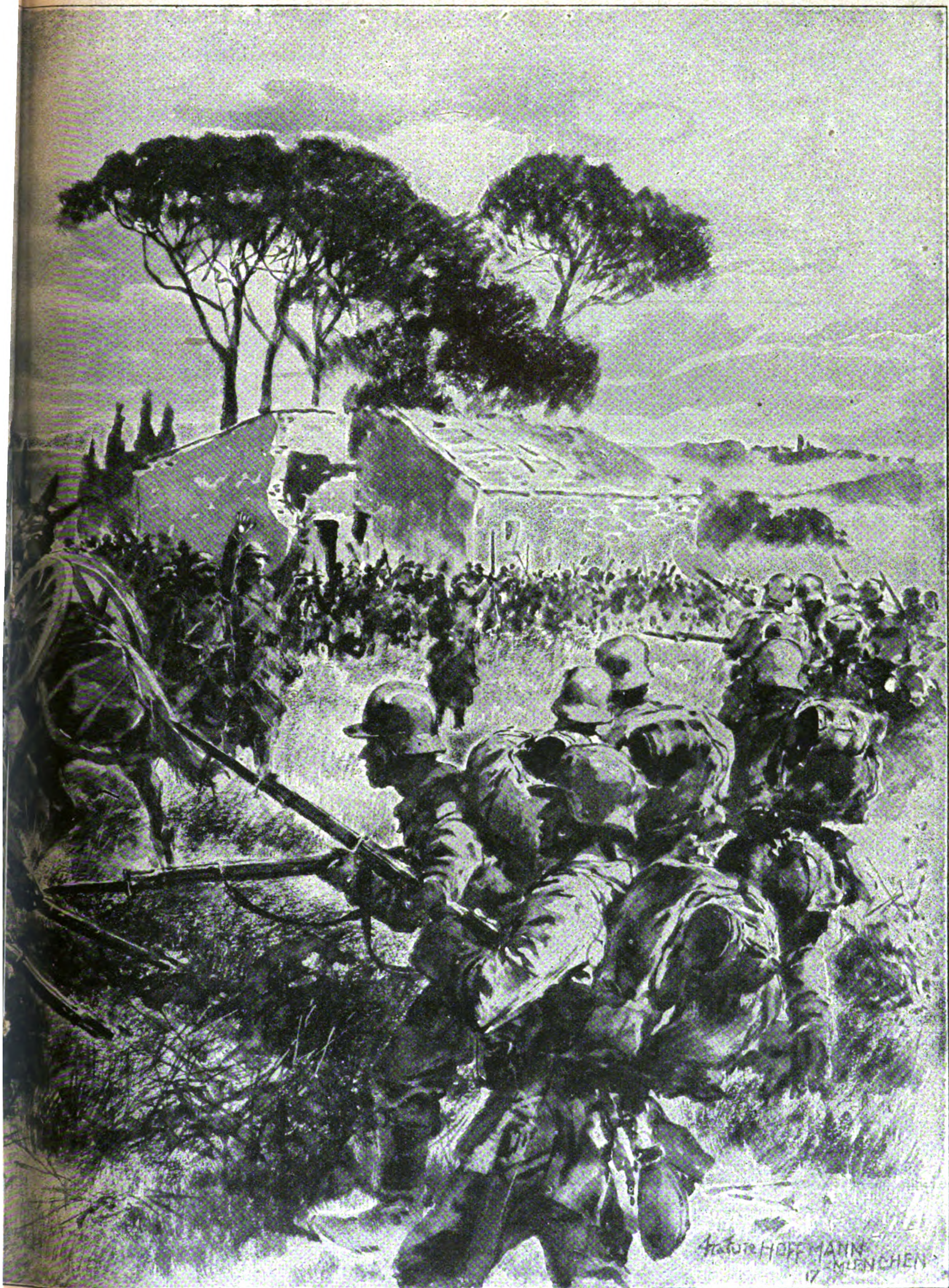


Phot. Bild- und Film-Amt.

Abführung gefangener Italiener im Isonzotal.

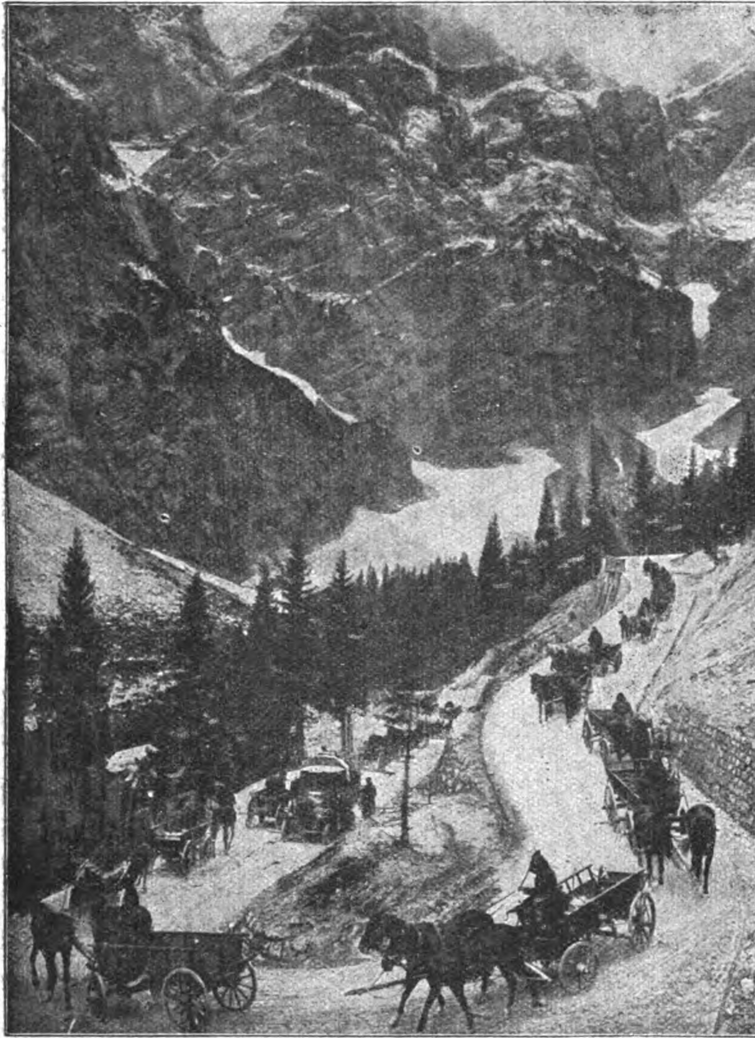


Durch brandenburgische und schlesische Divisionen von Norden her abgeschnitten und durch österreichisch-ungarisch Korps von Süden umfaßt, strecken östlich vom unteren Tagliamento mehr als 60 000 Italiener die Waffen



he
n.

Nach einer Originalzeichnung
von Professor Anton Hoffmann.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Österreichisch-ungarische Trainkolonne im Vormarsch auf einer der Paßstraßen bei Flitsch.

Am 7. November wurde die Livenzalinie erreicht und nach kurzem, heftigem Kampfe auch überschritten. Bereits zwei Tage später, am 9., standen deutsche und österreichisch-ungarische Streitkräfte in breiter Front von Susegana bis zum Meere an der unteren Piave, die infolge starker Regenfälle ebenfalls Hochwasser führte wie der Tagliamento. Noch ehe die Piave von den Verbündeten erreicht wurde, hielten es die Italiener für geraten, Venedig (siehe Bild Seite 10) als offene Stadt zu erklären.

Auch die italienischen Linien in den Dolomiten und in Tirol waren nun in ihrer ganzen Ausdehnung in Bewegung gekommen. Mit wuchtigem Stoß durchbrachen österreichisch-ungarische Truppen die feindlichen Befestigungsanlagen am Monte Paralba und schoben sich von dort aus in zehntägigen blutigen Kämpfen gegen Pieve di Cadore und Vigo vor, dessen starke Anlagen am 9. November genommen wurden. Zur gleichen Zeit, als die Italiener diese Niederlage erlitten, die ihnen allein 10000 Mann an Gefangenen, dazu 94 Geschütze, eine große Menge Maschinengewehre und sehr viel sonstiges Kriegsmaterial kostete, rückten andere Heeresteile der Verbündeten im Cordevoletale gegen Agordo vor, das nach kurzem, scharfem Kampfe in die Hände der Angreifer fiel.

Dann aber erfolgte auch ein Stoß an dem empfindlichsten Punkte der ganzen italienischen Front. Unter dem besten Kenner der Italiener, dem Marschall Conrad v. Hötzendorf, gewannen österreichisch-ungarische Kräfte, das Val d'Assa überschreitend, die Hochfläche von Asiago, überquerten diese und stürmten am 9. November auch die Stadt Asiago in erbittertem Straßenkampfe. Man darf hier nicht außer acht lassen, daß eine Armee, die an dieser Stelle aus Südtirol in die oberitalienische Tiefebene eindringt, alle feindlichen Stellungen bis zur Etsch flankiert und gebieterisch zur Räumung von ganz Venetien und zur Zurückverlegung der italienischen Verteidigungsfront in die Linie Verona—Padua nötigt. Mit dieser Notwendigkeit hatte man im Lager des Vierverbands anscheinend auch schon gerechnet. Um die Gefahr zu beschwören, setzten die Italiener am 10. November einen heftigen Gegenstoß gegen Conrads Streiter an, mit dem

da ihnen der Rückweg völlig verlegt war, und immer mehr schob sich die Front der vorgehenden Sieger zusammen, wodurch die Stoßtiefe und Stoßkraft entsprechend größer wurde. Hinter der Front der siegreichen Truppen, südlich von Tolmezzo, mußte am 7. November nach ehrenvollem Kampfe eine 17000 Mann starke italienische Gruppe mit etwa 80 Geschützen, die es vermocht hatte, sich, gestützt auf die Werke von San Simeone, gegen die umfassenden Angriffe deutscher Jäger und österreichisch-ungarischer Gebirgstruppen zu behaupten, die Waffen strecken. Noch am Tage vorher waren die Geschütze dieser eingeschlossenen Gruppe in Tätigkeit gewesen, dann sprengte sie die Werke und ergab sich, nachdem ihre Durchbruchsversuche keinen Erfolg gehabt hatten. Die bis zu diesem Tage von den Verbündeten eingebrachten Gefangenen beliefen sich auf mehr als 250000 Mann, die Zahl der eroberten Geschütze auf über 2300.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Blick auf die Orte Pontebba (rechts) und Pontafel (links) in den Karnischen Alpen.

Die Orte werden durch den Corfinbach voneinander getrennt.

es ihnen auch gelang, ihre Verfolger ein wenig zurückzudrücken. An diesem Tage traf die Italiener aber schon neues Unheil. Sie büßten Belluno ein, und im südlichen Teil der mittleren Piave entrissen ihnen die Truppen Belows den Brückenkopf von Vidor.

Wenn man bis hierher das ganze Unternehmen gegen Italien überblickt, so kommt man zu der Überzeugung, daß es, sowohl was Anlage wie auch Durchführung anbetrifft, ein strategisches wie taktisches Kunstwerk darstellt, dessen Ausführung eben nur dann möglich war, wenn einem Manne wie Hindenburg solche Heerführer wie Below, Boroevic, Krobatin und Conrad v. Hötzendorf zur Verfügung standen und sich deren Truppen mit einem solchen Heldenmute und einer derartigen stählernen Zähigkeit schlugen, wie es hier der Fall gewesen ist. —

Der Zusammenbruch der italienischen Armeen erregte bei den Verbandsmächten die größte Bestürzung. Unverzüglich wurde eine Hilfsunternehmung Frankreichs und Englands beschlossen, die Grenzen gegen die Schweiz wurden gesperrt und Hilfstruppen fuhren aus Frankreich über die italienische Grenze. In kürzester Zeit sollte die Lage auf dem italienischen Kriegschauplatze wiederhergestellt und Deutsche, Österreicher und Ungarn schon am Tagliamento zum Stehen gebracht werden. Das war freilich leichter gesagt als getan. Da übrigens die Bundesbrüder Italiens ihre eigenen Fronten nicht schwächen wollten, so wurde zunächst wieder eine Konferenz abgehalten. Sie tagte in Rapallo. Zu den Teilnehmern gehörten der französische Ministerpräsident Painlevé und General Foch, aus England erschien Lloyd George mit dem Generalstabschef Robertson und dem Burengeneral Smuts, während sich von den Italienern außer dem König der Ministerpräsident Orlando und der Oberbefehlshaber Cadorna beteiligten. Das Ergebnis der Besprechung war die Bildung eines „Politischen Rates der Verbündeten" für die gesamte Westfront, dem ein „ständiger, beratender, militärischer Ausschuß" aus hervorragenden Generalen zur Seite stehen sollte. Letzterem gehörten für England General Wilson, für Frankreich General Foch und für Italien General Cadorna an. Dieser wurde infolgedessen am 7. November vom Oberbefehl über das italienische Heer entbunden; an seine Stelle trat General Diaz mit den Generalen Badoglio und Giardino als Unterführern. Italien war mit diesem militärischen Ausschuß um eine weitere Bevormundungseinrichtung bereichert. —

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Die italienische Stadt Udine nach ihrer Einnahme durch die Verbündeten.

Illustrierte Kriegsberichte.

In letzter Stunde.

Ein Erlebnis bei der Eroberung Libaus. Von Eva Gräfin von Baudissin.

„Was sagen Sie nun, Werner?! Denn natürlich wissen Sie schon —"

„Ja, natürlich weiß ich schon," antwortete der eben das nüchterne Geschäftszimmer der Firma Brown & Co. betretende junge Herr mit schwerer Stimme. Unwillkürlich hatte er sich der deutschen Sprache bedient, und als der junge Chef des Hauses, der ihn angerufen hatte, warnend: „pscht" machte und dabei den Finger auf die Lippen drückte, sah er sich ruhig und erwartungsvoll um: einerlei jetzt — es galt Farbe zu bekennen — —

Aber der Engländer wollte seinen Angestellten nicht ins Unglück rennen sehen, wie er behauptete — innerlich gab es freilich noch einen anderen Grund für seine Fürsorge — und so trat er rasch auf Werner Twersky zu, sagte so laut, daß alle im Raume Anwesenden es hören mußten: „Berichten Sie mir über den Abschluß wegen der Kanalisation der Vorstadt" und zog ihn ans Fenster, vor dem ein quergestellter Schreibtisch mit hohem Aufsatz einen etwas geschützten Winkel bildete.

Ein paar Minuten standen die beiden wortlos nebeneinander, zwischen denen das Arbeitsverhältnis mehr als ein loses Band gewoben hatte. Der Engländer schätzte an Werner Twersky die vollkommene Zuverlässigkeit — etwas äußerst Seltenes im heiligen russischen Reiche —, dazu seinen Fleiß und die praktische Erfahrung, die er Land und Leuten gegenüber besaß; und Werner Twerskys Sympathie, mehr war es wohl nicht, gründete sich auf die Anerkennung des Gerechtigkeitsinnes des anderen, der zwar sein Geschäft und die eigenen Interessen stets allem voranzustellen wußte, es aber trotzdem verstand, grobe Willkürlichkeiten zu meiden,

mit denen man sonst überall in diesem Lande zu rechnen hatte. So waren die beiden jungen Leute gut miteinander ausgekommen, bis der Ausbruch des Krieges im August 1914 plötzlich ihre politischen Meinungen aufdeckte und sie fast zu Gegnern machte. Das heißt, der Engländer hatte ein wohlmeinendes, verzeihendes Lächeln für die Schwärmerei seines Freundes, ein ererbtes Anhängsel, wie er es nannte, und ein letzter Beweis von Werners deutscher Abstammung mütterlicherseits. Denn daß er im Ernst zu den deutschen „Barbaren" hielte, die ohne jede innere oder äußere Nötigung einen Weltkrieg heraufbeschworen, das glaubte er nicht. Das konnte nur eine Selbsttäuschung sein. Freilich hatte er früher selbst einmal im Spaß behauptet, daß gerade die Vorzüge, die er an Werner schätzte, germanischen Ursprungs seien, hatte auch dessen Neigung zu deutscher Kunst und Philosophie gewürdigt und geteilt, soweit seine Nüchternheit das zuließ. Daß sich Werner Twersky innerlich aber doch als reiner Russe fühlte und sich jetzt auf die Seite seines Vaterlandes stellen würde, war ihm kaum zweifelhaft. — Wie oft hatten sie an diesem Fenster kameradschaftlich am Freitagabend nebeneinander gestanden und gewartet, bis sich unten auf dem unsagbar schmutzigen Hof die Türen der dunklen Hinterhäuser öffneten und wie kostbare Blumen auf Mistbeeten die Jüdinnen in den neuesten Pariser Kleidern auftauchten, um zum Gottesdienst im Tempel zu wandern!

„Schade um sie," hatte Werner oft gesagt, „schade auch um sie und dies Land!"

Immer wieder mußte Frank Brown dann über die „unglückliche Liebe" des Freundes lachen, auch über den Zwiespalt in dessen Seele. Warum beschwerte er sich selbst, weshalb warf er nicht Bedenken, Zweifel, Wünsche nach Besserung über Bord, weshalb sann er nach, welchem Land sich sein Herz zuwandte, versuchte ewig wieder, beiden gerecht zu werden, ja, warum genoß er nicht das Leben? Und nahm hin, was sich ihm bot? Selbst die schönen, geschmückten Jüdinnen waren ihm nur ein Sinnbild; ein Zeichen starker Kräfte, die vom Alltag gefesselt wurden, die sich heimlich wie so manches andere in dem seltsamen, großen Reiche entwickelten und plötzlich, jäh aufleuchtend und wieder verschwindend, an ihr Dasein gemahnten — —

Frank Brown kannte sie auch aus der Nähe und hätte ihre Wirklichkeit bezeugen können. Aber von solch einem vertraulichen Geständnis hielt ihn Werners Art zurück. Immer lag es doch wie eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihnen, erbaut aus ihrer Wesensverschiedenheit. Jetzt aber wollte und mußte er sie niederreißen; und klar sehen — seine eigene Sicherheit gebot das.

„Was niemand geahnt, was niemand für möglich gehalten hat," sagte er jetzt leise, „ist geschehen! Die Deutschen stehen vor den Toren, heut' oder morgen können sie einziehen. Die Stadt wird sich nicht verteidigen."

Werner nickte.

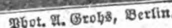
„Und wir," fragte der Engländer dringlich weiter, „was geschieht mit uns?"

Ohne Besinnen erwiderte der andere: „Ich — ich bleibe hier."

„So!" sagte Frank Brown, als stelle er eine überwältigende Tatsache fest. Mit scharfer Stimme, als setze er ein Verhör fort, forderte er den Grund dieses Verhaltens zu wissen.

„Vorläufig," entgegnete Werner Twersky langsam, „sind die Deutschen noch nicht hier; an den Kanonendonner ihrer Kriegschiffe von der Reede her sind wir schon gewöhnt, ebenso an die Beschießung unserer Stadt und die peinlichen Fliegerbesuche, dies alles kann also auch diesmal wieder nur eine Täuschung sein —"

„Einmal wird es Wahrheit," unterbrach ihn der Engländer schroff. „Weichen Sie mir nicht aus, ich will klare Antwort!"



Phot. A. Grohs, Berlin.

Maulesel mit Geschützteilen und Schlitten für deutsche Hochgebirgstruppen.

„Die gab ich schon," furchtlos waren Augen und Stimme: „ich bleibe hier!" Und mit einer Leidenschaft, die er niemals in dem „träumerischen Deutschen" vermutet hatte, hörte Frank Brown das Bekenntnis ablegen, daß man in Zeiten der Not weder Heimatstadt noch -land im Stiche ließe, und daß es ihm als einzigem Sohn obendrein obliege, bei der Mutter zu bleiben und sie zu schützen.

„Sie hätten sie eher in Sicherheit bringen sollen, Ihre Mutter!"

Da lachte Werner bitter auf. „Wohin? Waren wir auf den Krieg gefaßt? War nicht alles ein künstliches Machwerk des Zaren und seiner Ratgeber —"

„Still, um Himmels willen," flüsterte der Engländer, denn im Saal hoben sich die Köpfe von den Büchern — aber Werner sprach voll Zorn weiter: „Niemand von uns, niemand im Volke wollte diesen Krieg! Oder ahnte ihn! Ja, wäre noch Zeit gewesen, so hätte ich allerdings meine Mutter fortgeschafft."

„— nach Rußland," warf der andere wie von ungefähr ein.

„Nein, Mr. Brown! Nicht nach Rußland, niemals — nur nach Deutschland!"

Der Engländer ergriff Werners in Erregung erhobene Hände und drückte sie heftig.

„Vorsicht, Vorsicht! Sie verraten sich, Sie verraten zuviel! Vergessen Sie nicht, daß Sie Russe sind —"

„Ich bin Balte, Mr. Brown; das heißt: ein Mensch sein, den Rußland anerkennt, wenn es ihn braucht, oder ihn straft, dem es aber weder Rechte noch Schutz gewährt —"

„Sie übertreiben —"

„Ich sehe, was ich sehe! Tausende meiner Landsleute sind seit Kriegsausbruch nach Sibirien verschleppt worden, man mißtraut ihrer Gesinnung —"

„Mit Recht, will mich bedünken!"

„Mr. Brown!"

„Werner Pawlowitsch!"

Nicht umsonst gebrauchte sein Chef in diesem Augenblick die russische Benennung. Werner zuckte zusammen.



Flucht der italienischen Truppen und der Bevölkerung in der Friaulischen Ebene.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann

„Ja, ich bin russischer Untertan," sagte er nach einigem Besinnen etwas ruhiger, aber in schmerzlichem Ton. „Und doch hat das nicht verhindert, mich seit Monaten in Todesängsten um meine Mutter zu halten. Wie eine Feindin ist sie beobachtet und bewacht worden, jeden Tag mußte sie darauf gefaßt sein, ausgehoben und fortgebracht zu werden, jeden Abend sagten wir uns ein trauriges Lebewohl, im Zweifel, ob uns der nächste Morgen noch ein Wiedersehen schenken würde. Hätte ich wenigstens sicher sein können, daß man uns beisammen gelassen hätte! Aber in teuflischer Grausamkeit trennt man Eltern und Kinder, schickt Alte und Schwache in ferne, unwirtliche Gegenden, um ihnen sicheren Untergang zu bereiten, die Jüngeren auf Festungen oder in ungesunde Gebiete zum Arbeiten." Er lachte auf: „Wüßte ich nur, wem ich die Auszeichnung verdanke, bisher noch mit heiler Haut davongekommen zu sein."

Frank Brown schwenkte das Zündhölzchen aus, mit dem er eben und gegen seine Gewohnheit, am Tage und im Geschäftszimmer zu rauchen, seine kurze Pfeife angezündet hatte; und während er den glimmenden Tabak betrachtete, sagte er kurz und bestimmt: „Mir!"

Werner starrte ihn an.

„Mir!" wiederholte sein Chef und begegnete fest seinem Blick. „Ich konnte Sie nicht entbehren, ich werde auch nun Ihren Beistand bis zuletzt nötig haben, und ich wünsche," er neigte sich etwas vor, so daß sein Gesicht fast das des neben ihm Stehenden berührte, „daß Sie mich begleiten. Unsere letzten Bücher müssen nach Petersburg geschafft werden, dann begeben wir uns über Skandinavien nach England zurück."

Werner biß sich auf die Lippe: welche Unverschämtheit lag in diesen Worten! Hatte er nicht eben erst mit aller Bestimmtheit entschieden, daß er nicht abreisen würde — —

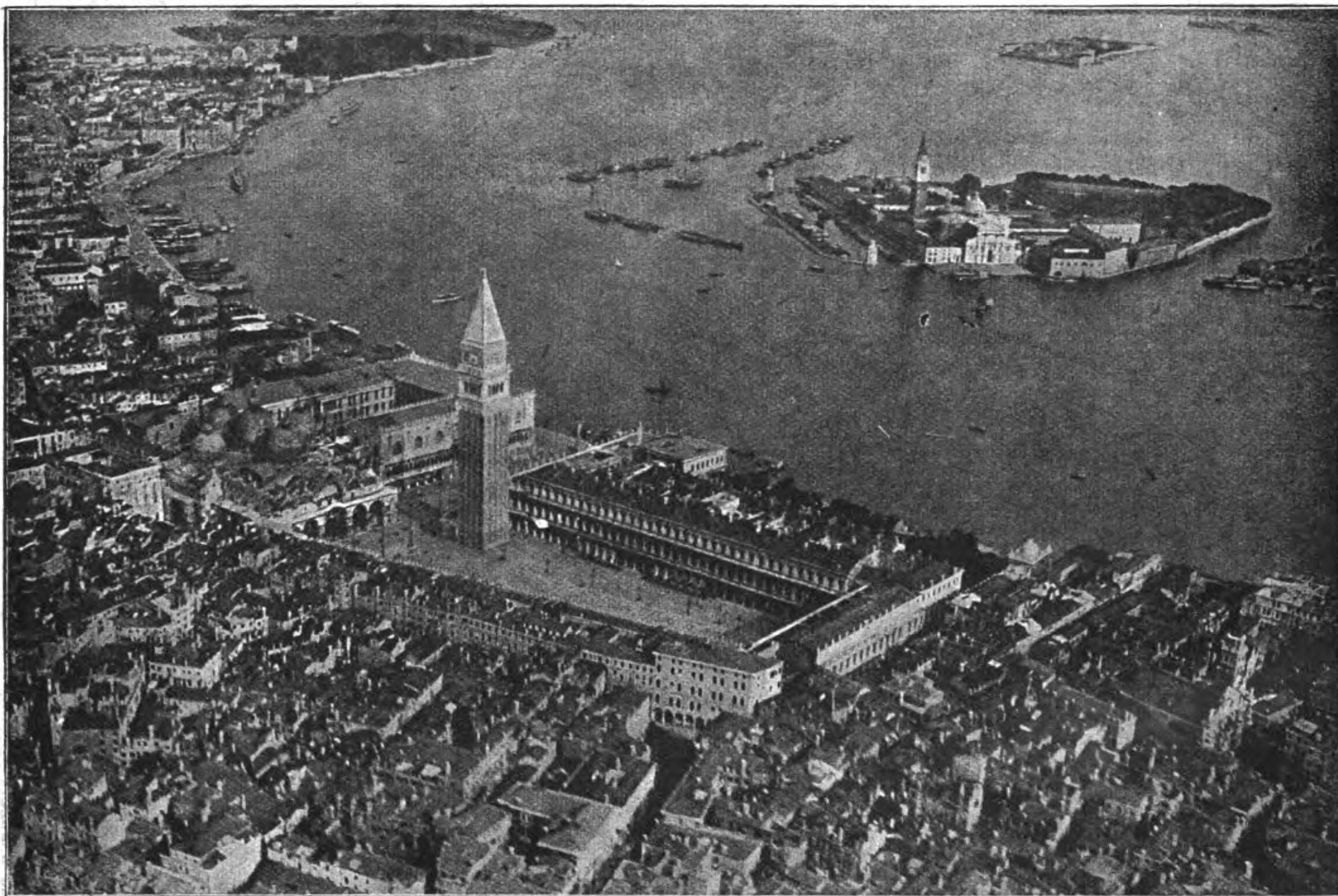
Als hätte der andere seine Gedanken gelesen, so sicher und leicht bemerkte er: „Unser Vertrag läuft noch auf drei Jahre; abgesehen davon hoffe ich ja überhaupt, Sie unserer Firma zu erhalten, lieber Werner —"

Aber Werner sah die freundschaftlich hingehaltene Hand nicht. Er senkte die Blicke, und in ihm entstand wieder diese seltsame Unsicherheit, die ihn so oft der kühlen, selbstverständlichen Art des Engländers gegenüber befiel. Die ihm Recht und Unrecht durcheinander wirrte, ihm jede Entscheidung schwer machte und ihm einen längeren inneren Kampf verursachte, bis endlich doch die Wahrheit in ihm siegte und ihm den Weg vorzeichnete. Wie oft er unter seiner Schwäche schon gelitten hatte, wie qualvoll sie ihn in dieser Stunde peinigte!

Jeder andere hätte schlagfertig geantwortet, daß Krieg sei, daß durch ihn Verträge aufgehoben wären und das Recht des Einzelnen zur Geltung kommen müsse; er fühlte die Abhängigkeit durch sein langjähriges Dienstverhältnis, verquickt mit Dankbarkeit für das Vertrauen, das man ihm bewiesen hatte, und das er sich selbst in dieser Stunde zu enttäuschen scheute.

Der Engländer sah ihm mit stillem Lächeln nach, als er sich an sein Pult begab und dort regungslos sitzen blieb: Dieser Mann war ihm verfallen durch das uralte Gesetz, das dem Stärkeren das Recht verleiht. Er kümmerte sich vorläufig nicht mehr um ihn, sondern gab ruhig seine Befehle, die der längst vorbereiteten Auflösung der in Libau befindlichen Zweigniederlassung seiner Firma galten.

(Fortsetzung folgt.)



Der Markusplatz mit dem Campanile. Die Insel San Giorgio.

Blick auf Venedig von einem Flugzeug aus.

Einsetzen schwerer Geschütze auf einem deutschen Linienschiff.

(Hierzu das Bild Seite 13.)

Immer größer werden die Abmessungen der Großkampfschiffe; an Stelle der Linienschiffe von 7000 Tonnen Wasserverdrängung der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sind jetzt Schiffsriesen von 30 000 Tonnen und mehr getreten. Dabei ist noch nicht abzusehen, wo einmal die Grenze sein wird, ob nicht noch schwerere Geschütze und noch stärkere Panzerplatten zu schwimmenden Festungen vereinigt werden. Man sollte meinen, daß sich solchen Plänen ein technisches Unmöglich entgegenstellen müßte und die Werften eines Tages nicht mehr in der Lage wären, so schwere Gewichte zu bewegen, also auch nicht mehr verarbeiten und einbauen zu können. Aber die Technik



Vogelschaukarte von Norditalien.

ist den Anforderungen noch immer gerecht geworden; werden an einer Stelle Schiffsteile von ungeheurem Gewicht ersonnen und gebaut, so ist auch schon eine andere an der Arbeit, um Einrichtungen zu ihrer Bewegung zu schaffen.

Nun haben es ja schon die Alten verstanden, gewaltige Gewichte zu bewegen; wir brauchen dabei nur an die Pyramiden der Ägypter zu denken, deren Steinquader immer noch unsere Verwunderung über die Möglichkeit ihrer Bewegung bis zu solchen Höhen erregen. Aber den Pharaonen standen Menschen in fast unbegrenzter Zahl zur Verfügung, und die Zeit spielte keine Rolle. Auch kam es nicht darauf an, daß die Blöcke unbestoßen ihren Platz erreichten und sich auf Zentimeter genau einpaßten. Anders ist es beim heutigen Kriegschiffbau. Sind die Pläne eines Schiffes einmal fertig, dann heißt es, den Bau so schnell wie möglich auszuführen. Die Zahl der Arbeitskräfte ist aus räumlichen und wirtschaftlichen Gründen beschränkt, Maschinen müssen die Menschenkraft ersetzen. Besonders wichtig aber ist das auf winzige Bruchteile von Millimetern genaue Einpassen der einzelnen Teile, die nicht beschädigt werden dürfen. Ein nicht richtig auf seinem Unterbau ruhender Schiffskessel läßt die von ihm ausgehenden Dampfleitungsrohre nicht passen; nicht scharf nebeneinandergepreßte Panzerplatten bedeuten keinen sicheren Schutz. Fast noch wichtiger ist die genaue Lage der Geschützrohre in ihren „Wiegen", um mangelhafte Schußleistungen und Unglücksfälle beim Abfeuern zu vermeiden.

Für die tadellose und bequeme Ausführung all dieser Arbeiten hat die Technik Riesenkrane geschaffen, die entweder an Land fest aufgebaut werden oder auf einem schwimmenden Untersatz ruhen, der die zu seiner Fortbewegung nötigen Maschinen in sich birgt. Aus den recht wuchtigen und massigen dreibeinigen Kranen früherer Jahre haben sich neuerdings Gebilde entwickelt, die uns mit ihren Längs- und Querstreben aus der Ferne wie Filigranarbeit anmuten, und denen man das Heben schwerer Gewichte nicht zutrauen möchte. Und doch sind sie von einer fast unglaublichen Leistungsfähigkeit; ohne sie würde der Bau der jetzigen Großkampfschiffe viele Monate länger dauern, wenn nicht unmöglich werden, denn alles, was nach dem Stapellauf an schweren Gewichten in das Schiff hineingebaut wird, bewegt der Kran, vom Kessel bis zu den Schornsteinen und Masten. Von den Kruppschen Werken rollen die riesigen Geschützrohre bis in die Nähe des Neubaus; vorsichtig schiebt sich der Kran an die Kaimauer heran, von seiner Spitze gleiten stählerne Taue herunter, die einen riesigen Block tragen. Die Drahtschlingen, in denen das Rohr aufgefangen ist, werden über den Haken des Blockes gelegt, die Stahltaue auf einer Trommel aufgerollt, und das Geschütz schwebt in der Luft. Der Kran legt ab, geht längsseits des Neubaus an eine genau berechnete Stelle, und Minuten später ruht das Geschützrohr mit seinen mehr als 100 Tonnen Gewicht auf seinem Unterbau, als wäre es nur ein Spielzeug gewesen.

Der Krieg in Ostafrika im August und September 1917.

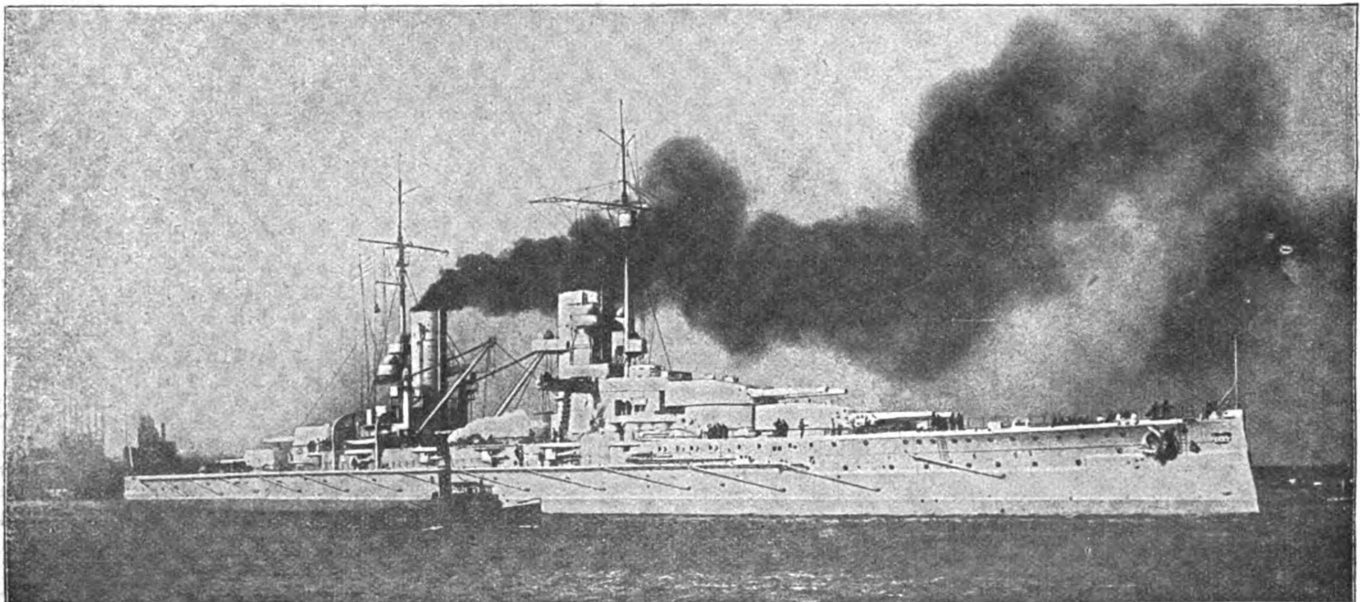
(Hierzu die Bilder und die Karte Seite 14 und 15.)

Während den Engländern mit ihren Hilfstruppen auf dem Hauptkampffelde im Kilwa- und Lindibezirk jeder nennenswerte Erfolg trotz sehr hoher, blutiger Opfer versagt blieb, im Gegenteil, sie bei Lindi eine äußerst schwere Niederlage erlitten, konnten sie in den anderen Abschnitten infolge ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit über kleine deutsche Schutztruppenabteilungen billige Erfolge erringen.

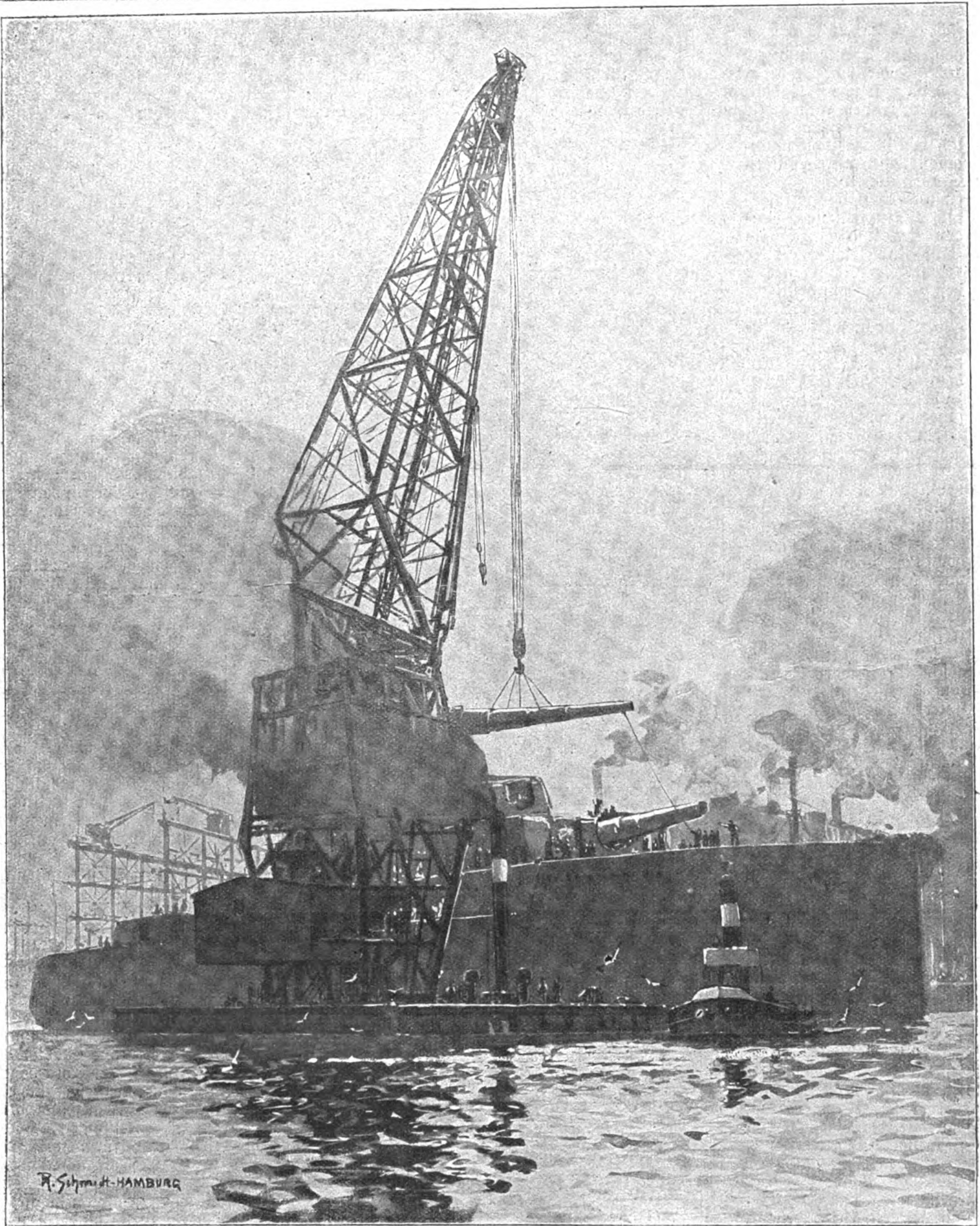
Die neue englische Offensive, die mit einem großen Aufwand an Truppen und Kriegsgeräten Anfang Juli von Kilwa und Lindi aus gegen die Hauptmacht der Deutschen losbrach, blieb nach anfänglichen geringen Erfolgen dank dem heldenhaften deutschen Widerstand Mitte Juli wenige Kilometer südwestlich von Lindi und bei Kihambia (siebzig Kilometer südwestlich von Kilwa) sowie im Tale des Mbemkuru stecken. Bei Kihambia und im Mbemkurutale kam es während der beiden Monate zu keinen größeren Treffen mehr, doch waren Patrouillenkämpfe an der Tagesordnung. Dagegen nahmen die Engländer Anfang August ihre Vorwärtsbewegung im Lindigebiet mit frischen Kräften wieder auf. Am 2. August drangen sie an der Straße Lindi—Njangao—Massassi im Lukuleditale gegen die deutschen Vorhutstellungen am Muhimbiafluß vor. Nach heftigen Gefechten gelang es ihnen, die deutschen Vorposten auf ihre Hauptstellungen zurückzudrängen. Die Farm Schädel wurde dabei von den britischen Truppen besetzt, die dann zum umfassenden Angriff schritten. An Zahl ihren Gegnern vier- bis fünffach überlegen, hatten sie die Aufgabe, den rechten Flügel der Deutschen zu umgehen und in deren Rücken zu gelangen. Doch der Angriff kam bald ins Stocken, denn die Engländer stießen auf stark befestigte Verteidigungswerke, um die sich ein wildes Ringen entspann. Vom 2. bis zum 7. August wogte die Schlacht im Busch erbittert hin und her und endete mit einer schweren Niederlage der Engländer, worauf sich diese auf die Farm Schädel zurückzogen und dort eiligst verschanzten. Mehrere tausend Mann ließen sie auf dem Schlachtfelde liegen.

Die Folge war, daß die Feinde im August keine weiteren größeren Angriffe auf die deutschen Streitkräfte im Lukuleditale wagten; jedoch gelang es ihnen, die deutschen Posten in der Umgebung der Farm Schädel mehrere Kilometer nach Westen auf ihre Hauptstellungen zurückzuwerfen.

Als die Engländer Anfang September Vorbereitungen zu einem zweiten umfassenden Angriff auf die deutschen Stellungen südwestlich von Lindi trafen, gaben die Deutschen



Das neue deutsche Schlachtschiff „Großer Kurfürst". Phot. A. Renard, Kiel.



Einsetzen schwerer Geschütze auf einem deutschen Linienschiff (Neubau).
Nach einem Originalgemälde von R. Schmidt, Hamburg.

diese Linien ohne Kampf und ohne feindlichen Druck preis und bezogen bei Mtus (fünfunddreißig Kilometer südwestlich von Lindi) im Lukuleditale nördlich vom Flusse vorbereitete stärkere Stellungen. Die Gegner rückten langsam nach, wagten aber im ganzen September keine größeren Vorstöße; die Zwischenzeit war nur durch Scharmützel von Streifabteilungen ausgefüllt.

In der Nacht vom 26. zum 27. September verlegte die deutsche Führung ihre Linien auf dem südlichen Hauptkampffelde abermals; sie nahm sie bei Mtus in westlicher Richtung bis nach Mfua an den Südrand der 850 Meter hohen Muerahochfläche zurück, wo sich ebenfalls vorbereitete Stellungen befanden. Auch dieser Rückzug erfolgte kampflos und ohne Störung.

Auf den südlichen, westlichen und nördlichen Nebenkriegsschauplätzen wurden die schwachen, getrennt fechtenden deutschen Abteilungen in den beiden Monaten von starken britischen, belgischen und portugiesischen Truppen hart bedrängt. Mit größter Zähigkeit verteidigten dort die wenigen Schutztruppler deutschen Boden; nur Schritt für

Schritt, nach tagelangen, heftigen Gefechten im Busch, unter schweren blutigen Opfern, konnten die Feinde die heldenmütig kämpfenden Deutschen allmählich gegen die 1025 Meter hohe Mahengehochfläche zurückdrängen.

Im südlichen Gefechtsabschnitt, auf portugiesischem Boden, wichen Anfang August die noch im Njassaland, in den Mkulabergen, und südlich von der Rowumamündung stehenden deutschen Streitkräfte dem Drucke englischer und portugiesischer Truppen nach Norden aus und gingen im Laufe des Monats unter wechselvollen Kämpfen über den Rowuma auf deutsches Gebiet. Gegen Ende August vermochten die britischen Truppen aus Johnston nach heftigem Kampf den deutschen Posten Tunduru zu besetzen. Die Deutschen gingen nach Aufgabe dieses Ortes im September nach Norden in Richtung Liwale zurück, während sich andere deutsche Abteilungen, die ebenfalls auf portugiesischem Boden gefochten hatten, gegen die Muerahochfläche wendeten, um mit den dort stehenden deutschen Schutztruppenstreitkräften zusammenzutreffen.


Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Massaikrieger im vollen Schmuck.
Die Massai gehören zu den kriegerischsten Völkern Ostafrikas.

Im westlichen Gefechtsabschnitt gelang es bis Anfang August den Engländern unter General Northey, den Ssongeabezirk in die Hand zu bekommen. Der Hauptteil der deutschen Truppen in diesem Gebiet zog sich unter andauernden heftigen Gefechten in die Umgebung des Postens Mponda, die anderen Abteilungen auf Mpepos zurück. An diesen beiden Punkten wurde Northey im August wieder erfolgreicher Widerstand geleistet. Hierbei war es den britischen Streitkräften infolge ihrer erdrückenden Übermacht möglich, die Deutschen bei Mpepos zwischen dem 20. und 24. August zu umzingeln. Allein in der Nacht vom 26. zum 27. August sprengten die Eingeschlossenen den feindlichen Ring und entkamen in der Richtung Mahenge. Der deutsche Widerstand bei Mponda konnte von den Engländern erst am 8. September gebrochen werden. Die hier fechtenden deutschen Schutztruppenabteilungen setzten sich aber mehrere Kilometer östlich von Mponda an einer Furt am Luwega erneut fest und wehrten den nachrückenden Gegner den ganzen September über sehr erfolgreich ab.



Frontkarte von Deutsch-Ostafrika.

Im nördlichen Kampfgebiet traten zu Beginn des Augusts starke belgische Kolonnen unter General Tombeur auf, vor denen die schwachen deutschen Posten am Ruaha nach einigen Gefechten bei Kidatu (vom 18. zum 19. August) nach Süden an den Kilomberofluß zurückgingen. Gleichzeitig wurden andere deutsche Abteilungen, die in der Gegend von Mahanga (hundert Kilometer nordwestlich von Mahenge) standen, auf Fakara (am Kilombero) zurückgedrückt, wohin sich auch die deutschen Truppen vom Ruaha her zurückzogen. Am 28. August vereinigten sich die von Norden kommenden Belgier mit den von Westen anmarschierenden Engländern auf dem Norduser des Kilombero in der Gegend von Fakara. Ende August fand dort ein schwerer Kampf um den Flußübergang statt, bei dem die Deutschen durch den umfassenden Angriff der britisch-belgischen Streitkräfte nach tapferster Gegenwehr gezwungen wurden, auf das Südufer zu gehen und den Rückmarsch nach Süden auf Mahenge zu anzutreten. Die feindlichen Kolonnen rückten scharf nach und griffen Mitte September die deutschen Vorpostenstellungen auf der Linie Kalimota—Madege an. Der großen Übermacht gelang es nach zweitägigem, schwerem Kampfe, die befestigten Hügel von Madege, die die auf der Hochfläche von Mahenge liegenden deutschen Hauptstellungen sicherten, einzunehmen. Die deutschen Vortruppen zogen sich danach auf die Hochfläche zurück. Den Angriff auf die deutschen Hauptstellungen dort wagten die Belgier im September nicht mehr, jedoch betrieben sie eifrigst Vorbereitungen dazu.

Im Rufidschigebiet wurden Anfang August kleine deutsche Abteilungen, die sich vorher in den Gegenden von Madaba und Kitopo (achtzig Kilometer südlich von der Vereinigung des Ruahas mit dem Rufidschi) befanden, von britischen Truppen unter kleinen Gefechten westwärts auf Mahenge zurückgedrängt, wo sie sich im Laufe des Septembers mit anderen deutschen Streitkräften verbinden konnten.

Plünderung der türkischen Stadt Ordu durch Kosaken.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

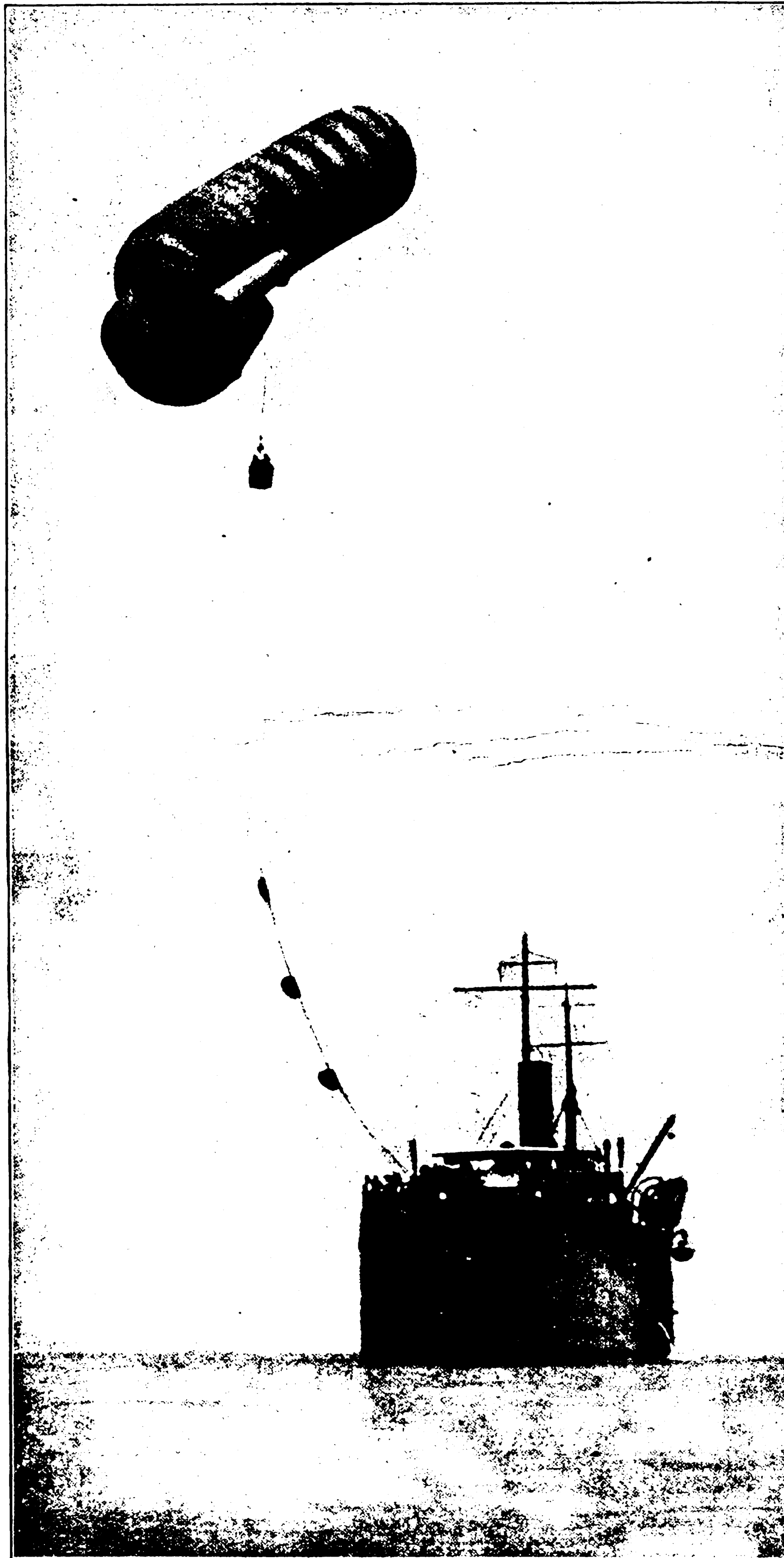
Wenn deutsche Zeppeline und Luftgeschwader zur Vergeltung feindlicher Fliegerangriffe auf friedliche unbefestigte deutsche Städte, die weit hinter der Front liegen und vom Krieg eigentlich gar nichts wissen, französische oder englische Festungen, Häfen und andere für den Gegner wertvolle strategische Punkte mit Bomben belegen, so gibt dies der gesamten Presse in den Verbandsländern willkommenen Anlaß, wieder einmal in sattsam bekannter Weise über die deutschen Hunnen und Barbaren herzufallen. Wie wenig berechtigt aber dieses ohnmächtige Wutgeschrei ist und wie wenig sich gerade die Vierverbändler und ihre farbigen Bundesgenossen als die Retter und Vorkämpfer für Kultur und Freiheit betrachten dürfen, geht deutlich genug aus den „Heldentaten" ihrer eigenen Soldaten hervor, und welch zweifelhafte Kulturträger die Gurkhas, Nettoyeurs und Kosaken sind, haben diese oft in geradezu erschreckender Weise gezeigt.

Entsetzlicher und grausamer als die Kosaken des Zaren in Ostpreußen und in Galizien haben vor dreihundert Jahren die verrohten Kriegsvölker eines Tilly und Wallenstein in deutschen Landen auch nicht gehaust. Rasch ermattend im Angriff, feig einem tapferen Gegner gegenüber, haben es die Kosaken stets gern vermieden, sich auf offener Walstatt in ehrlichem Kampfe mit dem Feinde zu messen. Als um so grausamer, unerbittlicher und gewalttätiger aber lernte sie die friedliche Zivilbevölkerung der nicht von Truppenteilen verteidigten Ortschaften kennen. In dieser Hinsicht sind die Soldaten der russischen Revolution, deren Führer in schönen Worten für Frieden, Freiheit und Unabhängigkeit aller Völker eintraten, der zaristischen Überlieferung treu geblieben, wie dies besonders der Krieg im Kaukasus und an der Küste des Schwarzen Meeres gezeigt hat. Hier war seit Frühjahr 1916, als es den Russen vermöge ihrer bedeutenden Übermacht gelang, Erzerum zu nehmen und einen größeren Teil Armeniens zu besetzen, der Kampf — abgesehen von Artilleriegefechten und Vorpostenplänkeleien — eingeschlafen. Die Russen, die sich infolge der schweren, auf den europäischen Kriegschauplätzen erlittenen Verluste zu einer neuen Offensive nicht mehr stark genug fühlten, beschränkten sich darauf, die an der Küste des Schwarzen Meeres gelegenen kleinen Fischerhäfen und Ortschaften zu überfallen und zu plündern, wie dies ihre englischen Bundesgenossen schon verschiedene Male an der kleinasiatischen Küste versuchten.

So erschienen sie am 24. August 1917 morgens vor der Reede der türkischen Ortschaft Ordu am Schwarzen Meer. Da am Lande keinerlei Truppen zu sehen waren, landeten die Russen eine Bande verwegener Räuber, die zum Teil erst aus den Zuchthäusern und Gefängnissen befreit und jetzt in Armeeuniform gesteckt worden waren. Als Führer dienten ihnen einige armenischen Spione, die für ein paar Rubel, und verlockt durch die Aussicht auf reiche Beute, ihre eigene Heimat verschacherten und verrieten. In Ordu selbst stießen die Räuber nirgends auf Widerstand, da sich keine türkischen Truppen in der Stadt befanden. Beim Anblick der plötzlich auftauchenden Feinde ergriff die ahnungslose Bevölkerung jäher Schreck und alles flüchtete von den sonst so belebten Straßen in die nächsten Häuser. Wie ein Rudel hungriger Wölfe fielen die Kosaken über die wehrlosen Einwohner her. Die in der Stadt befindliche Arzneiniederlage der türkischen Heeresverwaltung wurde vollständig ausgeplündert und zerstört, und der dort vorgefundene Spiritus und Alkohol von den durstigen Russen getrunken. Auf offener Straße fielen dann die betrunkenen Barbaren über Frauen und Mädchen her, rissen ihnen die Kleider vom Leibe und vergewaltigten sie in aller Öffentlichkeit, nachdem sie den armen Opfern Ohr- und Fingerringe abgenommen hatten. Zahlreiche Läden und Basare, in die sich die bestürzte Volksmenge geflüchtet hatte, wurden ebenfalls von den Räubern ausgeplündert.

Die wenigen anwesenden türkischen Polizisten vermochten der feindlichen Übermacht nicht Einhalt zu gebieten; außerdem lagen mehrere russische Panzerkreuzer und Torpedoboote vor dem Hafen, deren schwere Geschütze im Falle eines Widerstandes der Bevölkerung die wehrlose Stadt binnen kurzem in rauchende Trümmer geschossen hätten.

Als die Russen ihr Plünderungswerk beendet hatten, zwangen sie noch dreihundert griechische und mohammedanische Einwohner der Stadt, ihnen als Gefangene auf die Kriegschiffe zu folgen; nur reiche Leute konnten sich durch hohes Lösegeld freikaufen, den an-



Das englische Fesselballon-Mutterschiff „Manica" läßt an der Küste von Deutsch-Ostafrika einen Ballon aufsteigen, um deutsche Batteriestellungen ausfindig zu machen.
Nach einer englischen Darstellung.

deren blieb nur die Wahl zwischen Gefangenschaft und Tod. Solche „Heldentaten“ werfen ein sonderbares Licht auf den Geist, der in dem neuen Rußland der Revolution herrschte, und sie zeigen der Welt, wie es mit der Freiheit und Kultur, für die Rußland zu kämpfen vorgab, in Wahrheit bestellt war.

Die Feldapotheke.

Von Chefarzt Dr. Vulpius (Landwehrfeldlazarett Nr. 13).

(Hierzu das untenstehende Bild.)

In der Sanitätsausrüstung des Heeres spielt die Apotheke immer noch eine bedeutende Rolle, wenn auch die Haupttätigkeit des Apothekers nicht mehr nach der Anschauung früherer Zeiten in der Anfertigung von Rezepten besteht. Die ehrwürdige Kunst des Pillendrehens ist durch die fabrikmäßige Herstellung von genau abgewogenen Arzneimitteln in Tablettenform hier gänzlich außer Übung gekommen, viele heikle Lösungen werden — ebenfalls in genauster Abmessung und keimfrei gemacht — in zugeschmolzenen Glasröhrchen stets gebrauchsfertig mitgeführt, und auch das Pflasterstreichen ist längst ins Fabelbuch geschrieben, denn unsere heutigen Verbandstoffabriken liefern



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Das Innere einer deutschen Feldlazarettapotheke in Mazedonien.

alle nur denkbaren Pflaster in einer Vollkommenheit, die in der späteren Kriegszeit nur durch den Gummimangel etwas beeinträchtigt wurde. Nichtsdestoweniger gehört die Arzneiwage, die Reibschale und der Kochkolben noch immer zu dem wesentlichsten Handwerkszeug des Feldapothekers, wenn auch das Schwergewicht seiner Tätigkeit in der Verwaltung und Verausgabung der Arzneien, der Verbandmittel und des gesamten medizinisch-chirurgischen Geräts liegt. Hiermit ist vielfach eine umständliche pflegliche Behandlung dieser Artikel verknüpft. So muß vor allen Dingen den aus Weichgummi hergestellten Gegenständen, wie Schläuchen Kathetern, Magensonden, und den dem Verrosten ausgesetzten Instrumenten stete Sorgfalt gewidmet werden. Außerdem bedingen die fortlaufenden Bezüge aus den Sanitätsniederlagen einerseits und die ständigen Abgaben an die Lazarette und Truppen anderseits eine umständliche Buchführung und schwierige Verrechnung.

Der Apotheker muß dem Arzt bei chemischen Untersuchungen der Abwurfstoffe, des Mageninhaltes und ähnlichem mit Rat und Tat zur Seite stehen; eine besonders wichtige Aufgabe chemischer Untersuchung fällt ihm aber auf gesundheitlichem Gebiete zu durch die Untersuchung und fortlaufende Prüfung des für die Truppen in ihren Lagerplätzen oder Ortsunterkünften zur Verfügung stehenden Trinkwassers. Von seiner Beschaffenheit hängt ja oft das Wohl und Wehe großer Heeresteile ab; es kann die erfrischendste Labung, aber auch der Verbreiter der gefährlichsten Seuchen sein. Im Stellungskrieg ist man deshalb zum Bau weitreichender Wasserleitungen von einwandfreien Quellen bis in die vordersten Gräben oder ferne Ortsunterkünfte geschritten und hat durch die Einrichtung gewaltiger Selterwasserfabriken für ein billiges und erfrischendes Getränk gesorgt.

Ist der Apotheker außerdem geprüfter Nahrungsmittelchemiker, so gehört er damit einer besonderen Klasse an und wird von den Proviantämtern mit entsprechenden Untersuchungen betraut. Auch im Krieg gegen Ratten, Fliegen und sonstiges Ungeziefer hat er sich oft gesundheitlich zu betätigen.

Während die Apotheken der Kriegslazarette (unsere Abbildung zeigt eine solche), die in Etappenorten festliegen, von vornherein als ständige Anlagen eingerichtet und ausgestattet werden, sind die vordersten ärztlichen Versorger der Truppen: die Sanitätskompanie und das Feldlazarett mit fahrbaren Apotheken, den Sanitätswagen, ausgerüstet. In ihnen sind alle nötigen Gefäße, Arzneimittel und Instrumente in sinnreichster Weise und mit ausgesuchtester Raumausnutzung in ausziehbaren Regalen und Kasten untergebracht. Das Verdeck des Wagens bietet — nach hinten überschießend — ein Schutzdach, unter dem im Notfall an einem darunter aufzuklappenden Tisch auch auf dem Marsch oder dem nur für kurzen Gebrauch hergerichteten Hauptverbandplatz gearbeitet werden kann. Richtet sich das Feldlazarett auf längere Zeit in einer Ortschaft ein oder bezieht — wie im Stellungskrieg vielfach — auch der Hauptverbandplatz einen dauernden Unterstand, so ist im Handumdrehen ein geeigneter Raum mit den dem Sanitätswagen entnommenen Regalen und Schubladen zu einer Apotheke umgewandelt, die den uns von daheim gewohnten Anblick von Nettigkeit, Sauberkeit und Ordnung bietet.

Dazu kommt der häufig vorhandene und durch sein Gewerbe gezüchtete Schmucksinn des Apothekers, der sich jetzt zwar nicht mehr in Buntfärbung seiner Tränklein und Zubinden der Arzneiflaschen mit zierlichen Hüllen genugtun kann, womit er jedoch meist seiner Arbeitsstätte einen ebenso wohnlichen wie gefälligen Anstrich verleiht.

In der Apotheke werden neben Arzneien und Verbandmitteln auch die Krankheitverhütungsstoffe verwaltet und ausgegeben, die — aller Impfgegnerschaft zum Trotz — es allein ermöglicht haben, daß wir unser viele Millionen starkes und den verschiedensten klimatischen Einflüssen ausgesetztes Heer frei von ausgedehnten verheerenden Seuchen halten, ja den furchtbar heimtückischen Feind unserer Verwundeten, den Wundstarrkrampf, im Keime ersticken können. Da die Schutzstoffe, die Sera, nur von beschränkter Haltbarkeit sind, muß über den Zeitpunkt ihrer Erzeugung und Verausgabung genau Buch geführt und die nicht mehr zuverlässigen wieder eingezogen werden.

Mehr an Friedensverhältnisse erinnert die Tätigkeit des Apothekers, wenn unter seiner Leitung Leichtkranke oder Erholungsbedürftige durch Wald und Flur schweifen, um Arzneikräuter zu sammeln, die nach sorgfältiger Trocknung den heimischen Niederlagen zugeführt werden.

Haben wir aber in Kindheitstagen den Apotheker geschätzt, weil er als Gegengewicht gegen seine bitteren Arzneien manche besondere Leckerei lieferte, so hat er sich vielfach auch im Felde als Spender guter Tropfen bewährt, die — durch spurenweisen Zusatz eines würzigen Bittermittels — die Bezeichnung als magenstärkender Heiltrank rechtfertigten.



Plünderung der türkischen Ortschaft Ordu am Schwarzen Meer durch Kosaken.

Nach einem Originalgemälde von Max Tilke.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Als Nebenwirkung der Ereignisse in Rußland und Oberitalien machte sich bei den **westlichen** Hauptfeinden der Mittelmächte zu Beginn des Monats November 1917 eine starke Mißstimmung in der öffentlichen Meinung und in den Parlamenten geltend, der in Frankreich die Regierung Painlevé am 12. November zum Opfer fiel. Wenn für Painlevés Sturz auch innerpolitische Gründe maßgebend gewesen waren, so gab doch die hoffnungslose Kriegslage, der heiße Wunsch der Franzosen nach einer starken Hand den Anstoß zu seiner Beseitigung. Infolgedessen war der sich auf seinem Präsidentenstuhle schon recht unsicher fühlende Poincaré gezwungen, sich abermals nach einem Ministerpräsidenten umzusehen. Er fand ihn in dem Politiker Clemenceau, dem „Tiger", der ihn früher heftig befehdet hatte. Clemenceau erklärte in den Kammern, daß er und die übrigen Minister die Regierung übernommen hätten, um den Krieg mit verdoppelter Anstrengung zu führen, damit alle Kräfte besser ausgenützt würden. Daraus ging unzweideutig hervor, daß Frankreich auf den ersehnten Frieden noch nicht so bald rechnen konnte, sondern die Lasten des Krieges auch weiterhin zu tragen haben würde.

An der Front zeigten sich die Franzosen ziemlich rührig, obwohl Nebel am 4. November und an den nächsten Tagen die Gefechtstätigkeit behinderte. Besonders im Sundgau ließen die Franzosen ihre Artillerie wirken, deren Zerstörungsfeuer stellenweise zum Trommelfeuer anschwoll. Als beabsichtigten sie hier eine Ablenkungsunternehmung für Italien, so zahlreich und stark traten ihre Erkundungsabteilungen vor den deutschen Linien auf. Am 7. November faßte der Feind zu beiden Seiten des Rhein-Rhone-Kanals seine Streitkräfte zu großen Unternehmungen zusammen. Nördlich und südlich vom Kanal brachen die Franzosen wuchtig vor und wandten sich namentlich gegen Ammerzweiler und Heidweiler. Bei Ammerzweiler wurde ihr Angriff verlustreich für sie abgeschlagen, bei Heidweiler aber vermochten sie in einigen vorspringenden deutschen Grabenstücken Fuß zu fassen. Als sie jedoch am Abend erneut stürmten, wurden sie auf der ganzen Linie zurückgeworfen.

Die Deutschen hatten in dieser Gegend einen kleinen Erfolg am Hartmannsweilerkopf (siehe die Bilder Seite 18 und 19). Sie drangen dort am 10. November in die französischen Gräben ein und nahmen dabei 37 Jäger gefangen.

Auch im Frontabschnitt der Armee des deutschen Kronprinzen waren die Deutschen in der Verteidigung und im Angriff glücklich. Nach Abwehr einer Anzahl französischer Vorstöße auf dem östlichen Maasufer stürzten sich am 9. November niedersächsische Bataillone, die durch Pioniere und ein Sturmbataillon unterstützt wurden, auf die französischen Stellungen am Chaumewalde und entrissen den Feinden einen Teil davon.

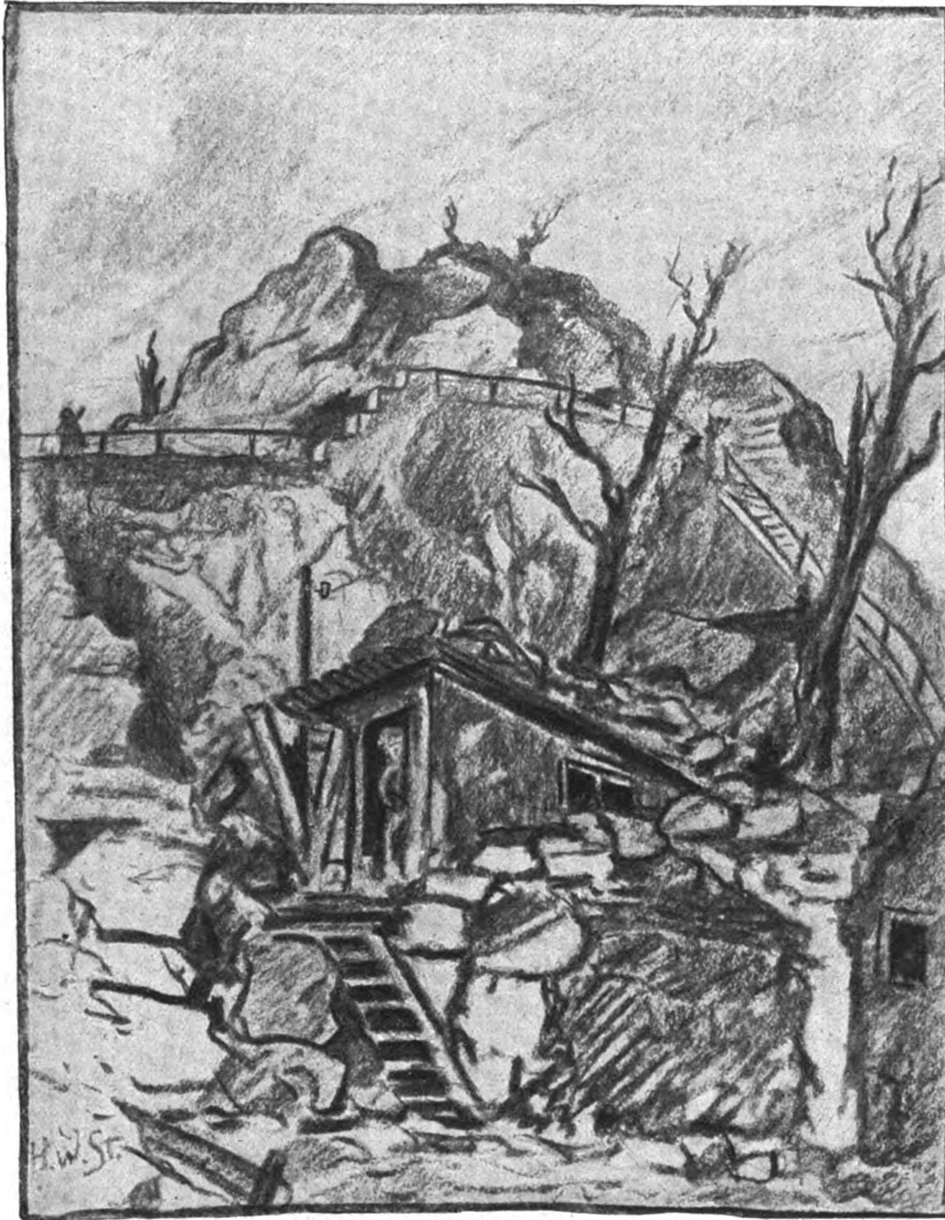
Ähnliche kleine Unternehmungen führten die Deutschen auch an der neuen Aillettelinie von Corbény bis in den Raum von Vauxaillon erfolgreich durch. So stießen am 12. November deutsche Aufklärer nördlich von Chavignon über den Kanal vor und brachten, ohne selbst Opfer beklagen zu müssen, Gefangene, ein Schnelladegewehr und zwei Maschinengewehre als Beute zurück.

Starke französische Abteilungen, die im Morgennebel



Zum Gegenstoß vorgehende deutsche Sturmabteilung im Westen.
Nach einer Originalzeichnung von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. R. Willy Müller-Gera.

des 15. Novembers beiderseits der Straße Martigny—Cerny über die Aillette in das deutsche Postengebiet auf dem nördlichen Ufer des Flusses eindrangen, stießen auf deutschen Widerstand, der ihren Anprall brach und sie blutig über den Fluß zurückwarf. Die Franzosen unterhielten hier auch am folgenden Tage lebhafte Gefechte, erreichten aber keinen Vorteil und büßten obendrein noch Gefangene ein. Ihre Streitkräfte erfuhren bei dem unglücklichen, durch mehrtägiges Trommelfeuer vorbereiteten Versuch, die deutschen Stellungen südlich von St. Quentin zu überrennen, im deutschen Gegenstoß (siehe Bild Seite 17) ebenfalls empfindliche Verluste. Nördlich von St. Quentin erlitten die Franzosen an diesem Tage außerdem eine



Der Gipfel des Hartmannsweilerkopfes.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsteilnehmers H. W. Stillhammer.

Schlappe. Dort brachen deutsche Stoßtruppen bei der Guillemontferme tief in die feindlichen Stellungen ein, nahmen 40 ihrer Gegner gefangen und erbeuteten eine Anzahl Maschinengewehre. —

Wenn auch die Franzosen im Sundgau und bei St. Quentin neue Angriffslust gezeigt hatten, so blieb doch Flandern, wo die Engländer ihre Vorstöße fortsetzten, der Hauptschauplatz der Gefechtsereignisse an der deutschen Westfront.

Das Kampfgelände in Flandern war in einen schauderhaften Zustand geraten. Das Regenwasser fand wegen des hohen Grundwasserstandes keinen Abfluß mehr und blieb stehen, den Boden so überall in Sumpf verwandelnd. Dadurch wuchsen auf beiden Seiten die Leiden der Kämpfer immer mehr; dazu kam, daß ihre Verpflegung großen Schwierigkeiten begegnete, weil sich der ganze Verkehr hinter der Front des Nachts abwickeln mußte. Lange Trägerkolonnen waren zu diesem Zwecke in Tätigkeit (siehe Bild Seite 20/21). Durch die Dunkelheit schoben sich die Züge dieser Braven durch das von Granaten aufgewühlte Feld vor, unbeirrt durch die unausgesetzt um sie einschlagenden Sprenggeschosse. In der Finsternis konnten die Kolonnen kaum durch das Gewirr der verschlammten Granattrichter kommen. Auf Maultiere gepackt oder in Kesseln an Stangen getragen, wurden die hinter der Front von der Feldküche gekochten Essenportionen zu den hungrigen Truppen herangeschafft, und mit eiserner Zähigkeit überwanden diese mit dem so wenig heldenhaft erscheinenden Transport betrauten Mannschaften die schwierige Aufgabe, den oft 5 bis 10 Kilometer langen Weg mit der sehnlichst erwarteten Last nächtlich mehrmals zurückzulegen. Ruhig, gleichmütig, nur mit sich und ihrer Aufgabe beschäftigt, von den oft störrischen und scheuenden Tieren behindert, setzten diese Männer ihr Leben zur Erfüllung ihrer Pflicht und für ihre Kameraden ein — ein Heldentum, das trotz seines unscheinbaren Ansehens dem Todesmute der Kämpfer nicht nachstand und um so mehr eiserne Willenskraft und Pflichttreue verlangte, als ihm das nervenerregende und anreizende Wesen des Kampfes fehlte. Die Kolonne dieser Träger, die lautlos ihre Pfade dahinzogen, machte in dem nächtlichen Dunkel, sich schattenhaft in Silhouetten von dem vom Feuerschein erleuchteten Himmel abhebend, einen mächtigen, fast gespenstischen Eindruck. Waren die Verhältnisse schon auf den von den Deutschen gehaltenen Höhenwellen östlich von Ypern äußerst schlimm, so stand es beim Feinde, dessen Linien tiefer lagen, noch viel schlechter (siehe Bild Seite 23). Um so mehr versuchten die Engländer seit dem 4. November, das Schlammgebiet endlich hinter sich zu bringen.

Dem an diesem wie dem nächsten Tage einsetzenden Artilleriekampf folgten beiderseits Passchendaele bis nach Poelcapelle und später auch bei Becelaere und Gheluvelt wuchtige Stöße dichter englischer Angriffskolonnen. Im ersten Schwunge konnten die Feinde über Passchendaele, das sie schon am 30. Oktober einmal genommen hatten, hinausfluten. Es entspann sich ein erbitterter Kampf um die Trümmerstätte dieses Ortes, wobei es den Verteidigern gelang, den Feinden ihren Gewinn wieder zu entreißen. Gegen Mittag wiederholte Haigs Unterführer Anthoine jedoch den Vorstoß unbekümmert um die blutigen englischen Verluste mit solcher Übermacht, daß die Deutschen bis an den Ostrand des auf der Höhe der Geländewelle liegenden Dorfes zurückgedrängt wurden. Diesen Erfolg zu erweitern, gelang den Feinden aber trotz aller Anstrengungen nicht. Auch an anderen Stellen wurden die Angreifer abgewiesen. In der Linie Becelaere—Gheluvelt verblutete die Kraft der dichten Sturmkolonnen schon im Abwehrfeuer der Deutschen. Stellenweise wogten die Gegner zwar in deutsche Trichterfelder hinein, wurden dort aber unverzüglich wieder vertrieben. Daraufhin setzten die Engländer am folgenden Tage das Artilleriefeuer von neuem fort, dessen Hauptwirkung weiter nach Norden verlegt wurde. Dixmuiden, gegenüber

dem von den Belgiern besetzten Abschnitt, wurde von diesem Tage an planmäßig beschossen, und die Trümmer der trostlos zugerichteten Stadt verschwanden noch mehr im Sumpf des hier beginnenden Überschwemmungsgebietes, mit dessen Anlage die Feinde im Herbst 1914 den deutschen Vormarsch zwar zum Stehen gebracht, sich selbst aber zugleich eine unüberwindliche Schranke aufgerichtet hatten. Wie wenig Aussicht auf Gelingen hier ein Unternehmen bot, konnten die Engländer bei ihren Freunden, den Franzosen, erfahren, die sich bis an den Houthoulster Wald vorgearbeitet hatten, dort aber in dem ungangbaren Gelände bis an die Hüften im Schlamm versanken.

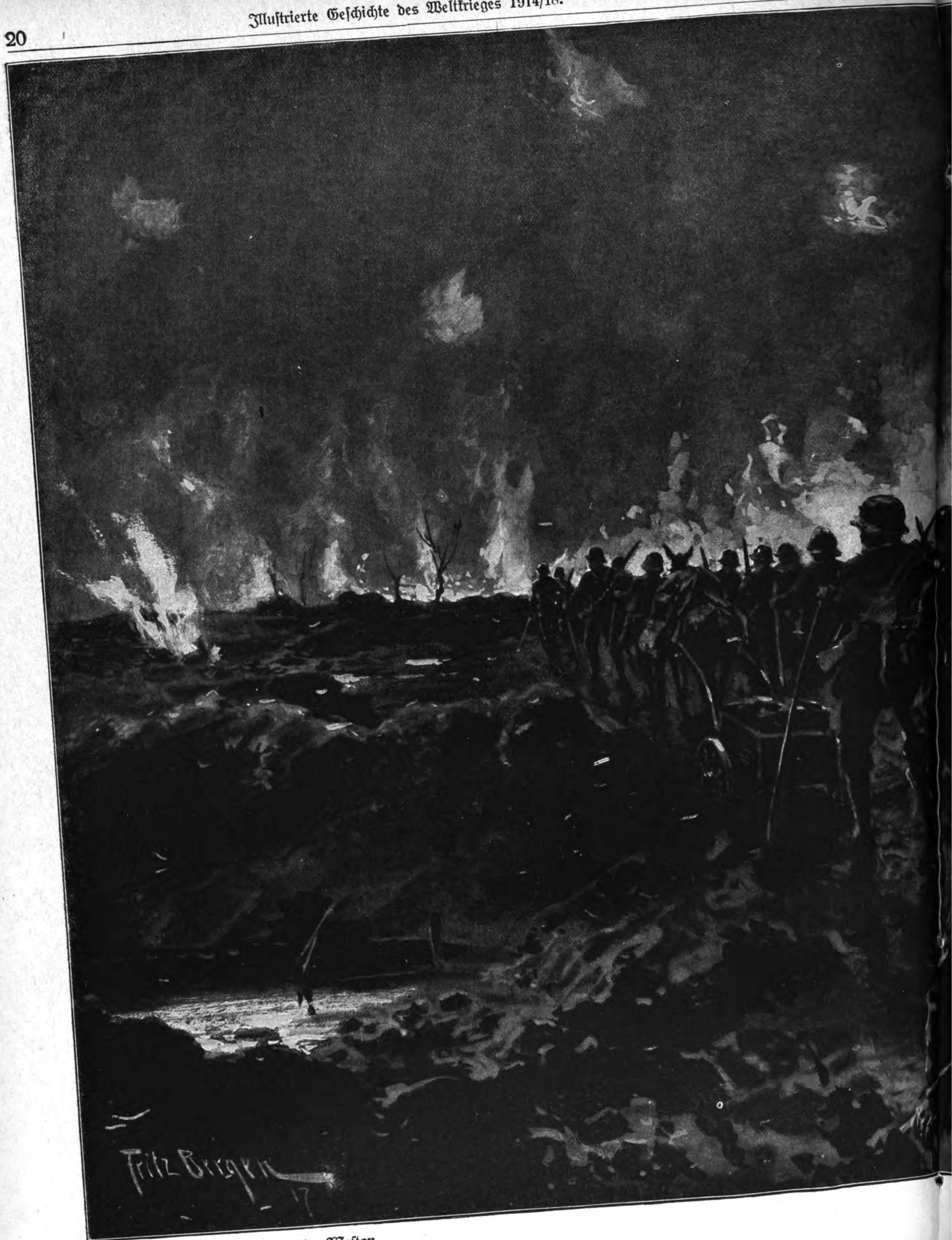

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Jägerdenkmal auf dem Hartmannsweilerkopf.

Die Beschießung der deutschen Stellungen vom Houthoulster Wald bis nach Zandvoorde steigerte sich in bestimmten Abschnitten wieder zum Trommelfeuer, dem am Houthoulster Wald, bei Poelcapelle und bei Gheluvelt schwere Infanteriekämpfe folgten. Frische feindliche Divisionen rückten dicht gehäuft am 10. November gegen das deutsche Trichterfeld vor, um nördlich von Passchendaele neue Stücke des Höhengeländes zu gewinnen. Zu beiden Seiten der Straße Passchendaele—Westroosebeke brachen die Angreifer im deutschen Abwehrfeuer zusammen; nur in der Mitte ihrer schmalen Angriffsfront prallten sie in das deutsche Verteidigungsgebiet hinein. Dort wurden die Feinde von dem Gegenstoß pommerscher und westpreußischer Bataillone gefaßt, worauf sie ihren Gewinn wieder preisgeben mußten. Den zurückflutenden feindlichen Abteilungen stießen brandenburgische Truppen nach und vertrieben die Weichenden auch noch aus wesentlichen Teilen ihrer Ausgangstellungen. Ebenso gelang es einer bei Dixmuiden an der Straße von Bixschoote vorgehenden deutschen Erkundungsabteilung am 16. November, in die feindlichen Linien einzudringen; sie nahm dabei 63 Belgier gefangen und brachte auch zwei Maschinengewehre mit zurück. —

* * *

Der **Luftkrieg** erfuhr im Verlaufe des Monats Oktober trotz der ungünstiger gewordenen Witterung, die den Fliegern ihre Tätigkeit gerade im Hauptkampfgebiet, in Flandern, beträchtlich erschwerte, kaum eine Abschwächung. Ganze Schwärme englischer Kampf- und Bombenflugzeuge suchten das flandrische Hinterland heim, und immer mehr belgische Ortschaften wurden von ihnen planmäßig mit Bomben beworfen. Auch das deutsche Heimatgebiet war häufig das Ziel feindlicher Flieger. Größere Geschwader führten neunzehn Angriffe auf das luxemburgisch-lothringische Industriegebiet aus, vierzehn Angriffe unternahmen sie gegen offene Städte wie Stuttgart, Trier, Koblenz, Dortmund, Tübingen, Frankfurt, Pirmasens und andere Orte in Baden, der Pfalz und im Rheingau. Irgendwelcher Schaden, der Einfluß auf die Fortführung des Krieges gehabt hätte, wurde dadurch nicht erzielt, wohl aber büßten dabei 17 Personen das Leben ein, während 76, darunter 14 Kriegsgefangene, verwundet wurden. Im Oktober gelang es den Deutschen, 244 feindliche Flugzeuge außer Gefecht zu setzen, von denen 149 hinter den


Hofphot. Eberth, Cassel.
Kriegsgepäckwagen in den Vogesen.



Essenträger an der Kampffront im Westen.



Nach den Mitteilungen eines Kriegsteilnehmers gezeichnet von Fritz Bergen.

deutschen Linien niedergingen. Außerdem büßten die Feinde 9 Fesselballone ein, während den Deutschen nur 1 Fesselballon und 67 Flugzeuge verloren gingen. Einer der deutschen Helden der Luft, der mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnete Leutnant Gontermann (siehe Bild in Band VII Seite 126), Sieger in 40 Luftgefechten, stürzte bei einem Probeflug hinter der Front ab und fand dabei den Tod.

* * *

Die regelmäßigen Vorstöße der Feinde mit Luftfahrzeugen gegen Zeebrügge waren ebensowenig danach angetan, eine Einschränkung des von den Engländern immer unerträglicher empfundenen **Unterseebootkrieges** (siehe Bild Seite 25) herbeizuführen, wie die zu dem gleichen Zweck unternommenen Angriffe der englischen Landstreitkräfte in Flandern. Die dadurch entstandene Unzufriedenheit des englischen Volkes mit der Flottenleitung konnte auch der Marineminister Geddes mit seinen beschwichtigenden Erklärungen nicht bannen. Das war wohl der Grund, weswegen am 17. November morgens eine englische Streitmacht von sechs Großkampfschiffen, einer größeren Anzahl von Torpedobootszerstörern und kleinen Kreuzern unter Begleitung von zahlreichen Flugzeugen den Helgoländer Gewässern zusteuerte. Die deutschen Seesicherungen bemerkten den Feind schon auf der Linie Horns Riff—Terschelling und zogen sich kämpfend langsam auf das Hauptgeschwader zurück. Als die Engländer erkannten, daß sie erwartet wurden, ließen sie es auf eine wirkliche Kraftprobe wieder nicht ankommen, sondern dampften ab und begnügten sich damit, in ihrem Bericht über den Vorfall das ganz selbstverständliche Ausweichen der Sicherungen vor den englischen Großkampfschiffen als Sieg über die Deutschen zu deuten. In Wahrheit wurde der schwächliche englische Vorstoß von den Deutschen mühelos und vollständig abgewiesen. —

* * *

Während die Engländer in Flandern noch immer vergeblich um den Erfolg rangen, waren sie mit ihren Unternehmungen gegen die **Türken** in Palästina und Mesopotamien glücklicher. Dort gingen die Engländer nach Eintritt der kühleren Jahreszeit mit Eifer daran, die Türkei weiter einzuschnüren. Englands Kampf in Ostafrika, Palästina und Mesopotamien schmolz zu einer

deutlich erkennbaren einheitlichen Handlung zusammen, die den Zweck hatte, einen zusammenhängenden englischen Landbesitz oder die englische Oberhoheit zwischen Südafrika und Indien aufzurichten. Mit Geld und Gewalt hatten sich die Briten in Arabien Bahn gebrochen und beherrschten den politisch und wirtschaftlich wichtigen Westen dieses Landes. Mekka und Medina sahen englische Truppen in ihren Mauern.

Der Kampf um den Suezkanal (siehe Bild Seite 27 unten) war längst zu einem Kampfe um **Palästina** geworden. Bald nach der Heimkehr des Deutschen Kaisers von Konstantinopel, das er ebenso wie die Dardanellen (siehe die Bilder Seite 26 sowie in Band VII Seite 396) im Oktober besucht hatte, eröffneten die Engländer eine großzügig vorbereitete Angriffsfolge mit der Eroberung von Jerusalem als Ziel. Mit bewährter Tapferkeit schlugen sich die Türken. Ausfälle der Engländer mit starken Streiftruppen gegen Gaza und die vorgeschobenen türkischen Stellungen bei Berseba beantworteten die Türken mit kraftvollen Gegenunternehmungen gegen englische Militärstationen (siehe Bild Seite 27 oben).



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutscher Maschinengewehrposten in einem Granattrichter in Flandern.

Am 30. Oktober holte der neue englische Befehlshaber in Palästina, General Allenby, zum ersten großen Schlage aus. Mit zahlreichen Truppen und einem starken Aufgebot von Fliegern, kraftvoller Beteiligung von schwerer Artillerie und Panzerwagen hob er im Stirnstoß und durch Überflüglung die Vorstellung der Türken bei Berseba (Bir es Seba), die ein Vorgehen der Engländer bei Gaza flankiert haben würde, aus den Angeln (siehe die Karte Seite 28). Nach einem schweren Gefecht, in dem die Truppen Dschemal Paschas rühmenswerte Zähigkeit bewiesen, zogen sich die Türken auf ihre Hauptstellungen von Gaza zurück. Dort erwartete der türkische Führer den englischen Hauptangriff. Nach schwerster Artillerievorbereitung setzten sich die Engländer am 2. November gegen die Hauptstreitkräfte der Osmanen bei Gaza in Bewegung. Unerwartet starker Widerstand der Verteidiger brachte den wuchtigen Stoß der Feinde jedoch unter empfindlichsten Verlusten für diese zum Scheitern (siehe die Kunstbeilage). Die Engländer setzten aber die Schlacht mit Ausdauer fort, weil sie des Erfolges sicher sein konnten. Infolge der Einnahme der türkischen Stellungen bei Berseba durch die Engländer war die türkische Hauptstellung mit in Gefahr geraten, da sie nun ihres Flankenschutzes beraubt war. Deshalb begannen auch die Türken, ihre Hauptstellung planmäßig abzubauen, um ihre Front weiter nordwärts zu verlegen. Als die Engländer daher in der Nacht zum 7. November wieder mit außerordentlicher Kraft in die türkischen Linien von Gaza hineinstießen, gewannen sie über den schwachen Rest der türkischen Deckungstruppen die Oberhand und brachten das Bollwerk, das ihnen so viele Monate Widerstand geleistet hatte, in ihren Besitz.

Waren an der ungünstigen Lage der Türken in Palästina hauptsächlich auch die weite Entfernung von den Hauptkraftquellen und die Gelegenheit für den Feind, durch Landungen an der Küste in den Rücken der Türken zu gelangen, mit schuld, so kamen für den Feldzug in **Mesopotamien** noch die Schwierigkeiten hinzu, die die Überwindung des Taurusgebirges den Transporten bot, wenn auch die Bagdadbahn nach Möglichkeit ausgenützt wurde. Der englische Führer Maude drang von Bagdad aus bis zum 10. November mit starken Streitkräften weitere 150 Kilometer nordwärts bis nach Tekrit am Tigris vor und besetzte diesen Ort nach schweren, aber für ihn erfolgreichen Kämpfen. Bis hierher waren die Türken dem Vorgehen der Engländer nicht besonders ernstlich entgegengetreten; nun aber rückten sie in großer Zahl heran. Die Feinde, von ihren Fliegern auf die Gefahr aufmerksam gemacht, wichen dem Zusammenstoß durch raschen Rückzug auf Bagdad aus und verzichteten damit zunächst auf den Vormarsch gegen Mosul. Dort standen beträchtliche türkische Truppen, zu deren Bezwingung sich die Gegner, die nicht auf eine Unterstützung durch die von den Türken weit nach Persien hinein zurückgeschlagenen Russen rechnen konnten, zu schwach fühlten. —

An der **Kaukasusfront** ereigneten sich nur ganz belanglose Zusammenstöße, bei denen es hauptsächlich auf die Hammelherden der sich gegenüberliegenden Streitkräfte abgesehen war. Bald erbeuteten die Türken einige hundert Schafe, bald die Russen. Sonst herrschte Ruhe. —



Phot. Bild- und Film-Amt.

Rast in einem Granattrichter in Flandern.

* * *

Die **russische Revolution** trat zu Anfang November in einen Abschnitt ein, der an Bedeutung die Vorgänge auf den russischen Kriegschauplätzen weit überragte. Lange Zeit vorher verbreitete Gerüchte, daß zwischen dem 2. und 7. November ein entscheidender Schlag der Bolschewiki, der Frieden wünschenden Anhänger Lenins (siehe Bild Seite 28), gegen die Regierung Kerenskis zu erwarten sei, bewahrheiteten sich. Am Abend des 6. Novembers vollzogen sich in Petersburg

militärische Bewegungen der Lenin ergebenen Matrosenabteilungen und befreundeten Regimenter, die auf eine Besetzung wichtiger Punkte Petersburgs hinzudeuten schienen. Die russische vorläufige Regierung war mit Kerenski im Winterpalast des Zaren versammelt, als am Morgen des 7. Novembers die Geschütze einiger Torpedoboote und Kreuzer Petersburg und den Palast bedrohten. Dieser wurde denn auch in der Nacht vom 8. zum 9. November durch das Feuer der auf der Newa ankernden Kronstädter Torpedozerstörer sowie durch die Wirkung der Maschinengewehre der an dem Gefecht beteiligten Panzerautos schwer beschädigt (siehe Bild Seite 29). Es kam dabei zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den Aufständischen und den Regierungstruppen, wobei letztere unterlagen. Die Leninisten besetzten das Telegraphenamt und verkündeten dem In- und Auslande den Sturz Kerenskis. Dieser hatte sich seinen Gegnern durch die Flucht entzogen und brachte eine stattliche Streitmacht zur Beseitigung der Leninisten zusammen. Dabei halfen ihm sein alter Feind Kornilow und der Kosakenführer Kaledin, ohne daß sie damit die vorläufige Regierung hätten unterstützen wollen. Kornilow, der Petersburg weiter glücklich kämpften, dabei am 16. November den Stab Kerenskis gefangen nehmen konnten und bei Moskau einen Waffenstillstand mit ihren Widersachern abschlossen, allerdings nach einer Schlacht, in der es 2000 Tote gegeben haben soll, so gab es doch immer noch keine russische Regierung, mit der die Mittelmächte einen ordnungsgemäßen Frieden hätten schließen können. Denn um einen solchen zustande zu bringen, mußte doch in Rußland erst einmal eine Regierung vorhanden sein, die wirklich die Macht und das Vertrauen des Volkes besaß. Mit irgend einer politischen Gruppe über den Frieden zu verhandeln, ging nicht an. Deshalb durften auch auf die russischen Friedensvorschläge einstweilen keine großen Hoffnungen gesetzt werden.

Durch die Vorgänge in Rußland wurden die Geister in den übrigen Verbandsländern, besonders in England und Frankreich, gewaltig aufgeregt. In ihrem Zorn über die neue Umwälzung äußerten sie sich recht unhöflich über ihre Freunde, die sie „verräterische Maximalistenbande", „Räubergesindel", „rattengleiche Schleusenbewohner" und dergleichen nannten. Besonders schlecht kam Lenin weg, der



Ein in den Schlamm einer flandrischen „Straße" eingesunkenes englisches Artilleriepferd wird ausgegraben. Nach einer englischen Darstellung.

sich wieder frei gemacht hatte, verfolgte eigene Ziele, und Kaledin, der sich in Mittelrußland ein von russischen Zeitungen „Kaledinien" genanntes, von ihm beherrschtes Gebiet geschaffen hatte, galt als Vorkämpfer für die Rückführung des Zaren oder des Großfürsten Nikolai, der flüchtig geworden war.

Trotzdem die Anhänger Lenins mit der Losung: „Sofortiger Friede, Brot, Land und Volksmacht" auftraten und Grundsätze für den Friedenschluß verbreiteten, dem ein Waffenstillstand vorausgehen sollte, vermochten sie doch nicht ohne weiteres die Herrschaft an sich zu reißen. Die Kerenski ergebenen Truppen zogen mit Fahnen, auf denen er, die Zarenkrone zertrümmernd, dargestellt war, gegen Petersburg heran, während gleichzeitig Kornilow nach Moskau marschierte. Der Bürgerkrieg war in Rußland entbrannt. Die erste Schlacht zwischen den feindlichen Brüdern entwickelte sich vor den Toren Petersburgs bei Gatschina am 12. November. Die Bolschewiki gerieten in so große Not, daß Kerenski schon seinen Sieg verkünden ließ. Dennoch entglitt das Heft aufs neue seinen Händen. Lenins Freund Trotzki (siehe Bild Seite 28) erklärte wenige Stunden nach Kerenskis Siegesmeldung diesen als völlig geschlagen. Wenn auch die Bolschewiki oder Maximalisten, wie sie auch genannt wurden, im Raume von unter anderem als „der lächerlich kleine Mann mit der Piepstimme" bezeichnet wurde.

Der englische Ministerpräsident Lloyd George geriet gänzlich aus der Fassung. Er hielt in Paris eine Rede, in der er unter dem niederschmetternden Eindruck der Ereignisse in Rußland und der Niederlagen der Italiener beweglich über den Mangel an einheitlicher Führung bei den Westmächten klagte, der allein die Schuld an dem Scheitern aller Pläne trage. Gleichzeitig unterzog Lloyd George die Kriegführung der Italiener einer scharfen Kritik. Diese Rede wurde ihm so verübelt, daß seine Stellung ernstlich ins Wanken kam. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

In letzter Stunde.

Ein Erlebnis bei der Eroberung Libaus. Von Eva Gräfin von Baudissin.

(Fortsetzung.)

Am Bahnhof drüben in Neu-Libau, jenseits des Hafens, stand Tag und Nacht eine Lokomotive unter Dampf, an die ein einziger Personenwagen angekoppelt war. Niemand

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Oberstleutnant Kraehe, Kommandeur d. Füsilier-Regts. Nr. 34.

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Oberstleutnant v. Behr.

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Generalleutnant Elstermann v. Elster.

Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Oberstleutnant v. Oven.

Neue Ritter des Ordens Pour le Mérite.

wußte, auf wen sie wartete; mit russischer Unterwürfigkeit, die der Rubel erkauft, duldete man ihre Anwesenheit allen Befehlen zum Trotz, die jede Privatbeförderung untersagten. Auch heute, bei der erneuten Nachricht vom nahen Anmarsch der Deutschen, kämpfte man zu Tausenden auf Leben und Tod um einen Platz in den ins „Innere" abgehenden Zügen. Die Familien wurden auseinandergerissen, Mütter jammerten um ihre Kinder, denen man den Eintritt in die Wagen mitleidlos verweigert oder von deren Trittbrett man sie zurückgestoßen hatte — ein Durcheinander mit all seinen Schrecken, in dem jeder nur an sich und an die eigene Rettung dachte, entwickelte sich in der „Vauxhall", wie der Russe den Bahnhof nennt — nur die eine Lokomotive mit dem leeren Wagen stand unbehelligt auf dem Geleise, und sogar die Verzweiflung rundumher machte vor ihrer stummen, militärischen Bewachung halt.

Langsam leerte sich das Geschäftszimmer. Frank Brown entließ seine Angestellten mit einem freundlichen Lächeln, einem Handschlag und dem zuversichtlichen: „Auf Wiedersehen!" Doppelt verbunden waren ihm ja alle diese Leute: Untergebene, die bei ihm ihr Brot verdienten, und nun Freunde durch das russisch-englische Bündnis und den Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Wenn er zurückkam — er zweifelte keinen Augenblick daran, daß es in nicht zu ferner Zeit geschähe —, so wollte er dieselben Leute wieder in Dienst nehmen, das versprach er noch jedem Einzelnen; aber ganz anders als bisher würde er den Kampf gegen den deutschen, schon jetzt so unbehaglichen Wettbewerb führen, das Gelübde legte er sich innerlich selbst ab. Davon brauchte vor allem Werner nichts zu wissen.

Er trat nun auf den Balten zu, sah, daß dieser in seiner Gewissenhaftigkeit sogar in dieser Stunde noch versucht hatte, die Pläne über die Kanalisation auszuarbeiten, schlug ihm kameradschaftlich auf die Schulter und rief: „Ich gehe zu Tisch; will hoffen, daß mir die Deutschen nicht die Suppe verhageln."

In diesem Augenblick ertönten ein paar furchtbare Kanonenschläge, scharf hintereinander. Die Fensterscheiben zersprangen in Scherben. „Man hat wieder keinen Flügel offen gelassen," tadelte der Engländer; und Werner, der aufgesprungen war und die Hand aufs Herz drückte, bewunderte von neuem die Gleichmütigkeit seines Chefs. Sie horchten hinaus. Die ersten Schüsse waren die Einleitung zu einer heftigen, ununterbrochenen Beschießung, die mit dumpfem Grollen vom Meer herkam und furchtbare Explosionen in der Stadt zur Folge hatte.

„Deutsche Kriegschiffe, also doch," stieß Werner atemlos aus. „Als ich heute morgen das Haus verließ und draußen die Schiffe liegen sah — herrliche, stolze Schiffe! — da hieß es, es seien russische."

Mr. Brown nickte gleichmütig. „Man hat stets die Absicht — und ein besonderes Geschick darin gehabt, das Volk hier zu täuschen, Werner." Er schwieg eine Weile, in der wieder schwere Geschützschläge dahinrollten, so daß der Boden unter ihren Füßen zitterte, bis er sagte: „Es steht nicht ganz so gut, nicht ganz so sicher um die Sache des russischen Staates, wie man euch hier weismacht. Freilich, Memel war erobert, aber es ist längst wieder aufgegeben worden; und von einer Schlacht, einer furchtbaren Schlacht, die man euch verschwiegen hat und die Hunderttausenden von russischen Soldaten das Leben gekostet hat, werdet ihr erst erfahren, wenn die Deutschen da sind, der Schlacht an den Masurischen Seen im letzten Herbst."

„Und Sie wußten darum? Sie schwiegen?"

Der Engländer zuckte die Achseln. „Es ist nicht meines

Hofphot. H. Loeffel, Gera-R.
Kapitänleutnant Rud. Schneider (†).

Phot. Willy Wilcke, Hamburg.
Kapitänleutnant Vikt. Dieckmann.

Phot. Freya Krab, Kiel.
Kapitänleutnant E. Fr. Hashagen.

Phot. A. Robwer, Kiel.
Kapitänleutnant Meusel.

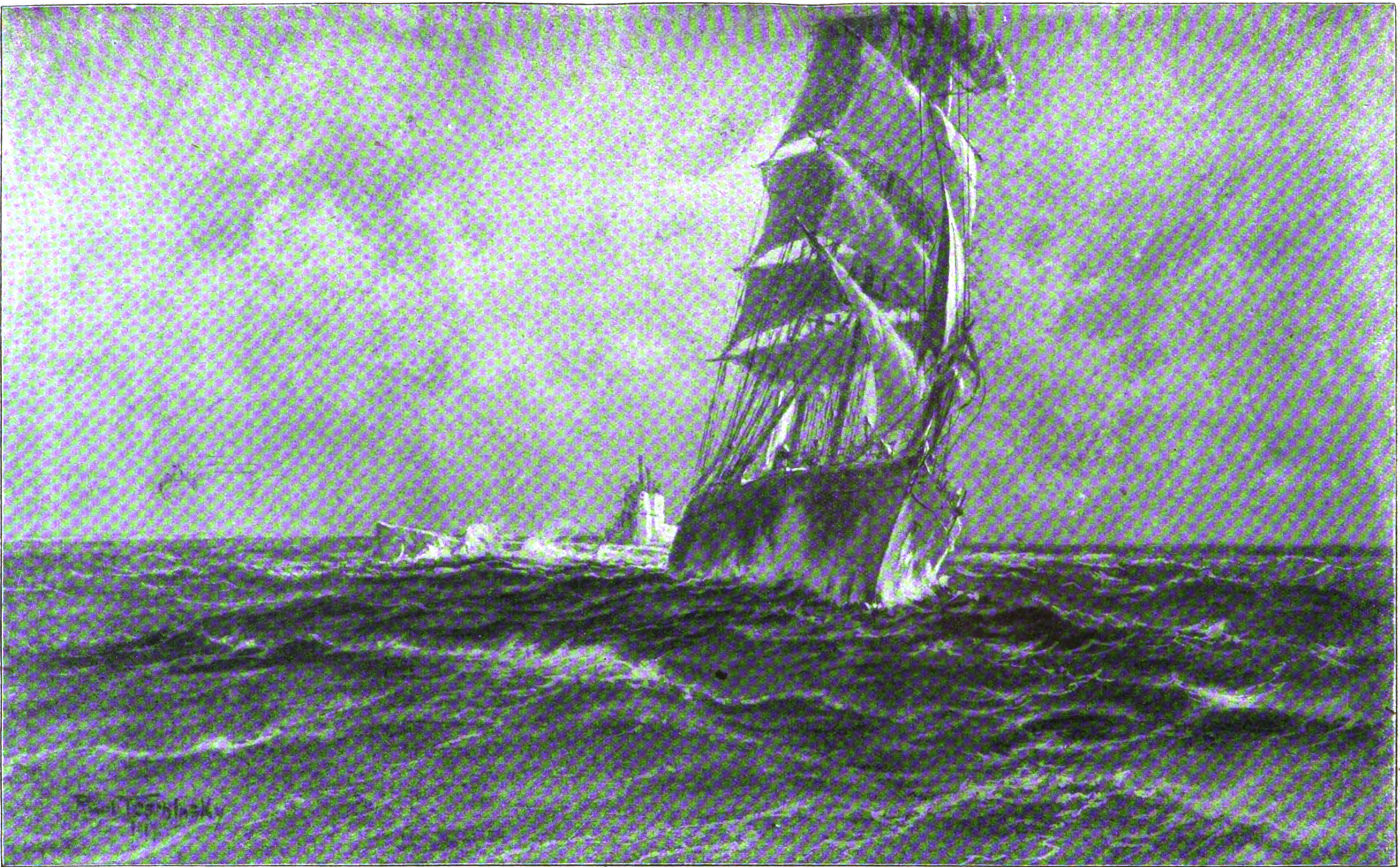
Erfolgreiche deutsche U-Boot-Kommandanten.



Indische und englische Lanzenreiter im türkischen Maschinengewehrflankenfeuer im Wadi Hesi, einem eingetrockneten Flußbett nördlich von Gaza an der Palästinafront.

In der Mitte des Bildes zwei durch schwere Granaten außer Gefecht gesetzte englische Panzerkraftwagen.

Nach einer Originalzeichnung des bei der osmanischen Armee zugelassenen Kriegsmalers Fritz Grotemeyer.



Ein feindliches Segelschiff wird von einem deutschen U-Boot im Sperrgebiet um England angehalten.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Teschinsky.

Amtes, Rußland den Star zu stechen. Wenn sich ein Volk gefallen läßt, daß man es belügt und betrügt, so hat es nichts Besseres verdient."

Werner seufzte tief auf. Jetzt hatte ihn der Engländer, wo er ihn haben wollte.

„Und in solcher Stunde," sagte er dringlich, „läßt man sein Land nicht im Stich! Jetzt sind ihm aufrechte Männer nötig! Ich erinnere Sie an unser stolzes Wort: „Right or wrong — my country!" (Recht oder Unrecht — mein Vaterland!)

„My country," wiederholte Werner mit zitternden Lippen. Was war's, das ihm dennoch das Herz schwellen ließ, als gerade jetzt wieder der Kanonendonner mit unverminderter Stärke einsetzte, was ihm wie ein Gruß klang: „Wir sind da, wir befreien euch von dem furchtbaren Druck der letzten Monate"?

Seine Gedanken flogen zu seiner Mutter: was mochte auch sie empfinden in dieser Stunde? Unverändert deutsch war ihr Wesen, ihr Sinn durch all die Jahre in dem fremden Lande geblieben; sie hatte es abgelehnt, wie sonst Deutsche es gar zu leicht taten, die Sitten und die Sprache der neuen Heimat anzunehmen. Nach deutscher Art hatte sie auch ihn erzogen und ihn von Kind auf gelehrt, daß es noch ein

„Weshalb tun Sie das?" fragte Werner ernsthaft. „Sie wissen so genau wie ich, daß die Deutschen weder plündern noch rauben werden."

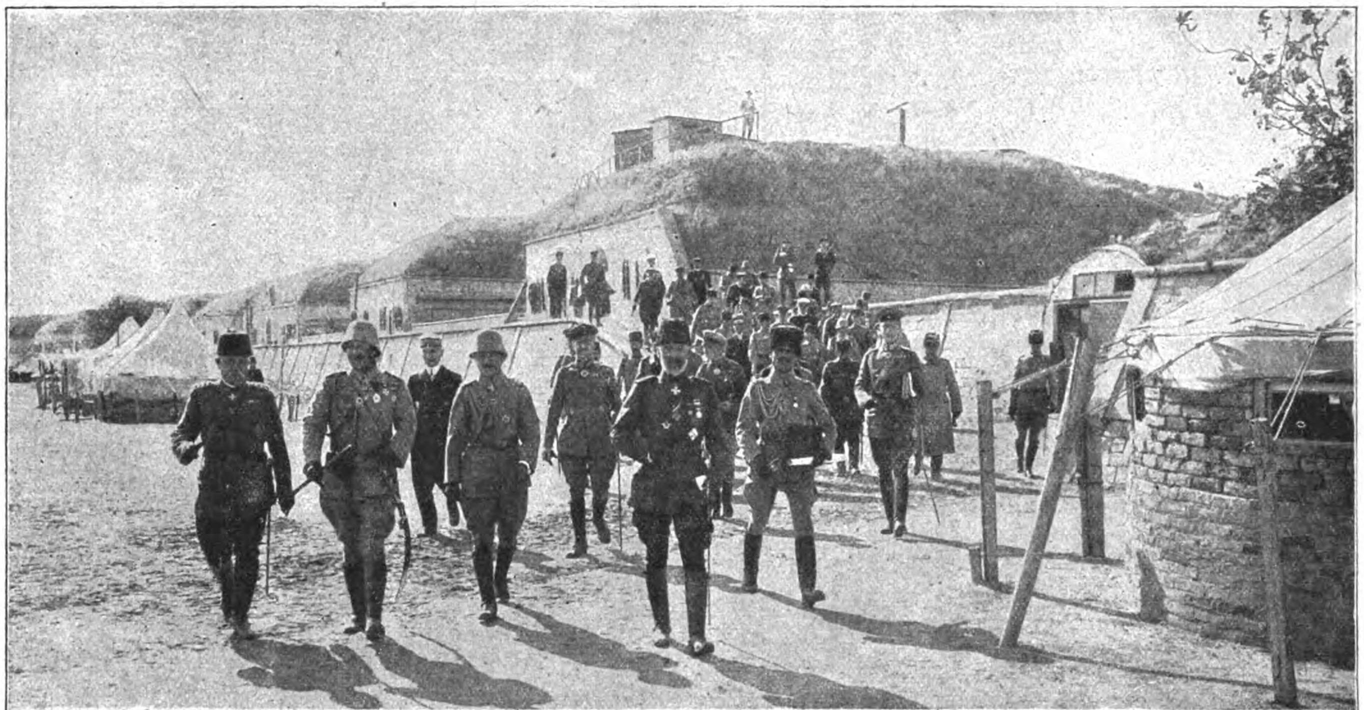
„Wer weiß, ob sie nicht Rache für Memel nehmen! Verdenken könnte man's ihnen nicht," war die Antwort. Und in dem alten, gleichgültigen Ton, der Werner heute bis aufs Blut reizte: „Übrigens ist es auch hier wieder nicht meines Amtes, für die Deutschen einzutreten oder ihnen gerecht zu werden; auch den Ruf, den ein Volk besitzt, verdient es. Weshalb haben die Deutschen so lange alle Verleumdungen stumm hingenommen?"

„Weil sie zu stolz sind, weil sie es nicht der Mühe für wert erachten, sich gegen Niederträchtigkeiten zu verteidigen!"

„Um so schlimmer für sie, um so besser für uns!"

Sie standen unter der Tür des Geschäftshauses still: ein blinder Schrecken hatte die Bevölkerung ergriffen; in den Straßen wogte es planlos auf und ab, denn die Ausgänge zu den Bahnhöfen waren gesperrt und vom Strande herauf drang unabläßig das ohrenbetäubende furchtbare Wutgebrüll der Geschütze.

Werner hätte dieser verzweifelten haltlosen Menge zurufen mögen: „Seid unbesorgt, man wird euch kein Haar krümmen!"



Phot. Bild- und Film-Amt.

Der Deutsche Kaiser beim Besuch eines der Dardanellenforts auf Gallipoli.

Land gebe, in dem man die Tugend anerkannte und das Laster verachtete, aber ihr selbst unbewußt hatte sie damit auch den Keim des Zweifels und der Unsicherheit in seine Seele gelegt. Denn auch Schule und Umgebung verfehlten nicht, ihren Eindruck auf ihn zu machen, und versuchten, ihn zu dem zu bilden, was er nach der Meinung seines Chefs nur sein konnte und durfte: ein echter, russischer Untertan.

Sie stiegen die Treppen hinunter, nachdem Werner die Türen der bis auf die einfachen Möbel leeren Geschäftsräume abgeschlossen und die Schlüssel Mr. Brown überreicht hatte. Der steckte sie gleichmütig in die Tasche, keine Regung galt dem Hause mehr, das er verließ und das ihm doch jahrelang Obdach gewährt hatte. Werner wiederum mußte einen Augenblick der Bewegung und Trauer überwinden.

Über den Flur unten zog es vom Hof her in abenteuerlichem, wildem Zug, der zu anderen Zeiten wohl Heiterkeit hätte auslösen können. Wie stets bei den mehrfachen Beschießungen der Stadt wollten sich auch die Juden retten. Aber fast so teuer wie ihr Leben war ihnen ihr Besitz, und so schleppten sie die merkwürdigsten Dinge in Körben und Kisten mit, unter lautem Geschrei sich gegenseitig zur Eile und Vorsicht mahnend.

„Kinder, lauft, lauft," rief der Engländer ihnen spottend zu, „der Feind kommt schon!"

„Er kimmt, er kimmt," wiederholten die Unglücklichen und stießen und drängten sich kopfüber in die Straße.

Aber noch war die Stadt in russischer Hand und jedes Eintreten für die Feinde wäre gerade ihm, dem Deutschrussen, als Verräterei ausgelegt worden. Er mußte an die Mutter denken, deren Leben noch gefährdeter war als das seine. Zu ihr, das mußte sein erstes jetzt sein.

„Leben Sie wohl, Mr. Brown," sagte er hastig, „ich muß vor allen Dingen nach Hause."

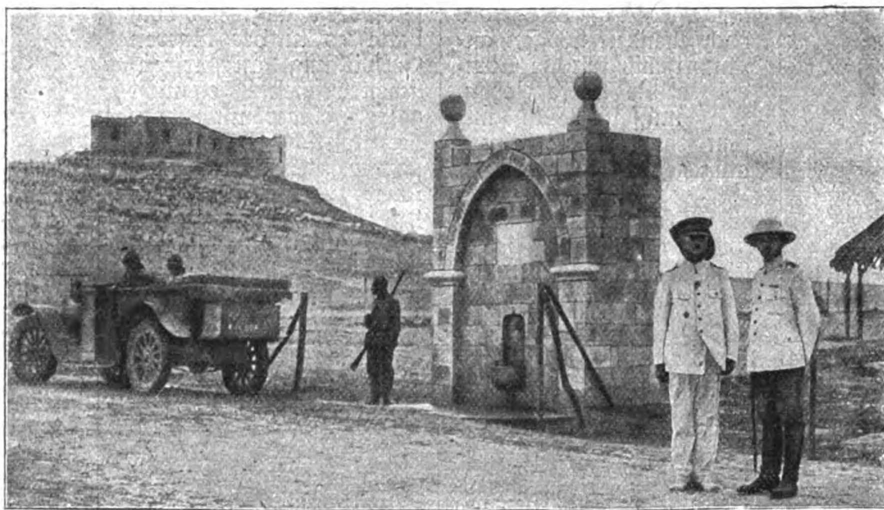
„Vergessen Sie nicht," entgegnete der Engländer ruhig und hielt seine Hand fest: „es ist jetzt zwölf Uhr, man wird sich den Tag zu merken haben, wir schreiben den 24. März alten, den 7. April neuen Stils des Jahres 1915, denn heute wird's ernst, ich fühle das. Also vergessen Sie nicht, Werner Pawlowitsch, um zwei Uhr drüben in Neu-Libau am Bahnhof zu sein. Hier ein Papier, das Ihnen überall den Weg öffnet. Ich gebe Ihnen zwei Stunden Zeit, Ihre Sachen zu ordnen und Abschied zu nehmen."

„Nein, nein," stieß der andere gequält hervor, „so unbarmherzig können, dürfen Sie nicht sein! Wie wäre es mir möglich, jetzt meine Mutter zu verlassen — —"

„Sie waren ja der Gutmütigkeit und des Anstandes Ihrer halben Landsleute so sicher, Werner Pawlowitsch. Ihre Mutter kann nicht besser aufgehoben sein als unter ihrem treuen Schutz."

Werner beachtete den Hohn der letzten Worte nicht. „Noch ist die Stadt in russischer Gewalt, Mr. Brown. Sie wissen, wessen russische Soldaten fähig sind, wenn sie sich

selbst überlassen werden." Er gedachte flüchtig des verflossenen Tages, des Namenstages der russischen Kaiserin, zu dessen Feier die Besatzung der Stadt die Läden gestürmt und mit blanker Waffe gefordert hatte, was ihnen gefiel. „Wir haben doppelte Feinde um uns her: auch die Letten, die niemals ihren Haß gegen uns verleugnet haben. Ich kann meine Mutter unmöglich ihrer Willkür überlassen.



Phot. Photothek, Berlin.

El-Kossaima, eine vorgeschobene englische, von den Türken besetzte Militärstation in der Wüste, von wo aus man einen weiten Blick in den wildzerklüfteten Djebel Helal hat.

„Vielleicht ist bis zwei Uhr schon eine Wendung eingetreten, Werner. Die Deutschen können sich noch einmal zurückziehen, die Stadt kann noch unerobert bleiben. Jedenfalls aber darf das unsere Abreise nicht verzögern, wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren."

„Ich komme nicht, ich bleibe!" Keuchend kamen die Worte aus seiner Brust.

„Ist das Ihr letztes Wort, Werner Pawlowitsch? Besinnen Sie sich, Sie müssen die Folgen tragen."

Werner nickte nur, seine Blicke hingen an einer Gruppe von Menschen, die angstverstört von der Marktseite herbeistürmten und berichteten, daß durch die letzte furchtbare Explosion, die man gehört hatte, die Eisenbahnbrücke von Neu-Libau zerstört worden sei und zwar von den Russen selbst.

„Um so besser," sagte der Engländer kühl. „Dann wird die Abreise nur noch wenigen von drüben aus möglich sein. Sie wissen, wie Sie hinüberzukommen haben, Werner; verlieren Sie das Papier nicht."

Werner hatte es achtlos in der Hand gehalten. Nun zerriß er es in kleine Stücke und warf sie seinem Chef wortlos vor die Füße. Alles in ihm empörte sich gegen diesen Mann, der auch der äußersten Verzweiflung der Massen gegenüber nur geschäftsmäßig den eigenen Vorteil abwog.

Das ruhige Gesicht des Engländers überlief eine jähe Röte.

„Tollkopf!" sagte er nur und in seinen Augen blitzte es seltsam und rachsüchtig auf.

Im nächsten Augenblick war er von Werners Seite verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Nikolaus II.

Von Richard Graf Du Moulin Eckart.

Die letzten Wochen des Sommers 1917 hatten eine Reihe von Enthüllungen gebracht, die die Aufmerksamkeit der gesamten politischen Welt wiederum auf den entthronten und durch die Träger der russischen Revolution in geheimstem Gewahrsam gehaltenen Zaren Nikolaus II. lenkten und zeigten, daß dieser Unselige bei aller Schuld, die ihm die Geschichte an dem ungeheuren Abstieg seines Reiches wird zuweisen müssen, menschliches Mitgefühl verdient. Und man braucht bei ihm den größeren Teil der Schuld nicht den Gestirnen zuzuweisen, unter deren Einfluß er gehandelt und gefehlt hat, sondern mit vollem Rechte den Verhältnissen und den Persönlichkeiten, deren Einwirkung sich auch ein Stärkerer nicht zu entziehen vermocht hätte. Aus den Offenbarungen des Suchomlinowprozesses, dem Briefwechsel zwischen ihm und dem Deutschen Kaiser vor dem Ausbruch des Weltkrieges und aus früheren Zeitabschnitten fallen eine Reihe von Lichtern auf ihn, die uns sein Bild, das von der Revolution und ihren Schriftstellern völlig verzerrt zu sein scheint, menschlich näher bringen und viele seiner Eigenschaften und Taten von einer ganz anderen Seite zeigen, als man sie bisher zu sehen gewohnt war. Anderseits hat sein Sturz, seine volle Entrückung aus dem Reiche der Lebenden die Entfernung zwischen ihm und uns so sehr erweitert, daß wir jetzt schon eine einigermaßen unparteiische Stellung zu ihm zu gewinnen vermögen. Der erste Eindruck freilich ist der einer ungeheuren Tragik, die am stärksten wirkt, wo wir guten Willen gepaart mit Schwäche finden, wo sich ein Wollender gegen die gewaltige Macht der Verhältnisse vergeblich aufbäumt, wo ein Ertrinkender



Phot. A. Frankl, Berlin-Schöneberg.

Der Kampf um den Suezkanal: Türkische Maschinengewehrabteilung im Wüstensand.



Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Lenin, Vorsitzender des russischen Rats der Volkskommissare.

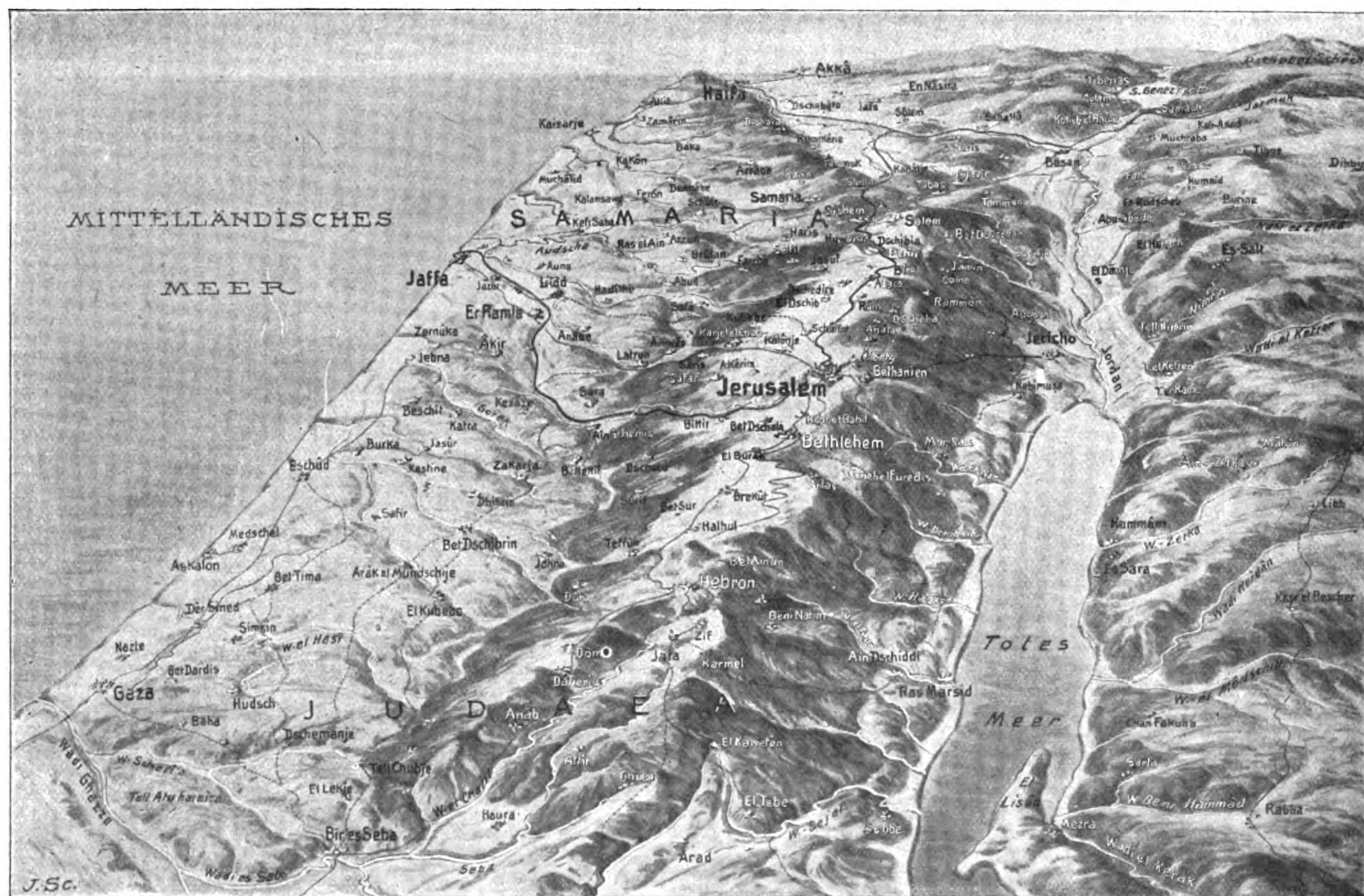
lange gegen die Wucht der hochgehenden Wogen ankämpft, bis ihn die Strudel in die Tiefe ziehen. Wir müssen heute mit ihm rechnen als einem aufgegebenen Mann.

Freilich, die Revolution, wie sie Rußland aufwühlte, vermochte jeden Tag eine Wandlung zu bringen, und in dem Zellengewebe des russischen Staatskörpers sind noch so viele unberührte Kammern, aus denen sich die heilenden Kräfte zu entwickeln vermögen — und das Haus Romanow ist noch nicht ausgestorben und ausgetilgt. Auch Nikolaus II. lebt noch, so daß wir noch nicht das Schlußergebnis aus seinem Leben ziehen dürfen, sondern nur aus seinen bisherigen Geschicken. Wir wissen nicht, ob ihn sein Stern nicht doch wiederum als einen wichtigen Bestandteil in die russische Rechnung einstellen und er aufs neue in Moskau einziehen wird, um sich die altererbte Krone seines Hauses abermals aufs Haupt zu setzen, wie er dies im Mai 1896 getan hat. Man gedenkt mit Schaudern des Massenunglücks, das damals durch unglückseligen Zufall und mangelhafte Sicherheitsmaßregeln hundertfache Menschenopfer forderte und als ein unheilvolles Anzeichen für die Regierung dieses Zaren gelten konnte. Ein trauriges Sinnbild liegt jedenfalls in dem blutigen Unglücksfall: das Volk drängt sich zum Empfang des Krönungsgeschenkes, und die Drängenden bereiten sich gegenseitig den Tod. War's doch auch späterhin nicht anders. Jede Gabe, die er dem nach Recht und Freiheit hungernden Volke darbot, gedieh diesem zum Verderben und war schließlich nichts anderes als eine Staffel zu dem Abgrund der Revolution, die zuletzt den Zaren selbst verschlang. Und doch hatte es in der inneren Entwicklung an erfreulichen Erscheinungen nicht gefehlt. Unverkennbar war der wirtschaftliche Aufschwung. Schon die Moskauer Ausstellung vom Jahre 1896 bot ein glänzendes Bild. Die Finanzpolitik Wyschnegradskis und Wittes schien Ordnung und System in die gesamten staatlichen Verhältnisse zu bringen. Industrie und Handwerk empfingen starken Rückhalt. Rußland stand unter dem Stern einer ausgesprochenen Günstlingswirtschaft. Diese befriedigte wohl die Träger der Industrie, regte aber die Massen der Arbeiter auf. Und trotz aller guten Ansätze, den Bauernstand zu heben, ergriff auch die Landbevölkerung der Geist des Aufruhrs. Er war geweckt worden durch die Verheißungen von Frei- und Neuland, und er ist nicht mehr zur Ruhe gekommen bis auf den heutigen Tag. Der Zar hielt in Händen, womit er die nach Land und auch nach Brot Hungernden hätte voll befriedigen und zu treuesten Anhängern des Thrones machen können, wodurch er den unruhigen Bauern jenen mit der Seßhaftigkeit auf eigener Scholle stets zusammenhängenden Konservativismus hätte einprägen können. Aber der größte Grundbesitzer der Welt wollte sich nicht von dem Grund und Boden trennen, den er als ein ungeheures Hausgut beherrschte.

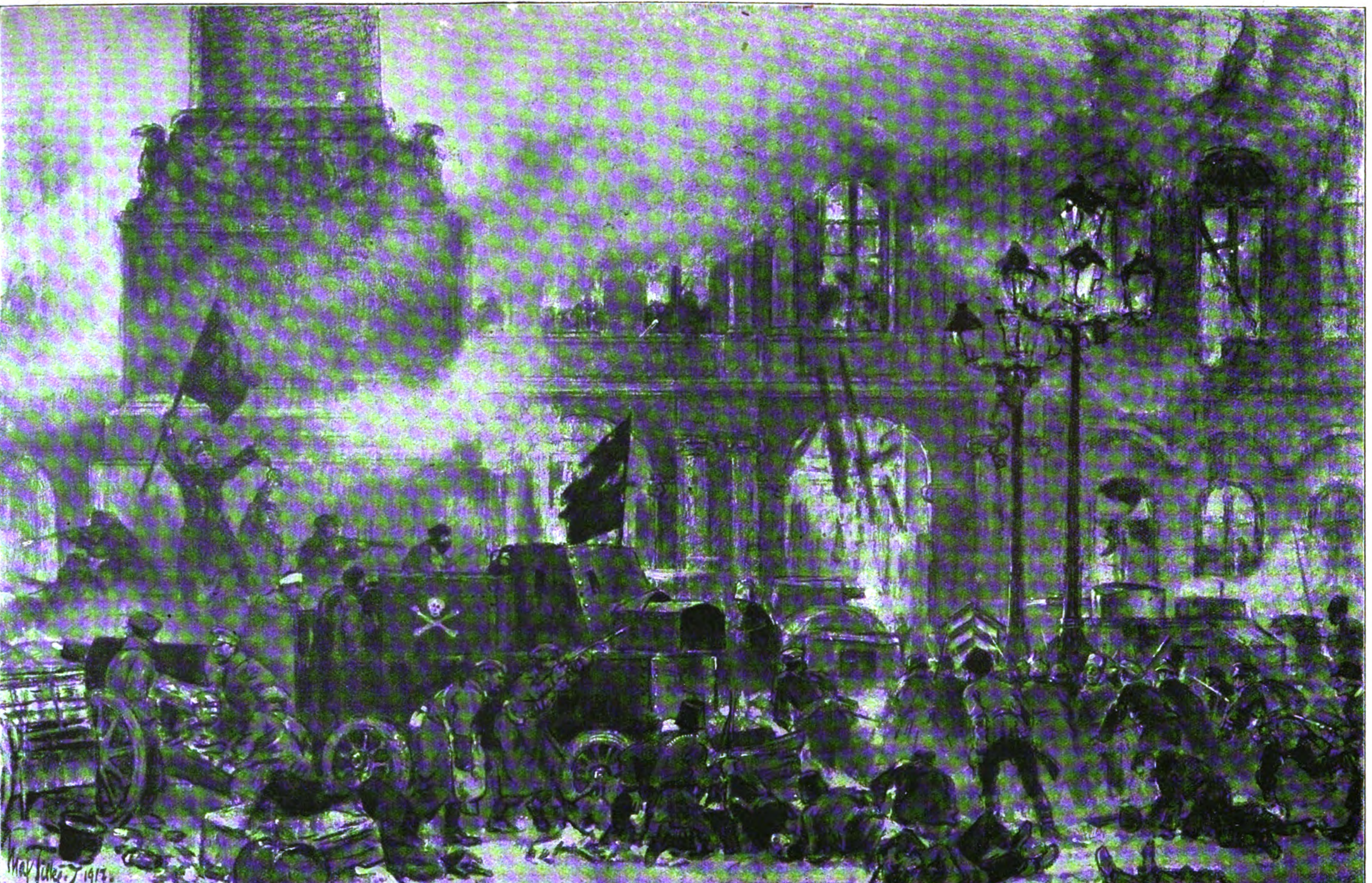


Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Trotzki, der russische Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten.

Und nicht genug. Auch die gebildeten Kreise waren und blieben unruhig. Die Universitäten wurden zur Pflanzschule des Aufruhrs durch die Erbitterung, die hier halbe Maßregeln weckten. Und nun setzte die Regierung des Zaren all der Erregung, die auch Finnland und die Ostsee-

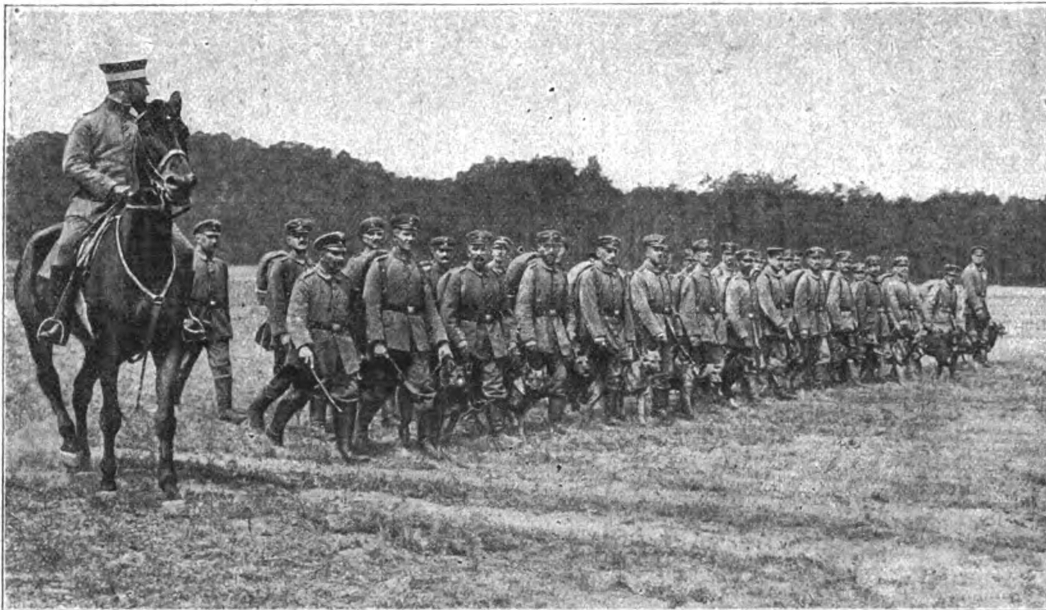


Vogelschaukarte des Frontgebietes in Palästina.



Die aufständischen Leninisten beschießen den Winterpalast in Petersburg in der Nacht vom 8. zum 9. November 1917.

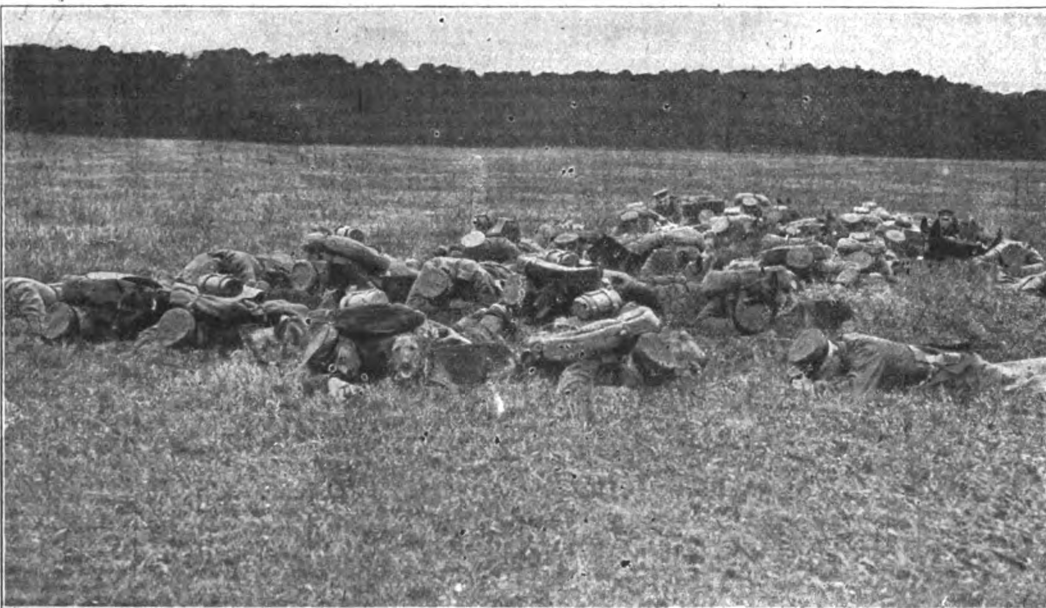
Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Eine Abteilung von Sanitätshundeführern mit ihren Tieren auf dem Marsche.



Gehorsamsübungen: Die Hunde warten auf ein Kommando.



Eine Abteilung von Sanitätshunden mit ihren Führern bei Fliegergefahr.

Die Ausbildung von Sanitätshunden und Führern im Sanitätshunde-Ersatzdepot Fangschleuse bei Erkner, einem Vorort von Berlin.

Nach Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.

provinzen ergriff, aufs neue den drückendsten Absolutismus entgegen, der durch die entarteten Formen des russischen Bürokratismus die Wirkung der wohlgemeinten und guten Schritte der Regierung verhinderte. Rußland ging unaufhaltsam der Revolution entgegen. Der Weg ist mit Blut und Mord bezeichnet. Wohl hätte der japanische Krieg eine Ablenkung bieten können, wäre er sieghaft verlaufen und hätte er nicht auch schwere Schäden, die dem russischen Staatswesen anhafteten, in beschämender Weise enthüllt. So aber mehrte er nur den Zündstoff, ja, ward geradezu das Zeichen zur Revolution, die nun überall losbrach und das weite Reich in seinen Tiefen erschütterte. Wir Deutsche denken dabei vor allem der Ostseeprovinzen, wo sich die Revolution in verbrecherischem Haß gegen den deutschen Adel und die protestantischen Pfarrhäuser entlud. Ein furchtbares Vorspiel dieses Krieges! Denn mehr und mehr durchdrang der Fremden- und zumal der Deutschenhaß die aufgehetzten Massen. Und inmitten dieser hochgetürmten Wellen der Zar in dem gefährdeten Staatschiff. Ein Berater nach dem anderen geht über Bord. Seine Aufrufe verhallen in dem Lärm des Aufstandes, bis er endlich in dem Manifest vom 30. (17.) Oktober 1905 die Verfassung verspricht und der Reichsduma die Rechte einer gesetzgebenden Versammlung verheißt.

Das Wahlrecht aber, das er dem Volke gewährte, tat eine andere Wirkung, als er gehofft. Statt einer starken Regierungspartei brachten die ersten Wahlen vom April 1906 einen vollen Sieg der Demokratie. Und die erste Adresse, die die erste Duma an den erschreckten Zaren richtete, war in der Tat ein Kriegsruf des Radikalismus. Er wies sie zurück, und als sich die Forderungen steigerten, als die volle Aufteilung der Domänen und des privaten Grundeigentums gefordert wurde,

da löste er die Duma auf. Das Rumpfparlament aber tagte in Wiborg weiter und konnte nur durch die Erklärung des Kriegszustandes zur Nachgiebigkeit gezwungen werden.

Die zweite Duma, in der die sozialdemokratischen Kreise stärker hervortraten, hatte kein besseres Schicksal, die dritte erhielt durch das neue Wahlgesetz ein beruhigenderes Aussehen und es schien, daß nun die erfolgreiche Arbeit beginnen könnte. Aber die Revolution ging weiter, und eine Reihe von Gerichtsverhandlungen entrollte das düsterste Bild von den russischen Zuständen. Ehe nicht eine volle Erneuerung des russischen Beamtentums eintrat, war an eine Durchführung des modernen Staates nicht zu denken. Jeder Versuch konnte nur zur Schwächung der Zentralgewalt führen. So erfolgte zugleich ein Neubau mit zu schwachem, ja, unterwühltem Grund und ein Abbruch der alten Grundmauern! Es ist nicht anders: der Zar hat im Ringen mit der Revolution selbst den Ast abgesägt, auf dem er saß. Und doch muß man sagen, daß Rußland gerade unter seiner Herrschaft weit mehr des Neuen und des Guten empfangen hat, daß sich inmitten mancher verfehlten Maßregel manch weiser, staatskluger Akt zeigt, dessen Bedeutung erst später richtig gewertet werden wird. Es war viel getan worden. Es wäre nur darauf angekommen, die Gaben aus des Zaren Hand richtig und ehrlich anzuwenden. Aber man kann ja aus dem Prozeß Suchomlinow (siehe in Band VII Seite 247 und Bild Seite 252) erkennen, wie mit dem Zaren und seinen Befehlen umgesprungen wurde, wie er doch nur ein Spielzeug war in den Händen ehrgeiziger, geldgieriger und bedenkenfreier Verbrecher, und wie durch sie Vernunft Unsinn, Wohltat Plage wurde. Auch in der auswärtigen Politik erkennen wir nach neuen Veröffentlichungen mehr, als es früher möglich war, daß Nikolaus II. der überlieferten Freundschaft mit den Zollern ursprünglich durchaus nicht so abgeneigt war, als es nach den bisherigen Annahmen den Anschein hatte. Auch hier war er mehr der Getriebene als der Treibende. Wo er freie Hand hatte, da suchte er immer wieder die Anlehnung an Berlin.


Phot. A. Grohs, Berlin.

Aufnahme eines besonders klugen Sanitätshundes nach einer erfolgreichen Suche.

Freilich fand er Deutschlands Gegner im eigenen Hause. Die eigene Mutter schürte das Feuer der Zwietracht, und die Gattin an seiner Seite, Alix von Hessen, trug zu schwer an dem eigenen Leid, als daß sie die volle, glückliche Kraft besessen hätte, zum Heile des alten und des neuen Vaterlandes für befriedigenden und befriedenden Einklang zu wirken. Das war ja der politische Zweck dieses Ehebündnisses gewesen, weit mehr im Interesse des Hauses Romanow als Deutschlands. Aber die Gegenströmungen waren zu stark, viel stärker als früher. Schließlich hat ja jeder Zar der altrussischen Partei Opfer bringen müssen, und keiner, außer Peter dem Großen, hat ihr ungestraft widerstrebt. Nikolaus II. hat es wohl versucht, und mancher Schritt seiner Politik war nicht in ihrem Geiste. Der Krieg gegen Japan fand so allgemeinen Widerstand. Es waren andere Strömungen, die ihn in dieses gefährliche Abenteuer hineintrieben, das ihm den Verlust seiner Flotte und die schweren Einbußen zu Lande eintrugen. Das Bündnis mit Frankreich war im vaterländischen Sinne wohl begründet, und es wäre ihm ein leichtes gewesen, ihm die scharfe Spitze gegen Deutschland zu nehmen. Der Deutsche Kaiser selbst wollte ihm sogar jene Richtung geben, die in Napoleons III. und auch in Bismarcks Plänen eine Zeitlang eine nicht unwichtige und keineswegs unerfüllbare Rolle gespielt haben. Hier lag auch für Nikolaus II. der Weg des Heils, der ihn der gefährlichen Gesamtlage entzogen hätte, durch die er Rußland und Rußland sich selbst verlor. Sein Unglück war neben der eigenen Schwäche König Eduard VII. Durch ihn kam er in das gefährliche Fahrwasser. Die englische Politik hat ihm die Nadel seines Kompasses falsch eingestellt, seinen Ehrgeiz genährt, die alten Hoffnungen in Süd und West erregt und in seiner Umgebung die Kräfte geweckt, die in diesem Sinne auf ihn einwirkten und in dem entscheidenden Augenblick das Steuer selbst gegen seinen Willen, ja, gegen sein Wissen herumschlugen, so daß das Schiff in den Strudel hineinfuhr, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

So war er schließlich von allen guten Geistern verlassen und mußte einen Krieg führen, mit dem er selber wohl in Gedanken gespielt hatte, dem er aber doch in letzter Stunde widerstrebte. Er mußte Gefühle heucheln, die ihm früher nicht fremd gewesen, und deren Verderblichkeit er jetzt erkannte; er mußte, und das ist für einen Fürsten wohl das Schwerste und Unsühnbarste, seine Heere fremden Zwecken opfern. Er wurde aber festgehalten in dem Bunde mit allen Mitteln, und als er doch zu versagen drohte, da wurden die Mächte der Tiefe beschworen und mit ihnen kam sein Sturz. Ob auch sein Ende und das des Hauses Romanow? Wir wissen es nicht. Wohl sind die Kräfte der Gegenströmung rege. Wohl war die Erhebung des Generals Kornilow dafür ein starkes Zeichen. Doch hat die Volkspartei unter Lenin und Trotzki vorerst den Sieg davongetragen. Aber wie gegen England die Entscheidung auf den U-Booten heranschwimmt, so kommt sie in Rußland früher oder später auf dem Rücken eines Kosakenpferdes angeritten. Ob sich dann die Tore der verschwiegenen Festung öffnen, in deren Mauern Nikolaus Romanow mit seiner unseligen Gattin und dem armen Zarewitsch schmachtet, das ist eine spätere Frage. Und eine weitere, ob er noch die seelische und körperliche Kraft hat, den Kampf um dieses Reich der Russen zu wagen. Als ihm die Verschwörer die Verzichturkunde vorlegten und er mit äußerer Ruhe und doch innerlich aufs tiefste erschüttert den schmerzlichsten Verzicht wählte, da schien es freilich, daß er mit Thron und Leben endgültig abgeschlossen hätte, und daß er nichts mehr wahren wollte als das zarte Leben seines Sohnes, um das er fraglos und ohne Widerstreben Reich und Krone dahingab. Er hat damit gesühnt, was er verschuldet hat. Wie aber wird die Sühne derer ausfallen, die ihn gestürzt und damit über Rußland die sieben Plagen heraufbeschworen haben? Welche Hände werden jene schlagen — oder welche Hand? Denn ein Rächer wird auch ihm erstehen, wie jedem, dem Gewalt wider Recht geschah!

Die deutschen Sanitätshunde und ihre Abrichtung.

(Hierzu die Bilder Seite 30—32.)

Unsere Sanitätshunde, von denen heute mehrere Tausend mit ihren Führern im Felde stehen, haben den Beweis ihrer Notwendigkeit längst erbracht. Viele Tausende von wertvollen Menschenleben, die durch sie gerettet wurden, legen beredtes Zeugnis ab von der gewaltigen Arbeit, die durch den „Deutschen Verein für Sanitätshunde" hier geleistet wurde.

Besonders die Abrichtung der Hunde bot im Anfang recht erhebliche Schwierigkeiten, mußten doch erst im Feldzug selbst die Erfahrungen gewonnen werden, die eine sichere Erziehung und zweckvolle Führung der Hunde gewährleisteten.

Vor allen Dingen handelte es sich darum, die Tiere an strengen Gehorsam zu gewöhnen. Sie müssen, wie der Soldat auch, richtig gehen lernen. Das heißt, der Führer hält sie an der Lederleine, die er um die Schulter trägt, an seiner linken Seite. Dort soll der Hund mit dem Kopf am Knie des Führers bleiben. Wenn der Marsch durch waldiges Gelände führt, so muß der Hund begreifen lernen, daß er nicht etwa zwischen sich und seinen Führer einen Baumstamm läßt, sonst würde er seinen Herrn aufhalten und herumreißen.

Der Pfiff auf des Führers Pfeife muß ihn in Sekundenschnelle, selbst auf weite Entfernung hereinbringen, ihn, auch wenn er sich im raschesten Lauf befindet, sofort zum Umkehren veranlassen. Auf das Kommando: „Nieder!" hat er, ebenso wie auf Erheben der Hand, sich hinzulegen, und der Befehl: „Bleib!" bannt ihn selbst für Stunden, und mag sich sein Führer auch noch so weit entfernen, an die Stelle. Auch durch keinerlei Lockungen Fremder darf er sich verleiten lassen, seinen Platz zu verlassen.

Werden die Hunde auf der Verwundetensuche losgelassen, so haben sie Hunderte von Metern nach rechts und nach links in Quersuche auszuschwärmen und so das Kampfgelände abzurevieren. Besonders nachts gestaltet sich diese Suche oft recht schwierig, und nur ein ganz einwandfreies Zusammenarbeiten von Führer und Hund verbürgt dann den Erfolg. So hatte man anfangs Hund und Mann mit angeschnallten elektrischen Lampen ausgerüstet, mußte aber davon bald abkommen, weil der Feind diese leuchtenden Punkte rücksichtslos beschoß. Selbst die Glocken am Brustgeschirr der Tiere war man gezwungen meistens abzustellen. Und trotzdem sind nachts von unsern braven Sanitätshunden und ihren todverachtenden Führern viele Leute gerettet worden, die sonst sich verblutet hätten und dem Starrkrampf oder der in diesem Kriege so häufigen „Gasvergiftung", einer Art tödlicher Wundgasbildung, erlegen wären.

Arg zu leiden haben diese selbstlosen Leute und ihre Hunde, die mitten im wütenden Granatfeuer Nerven und Ruhe bewahren, von der ja für jede Truppe bestehenden Fliegergefahr. Gegen die Kugeln der Maschinengewehre, die Dynamitbombe und die besonders gefährliche von oben geschleuderte Chlorgasgranate gibt es nur ein Mittel: sich dem Erdboden so anschmiegen daß der Flieger von oben nichts bemerkt. Hier kann ein unruhiger Hund das größte Unheil anrichten.

Aber weitaus am wichtigsten war doch die Lösung der Frage: wie erhält man am deutlichsten vom Hunde die Kunde, daß er gefunden hat? — Anfänglich ließ man nach der bewährten Polizeihundpraxis den Hund den Aufgefundenen verbellen. Das war aber für den Feind das beste Zeichen, wohin er sein Feuer zu richten habe. Dann sollte der vierbeinige Helfer ein Stück von der Ausrüstung oder der Kleidung des Soldaten bringen, wie zum Beispiel seine Mütze, oder sonst einen Gegenstand von ihm. Da kam es dann wohl vor, daß eifrige Tiere an dem Leidenden zerrten, ihn so ängstigten. Wohl brachten besonders kluge Tiere herausgerissene Grasbüschel, von ihnen selbst abgeknickte Zweige zum Zeichen ihres Erfolges. Doch all das schien unsicher und oft trügerisch. So wurde denn das „Bringsel" erfunden, mit dem jetzt jeder Hund ausgebildet wird. Vorn an seinem Brustgeschirr hängt ein etwa 30 Zentimeter langer Lederstreifen herunter. Diesen nimmt das Tier, sobald es gefunden hat und nun zu seinem Führer zurückeilt, in den Fang und zeigt so, daß jener ihm folgen und einem Verwundeten helfen soll. Die klugen Tiere lernen das leicht, und man kann ihnen die Freude ansehen, die sie selbst bei der Rettung unserer Braven empfinden.

Die Abrichtung und die Übungen der Sanitätshunde vollziehen sich in den etwa fünfzig Stationen des Vereins, von denen dann die Heeresverwaltung die Tiere mit ihren Führern abfordert. Die einzelnen Abteilungen sind den Sanitätskorps angegliedert und unterstehen hier besonderen Führern, die dafür sorgen, daß Mann und Tier — was besonders im Stellungskrieg unerläßlich ist! — durch fortgesetzte Übungen im Gelände niemals aus der Übung kommen.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Sanitätshundeführer mit ihren Tieren auf dem südlichen Kriegsschauplatz.



Kaiser und König Karl beobachtet in Begleitung des Erzherzogs Eugen und des Prinzen von Parma (hinter dem Kaiser) den Übergang österreichisch-ungarischer Truppen über den Tagliamento bei Latisana.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

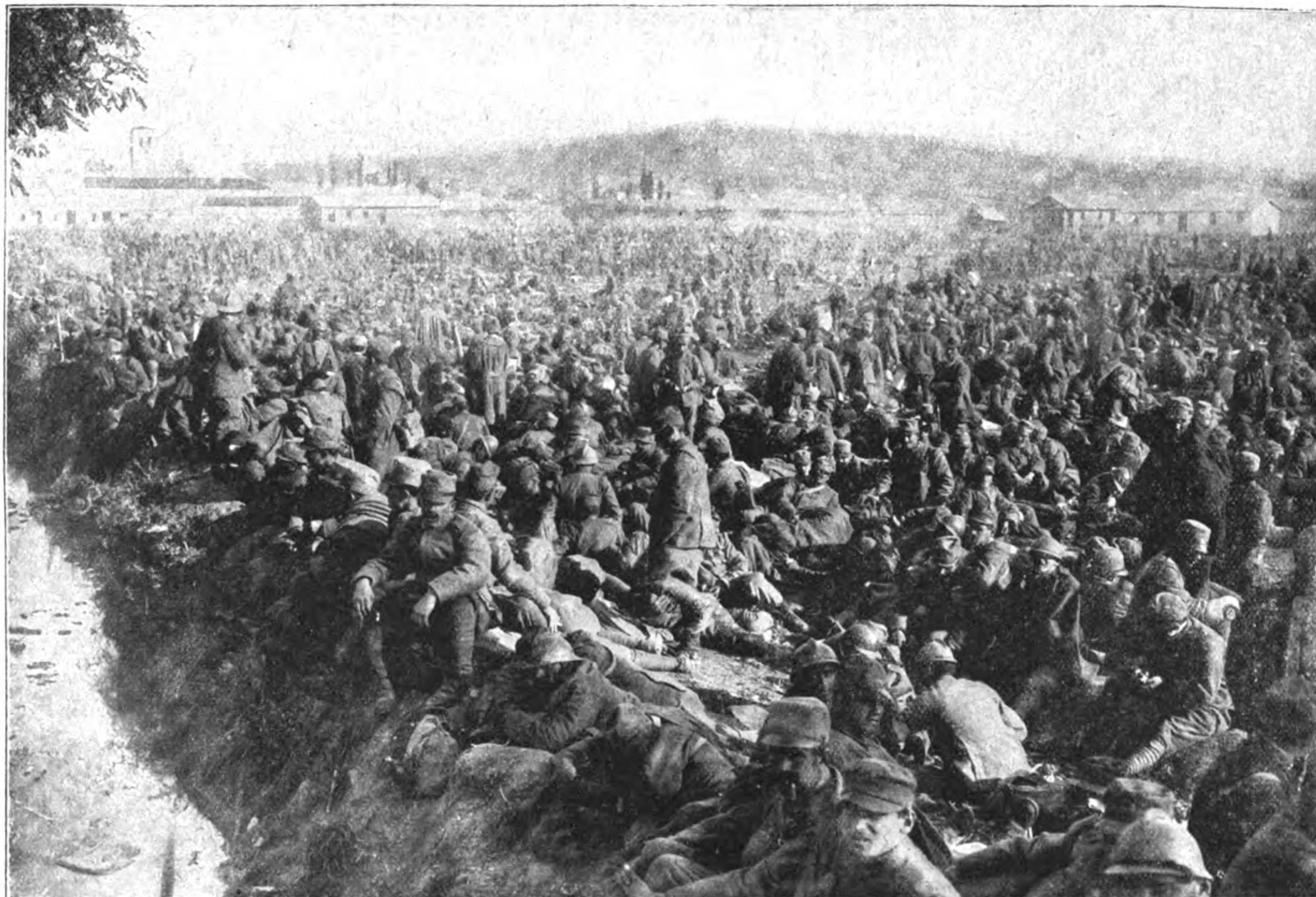
(Fortsetzung.)

Die Wirkung des so großartig gelungenen Durchbruchs bei Tolmein und der weiteren erfolgreichen Kämpfe in **Italien** zeigte sich besonders deutlich an dem riesigen Anwachsen der deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsbeute. Nach einer am 17. November veröffentlichten Zusammenstellung belief sich der Kriegsgewinn der verbündeten Mittelmächte innerhalb der letzten vier Monate auf fast 400000 Gefangene und 3233 Geschütze, dabei war die täglich gemachte, in den Tagesberichten nicht genannte Zahl an Gefangenen und Überläufern, namentlich an der russischen Front, noch gar nicht einmal mit in Rechnung gestellt. Der Geländegewinn mit 45 550 Quadratkilometern erreichte nahezu den zwölften Teil des Deutschen Reiches.

Die Bewirtschaftung des besetzten Gebietes in Venetien wurde von den Verbündeten sofort organisiert. Die vordersten Divisionen benötigten nur Tabak, Zucker und Salz und beförderten die aufgefundenen Vorräte an Mais, Schlachtvieh und Wein, aber auch Kaffee, Reis, Kleiderstoffe und anderes aus den erbeuteten Heeresmagazinen nach rückwärts. Dadurch wurden gewaltige Nachschubgüter für andere Verwendung frei. Alle Regimenter konnten ihre Ausrüstung und Bespannung verbessern. Der Mais stand größtenteils noch auf den Feldern und wurde langsam eingebracht. Wein lagerte in ungezählten Kellereien, namentlich dunkler Rotwein. Große Schlachtviehherden waren über das ganze Land verstreut und wurden gesammelt. Eigentümer, die sich meldeten, erhielten Entschädigung. Tausende von Haus- und Küchengeräten aus Kupfer und Messing wurden dem Kriegsbedarf zugeführt. Die Sichtung und Aufräumung der italienischen Magazine und Vorratslager und der viele Kilometer langen Trainkolonnen in den tiefen Gräben der Straßen beanspruchte viele Wochen.

Die Armeen der Generale Krauß und Below (siehe Bild Seite 35) hatten im Gebirge die Italiener in erfolgreichen Kämpfen immer weiter zurückgedrängt. Marschtüchtige Württemberger verlegten am 11. November im Verein mit österreichisch-ungarischen Kameraden den nach der Ebene strebenden Italienern bei Longarone an der oberen Piave den Rückweg und zwangen über 10000 Mann samt reichlichem Kriegsgerät, darunter vielen Geschützen (siehe Bild Seite 37), zur Ergebung. Das gleiche Schicksal erlitten zahlreiche andere italienische Abteilungen, die sich vergebens durchzuschlagen versuchten. Die Fortsetzung des Vormarsches der Verbündeten von Belluno piaveabwärts auf Feltre vervollständigte die Vereinigung der Angriffsabteilungen von Tolmein mit den Truppen Conrads v. Hötzendorf. Das eilige Vorrücken machte mit fast jedem Tage neue verbündete Divisionen zum Einsatz an anderen Abschnitten frei; denn die Frontverkürzung betrug mit dem Einrücken der Verbündeten in Feltre am 13. November bereits volle drei Viertel der früheren, im weiten Bogen nach Osten ausladenden Kampflinie gegen Italien.

Am 11. November konnte Feldmarschall Conrad seinen 65. Geburtstag auf italienischem Gebiet feiern, in einem Kampfraume, in dem die Feinde schon einmal unter der österreichisch-ungarischen Angriffsbewegung zusammengebrochen waren. Während er den Feind vom Gardasee bis an die Piave unter Druck hielt, setzte er seine Hauptkräfte auf die italienischen Sperrfortlinien an, die den Austritt aus dem Brenta- und Piavetal in die Ebene hinderten (siehe die Karte Seite 39). Nach der Niederkämpfung der italienischen Besatzung von Asiago schritt Conrad zum entscheidenden Angriff gegen die Linie Asiago—Primolano, um den Austritt aus dem Suganer Tal nach Süden und Osten freizulegen. General Diaz beeilte sich, seine Gegenmaßnahmen zu treffen. Nachdem in aller Eile Reserven an die bedrohten Punkte geworfen waren, um die wankende Front zu stützen, ging er am 12. November mit einer zu diesem Zwecke eigens gebildeten Heeresgruppe zum Gegenstoß über. Mit äußerster Kraft brachen die Bri-



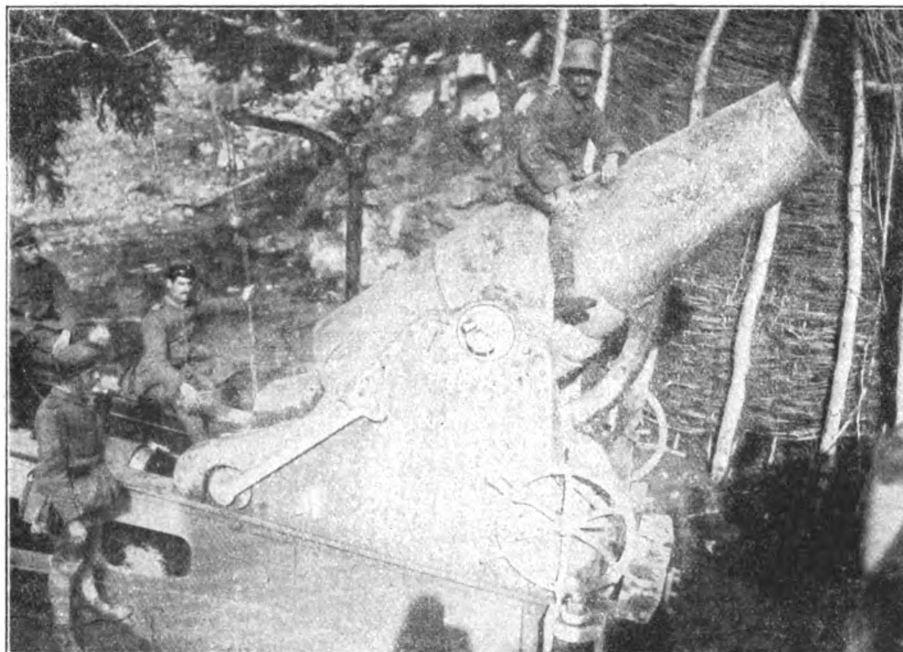
Phot. Bild- und Film-Amt.

50000 gefangene Italiener im Lager von Cividale, das ursprünglich für österreichisch-ungarische Gefangene bestimmt war.



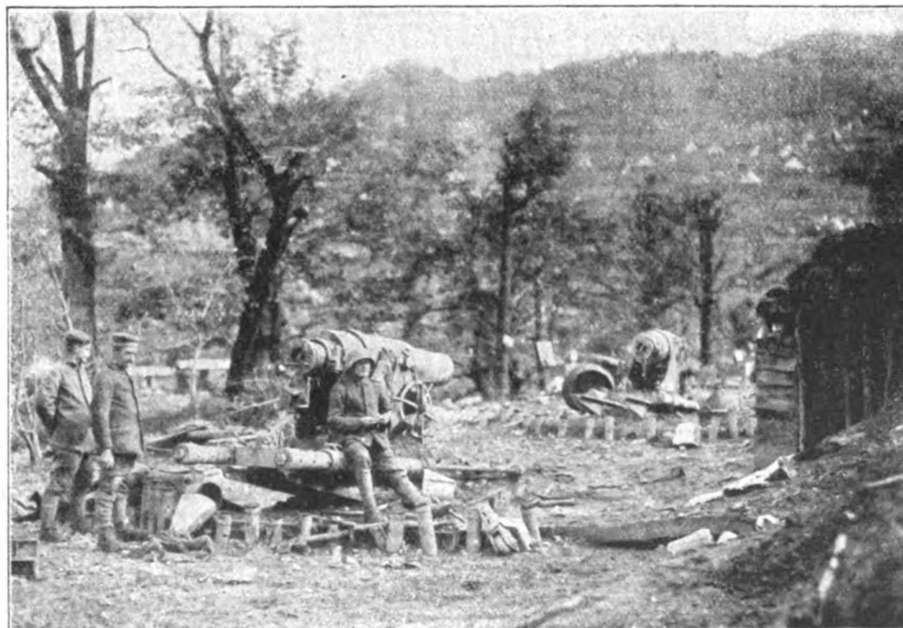
Phot. Bild- und Film-Amt.

Vor der deutschen Kommandantur auf der Piazza Vittorio Emanuele im eroberten Udine.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Erbeutetes italienisches 30,5-cm-Geschütz auf einer Gebirgstellung bei Cividale.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Eroberte italienische Geschützstellung an der Paßhöhe von Cividale.

gaden Pisa und Toskana sowie das 5. Bersaglieriregiment bei Gallio gegen die österreichisch-ungarischen Vortruppen zum Angriff vor, und dem mit hervorragender Tapferkeit geführten Anlaufe dieser norditalienischen Regimenter gelang es tatsächlich, einen kleinen Teil des verlorenen Geländes zurückzugewinnen. Aber nicht auf lange. Frische österreichisch-ungarische Regimenter waren rasch zur Stelle, und nach erbittertem Handgemenge wichen die tapferen Norditaliener unter schweren Verlusten, während die Angreifer gegen die Linie Gallio—Monte Meletta vordrängten. Abermals führte die italienische Heeresleitung frische Truppen zum Gegenstoß heran. Die drei Bataillone des 9. Infanterieregiments, Brigade Regina, und das Alpinibataillon Verona mußten vor. Wiederum entspann sich ein heißes Ringen, das jedoch schließlich mit der Zurückwerfung der italienischen Truppen seinen Abschluß fand.

Stück auf Stück der italienischen Front bröckelte ab. Grigno wurde von Feldzeugmeister Scheuchenstuel (siehe Bild Seite 38 oben), dem früheren Führer des berühmten 8. Korps, das seinerzeit frontal den Übergang bei Belgrad erzwang und später den Gewaltmarsch durch Serbien und Albanien nach Montenegro ausführte, mit stürmender Hand genommen und dann der Angriff gegen die Barricata, die berühmte Primolanosperre beiderseits des Suganer Tales eingeleitet. Am 14. November wurde das starke Panzerwerk auf dem Monte Lisser südlich Primolano nach erbittertem Handgemenge dem sich verzweifelt wehrenden Gegner entrissen, Primolano genommen und dann der Stoß gegen die nördlich des Suganer Tales gelegenen Befestigungen vorgetragen, denen vor allem die Aufgabe zufiel, die aus dem Suganer Tal gegen Bassano und die gegen den Raum von Fonzaso—Feltre führenden Straßen zu sperren.

Aber auch die zwischen Brenta und Piave vorgehende Armeegruppe Krauß packte kraftvoll die erste Linie der dort vorgeschobenen Werke auf dem Cima di Campo und dem Cima di Lan (siehe die Bilder Seite 38 unten) an. Zuerst wurde das Werk Leone auf dem Cima di Campo mit seinen Befestigungen, Kasernen und Anschlußwerken erstürmt, und wenige Stunden später erlitt das Werk Cima di Lan das gleiche Schicksal. In die berühmte „Barricata" der Italiener war eine tiefe Bresche gehauen worden, die nicht mehr zu schließen war. Über das genommene Fonzaso wurde nun die Verbindung mit Feltre aufgenommen, wo inzwischen auch Truppen des rechten Flügels der Armee Below eingetroffen waren. Mit vereinten Kräften wurde die Offensive weiter vorgetragen, der Monte Tomatico genommen und am 15. nach schweren zweitägigen Kämpfen auch die starken Befestigungen auf dem Monte Peurna und Monte Prassolan den Italienern entrissen. Am 17. November kam es am Trigonometer 635, der überaus wichtigen Höhe Cornella nordwestlich des Dorfes Quero, zu erbittertem

Kampfe. Vergebens stemmte sich die italienische Brigade Como mit ihren Regimentern 23 und 24 mit äußerster Kraft gegen den immer gewaltiger werdenden Ansturm. Sie wurde geworfen und mußte sowohl die Höhe Cornella sowie auch den Ort Quero dem siegreichen Gegner überlassen, dem außer über tausend Gefangenen auch eine beträchtliche Beute an Kriegsmaterial zufiel. Die Entscheidung in diesem Kampfe wurde durch den konzentrischen Angriff des 2. Bosniakenregiments gegeben, das mit der blanken Waffe in die Reihen der Brigade Como einbrach. Unaufhaltsam nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Am 23. November erstürmten Württemberger und Tiroler Kaiserschützen den Monte Fontana Secca und den Monte Spinuccia nach erbitterter Gegenwehr und brachten damit den linken Flügel der zwischen Brenta und Piave vorgehenden Heeresteile in gleiche Höhe mit den Truppen, die bereits auf dem Monte Prassolan standen. Von Norden und Osten packte nun diese Gruppe den Monte Tomba an, die letzte Bergstellung, die noch auf dem rechten Ufer der Piave die siegreichen Scharen der Armee Krauß von der oberitalienischen Tiefebene trennte. Fiel der Monte Tomba, dann war auch der Monte Grappa nicht zu halten, dessen außerordentlich starke Befestigungen das Hauptbollwerk der ganzen italienischen Verteidigungsfront zwischen Piave und Brenta bildeten. Sobald daher sich der linke Flügel der Armee Krauß gegen den Monte Tomba vorschob und langsam vordringend an dem Nordhange dieser entscheidenden Höhe Raum gewann, setzten die Italiener einen Gegenangriff an, zu dem die Truppen mit ganz besonderer Sorgfalt zusammengestellt worden waren. Die Bersaglieribataillone 64, 68, 69, das Sturmbataillon 21 und die ganze Brigade Catania, Regimenter 145 und 146 griffen mit großer Heftigkeit an, aber auch ihre heldenmütige Aufopferung vermochte nicht, die Zähigkeit der sich an die Nordhänge des Monte Tomba anklammernden tapferen österreichisch-ungarischen Gebirgstruppen zu brechen. Die Italiener wichen auf ihre Ausgangstellungen zurück, aber auch die Angreifer hatte dieses heiße Ringen so mitgenommen, daß sie zunächst einmal atemschöpfend im Angriff innehielten. Inzwischen war die Mitte der Armee Krauß entschlossen auf den mächtigen Gebirgstock des Monte Pertica losgegangen, der ein vorgeschobenes Außenwerk der Grappawerke bildete und auf dem die 56. italienische Division in starker Stellung stand. Von Norden und Nordwesten wurde der Angriff angesetzt, mit dem hervorragenden Grazer Schützenregiment Nr. 3 im ersten Treffen. Trotz des gewaltigen Artilleriefeuers ging der Stoß glatt vorwärts, ein Vorstoß des Alpinibataillons „Monte Rosa“ wurde unter schweren Verlusten für die Italiener abgewiesen, und am 25. November flatterten die Fahnen Habsburgs auf dem genommenen wichtigen Gipfel.


Phot. Bild- und Film-Amt.
General v. Below,
der Führer der siegreichen deutschen Italienarmee.

Während sich so die Lage im Raume zwischen Brenta und Piave immer mehr für die Italiener verschlechterte und weittragendes Fernfeuer bis auf die Straßen nach Bassano und Montebelluna hineinschlug, waren auch die auf der Hochebene von Asiago kämpfenden österreichisch-ungarischen Heeresteile nicht müßig gewesen. Mit großer Entschlossenheit wurde der Angriff gegen die von den Italienern nunmehr gehaltene Linie Monte Sisemol—Monte Castelgomberto vorgetragen. Der Brennpunkt des Kampfes lag in den Tagen vom 17. bis 20. November in der Gegend des Monte Zomo, wo sich die dort fechtende ligurische Brigade tapfer wehrte. Weiter nördlich wurde erbittert um Caserta Meletta gerungen, dieses genommen und auch gegen einen scharfen Gegenangriff der italienischen Brigade Perugia gehalten. Langsam schoben sich die Armeen Krauß, Scheuchenstuel und Conrad dem Rande der oberitalienischen Tiefebene zu. Man kämpfte buchstäblich um die „letzten Berge“, und das erklärt auch die rasende Erbitterung, mit der hier die Italiener sich schlugen und durch unausgesetztes Nachfüllen von Reserven das unaufhaltsam hereinbrechende Verderben aufzuhalten suchten.

Doch auch an den anderen Punkten ihrer Piavestellung sah es keineswegs günstig aus. Auf den Hauptstraßen vom Tagliamento, wo Kaiser Karl dem Übergang seiner Truppen beigewohnt hatte (siehe die Kunstbeilage), bis zur Piave war längs des Meeres die italienische dritte Armee zurückgegangen. Den Rückzug deckten zuverlässige Truppen, vor allem wiederum Norditaliener, so daß die Grenadierbrigade aus Rom, die Brigaden Milano, Mantua und Bologna im Verein mit Kavallerie und Kraftwagenartillerie die Hauptlast der Nachhutgefechte zu tragen hatten. Die Armee Boroevic drängte ungestüm nach. Immerhin war es aber der mannhaften Haltung der Norditaliener zu danken, daß die dritte Armee noch in leidlicher Verfassung die Piave überschreiten konnte, wo sie sich zu hartnäckiger Verteidigung einrichtete. Das erste Bestreben der Boroevicarmee nach deren Eintreffen am Ostufer der Piave war nun, durch Vorstoß über den Fluß sich gesicherte Brückenköpfe als Ausgangspunkte für eine spätere Offensive zu gewinnen.

Am 15. November ging Infanterie am Piaveknie bei Zenson in Booten über und nistete sich dort an dem sechs Meter hohen Hochwasserdamm ein, der sie einigermaßen gegen das sofort einsetzende schwere Flankenfeuer der Italiener schützte. Der italienischen Heeresleitung lag natürlich sehr viel daran, das Festsetzen des Gegners auf dem rechten Piaveufer zu verhindern; die Brigade Pinerolo erhielt daher den Befehl, den Brückenkopf von Zenson um jeden Preis zu nehmen. Am 20. November wurde die Brigade in den Häusergruppen von Zenson sowie im kleinen Föhrenwäldchen zum Sturme bereitgestellt und griff bald darauf an. Der vielfach wiederholte Ansturm von schließlich 14 Bataillonen wurde im Handgranatenkampfe und scharfem Nahkampfe abgewiesen, und unter schwersten Verlusten mußten die Italiener endlich die nutzlosen Angriffe einstellen.

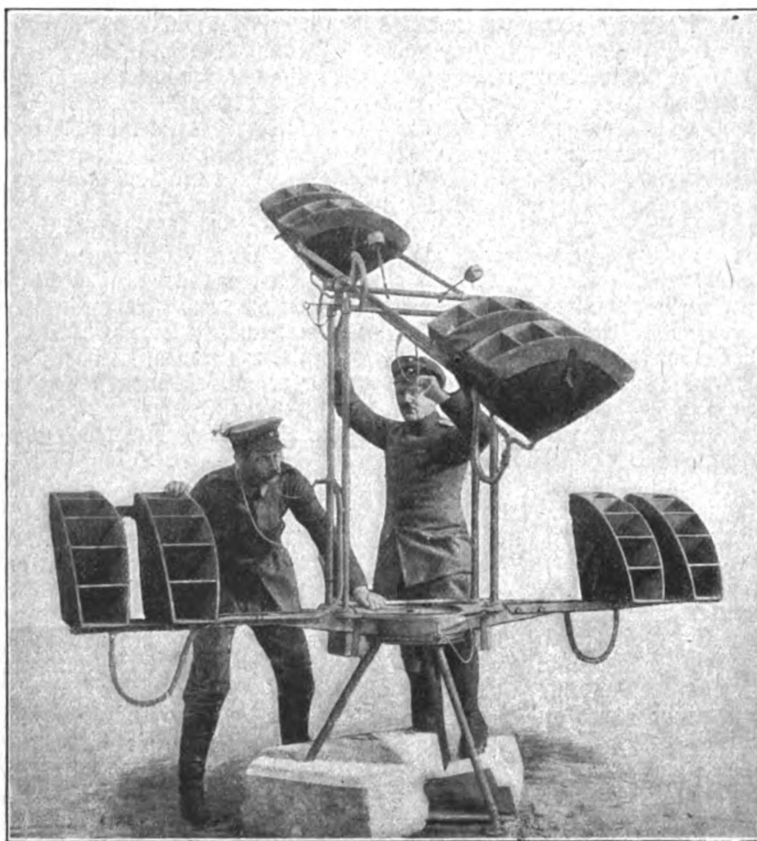
Auch bei Folina und Zagore waren österreichisch-ungarische Truppen auf das rechte Piaveufer übergegangen, hatten dort die Brigade Lecce geworfen und sich schleunigst eingegraben. Um die Anlage eines Brückenkopfes zu verhindern, erhielt die 54. italienische Division, aus der Brigade Novara und den Bersaglieriregimentern 17 und 18 bestehend, den Befehl, die Brigade Lecce zu verstärken und sowohl Folina wie Zagore wiederzunehmen. Die Division brach vor, und es gelang ihr auch, dank ihrer gewaltigen Überzahl, die bereits übergesetzten Heeresteile näher an die Piave heranzudrängen, ohne sie auf das östliche Ufer zurückwerfen zu können.

Recht unangenehm für die Italiener war auch ein Vorstoß, den eine schneidige ungarische Honveddivision auf dem äußersten linken Flügel durchführte. Sie tauchte auf einmal in einer etwa zehn Kilometer weit vorspringenden Stellung jenseits des Lagunenstreifens auf. Nur Gebirgsartillerie hatte die tapferen Magyaren auf diesem kühnen Zuge begleiten können. Die hier aufgestellten italienischen Kräfte, die sich eines Angriffes aus dieser Richtung nicht versahen, wurden überrannt, geworfen und elfhundert Mann gefangen. Vergebens suchte die italienische Artillerie die Eindringlinge aus ihrer so weit vorgeschobenen Stellung hinauszuwerfen. Sie wichen nicht, außerdem half die jenseits der Piave stehende österreichisch-ungarische Artillerie mit weittragenden Geschützen nach, und auch österreichisch-ungarische Flotteneinheiten erschienen bei Cortellazzo und nahmen den rechten italienischen Flügel wirkungsvoll unter Feuer. Als die Italiener sahen, daß alle Versuche, die Magyaren zurückzuwerfen, scheiterten, durchstachen sie die Dämme an mehreren Stellen längs der alten Piave und setzten dadurch die an den Fluß angrenzenden Gebiete unter Wasser. Doch mißlang dieser Anschlag. Es wurden zwar eine Anzahl Felder überschwemmt, aber eine vernichtende Überflutung durch die einbrechenden Wassermassen erfolgte nicht, so daß die Honveds ihre ursprünglichen Stellungen in dem Piavedelta behaupten konnten.

* * *

Auch auf dem **mazedonischen** Kriegschauplatz schien eine neue Angriffsbewegung der Heere Sarrails in Fluß zu kommen. Sowohl an den Ufern des Wardar, als auch bei Monastir und westlich des Ochridasees in Südalbanien erschallten erneut die Alarmtrompeten, Streiftruppen unter der Führung kriegserfahrener Offiziere erkundeten mit verwegenen Einfällen in feindliches Gebiet die Absichten des Gegners. Österreichisch-ungarische Kompanien und Kolonnen suchten ihren Weg oftmals auf schwierigen Gebirgswegen durch unwirtliches Gelände nach der Front, und die Hauptplätze albanischen Handels, Skutari und Elbassan, zeigten während der Werbung von Kriegsfreiwilligen ein bewegteres Leben (siehe die Bilder Seite 40 und 41).

Westlich des Ochridasees unternahmen die Engländer im Verein mit italienischen Verstärkungen zahlreiche Ausfälle gegen die Bulgaren, die jedoch alle Angriffe abwiesen und dabei noch eine Anzahl Gefangene machen konnten (siehe Bild Seite 43 oben). Französische Bataillone erlitten am 1. November nordwestlich Monastir eine empfindliche Schlappe; ebenso erging es den Engländern am 3. November zwischen Wardar und Doiransee. Auch als sie am nächsten Tage südlich von Stojakovo ihre ganze Kraft zum Einsatz brachten, brachen ihre massigen Vorstöße an der tapferen Abwehr der Bulgaren zusammen und gestalteten sich zu einer blutigen Niederlage.

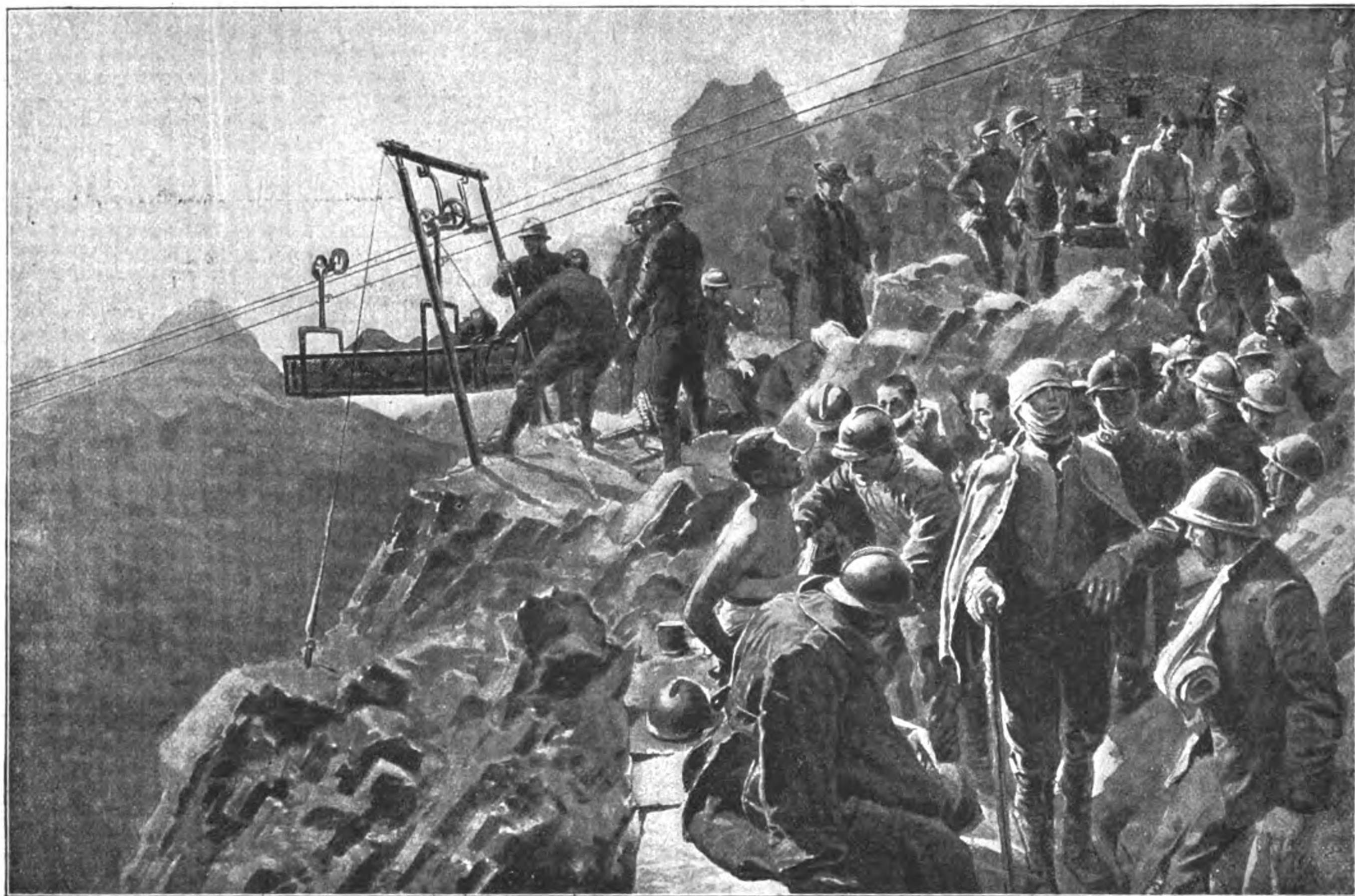


Phot. Bild- und Film-Amt.

Im eroberten Udine erbeuteter Flughörapparat französischer Herkunft, der Abwehrbatterien zur Feststellung von Fliegern dient.

Eine heftige Artillerieschlacht schien am 12. November östlich von Paralovo im Cernabogen eine neue feindliche Unternehmung anzukündigen. Doch schon am 14. November mußten die Gegner westlich des Ochridasees einen Teil des von ihnen verlustreich erstrittenen Gebietes wieder preisgeben, die ehemals französische Stellung fiel am 15. November in beträchtlicher Ausdehnung den Truppen der Mittelmächte in die Hände.

Der Mißerfolg der mazedonischen Angriffsbewegung hatte seine Ursache in dem völligen Versagen Griechenlands. Zwar wurde General Sarrail schon am 22. Oktober als Oberbefehlshaber der griechischen Armee bezeichnet und zugleich wurde die Verhängung des Belagerungszustandes über Athen und die Küste für die allernächste Zeit in Aussicht gestellt, um der angekündigten Einberufung von vierundzwanzig Jahrgängen der griechischen Armee mehr Nachdruck zu geben. Aber der griechische Diktator Venizelos



Von einem italienischen Verwundetenhilfsplatz auf einem Bergvorsprung wird ein Schwerverletzter auf einer Drahtseilbahn zu Tal gelassen.

Nach einer englischen Darstellung.



Einbruch deutscher Truppen in eine italienische Batteriestellung.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

hatte seinen Einfluß und seine durch Sarrail gestützte Macht völlig überschätzt. Schon am Anfang des Monats November wurde ersichtlich, daß die venizelistische Mobilmachung kläglich mißlungen war. Nur in Saloniki waren unter dem Zwang von Sarrails Bajonetten etwa zwei Jahrgänge unter die Fahne gebracht worden, im übrigen setzte die Bevölkerung allen Gewaltmaßregeln heftigen Widerstand entgegen. Der blutigen Gewaltherrschaft Venizelos' fiel auch einer der tatkräftigsten Offiziere der griechischen Marine, der Fregattenkapitän Typaldos, mit seinem Kameraden Bubulis zum Opfer. Er wurde Mitte November auf der Festung Palamidi bei Nauplia erschossen, weil er der Regierung angeblich entgegengearbeitet hatte.

Griechenland war durch Venizelos ganz in die Hände seiner „Schutzmächte" geraten. Als die Mittelmächte am 22. November unter dem Druck der Kriegführung der Vereinigten Staaten gegen die Neutralen Europas das Sperrgebiet des unbeschränkten Handelskrieges erweiterten, fiel auch die Fahrrinne an der griechischen Küste und quer durch das Sperrgebiet des Mittelmeeres fort, die den Griechen für die Sicherstellung ihrer Ernährung belassen worden war. Die Regierung des Venizelos hatte das gefahrlose Verkehrsgebiet im Mittelmeer in weitgehendem Maße zur Versorgung des mazedonischen Heeres benutzt, so daß es für die Mittelmächte nicht möglich war, weiterhin Rücksicht auf Griechenland zu nehmen. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

In letzter Stunde.

Ein Erlebnis bei der Eroberung Libaus.
Von Eva Gräfin von Baudissin.

(Fortsetzung.)

Werner begann nun, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Aber es war schwer. Tausende liefen hin und her, um sich bei jedem neuen Kanonenschlag angstvoll an die Häuser zu drücken. Längst waren alle Keller überfüllt und noch immer versuchte man rücksichtslos, sich in die Luken und Falltüren hineinzuschieben. Frauen und Kinder fielen nieder, unbarmherzig trat man über sie hinweg, und das Angst- und Wehgeschrei mischte sich in die dröhnenden Einschläge der Geschütze. Werner versuchte nach besten Kräften, den Niedergestürzten emporzuhelfen, Wankende zu stützen, aber was vermochte er allein in dieser Flut wie wahnsinnig Schreiender und Tobender? Ab und zu traf er einen Bekannten und besänftigte dessen sinnlose Angst mit dem Hinweis auf die Gerechtigkeit der Deutschen. Aber man hörte kaum auf ihn, und seine Worte verhallten in der Luft.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

K. u. k. Feldzeugmeister Generaloberst Graf v. Scheuchenstuel.

Vor der katholischen Kirche hingen noch die Leichen zweier russischer Offiziere, mit denen man nach russischer Weise kurzerhand verfahren war. Man hatte sie beschuldigt, in die berühmte „Minenaffäre" verwickelt zu sein, deren Aufdeckung ein letztes Werk des „Höchstkommandierenden" Nikolai Nikolajewitsch gewesen war. Mit Sand statt mit Pulver gefüllte Minen waren an den kurischen Strand gespült und als russisches Erzeugnis erkannt worden. Dieser Verrat am Vaterland, sonst durchaus gebräuchlich, hatte diesmal auch verschiedenen Generalen den Hals gekostet, und auf wen sich nur der Verdacht lenkte, der war ohne weiteres mit verurteilt worden.

Und neben den beiden Offizieren hingen rechts und links die Leichen zweier „Holigans"*); ihre Freveltat hatte darin bestanden, einen kleinen jüdischen Händler zu berauben und zu ermorden.

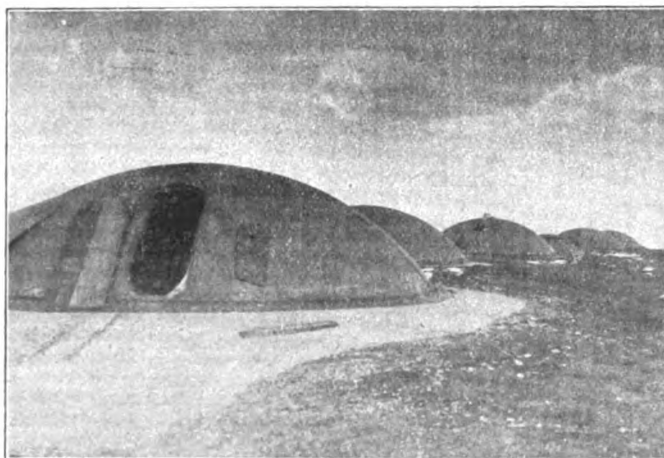
Wie ein Sinnbild erschienen Werner diese vier Toten, deren Glieder sich im Frühlingswind gespenstisch über den Köpfen der sich ratlos überlassenen Menge bewegten. Willkür, Verrat, Raub in allen Kreisen und Schichten der russischen Gesellschaft — armes, irregeleitetes Volk, dem kein Vorbild leuchtet, dem niemand die Hand zur Umkehr reicht! Dabei wehten von den öffentlichen Gebäuden und von vielen Häusern noch die Flaggen, die man zur Ehrung der Kaiserin an ihrem Namenstage gehißt und zu deren Bergung sich keine Hand mehr gefunden hatte. Und rings am Horizont rote Glut, die sich mehr und mehr verstärkte; denn die Soldaten setzten alle Speicher und Provianthäuser in Brand, um dem Feind keinerlei Vorräte zu hinterlassen.

In aller Eile, rücksichtslos durch die Menge hindurch, wurden einige Geschütze an den Straßenkreuzungen aufgefahren. So wollte man es doch zu einer Verteidigung kommen lassen?

Die Verzweiflung des unglücklichen Volkes erreichte den Höhepunkt bei dieser Vorstellung: alle sahen sich rettungslos verloren.

Werner atmete auf, als er endlich in die stille Dünenstraße einbiegen konnte, in der sich das Haus seiner Mutter befand. Zwar flogen ein paarmal Kugeln über ihn hin. Aber sie entstammten russischen Gewehren und galten den deutschen Wasserflugzeugen, die so niedrig über die Stadt flogen, daß sie fast die Dächer streiften, und deren Aufgabe entschieden nur der Auskundschaftung galten, da sie keine

*) Räuber, die einer bestimmten politischen Richtung angehören.



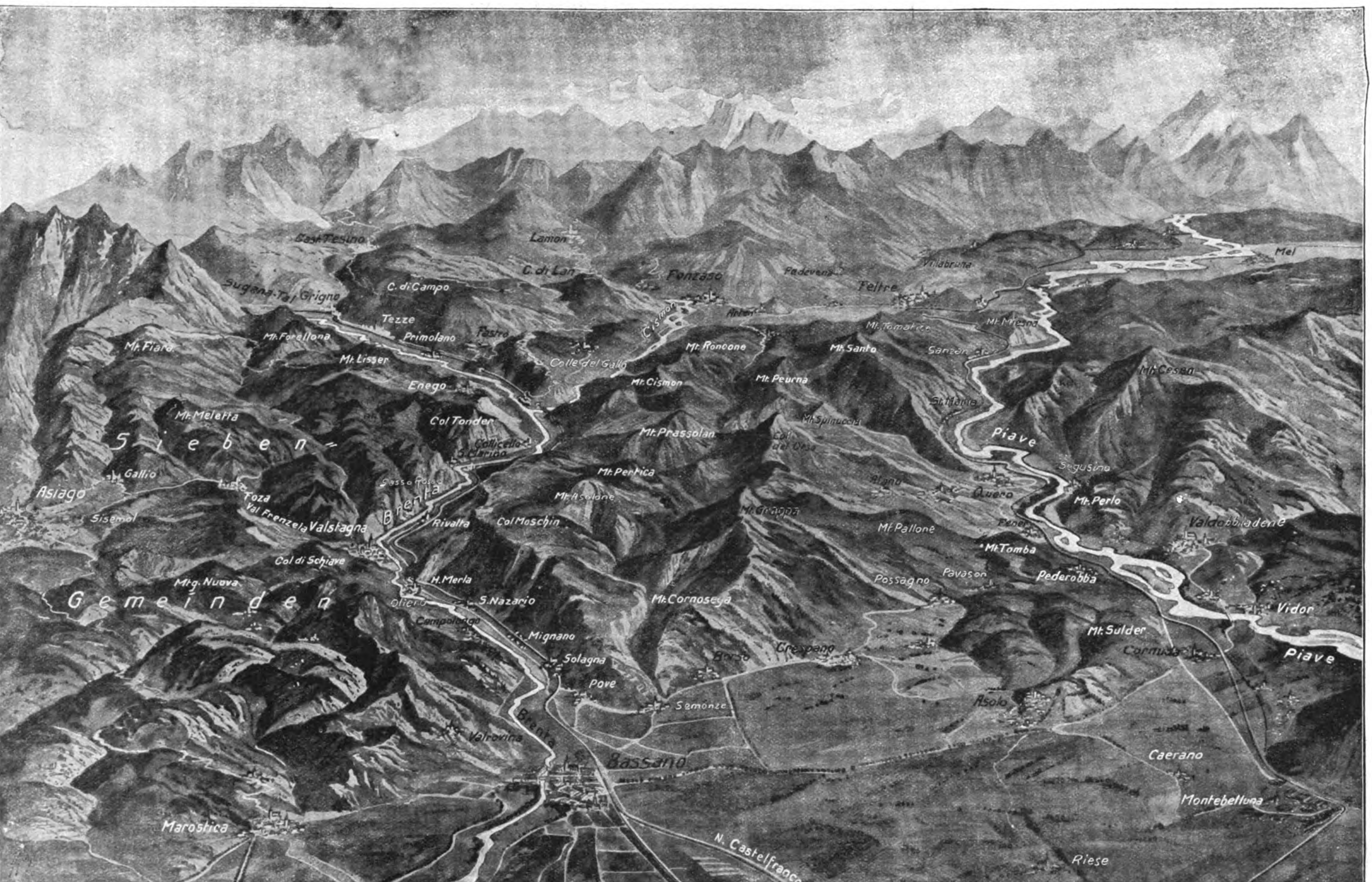
Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Die Panzerkuppen des italienischen Werkes Leone auf dem von österreichisch-ungarischen Truppen eroberten Cima di Campo.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Das von österreichisch-ungarischen Truppen eroberte italienische Werk Cima di Lan nach der Sprengung durch die Italiener.



Vogelschaukarte des Gebietes zwischen der Brenta und der Piave.

Bomben abwarfen. Auch die Kriegschiffe erwählten sich nach wie vor als Ziel nur die Batterien und Forts am Strand. Dennoch: wie groß war die Gefahr! Ein Geschoß konnte in die zum Meer führende Straße schlagen, der Brand von dem vom Strand herkommenden Wind auf die nach russischer Weise aus Holz erbauten Villen leicht übertragen werden.

„Mutter!" rief Werner, sobald er das Haus betreten hatte, „komm! Wir müssen uns im Keller bergen — wo bist du?"

Niemand antwortete ihm. Er riß die Türen auf, eilte die Treppe hinauf zu den oberen Räumen, wiederholte immer lauter seinen Ruf — nichts, nichts! Öde und leer war das Haus.

Er strich sich übers Haar und mahnte sich zur Ruhe: wie hatte er daran nicht denken können! Es war ja ausgemacht, daß sich die Mutter bei jeder Beschießung in den stark vermauerten Keller des Nachbarn flüchten sollte; auch er hatte dort schon ein paarmal Zuflucht gefunden.

„Sie wird dort sein," sagte er vor sich hin, um sich selbst zu beruhigen. Und doch legte sich eine beklemmende Angst um sein Herz.

Als er die Stufen wieder hinabeilte, trat ihm die alte Anna entgegen, ein lettisches Mädchen, das schon lange Jahre bei ihnen im Dienst stand; eine kluge, aber sonderbare Person und strenge Anhängerin des „Blauen Kreuzes", das seinen Mitgliedern jedes weltliche Vergnügen untersagt, ihnen aber ein kindliches Gottvertrauen einflößt.

„Anna," rief Werner ihr zu, „Mutter ist im Nachbarhaus, nicht wahr? Komm du auch mit, schnell —"

„Nein," antwortete sie feierlich, „der liebe Gott ist bei mir und ich bei ihm."

„Gewiß, gewiß, aber den blinden Werkzeugen des Feindes brauchst du dich nicht auszuliefern. Komm schnell!"

„Ist Er bei mir im Keller, wird Er auch bei mir sein in Kich (Küche), Jaunskungs!" (junger Herr).

„Nun, dann bleib! Wie du willst!"

Er entnahm einer Schublade seine elektrische Taschenlampe und wollte aus der Haustür.

„Was der Herr jibt, das missen wir tragen," sagte die Lettin und trat ihm in den Weg. „Jaunskungs wird die Zinnemahte (gnädige Frau) nicht im Keller finden."

„Wo ist sie denn, Anna? Doch nicht zu mir, in die Stadt gelaufen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Gott hat es anders beschlossen, Jaunskungs. Schon in der Früh hat er Soldaten jeschickt und die haben die Türen zujehalten und die Zinnemahte bewacht. Ich hab' nich können auf den Markt jehen und einkaufen, so streng sind se jewesen. Un wenn die Zinnemahte jefragt hat, haben se jesagt, se wißten von nichs. Bis die Stimme aus der Wand jesprochen hat —"

Sie deutete auf das Telephon, vor dem sie eine unüberwindliche Scheu hatte.

„Wann war das?" fragte Werner atemlos.

„Nu — 'ne Stunde her wird's jewesen sein, Jaunskungs."

„Und dann — und dann? So sprechen Sie doch, Anna!"

„De Handtasch' hat se mitnehmen jedurft, se hat se doch so lang schon jepackt an ihren Bett stehen jehabt. Un wie oft, daß se nich jesagt hat: ‚Anna, wenn ich fort muß, so mußt du bleiben un aufs Haus passen un auf meinen Sohn!' Schweren hab' ich's jemußt."

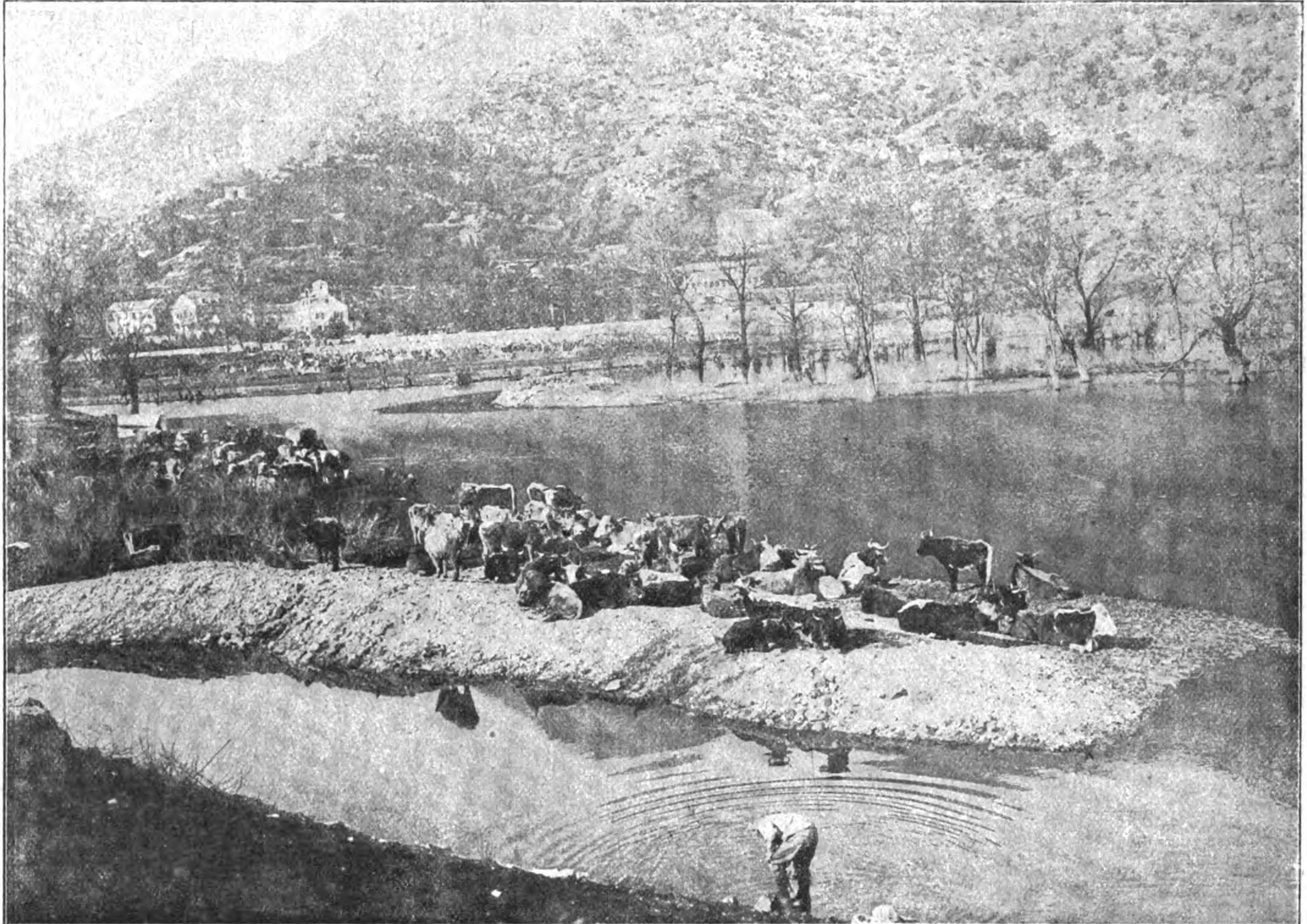
Ach, arme Mutter! So lange stand sie unter dem Bann, daß sie doch eines Tages verschleppt werden würde. Aber ihre letzte Fürsorge galt ihm.

„Weiter, weiter," drängte er.

„Se hat nichs mehr jesagt, als die Soldaten sie jejriffen haben. Nur anjesehn hat se mich und ich hab' jesagt: „Ich halt' meinen Schwur!" De Tasch' hat einer jetragen von de Lumpen, die sich nich scheuen, sich an 'ner jnäd'jen Dame zu verjreifen — un weg sind se."

„Wohin, wohin?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich hab' mit wollen zur Tür, mit 'n Jewehr vor die Brust hat mich einer zurückjestoßen, un als ich ihnen nachsehn wollt', haben se auf mich anjelegt. Un des wollen sein unsere Brieder!"

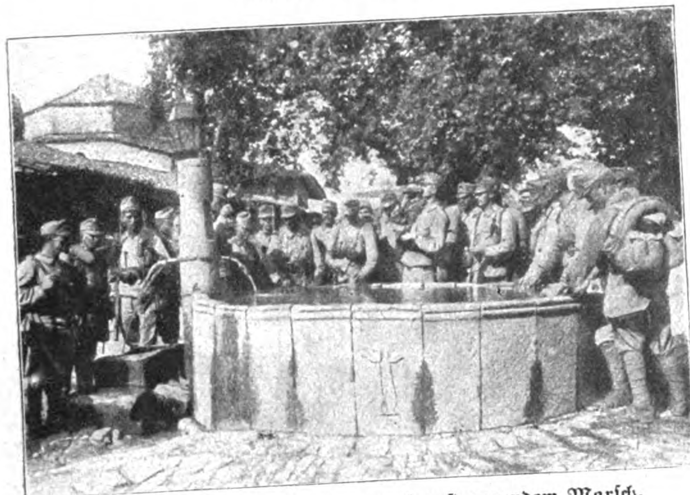


Phot. Frankl, Berlin-Schöneberg.

Sammelstelle von Schlachtvieh am Skutarisee.


Einmarsch in ein Dorf.


Alarm in einer Kaserne.

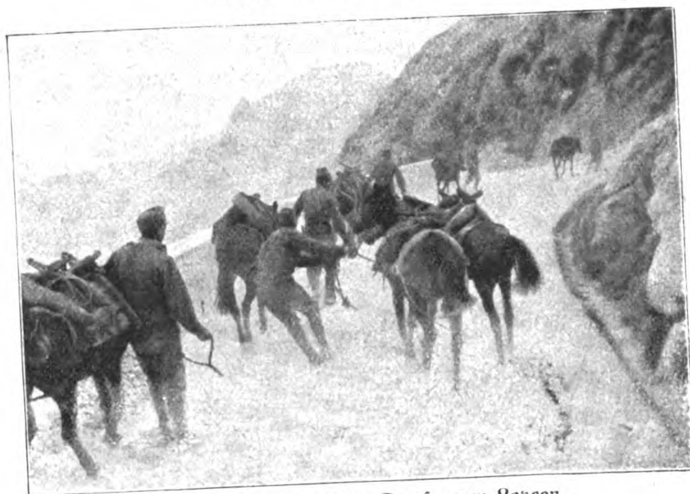

Erfrischung am Dorfbrunnen nach anstrengendem Marsch.


Aushebung von Freiwilligen auf einem Kasernenhof.


Eine Straße in Skutari.


Tabakmarkt in Elbassan.


Offizierspatrouille überschreitet einen Gebirgsfluß.


Maultierkolonne auf der Straße zum Lovcen.

Bilder aus dem besetzten Albanien.

Nach photographischen Aufnahmen der Photopresse Kankowsky, Budapest.

Er hörte kaum mehr auf ihr Geschwätz. Die Mutter gefangen, noch heute, am letzten Tag — welche grausame Fügung des Schicksals! Aber vielleicht konnte er sie noch retten, sie noch erreichen, vielleicht, vielleicht, wenn die Deutschen rechtzeitig kamen, wenn die Stadt sich ohne Kampf ergab. Aber er wußte auch, was es bedeutete, den russischen Soldaten ausgeliefert zu sein, wenn sie keine Autorität mehr über sich fühlten. Schon hatten sicher alle Beamten, die Polizei und die gefürchtete Gendarmerie die Stadt verlassen — „sobald der Feind drei Stunden weit von der Stadt entfernt ist", wie es in dem Befehl hieß. Wer wollte jetzt noch nachprüfen, ob sie schon ein Recht zur Flucht besaßen? Wie oft, seit Kriegsausbruch, hatte sich die Komödie wiederholt, daß bei jedem Gerücht vom Nahen des Feindes alles, was Beine hatte, seinen Pflichtenkreis im Stich ließ und sich heimlich, bei Nacht und Nebel, erst nach einiger Zeit wieder einfand! Und jedesmal bei solchem überstürzten Aufbruch wurde dann irgend ein Aktenarchiv ein Raub der Flammen: „von deutschen Spionen angelegt". Aber die russischen Beamten wußten wohl, daß es sicherer war, die Spuren ihrer Tätigkeit zu vernichten, ehe sie von den Augen ihrer rechtlich denkenden Feinde bemerkt werden konnten.

Sollte nun seine arme, geliebte Mutter eines ihrer letzten Opfer werden? Nichts hatte sie gesagt, keine Bitte geäußert — oh, das sah ihr ähnlich! Lieber untergehen, als sich vor dieser Horde demütigen.

„Mutter, Mutter!" stieß er hervor und blickte hilf- und ratlos um sich her. Wie er sie liebte, wie sich sein Herz an sie, sein Einziges auf der Welt, klammerte! Kaum je, nur wenn er geschäftliche Reisen unternehmen mußte, hatten sie sich getrennt. Als er in Riga und Petersburg und später noch in Dresden studierte, mußte sie ihn begleiten. Ihr bescheidenes Einkommen hätte auch kaum einen doppelten Haushalt gestattet. Sie sorgte und lebte nur für ihn, er für sie. Wie stolz war er gewesen, als er in der Firma Brown & Co. angestellt wurde und sich und ihr mit seinem jährlich wachsenden Gehalt die Lebensbedingungen verbessern konnte! Als einziger Sohn einer Witwe hatte er nie zu dienen brauchen, noch war er nun im Kriege eingezogen worden. Rußland hat Söhne genug — und ihm wurde erspart, gegen Deutschland kämpfen zu müssen, das er noch ganz anders liebte, seit er es nicht nur von flüchtigen Besuchen, sondern von längerem Aufenthalt her kannte. Glückselig hatten sie sich gepriesen, daß sie nicht persönlich in diesen Krieg mit hineingerissen wurden; nun geschah ihm das Ärgste: die Mutter wurde ihm geraubt!

Vor seinem inneren Auge tauchten die Bilder des Schreckens und Entsetzens auf, wie sie von einzelnen gemalt worden waren, die wie durch ein „Wunder" — meistens ein auf Fürsprache und Geld gebautes — dem Schicksal draußen entronnen waren. Äußerste Entbehrungen, grausamste Behandlung, ein Aufenthalt in unwirtlichsten Gegenden, Krankheit, körperliches und geistiges Verkommen, das harrte der Armen. Und er fern, ihr unerreichbar, machtlos ihrem Elend, ihrem gewissen Tod gegenüberstehend.

Nein, es durfte nicht sein, er mußte sie retten! Was er besaß — ach, es war nicht viel — das wollte er hingeben für sie, alles opfern, um sie loszukaufen von den Henkern. Aber an wen sich wenden in dieser Stadt, in der es keine Behörden mehr gab, in der keines hochgestellten Mannes Wort und Willen mehr galt, in der Ordnung und Recht aufgehört hatten?

„Mutter, Mutter," stöhnte er wieder und rang voll Verzweiflung die Hände.

„Gott wird mit ihr sein," sagte die Alte voll Ruhe. „Wenn dich Vater und Mutter verlassen —"

Ein furchtbarer schmetternder Schlag unterbrach sie. Auch ihre Gelassenheit wurde auf Augenblicke gestört. „Der letzte Tag is jekommen, ich bereite mich zum Tode vor, tun Sie es auch, Jaunskungs," bat sie dann und zog sich in die Küche zurück.

Er hörte sie laut beten.

Sein Tod — was lag an ihm! Aber der Mutter ein jahrelanges, qualvolles Dasein ersparen, das mußte er. Sein Gehirn arbeitete, einen Rettungsweg mußte er finden — —

Da fuhr neben ihm mit lustigem „Kuckuck" der kleine Vogel aus der alten Schwarzwälder Uhr heraus, so fröhlich, als ginge ihn Leid und Tod und Krieg nicht im geringsten an.

Ein Uhr. Noch eine Stunde — denn wer hatte doch gesagt, er bewillige ihm zwei Stunden zum Abschiednehmen —? Mr. Brown. Wie hatte er den vergessen können! Noch war er da, noch eine volle, noch eine kostbare Stunde — er mußte helfen, nur er konnte retten! Lange Minuten, fast schon eine Viertelstunde, mußte er verloren haben, unseliger Träumer, langsam Handelnder, der er war. Nun vorwärts, vorwärts, um die Zeit einzuholen!

(Fortsetzung folgt.)


Phot. Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Das Sühnedenkmal in Serajewo zur Erinnerung an die Ermordung des österreichisch-ungarischen Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin.

Die englische Sommeroffensive in Flandern.

Von Major a. D. E. Moraht.

(Hierzu das Bild Seite 44/45, sowie die Karte in Band VII Seite 226.)

Die englische Heeresleitung hatte schon unmittelbar nachdem Deutschland sich in seinem U-Bootkrieg nicht mehr hindern ließ, einen großzügigen Landangriff auf die flandrische Küste beschlossen. Die Wirkungen des U-Bootkrieges auf England und seine Verbündeten wurden zweifellos von den Verbandsmächten vorausgesehen. Wurde auch immer durch britische Staatsmänner jedes Monatsergebnis der Versenkungen durch allerlei Rechenkünste abgeschwächt, so ließ die Presse der Alliierten doch keinen Zweifel darüber, daß in allen politischen und militärischen Kreisen unserer Feinde mit Schrecken dem Tage entgegengesehen wurde, an dem die doppelte Not über England hereinbrechen würde. Doppelt mußte die Not sein, die unsere Versenkungen anrichteten, weil infolge des fehlenden Schiffraums England im wirtschaftlichen Durchhalten an der Grenze anlangen und aus demselben Grunde die Heranschaffung von Kriegsmaterial aller Art eingeschränkt werden mußte. Diese Erwägungen ließen England zum ersten Male in diesem Kriege seine Landkraft restlos einsetzen.

Zunächst versuchte Großbritannien im April des Jahres 1917 durch eine große Frühjahrsoffensive die deutsche Front in Belgien und Frankreich zu erschüttern und zurückzudrücken.

Dieser große Angriff wurde unterstützt durch einen ebenso breit angelegten französischen, der über Laon, über die Aisne und durch die Champagne durchbrechen sollte. Die Gegner wurden überrascht durch Hindenburgs Strategie, der auf das starre Festhalten der deutschen Linien verzichtete. So kam es zu einem großen strategischen Luftstoß auf seiten der Feinde. Sie gewannen einige Quadratkilometer des früher von uns besetzten Bodens zurück gegen etwa eine halbe Million Verluste. Nach wie vor hielten wir das belgische und französische Faustpfand in der Hand, und unsere Verteidigungsstellung wurde stärker als je zuvor. Es folgte eine längere Kampfpause, und dann setzte am 31. Juli 1917 ein großer englischer Angriff ein, begleitet von französischen Kräften.


Phot. Bildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Von den Bulgaren an der mazedonischen Front gefangene Schottländer.

Diese erste Flandernschlacht knüpfte gewissermaßen an den Erfolg der Engländer am deutschen Wytschaetebogen an. Am 31. Juli brach nach längerer artilleristischer Vorbereitung und nach stärkstem Trommelfeuer die englische Infanterie auf der ganzen Angriffsfront von Steenstrate bis Waasten aus den Sammelpunkten hervor. Viele Tanke unterstützten den Angriff. Hauptsächlich drückten die Feinde gegen unsere Stellungen von Bixschoote bis Hollebeke. Eine französische und zehn englische Divisionen stellten die erste Angriffswelle dar. Ihr folgten neun weitere Infanteriedivisionen. Mehrere Kavalleriedivisionen wurden von der englischen Heeresleitung bereitgehalten, um die erreichte Durchbruchstelle zu erweitern. Aber die Engländer hatten noch andere Angriffsfronten gewählt; bis zum Lysfluß ließen sie noch vier Divisionen anrennen und beabsichtigten unsere Kräfte dadurch zu zersplittern. Das Ziel des englischen Angriffs war der Bergrücken von Zandvoorde. Einige Tage rang der Gegner mit allen Kräften um die Erreichung dieses Zieles. Es ist ihm der Erfolg versagt geblieben. Hauptsächlich hatte die feindliche Heeresleitung sich geirrt in der Einschätzung der deutschen Artillerie. Die Zeiten waren vorüber, in denen die anglo-amerikanischen Batterien uns durch Zahl und Kaliber weit überlegen waren. Bei der ganzen Sommeroffensive der Engländer ist die deutsche Abwehrartillerie lebensfähig geblieben. Tagelang mußte der Angriff der Infanterie verschoben werden, weil


Phot. M. F. u. B.

Feldgraue im Straßenleben von Usküb in Mazedonien.



Nächtlicher Angriff der Engländer auf Langemark in Flandern.



Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.



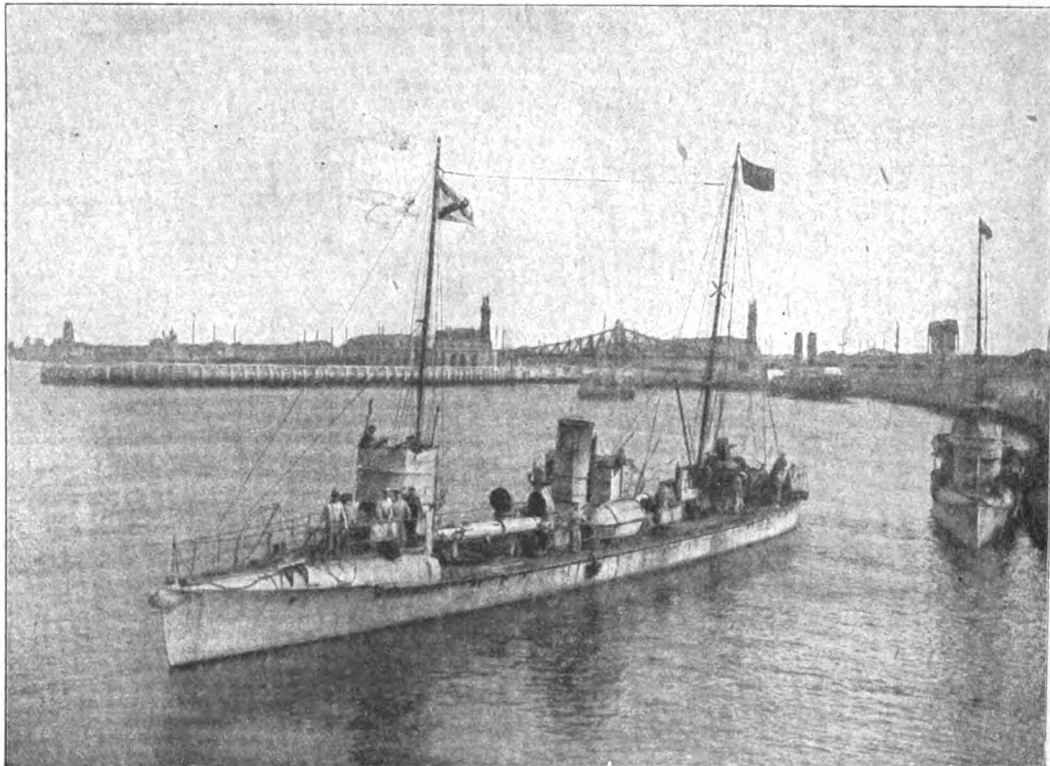
Phot. A. Grohs, Berlin.

Ankunft frischer deutscher Truppen (Kavallerie mit Stahlhelmen) für die Front in Flandern.

unsere Geschütze nicht niedergekämpft worden waren. Sie vernichteten in vielen Fällen die englischen Truppenansammlungen schon vor dem Sturm. Und wenn sie dann schließlich doch hervorbrachen, so war die deutsche Artillerie immer noch angriffsfähig und brachte den Gegnern jene entsetzlichen Verluste bei, die ihre Stoßkraft lähmten. Das geringe Ergebnis der ersten Flandernschlacht bestand in Raumgewinn westlich von Langemark und von Bixschoote. Um einen bis drei Kilometer waren die Gegner vorgerückt, und die Breite ihres Vorrückens betrug an der günstigsten Stelle kaum drei Kilometer. Dafür hatte England etwa eine Viertelmillion Mann verloren.

Nach zehntägiger Pause steigerte sich die feindliche Angriffstätigkeit wiederum. Im Raum von Steenstrate entwickelten sich Nahkämpfe, und im Raum von Bixschoote tobte das englische Trommelfeuer mit unerhörter Heftigkeit. Östlich und nordöstlich von Ypern entbrannte aufs neue die Flandernschlacht, die wir die zweite nennen. Im Nahkampf rangen die Gegner zwischen Westhoek und Herenthage. Auch südlich des Lysflusses schien der Gegner angreifen zu wollen. Es blieb aber dort bei starkem Artilleriefeuer. Die Schlacht in den Lüften bot ein nie gesehenes Bild, so stark waren die Kräfte auf beiden Seiten, die sich die Herrschaft streitig machten. Der Sieg blieb in deutschen Händen. Die Gegner hatten im Nordabschnitt das Hintergelände unserer Stellungen unter schwerstes Feuer genommen und Geschütze bis zu 38 Zentimeter Kaliber wurden eingesetzt. Das Ergebnis war wiederum ein völliger Zusammenbruch des englischen Angriffs. Auch jetzt wurde die flandrische U-Bootbasis nicht erreicht. Obwohl die Franzosen den englischen Angriff unterstützten und die Witterung für die Engländer nicht ungünstig war, gelang es ihnen nur, an der Bahn Boesinghe—Staden einen Kilometer tief vorzurücken. Auch konnten sie bis Poelcapelle gelangen, aber dann trieb der deutsche Gegenangriff den Feind in seine Ausgangstellungen zurück. Nur bei Langemark und bei St. Julien behielten die Engländer einige Grabennester in der Hand. Wieder waren die Verluste der Feinde außerordentlich schwer. Der deutsche Heeresbericht sagte mit Recht: „Einer der gewaltigsten Großkampftage an der flandrischen Küste hat für die deutschen Waffen einen siegreichen Abschluß gefunden.“ Um so bemerkenswerter war dieser Erfolg, weil gleichzeitig an der Verdunfront die Artillerieschlacht von seiten der Franzosen mit stärksten Mitteln eingeleitet wurde. Fragen wir uns, worauf es beruhte, daß wir auch diesmal die vielfache englische Überlegenheit abweisen konnten, so finden wir die Antwort im Heeresbericht: „Zu danken ist dieser Erfolg neben der zielbewußten Führung vor allem dem ungeheuren Schwung sowie der zähen Angriffskraft unserer unvergleichlichen Infanterie.“ Auch in der zweiten Flandernschlacht wurde die Infanterie durch die andern Waffen, vor allem durch die Artillerie, hervorragend unterstützt. Der Siegeswille des deutschen Heeres hat sich niemals glänzender bewährt wie in diesen kritischen Tagen.

Am 20. September haben nun die Engländer die dritte große Flandernschlacht begonnen. Eine fast fünfwöchige Ruhezeit hatten sie eingeschoben. Während dieser Wochen hatte allerdings der Kampf in Teilangriffen niemals geruht, denn die Erkundungsvorstöße der Feinde nahmen zu an Stärke und Zahl. Die dritte Flandernschlacht wurde auf einer Frontbreite von zwölf Kilometern unternommen. Es war der Raum zwischen Langemark und Hollebeke, in dem der Durchbruch gegen Menin und Rousselaere geplant war. Die erste Flandernschlacht war auf fünfundzwanzig Kilometer Frontbreite, die zweite auf dreißig Kilometer Frontbreite unternommen worden. Daß bei der dritten Flandernschlacht der Angriffsraum sich so wesentlich verkleinerte, ließ die Schwierigkeiten unserer Gegner erkennen, die nötigen Sturmtruppen aus ihrer ganzen Kampffront bereitzustellen. War es doch längst bekannt geworden, daß die Rekrutierungsschwierigkeiten Englands seit dem Frühling des Jahres 1917 im Wachsen begriffen waren und daß die Verluste bei vielen Divisionen nicht ersetzt werden konnten. Die dritte Schlacht ist von den Engländern allein geschlagen worden. Es waren neun, nach anderen Lesarten zehn Divisionen, die westlich der Linie Langemark—Hollebeke zusammengezogen waren, also fast eine



Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

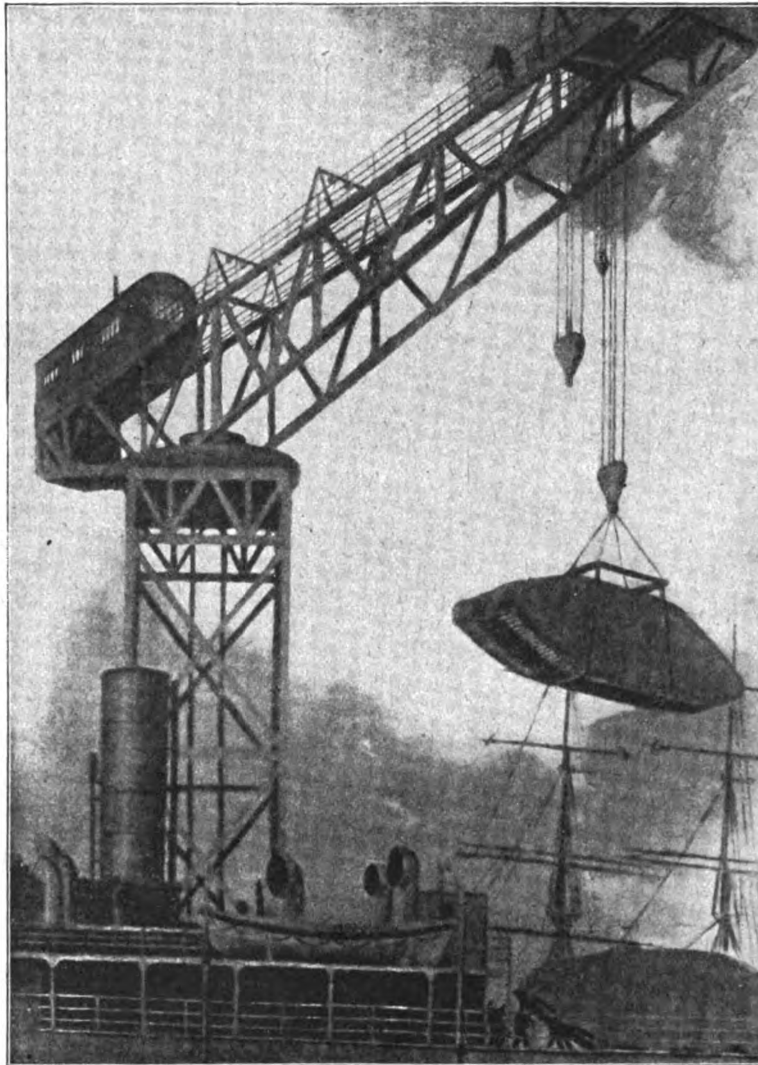
Aus dem Hafen von Ostende ausfahrendes deutsches Torpedoboot.

Division auf jeden Kilometer der Angriffsfront. Man konnte aus dieser Staffelung, die nach der Tiefe und Breite überaus eng war, den englischen Entschluß entnehmen, auf alle Fälle vor Eintritt der schlechten Jahreszeit einen Erfolg zu erringen. Der flandrische Kriegschauplatz hat seine besondere Eigentümlichkeit. Er verwandelt sich bei Nebel und Dauerregen in ein von nassen Gräben durchfurchtes Gelände, das die Vorwärtsbewegungen dichter Truppenmassen ungeheuer erschwert.

Auf alle Fälle hatten die Engländer einen Angriff größten Umfanges vor. Sie selbst haben in ihrem Heeresbericht gemeldet, daß sie auf breiter Front durchstoßen würden. Seit einiger Zeit waren die Engländer vorsichtiger geworden in der Bekanntmachung ihrer taktischen und strategischen Ziele. Zuletzt gaben sie die letzteren gar nicht mehr an, aber wir konnten sie entnehmen aus der Stoßrichtung ihrer Truppen und aus der Starrköpfigkeit, mit der sie an der ursprünglich gewählten Richtung festgehalten haben. Immer noch lag das Ziel, das Hinterland der flandrischen Küste, in der Ferne. Erstrebt werden sollte ohne Zweifel der Durchbruch in Richtung auf Rousselaere und das Einschwenken der Sieger gegen die Linie Ostende — Zeebrügge. Ferner sollte der englische rechte Flügel, wenn der Durchbruch im Raume von Hollebeke gelang, auf Menin vorgeschoben werden, um dann nach Süden gegen Lille einzuschwenken. Als die dritte Flandernschlacht noch nicht völlig zu Ende war, zeigte sie schon deutliche Merkmale der Erschlaffung auf seiten der Feinde.

Auch das taktische Ziel, der Höhenrücken, der sich zwischen Zonnebeke und Zandvoorde erstreckt, ist nicht von den Engländern erreicht worden. Sie haben sich darauf beschränken müssen, im Trichterfelde vor der deutschen Abwehrzone liegen zu bleiben. Es war somit die englische Front an einzelnen Stellen nördlich der Bahn Ypern—Menin etwas nach Osten vorgeschoben. Man kann aber diesen Erfolg nicht mal einen moralischen nennen und noch viel weniger einen solchen, der den Abschluß der Gesamtoffensive in Flandern rechtfertigen könnte. Er konnte aber auch nicht zu ihrer Fortsetzung ermuntern, denn die Verluste, welche die Engländer in dieser dritten Flandernschlacht davongetragen haben, waren außerordentlich schwer. Aus dem Munde britischer Offiziere, die gefangen wurden, hat die deutsche Führung der IV. Armee unter General Sixt v. Armin immer wieder bestätigt erhalten, daß die Wirkung der Maschinengewehre der Deutschen als geradezu entmutigend auf die Sturmkolonnen hätte bezeichnet werden müssen. Das Vertrauen der englischen Divisionen in den Kampferfolg sank gegen früher ganz erheblich. Am Ende der dritten Flandernschlacht hat kein im Kampf gewesener Engländer mehr daran geglaubt, daß Deutschland mit Waffengewalt niedergeworfen werden könnte. In den Berichten über die dritte Flandernschlacht hat die englische Heeresleitung den Versuch einer Täuschung des britischen Volkes gemacht. Sie hat dazu gegriffen, Ortsnamen zu erfinden, die es gar nicht gibt, um den englischen Erfolg größer erscheinen zu lassen, als er war. Sie hat auch wiederholt über erfundene deutsche Gegenangriffe berichtet, die im englischen Feuer zusammengebrochen wären. Man durfte hieraus auf die allgemeine Entmutigung im Kampfgebiet und in der englischen Heimat schließen.

Die deutsche Oberste Heeresleitung konnte am 22. September bekanntgeben: „Die bisherigen Erfolge der Engländer in der dritten Flandernschlacht bleiben noch weit hinter denen der zweiten und ersten zurück.“ Tatsächlich blieb der Feind vor seinen ersten Zielen stehen: vor Zonnebeke, vor Zandvoorde und vor Gheluvelt. Die drei Flandernschlachten sind drei schöne Ruhmesblätter im Kranze des deutschen Heldentums geworden.


Verladen englischer Panzerkraftwagen.

Kriegsgefangenenfürsorge in deutschen Lagern.

Von Hans Schipper.

(Hierzu das Bild Seite 48.)

Nach den ersten Siegen in diesem Weltkriege sah sich die deutsche Heeresverwaltung vor die schwere Aufgabe gestellt, alsbald Hunderttausenden von Gefangenen die nötige Unterkunft und Verpflegung zu gewähren. Die Lager wuchsen schließlich gleich Pilzen aus der Erde, wobei sich der Barackenbau je nach den besonderen örtlichen Verhältnissen und den vorhandenen Baustoffen verschieden gestaltete und nur allgemeine gesundheitliche Grundsätze gleichmäßig und streng durchgeführt werden konnten. Gewöhnlich sind die Unterkunftsbauten geräumige Holzhäuser, hier und da aber findet man auch Wellblechschuppen und selbst Fachwerk- und Steinbauten. Zu Gassen und Straßen angeordnet, stehen die schmucken Häuser da; oft hat man selbst für kleine Gartenanlagen gesorgt, manchmal die Lager auch an Waldränder als eine Art von Park angelehnt. Natürlich benutzte man auch bereits vorhandene größere Bauten, die frei standen und zu dem Zweck leicht geräumt und eingerichtet werden konnten. Zu Offizierslagern wurden fast durchweg solche Baulichkeiten gewählt; die natürliche Lage vieler von ihnen läßt sie eher wie Luftkuranstalten — was sie in Friedenszeiten ja teilweise auch waren — denn als eine Gefangenenbehausung erscheinen. Selbstverständlich mußte man die Lager, um ein Entweichen der Gefangenen zu verhindern, gegen die Außenwelt entsprechend absperren, was meist durch eine weit herumgeführte Umzäunung mit Stacheldraht geschah.

Die Baracken enthalten im Innern die erforderliche Anzahl militärischer Schlafpritschen mit Strohsäcken und Decken für die Mannschaften. Die kriegsgefangenen Offiziere haben zu zweien und auch wohl mehreren eigene Zimmer. Ein besonderer Raum mit Tischen, Bänken, Kastenspinden zur Aufbewahrung persönlichen Eigentums und so weiter bietet tagsüber dem Gefangenen Aufenthaltsgelegenheit; hier wird gewöhnlich auch das Essen eingenommen. Die Einrichtung von Kantinen, in denen meist unter Mitarbeit von Gefangenen Lebensmittel, Getränke, Tabak, Nähzeug,

Schreibwaren verkauft werden, gibt den Gefangenen Gelegenheit, sich für billiges Geld mit mancherlei Notwendigem zu versehen.

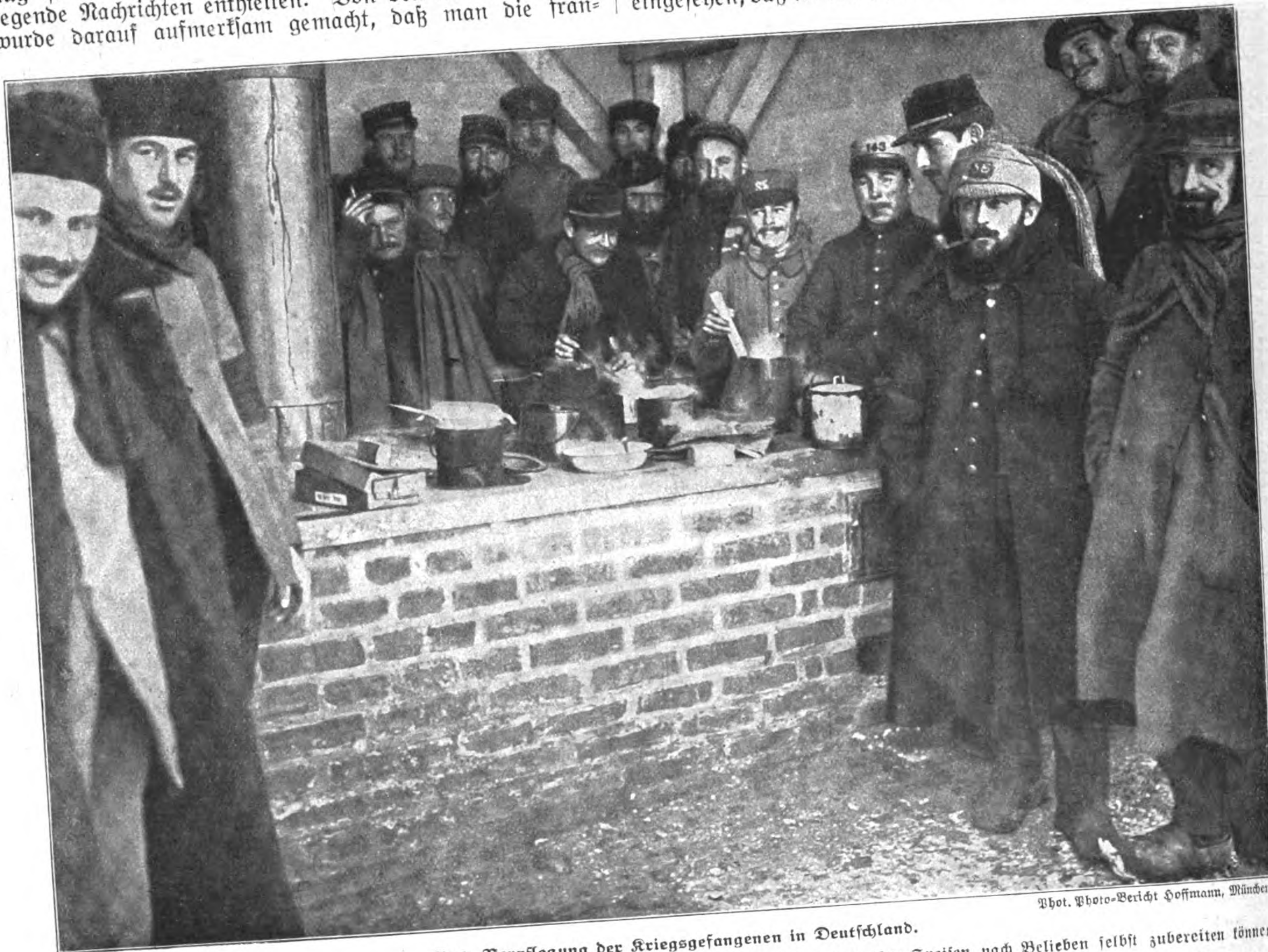
Besondere Sorgfalt ist überall der Anlage der Küchen sowie den gesundheitlichen Einrichtungen (Wasserleitung, Kanalisation, Baderäumen) gewidmet worden. Fast alle Lager sind mit elektrischem Licht, Maschinen zum Wasserpumpen, zur Dampferzeugung für Desinfektion und anderem versehen. Natürlich besitzen alle auch ein Lazarett.

Die Verpflegung so gewaltiger Massen von Kriegsgefangenen erfordert ganz besondere Maßnahmen. Zur Verarbeitung der Nahrungsmittel sind die großen Lager mit allen neuzeitlichen Einrichtungen, zum Beispiel Zentralküchen, eigenen Bäckereien, Schlachthöfen, versehen. Bei der Bereitung und der Verteilung der Mahlzeiten sind die Gefangenen selbst mit tätig; ein Vertrauensmann soll etwaige Wünsche übermitteln. Der Speisezettel wird jedesmal, wie in den deutschen Kasernen, durch Anschlag bekanntgegeben. In den Mannschaftslagern gibt es morgens Kaffee oder eine Suppe, zu Mittag die Hauptmahlzeit: Kartoffeln, Gemüse und Fleisch, abends wiederum eine kräftige Suppe, Brei mit Obst, Tee, Kaffee und sonstiges. Jeder Gefangene erhält dazu täglich 300 Gramm Brot. Wenn sich dieser Speisezettel im Laufe der Zeit verändert hat und sich wesentlich verändern mußte, so mögen sich die Gefangenen dafür bei ihren eigenen Landsleuten bedanken, zumal bei England, dessen Aushungerungsplan das zuwege gebracht hat. Man darf dabei jedoch nicht übersehen, daß es den Gefangenen gestattet ist, ihre Kost aus eigenen Mitteln noch reichlicher zu gestalten, und daß dies auch durch Sendungen aus der Heimat in weitestem Maße geschieht.

Eine außerordentliche Sorgfalt und reichliche Zeit erfordernde Arbeit ist in den Lagern die Brief- und Paketabfertigung. Der Inhalt jedes eingehenden Briefes wird von Dolmetschern einer Prüfung unterzogen. Häufig genug ist es vorgekommen, daß die Briefe erlogene, aufregende Nachrichten enthielten. Von den Militärbehörden wurde darauf aufmerksam gemacht, daß man die französischen Gefangenen in den Sendungen aus der Heimat zu Sabotage, Brandlegung, Revolten und zur Flucht planmäßig aufforderte. Namentlich in zunächst harmlos erscheinenden Paketsendungen birgt sich manch Gefährliches. So wurden beispielsweise Fluchtwerkzeuge und Mittel zur Sabotage in Brot eingebacken oder in verlötete Konservenbüchsen eingeschlossen. Die Gefangenen dürfen monatlich vier Postkarten und zwei Briefe in die Heimat schreiben, die gleichfalls erst die Zensur durchlaufen müssen. Diese durchaus unbeeinflußten Briefe sind wohl geeignet, indem sie wahrheitsgemäß das Leben der Kriegsgefangenen und ihre Behandlung in den deutschen Lagern schildern, den Feinden darüber die Augen zu öffnen, was es eigentlich mit dem „Barbarentum" der Deutschen auf sich hat.

Wird so für die Lebensnotdurft der Gefangenen in weitestem Maße gesorgt, so wendet man ihrer körperlichen und geistigen Beschäftigung kaum geringere Sorgfalt zu. Überall ist in größeren Lagern Gelegenheit zu Sport- und Turnübungen, wovon eifrig Gebrauch gemacht wird. Handwerker haben im Lager hinreichende Gelegenheit, ihren Beruf auszuüben; überall finden sich Werkstätten für Schneider, Tischler und andere Arbeiter. Ein großer Teil der Gefangenen, namentlich der Russen, ist von Hause aus Landarbeiter. Diese werden in landwirtschaftlichen Betrieben in der Umgegend des Lagers beschäftigt oder auch unter einem Kommando auf gewisse Zeit zu Bauern gebracht. Als Industriearbeiter finden Gefangene ebenfalls Beschäftigung.

Für die geistigen Bedürfnisse sorgen in allen Gefangenenlagern besondere Büchereien. Die Tageszeitungen unterrichten die Gefangenen von den Ereignissen auf den Kriegschauplätzen und sorgen für die nötige Aufklärung. Die Heeresverwaltung hat von vornherein Wert darauf gelegt, daß sich die Gefangenen durch Vergleichung der Kriegsberichte in deutschen Blättern wie in denen ihres Landes selbst ein wahres Bild von der Lage machen können, und die Gefangenen haben an Hand von Karten sehr bald eingesehen, daß die deutschen Berichte die zuverlässigsten sind.



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München.

Gute Verpflegung der Kriegsgefangenen in Deutschland.

In den Gefangenenlagern sind vielfach Küchen eingerichtet worden, in denen sich die Gefangenen ihre Speisen nach Belieben selbst zubereiten können. Von dieser praktischen und für die Gefangenen angenehmen Einrichtung wird reger Gebrauch gemacht.



Deutsche Infanterie treibt in kühnem Gegenstoß die Engländer aus dem Dorfe Fontaine bei Cambrai.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Der Versuch Lloyd Georges bei der Zusammenkunft der Verbandsmächte in Rapallo, der **Westfront**, die nunmehr von der flandrischen Küste bis an die Piavemündung reichte, eine einheitliche militärische Leitung — natürlich unter einem englischen General — zu verschaffen, war mißlungen. Es blieb keine Hoffnung mehr, die obersten Heeresleitungen der Westmächte unter einem Oberbefehl zusammenzubringen. Die Franzosen würden sich jedem englischen General fachmännisch überlegen gefühlt haben, der ausgeprägte Eigensinn der Engländer hätte wiederum die Zusammenarbeit der Heerführer unter einem französischen General unmöglich gemacht.

In England wurden Lloyd Georges in seiner Pariser Rede ausgesprochene Angriffe auf die militärische Leitung als Vorstoß gegen Haig aufgefaßt. Sein alter Widersacher Asquith, der dem Waliser, der ihn von der politischen Leitung vertrieben hatte, immer noch grollte, benützte die anscheinend günstige Gelegenheit, den Diktator einem schweren parlamentarischen Angriff auszusetzen, bei dem er der Unterstützung aller Unzufriedenen in England sicher war. Er zwang Lloyd George gleich nach seiner Rückkehr am 19. November, sich vor dem englischen Unterhaus wegen seiner Pariser Rede zu rechtfertigen. Anstatt seinen Gegner dabei unmöglich zu machen, bereitete er ihm aber damit den Weg zu einem glänzenden rednerischen Erfolg. Was Lloyd George in Rapallo hinter verschlossenen Türen gefordert hatte, schallte nun aus seinem Munde in die Öffentlichkeit hinaus. Es war die Feststellung, daß Mangel an Einheit die Sache des Vierverbandes gefährde, England habe aber keine Lust, die ganze Last des Krieges allein weiterzutragen. Der „Oberste Kriegsrat“ würde dem abhelfen, oder anders ausgedrückt, die englische Bevormundung müsse in Zukunft noch viel weiter ausgedehnt werden; nur unter dieser Voraussetzung könne England und im besonderen Lloyd George die Verantwortung für die Leitung des Krieges länger auf sich nehmen. Da diesen Posten wohl niemand in England ihm freiwillig abnehmen wollte, konnte Asquiths Haß gegen ihn nichts ausrichten und der vielen Kreisen schon längst lästig gewordene Ministerpräsident blieb in seiner Stellung.

Zur vermeintlichen Entlastung der Italiener, aber mehr noch, um die schlechte politische Stimmung zu heben, unternahmen die Engländer mit ihrer dritten Armee am 20. November bei **Cambrai** (siehe das Bild in Band V Seite 367 oben) einen unvermuteten Massenangriff größter Art. Die neue Schlacht kam für die Deutschen überraschend, weil sie zum ersten Male auf Feindesseite nicht durch einen wochenlangen Artillerieangriff vorbereitet wurde. Nur ein ganz kurzer Feuerüberfall ging dem Vorstoß voraus. Das trübe, regnerische Wetter, das die deutschen Flieger und Fesselballone in ihren Beobachtungen behinderte, hatte es dem Feind ermöglicht, seine Vorbereitungen geheim zu halten. In aller Stille, selbst von den englischen Grabentruppen unbemerkt, waren zwei Korps und drei Kavalleriedivisionen unter dem Befehl des Generals Byng zusammengezogen worden zur Eroberung von Cambrai. Anstatt durch die Riesenmengen ihrer schweren Geschosse hofften die Feinde diesmal durch Masseneinsatz ihrer Tanke einen Erfolg zu erringen.

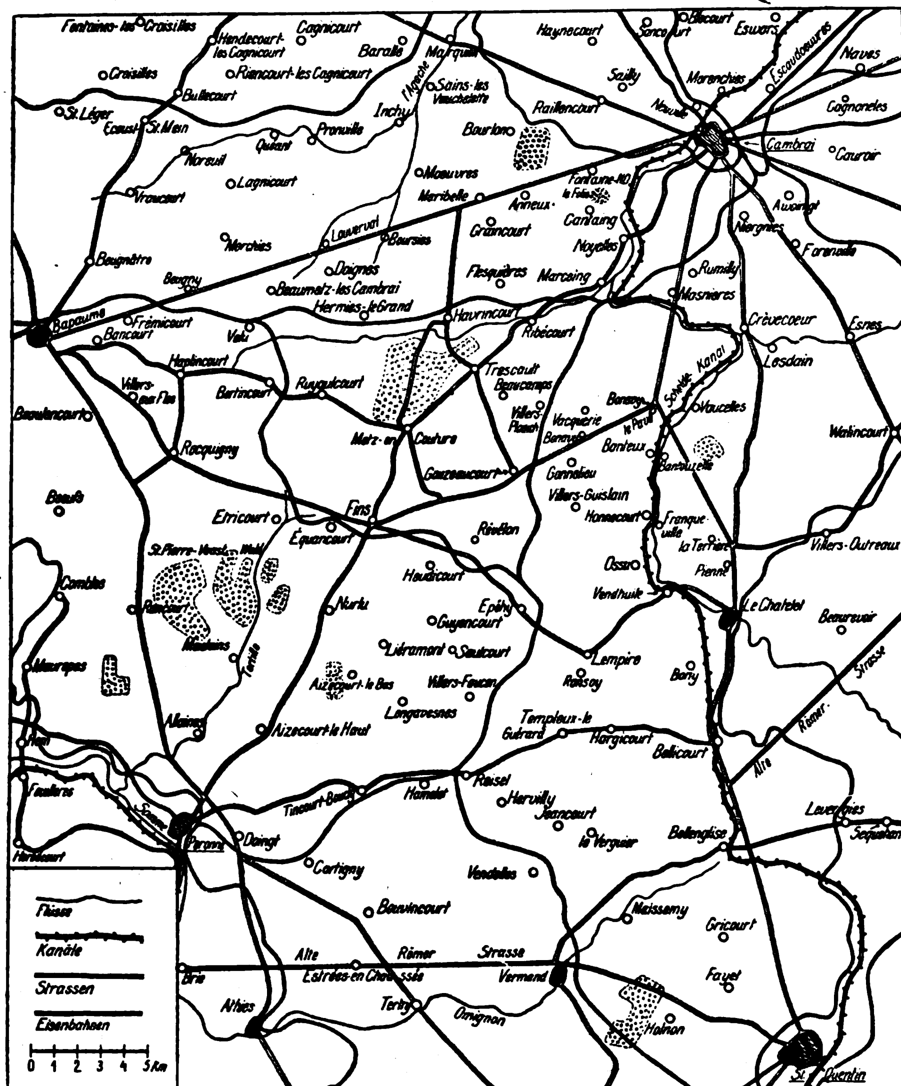
Im Morgennebel des 20. Novembers sahen die deutschen Grabenverteidiger westlich und südwestlich Cambrai eine riesig weit ausgedehnte eherne Mauer auf sich zupoltern; weit über dreihundert der größten englischen Schlachtwagen bewegten sich in engeren Zwischenräumen als je zuvor zum Angriff vor. Feuerspeiende Geschütze und rasselnde, hackend klopfende Maschinengewehre spritzten Zehntausende todbringender Geschosse in die Weite. Krachend packten die schweren Panzerwagen in die deutschen Drahtverhaue und zerstampften sie übermütig wie eine Elefantenherde, die sich den Weg durch den dichtesten Urwald bahnt. Ächzend überwanden sie die hintereinander liegenden deutschen Gräben und arbeiteten sich in den Rücken der wackeren Verteidiger vor, die der deutschen Artillerie (siehe das untenstehende Bild) die Bekämpfung der Schlachtenungeheuer



Im feindlichen Granatenfeuer vorgehende deutsche Artillerie. Nach einer Originalzeichnung von Erich Mattschaß.

überlassen mußten und sich selbst gegen die dicht hinter den Tanken heranwogende Sturmflut der englischen Angriffskolonnen wandten. Zehn Infanteriedivisionen, 150 000 Mann in der Begleitung zahlreicher Feldartillerieregimenter, strömten durch die Lücken auf die Kampfinseln der deutschen Verteidigung los. Deren Maschinengewehre und andere Abwehrwaffen rissen zwar furchtbare Lücken in die Reihen der Feinde, aber immer wieder warfen die Engländer frische Streitkräfte vor.

In ungefähr fünfzehn Kilometern Breite zwischen den Orten Moeuvres und Banteux westlich und südlich von Cambrai (siehe die untenstehende Karte) konnten die Feinde einen Keil in die deutsche Abwehrstellung vortreiben; eine Reihe von Dörfern fielen in ihre Hand. Fontaine an der Straße Bapaume—Cambrai gehörte bereits ihnen. Die schmale Schelde war von ihnen zwischen Marcoing und



Das Schlachtfeld südwestlich von Cambrai.

Masnières überwunden worden. Allein schon am Abend des ersten Schlachttages gewannen die von rückwärts herangeholten deutschen Verstärkungen wieder Raum gegen die Engländer und trieben die Spitzen der englischen Stoßtruppen so weit zurück, daß der Bodengewinn der Feinde an seiner tiefsten Stelle auf sieben Kilometer beschränkt wurde. Wie es bei jeder großen Offensive der Fall zu sein pflegt, waren auch hier bei dem ersten überraschenden Vorstoß die tapferen, in ihren Stellungen zäh ausharrenden Verteidiger der ersten Linie in die Hände der Angreifer gefallen, mit ihnen eine Anzahl von Geschützen, die nicht mehr geborgen werden konnten. Gewaltig waren aber die blutigen Verluste des anstürmenden Feindes. Der englische General Byng mußte eine ganze Reihe seiner Sturmdivisionen aus der Front zurückziehen und brachte am nächsten Tage nicht weniger als sechs neue Infanteriedivisionen und drei Kavalleriedivisionen ins Gefecht. Schottische Regimenter hatten bereits so arg gelitten, daß man aus Rücksicht auf die Stimmung der Mannschaftsreste ihre Überbleibsel zurücknehmen mußte. Frische Regimenter waren so gut wie vollständig aufgerieben worden.

Am 21. November rannten die neu herangeführten englischen Soldaten über die ehemaligen deutschen Drahtverhaue des weiten Schlachtfeldes hinweg vor in der Meinung, daß ihre niedergemähten Kameraden die schlimmste Arbeit getan hätten und ihnen jetzt nur noch das Räumungswerk überlassen geblieben sei. Sie erlitten aber in dem deutschen Sperrfeuer (siehe Bild Seite 52) wieder ungewöhnlich hohe blutige Verluste. Trotz ausgiebigster Unterstützung durch Tankgeschwader hatte der englische Angriff nicht mehr die Kraft, den Gewinn des Vortages zu erweitern. Weder im Stirn-, noch im Flankenstoß konnten die Engländer ein weiteres Zurückweichen ihrer Gegner erzwingen. Die deutschen rasch herbeigezogenen Reserven drängten in ungestümem Gegenangriff westlich von Cambrai nach erbitterter Niederkämpfung des englischen Vorstoßes die Feinde auf Fontaine und Anneux zurück. Südlich von Cambrai bei Noyelles suchte eine englische Kavalleriebrigade in die Schlacht einzugreifen. In gänzlicher Auflösung mußte sie zurückfluten, und auch die bereitstehenden im Bereich der deutschen Geschütze haltenden anderen Reitergeschwader des Feindes in der Gesamtstärke von drei Divisionen wurden durch das deutsche Feuer so gut wie vollständig außer Gefecht gesetzt. Die Tanke blieben zu Dutzenden hilflos und zersprengt im Gelände liegen. Schon der zweite Tag der Cambraischlacht mußte der feindlichen Führung jede Hoffnung auf einen Durchbruch der deutschen Stellung nehmen.

So rasch wollte aber General Byng die Aussichten auf einen durchschlagenden Erfolg doch nicht aufgeben. Am nächsten Tage, den 22. November, vermehrte er hauptsächlich den Druck auf die Flügel im Norden und im Süden. Erbitterte Kämpfe entfesselte der englische Ansturm sowohl bei Moeuvres nördlich der Straße Bapaume—Cambrai, wo die Engländer am 20. höchstens zwei Kilometer Raum gewonnen hatten, und bei Vendhuile, wo sie restlos abgeschlagen worden waren. Beide Orte hielten dem verstärkten feindlichen Massensturm stand. Inzwischen erfolgte ein neuer Hauptangriff vorwärts auf Cambrai, der zu den schwersten Nahkämpfen bei dem Dorfe Fontaine und beiderseits des Ortes, namentlich im Wald von Bourlon führte. Im Gegenstoß vertrieben die Deutschen schließlich den Feind nach heldenhaftem Kampfe aus dem Dorfe Fontaine (siehe die Kunstbeilage) und gewannen auch weiter südlich im Walde von La Folie Raum. Gleich heftig tobte der Kampf im Scheldewinkel, aus dem der Feind auf dem Westufer des Flusses vergeblich gegen Cambrai vorzukommen suchte.

Nun zeigte sich bereits eine Zersplitterung der feindlichen Kräfte in Teilgefechte, die um den Besitz einzelner Dörfer und Stellungsabschnitte gingen. Besonders nördlich der Straße Bapaume—Cambrai setzten die Engländer am nächsten Tage ihre Massenstöße an. Inchy an der Agache, wo sie bisher nur geringen Raum gewonnen hatten, war der Mittelpunkt einer ganzen Reihe von tiefgegliederten Vorstößen, die jedoch sämtlich unter schwersten Einbußen scheiterten. Auch Moeuvres hatte erbitterte feindliche Angriffe auszuhalten, die nach schwerstem Feuerkampf auf der ganzen Linie von Quéant südöstlich Bullecourt bis Banteux südlich Cambrai erfolgten. Moeuvres geriet zeitweilig in englische Hand, am Abend des 23. November sahen sich die Engländer aber wieder bis an den Südrand des Dorfes zurückgeworfen. Gegen das Gebiet von Bour-

lon, Fontaine und La Folie setzte der Feind erneut einen Massenstoß unter reichlicher Verwendung seiner Tanke an, von denen aber ein großer Teil durch das Feuer der deutschen Artillerie vernichtet wurde. Allein dreißig zerschossene Schlachtwagen lagen vor dem einen Dorfe Fontaine. Ihre Wucht hatte die Deutschen zwar zunächst aus Dorf und Wald Bourlon gedrängt, ein kraftvoller Gegenangriff brachte jedoch beides wieder in deutschen Besitz. Auf dem südlichen Abschnitt des Kampffeldes bei Rumilly und Masnières wurden die englischen Angriffsversuche bereits im Abwehrfeuer niedergekämpft. So endete der Tag für die Deutschen auf der ganzen Linie siegreich. Am anderen Morgen, dem 24. November, setzten neue örtliche Vorstöße der Engländer namentlich im Norden des Schlachtfeldes bei Inchy ein, die im Sperrfeuer der Deutschen zusammenbrachen. Den vierten zum Teil im Nahkampf scheiternden Angriff des Feindes benutzten die Deutschen zu einem kraftvollen Nachstoß, mit dem sie den Feind sogar aus seinen Ausgangstellungen vertrieben. Der Hauptangriff des Tages richtete sich wieder gegen Dorf und Wald Bourlon. Unter verschwenderischem Einsatz von Tanken rückten die Feinde im Schutz von Nebelwolken vor. Bei einbrechender Dunkelheit gehörte ihnen das Vorgelände des Dorfes. Am nächsten Tage hätten sie vermutlich den letzten Stoß um den Ort eingeleitet. In der regnerischen Nacht überfielen jedoch Pommern und Gardefüsiliere die Engländer und hieben sie mit Kolben und Bajonett in ihre Ausgangstellungen des fünften Schlachttages zurück.

Während hier die Deutschen am 25. November den Kampf gegen eine Anzahl Engländernester fortsetzten und dabei 300 Gefangene und über 20 Maschinengewehre erbeuteten, wiederholten die Engländer ihre vergeblichen Vorstöße auf Inchy, die ihnen nur schwerste Verluste einbrachten. Westlich der Straße von Inchy—Louverval konnten die Deutschen sogar im Nachstoß trotz aller englischen Gegenwirkung ihre alten Linien vom 20. November wieder erreichen. In der folgenden Nacht zwangen deutsche Handgranatenkämpfer am Südwestrande des Gehölzes von Bourlon und bei Fontaine den Feind, seine Linien wieder um einige hundert Meter zurückzunehmen. Nördlich Vanteux hatte das deutsche Sperrfeuer einen bereits durch Trommelfeuer eingeleiteten Angriffsversuch der Engländer verhindert. Auch bei Graincourt zeigte sich die Wirkung der deutschen Artillerie. Hier wurde eine bereitgestellte Gruppe von nicht weniger als vierzig Tanken durch das von deutschen Fliegern trefflich geleitete Feuer erfaßt und eine Anzahl von ihnen völlig unbrauchbar oder kampfunfähig gemacht.



Phot. Rich. Spelling, Berlin.
Deutscher Granatenwerfer in Flandern.

Die zweite Kampfwoche leiteten die Engländer am 27. November in den frühesten Morgenstunden mit einem Wirkungsfeuer ein, das von sieben Uhr vormittags ab zwischen Bullecourt und Fontaine äußerste Heftigkeit erreichte. Kurz danach brachen die tiefgegliederten feindlichen Kolonnen, begleitet von ihren Panzerwagen, wieder zu einem umfassenden Angriff vor. Während sie westlich von Bourlon abgewiesen wurden, vermochten die englischen Hauptkräfte zwischen Bourlon und Fontaine erneut in die deutschen Linien einzudringen. Die Dörfer Fontaine und Bourlon fielen in die Hand des Feindes, auch im Walde setzte er sich fest. Dem machtvollen Gegenangriff der Deutschen, dem die Engländer bedeutende Verstärkungen entgegensetzten, konnte der Gegner nicht widerstehen, er mußte Bourlon, den Wald und Fontaine wieder räumen und sich schließlich unter schweren Opfern in seine Ausgangstellungen zurückziehen. Zahlreiche Maschinengewehre und mehr als zweihundert Gefangene, darunter eine größere Anzahl zu der englischen Garde gehörig, blieben in der



Verladen einer deutschen Batterie an der Flandernfront.
Phot. Bild- und Film-Amt.

Hand der Deutschen. Nach so blutigen Verlusten mußten die Engländer am neunten Schlachttage eine Ruhepause eintreten lassen.

Inzwischen hatten die Deutschen Vorbereitungen zu einem umfassenden Gegenstoß getroffen, den sie am 30. November zur Durchführung brachten. Nach stärkster Wirkung durch Artillerie und Minenwerfer stürzte sich die deutsche Infanterie westlich von Fontaine und zu beiden Seiten von Banteux auf den Feind. Trotz ihrer erbitterten Abwehr wurden die Engländer unter schweren Verlusten zwischen Moeuvres und Bourlon und von Fontaine und La Folie heraus auf die Dörfer Anneux, Graincourt und Cantaing zurückgeworfen. Auf dem südlichen Abschnitt stürmten die Deutschen beiderseits Banteux unaufhaltsam die Höhen auf dem westlichen Scheldeufer hinan und vertrieben den Feind nicht nur aus seinen eroberten Stellungen, sondern entrissen ihm noch die Dörfer Gonnelieu und Villers-Guislain.

Diese Fortschritte der Deutschen bezahlten die Engländer nicht nur mit dem größten Teil ihres Raumgewinnes am 20. November, sondern sie verloren auch noch 4000 Mann an Gefangenen und mehrere Batterien. General Byng suchte durch Einsatz stärkster Kräfte in heftigen Gegenangriffen die Einbuße wieder einzubringen. Bei Banteux zog er eine größere Anzahl Tanke zusammen und schickte ihnen in der sicheren Erwartung, den nachfolgenden Streitkräften dadurch Bahn brechen zu können, starke Kavallerieabteilungen nach. Die deutsche Artillerie eröffnete jedoch auf diese günstigen Ziele ein so verheerendes Feuer, daß die englischen Gegenstöße wirkungslos zusammenbrachen. Nach erbittertem Ringen, das sich bis in die Dunkelheit ausdehnte, erstürmten die Deutschen am 1. Dezember noch das Dorf Masnières. Am Abend des 2. Dezembers hatte sich die deutsche Beute vor Cambrai seit dem am 30. November begonnenen Angriff auf 6000 Gefangene und 100 Geschütze erhöht.



Sperrfeuer über einer Ortschaft im Westen. Nach einer Originalzeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnant d. R. Willy Müller-Gera.

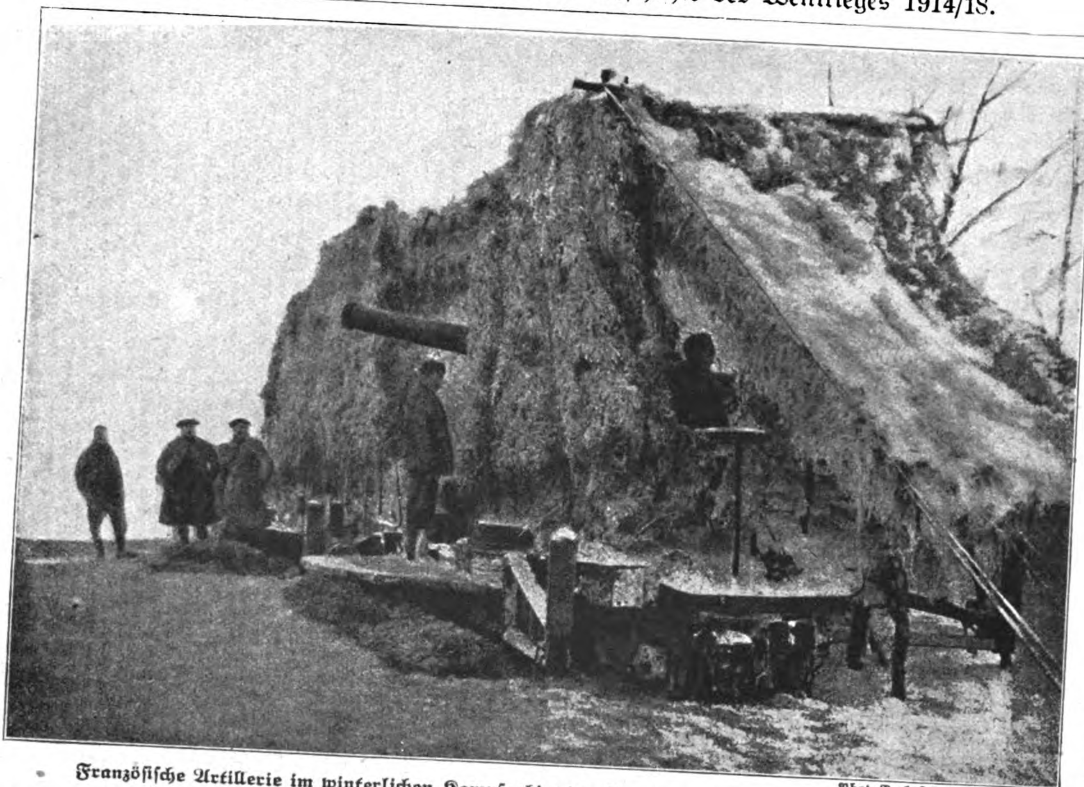
Während der ersten Zeit der Schlacht bei Cambrai hielten die Engländer mit größeren Infanterieangriffen in Flandern zurück. Vom 25. November an unternahmen sie aber wieder bataillonsweise Sturmversuche an der Straße Ypern—Menin. Poelcapelle, Gheluvelt und immer wieder auch der Raum von Passchendaele waren die alten Schauplätze neuer englischer Niederlagen (siehe Bild Seite 53). Alle Anstrengungen der Engländer und das tägliche starke Artilleriefeuer änderten in der ganzen Zeit aber nichts an der örtlichen Lage in Flandern.

Die Franzosen zeigten in der Zeit nach dem 19. November größere Lebhaftigkeit auf dem Ostufer der Maas und an der Aisnefront. An beiden Stellen, namentlich am Chaumeswald, kam es aber nur zu gelegentlichen erfolglosen Teilvorstößen. Ein dem englischen großen Angriff entsprechender Entlastungsvorstoß zugunsten der italienischen Front erfolgte am 21. November zwischen Craonne und Berry-au-Bac. Die Deutschen hatten infolge der vorhergehenden Feuerüberfälle mit französischen Angriffen gerechnet und wiesen alle feindlichen Unternehmungen ab. Wo der Feind eindrang, wurde er überall im Nahkampfe unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Auch im Chaumeswalde versuchten die Franzosen sich zum Sturm zu sammeln, konnten aber unter dem deutschen Abwehrfeuer ihre Absicht nicht zur Ausführung bringen. Am 25. November unternahm der Feind auf dem Ostufer der Maas einen starken Angriff zwischen Samogneux und Beaumont in vier Kilometern Breite. Das vorhergehende aufs stärkste gesteigerte Vernichtungsfeuer wurde von der deutschen Artillerie so kräftig erwidert, daß die französischen Infanterieangriffe von Stunde zu Stunde verschoben werden mußten und die Bataillone erst um ein Uhr mittags aus den Gräben gegen



Deutscher Gegenstoß in Flandern.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster



Französische Artillerie im winterlichen Kampfgebiet der Vogesen. Schwere Geschütze in Deckung.
Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

die deutschen Linien vorbrechen konnten. Unter großen Verlusten gelang es dem Feind nach mehrmaligen vergeblichen Anstürmen, in den vorderen Teil der deutschen Abwehrzone einzudringen, doch konnte er von dort aus keinen weiteren Erfolg erzielen, es gerieten vielmehr eine große Zahl Turkos, Zuaven und auch weiße Franzosen in deutsche Gefangenschaft. In der Folgezeit von den Franzosen unternommene kleinere Vorstöße von Erkundungsabteilungen östlich von Reims, dann auch bei Tahure, ferner in den Vogesen und im Sundgau (siehe die Bilder Seite 54 und 55), die an den genannten Punkten oft zu örtlichen Zusammenstößen Anlaß gaben, wurden überall ohne Mühe abgewiesen.

* * *

Das Oktoberergebnis des **U-Bootkrieges** stand dem im vorhergehenden Monat erzielten in nichts nach, übertraf es sogar noch um 2000 Tonnen; denn 674 000 Tonnen dem Feind dienstbar gewesenen Schiffsraumes waren im Laufe des Oktobers in die Meerestiefen versenkt worden. Damit erhöhten sich die Erfolge des uneingeschränkten U-Bootkrieges seit 1. Februar 1917 auf 7 649 000 Tonnen. Dieser riesige Ausfall konnte von den Feinden weder durch Neubauten, noch durch die rücksichtslose Beschlagnahme neutraler Schiffe eingeholt werden. Einen neuen noch weit mehr Erfolg versprechenden Abschnitt des Tauchbootkrieges eröffnete die am 22. November verkündigte Erweiterung des Seesperrgebietes. Sie schloß nicht nur die Fahrtrinne für die griechische Lebensmittelversorgung im Mittelmeere, sondern rückte westwärts der britischen Inseln und rund um die Azoren ein beträchtliches Stück in den Atlantischen Ozean hinein. Nun konnte der Kampf gegen die feindliche Schiffahrt weiter ab vom Lande geführt werden, und die in der Nähe der Küste, zumal der britischen Inseln, getroffenen Abwehrmittel der Feinde (siehe Bild Seite 57) verloren erheblich an Wirksamkeit. Die kleinen Minensuchfahrzeuge und Wach- und Patrouillenschiffe konnten sich nicht so weit in das offene Meer hinaus wagen, dazu waren größere Kriegsfahrzeuge nötig, die den Torpedos aber günstigere Angriffsflächen boten. Die Festsetzung eines Sperrgebietes rings um die Azoren richtete sich gegen Amerika, das diese portugiesische Inselgruppe zu einem wertvollen Stützpunkt für seine Transportflotte ausgebaut hatte.

* * *

In Rußland hatte inzwischen die Friedensbewegung weitere Ausdehnung genommen und zu sichtbaren Ergebnissen geführt. Die Führer der neuen Regierung arbeiteten mit allen Mitteln an der Verwirklichung ihrer inner- und außerpolitischen Pläne. Da eine Reihe ausländischer Gesandter, besonders der englische Vertreter Buchanan, ihnen offen und im geheimen Widerstand bereiteten und sie nicht anerkennen wollten, schritt Trotzki, der Volkskommissar für die auswärtigen Angelegenheiten, ohne Zögern zur Veröffentlichung der in russischem Besitz befindlichen geheimen diplomatischen Aktenstücke. Ihr Bekanntwerden erregte ungeheures Aufsehen bei allen Völkern. Zeigte sich doch jetzt klar und deutlich, daß die Gegner der Mittelmächte, die angeblich für Freiheit und Völkerrecht in den Krieg gezogen waren, sich zu weitgehenden Eroberungen verbündet hatten, die auch vor neutralen Rechten und Besitz nicht haltmachten. Trotzki ging aber noch weiter, er kündigte sämtliche Verträge, die mit den vorhergehenden Regierungen geschlossen waren, vor allem den Londoner Vertrag, nach dem die verbündeten Feinde der Mittelmächte nur gemeinsam eine auf den Frieden bezügliche Handlung unternehmen durften. Am 29. November richtete er zusammen mit Lenin an alle kriegführenden Staaten, also auch an die Mittelmächte, ein Funkentelegramm, in dem er sie aufforderte, zu einem nahen Zeitpunkt Waffenstillstandsverhandlungen anzuberaumen und dadurch einen allgemeinen Frieden anzubahnen.

In Deutschland wurde dieses russische Friedensangebot in der denkwürdigen 127. Sitzung des Reichstages am 29. November durch die Antrittsrede des neuen Reichskanzlers Graf v. Hertling bekannt, der dabei verkündete, daß Deutschland zum Eintritt in die gewünschten Verhandlungen bereit sei. Als in den nächsten Tagen durch das Verhalten der Westmächte sich zeigte, daß sie zu Friedensverhandlungen nicht geneigt seien, ließ Lenin erklären, daß die Russen zwar einen allgemeinen Frieden erstrebten, bei Weigerung ihrer Verbündeten aber auch einen Sonderfrieden mit den Mittelmächten eingehen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

In letzter Stunde.

Ein Erlebnis bei der Eroberung Libaus. Von Eva Gräfin von Baudissin.

(Fortsetzung.)

Wieder durcheilte er die kleine Dünenstraße, die furchtbaren Geschosse nun hinter sich. Aber noch weniger als am Morgen fürchtete er sie; deutsche Geschütze, nein, sie würden ihm nichts anhaben. Sie wurden ja zu seinem Beistand. Sein Herz frohlockte bei jedem Aufschlag, seine Lippen baten: Schneller! Schneller! Schießt, kommt, befreit uns, helft uns! Wenn sie kamen, noch vor Abend, noch eh' vielleicht ein Transport Gefangener, von denen man gewöhnlich eine gewisse Anzahl ansammelte, abgeschoben wurde — ihm war, als müßten sie draußen fühlen, auf den stolzen, schönen Schiffen, daß ein zum Tod Verdammter — denn das war er durch den Raub der Mutter — sie um Hilfe anflehte.

In den Hauptstraßen und am Markt war es ruhiger; der größte Teil der Menge hatte sich verlaufen. Entweder sahen

sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen ein, außerhalb der Stadt zu gelangen, oder die andauernde Kanonade hatte sie wieder in die Häuser gescheucht. So erreichte Werner bald das stattliche Gasthaus St. Petersburg in der Großen Straße, in dessen erstem Stockwerk Mr. Brown eine Anzahl Zimmer gemietet hatte. Auch er war Junggeselle und zog das bequeme Gasthausleben dem privaten vor. Ein kleines, vornehmes Gespann, der Kutscher in dem mächtig auswattierten Rock mit buntem Seidengürtel und dem üblichen niedrigen Hut auf den gerade verschnittenen Haaren, hielt vorm Eingang: Mr. Browns Wagen. Noch war er also da, dem Himmel sei Dank!

Im Vorraum stand ein Trupp Soldaten. Ein Unteroffizier vertrat Werner den Weg: „Halt! Wohin wollen Sie?"

„Zu Mr. Brown! Machen Sie Platz, ich habe Eile!"

Statt jeder Antwort traten einige Leute vor und nahmen die Gewehre quer.

„Welches Anliegen haben Sie?" forschte der Unteroffizier weiter.

„Mr. Brown erwartet mich, lassen Sie ihm sofort meine Karte überbringen."

Der Kommandoton half; man nahm seine Karte und überreichte sie Mr. Browns russischem Türwächter, der in der für diesen Posten üblichen Tscherkessentracht, langem, schwarzem Tuchrock mit Patronentaschen auf der Brust, auf dem Treppenabsatz Wache hielt.

Schon setzte Werner den Fuß auf die unterste Stufe: der Mann dort oben kannte ihn ja seit Jahren, aber heute zeigte seine unbewegte Miene kein demütiges Erkennen wie sonst, wortlos wandte er sich, die Karte in der Hand, und stieg die Treppe hinauf. Die Soldaten zerrten Werner wieder zurück.

Er war zu sehr mit seinem Schicksal beschäftigt, zu sehr voll Angst, die rechte Zeit zu versäumen, daß er sich widerstandslos in ihre Roheit fügte. Er blieb stehen und behielt das Treppenhaus im Auge.

Fast eine Viertelstunde verging, ehe der Tscherkesse wieder erschien. Er verbeugte sich stumm und machte eine einladende Handbewegung, zugleich aber rief er dem Unteroffizier einige Worte zu. Werner hörte Schritte hinter sich, als er die Stufen hinaufjagte; er wandte sich unwillkürlich um und sah drei Soldaten hinter sich. Mochten sie tun, was sie wollten — was ging's ihn an!

Oben stand Mr. Browns tadelloser englischer Kammerdiener; aber nicht in seidenen Schuhen und Frack, wie er sonst bei Tisch aufwartete, sondern in einem feinen hellen Reiseanzug. Auch allerlei kleine Koffer und Handtaschen waren im Vorzimmer aufgestapelt: der Chef reiste also wirklich ab; er kam in der letzten Minute.

Der Engländer saß rauchend am Eßtisch, eine große Zeitung vor sich. Er erhob sich nicht, als Werner eintrat, blickte ihn nur über den Zeitungsrand an und sagte in gutmütigem Spott: „Nun sind Sie doch gekommen, ich wußte es ja!"

„Wie denn — doch gekommen —?"

Werner war bestürzt, dann erst begriff er: „Sie meinen, um mit Ihnen abzureisen, Mr. Brown? O nein, weniger denn je! Ich komme zu Ihnen, Sie müssen helfen! Man hat meine Mutter verhaftet, plötzlich, vor kaum anderthalb Stunden, meine geliebte, unschuldige Mutter — denn was wäre ihr anderes vorzuwerfen, als daß sie deutscher Abkunft ist —? Heute noch, vielleicht am letzten Tage der russischen Gewaltherrschaft ereilt uns das Geschick — —"

„Vor anderthalb Stunden, ja," wiederholte der Engländer kopfnickend. „Sie sollten dankbar dafür sein, mein Lieber —"

Werner starrte den anderen sprachlos an ob dieser Schamlosigkeit.

„Dankbar. Denn der Name Ihrer Mutter stand seit langem auf der Liste und nur durch besondere Fürsprache hat man sie bisher verschont —"

„Wessen könnte man sie beschuldigen —"

„Größerer Schuld vielleicht als die anderen Deutschrussen," warf der Engländer ein und klopfte die Zigarrenasche ab. „Denn sie hat es versucht, ihren Sohn dem russischen Einfluß zu entziehen — sie hat es v e r s u c h t, sage ich nur!"

„Sie hat ein Recht dazu — als Deutsche. Trotzdem — ich habe russische Schulen besucht, bin russischer Ingenieur, niemals habe ich meine Gesinnung in einer dem Vaterland schädlichen Weise geäußert."

„So! Und heute morgen?"

Werner griff sich an den Kopf. „Daß ich mich weigerte, mit Ihnen abzureisen, Mr. Brown, steht das im Zusammenhange mit der Verhaftung meiner Mutter? Sie schweigen, antworten Sie mir, Mann — oder ich weiß nicht, was geschieht!"

Mr. Brown sprang auf.

„Ja," stieß er hervor, endlich seine falsche Gelassenheit abwerfend. „Daß man Ihre Mutter bisher geschont hat, das verdanken Sie mir, und daß man Ihre Mutter vor anderthalb Stunden verhaftete, auch —"

„Das sollen Sie mir büßen, Sie Schuft," schrie Werner und sprang auf den Engländer zu.

Im selben Augenblick wurde die Tür aufgestoßen, hinter dem feinen Kammerdiener, der drohend die Fäuste erhoben hatte, standen die drei Soldaten, über die Schulter des mittleren schaute mit Haß auf den verzerrten Zügen der tscherkessische Türwächter.



Phot. A. Grohs Berlin.

Eine Munitions- und Proviantkolonne sucht in einer Waldlichtung Deckung vor dem Feinde.



Phot. Susanne Homann, Darmstadt.
Kapitänleutnant Treusch Freiherr v. Buttlar-Brandenfels, erfolgreicher deutscher Luftschiffkommandant.



Phot. Willy Dose, Bremen.
Oberleutnant z. S. Wendlandt, erfolgreicher deutscher U-Boot-Kommandant.



Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Kampfflieger Leutnant Ernst Udet, Führer einer Jagdstaffel, einer der erfolgreichsten deutschen Flieger.



Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.
Kampfflieger Leutnant Buckler, wurde wegen seiner hervorragenden Kampfleistungen zum Leutnant befördert.

Werner ließ die Arme sinken. „Vier, fünf — mit Ihnen sechs gegen einen, Mr. Brown. Sie übertragen den Kriegsgrundsatz Englands gegen Deutschland auch auf den Einzelkampf."

Der Engländer stieß vor Wut mit dem Fuß auf, winkte heftig und seine stolze Wache verschwand wieder hinter der Tür.

Ein Augenblick war Schweigen zwischen den beiden Männern.

„Sie brauchen nicht zu denken, daß ich Sie fürchte, Werner Pawlowitsch —" Werner lachte auf — „nein, nur zeigen wollte ich Ihnen, wer die Gewalt hat."

„Mit gedungenen Kräften! Genau wie Ihr Vaterland!"

„Hüten Sie sich, Werner Pawlowitsch! Die Stunde ist ernst. Ich stelle Sie noch einmal, zum letztenmal vor die Frage: Wollen Sie mit mir gehen — dann ist Ihre Mutter in wenigen Minuten wieder frei —"

„Und ich —?"

„Sie bleiben, der Sie waren: Russe! Bis zum Ende des Krieges arbeiten Sie für die Firma in Skandinavien oder England — später werde ich Ihnen hier oder in einer anderen russischen Stadt das Direktorium der Zweigniederlassung übertragen. Sie wissen, wie ich Sie schätze — ich möchte Sie nicht verlieren."

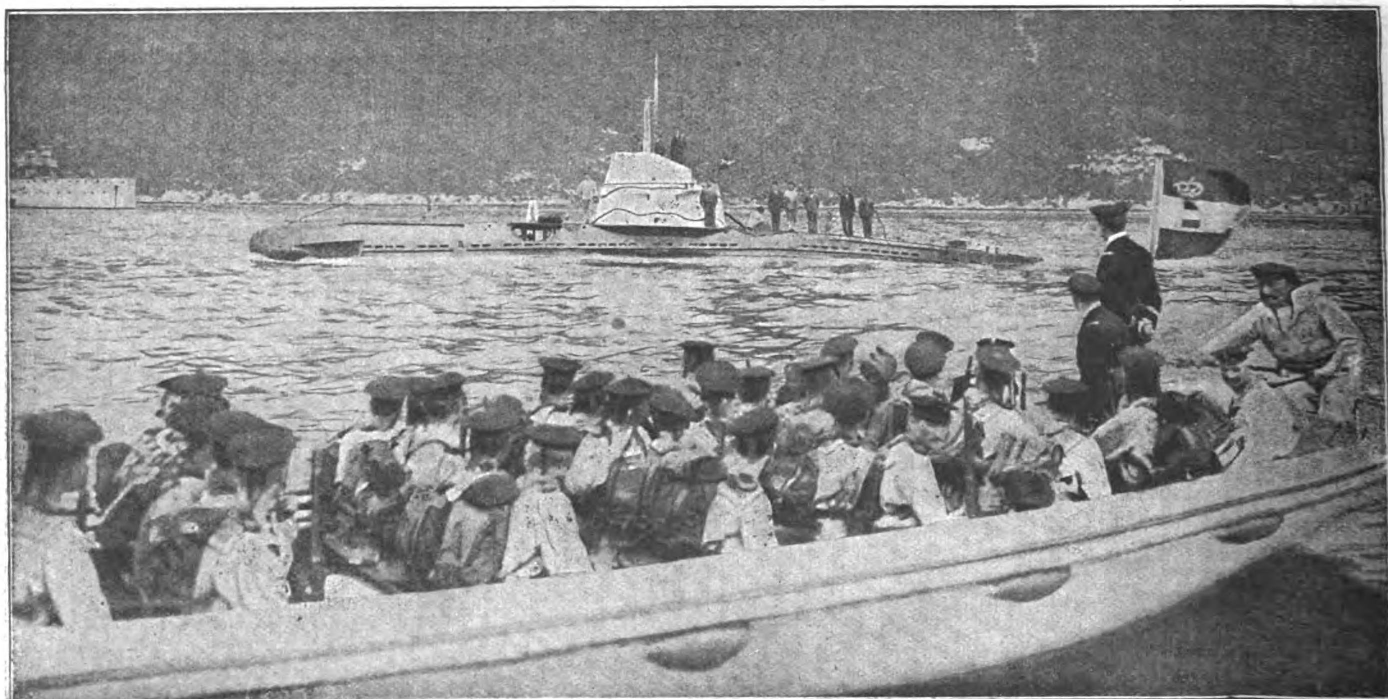
„Und wenn Kurland deutsch bleibt?"

Der Engländer lachte. „Sie stellen merkwürdige Fragen. Außerdem — was ginge es Sie an? Sie gehören nach Rußland."

Dann würde er folglich nie zurückkommen können; ein Balte, der sich aus freiem Willen dem Feinde — England und Rußland — angeschlossen hatte, für den gab es in einem deutschen Kurland keinen Platz. Allerdings, wurde das Land wieder russisch, so war die Lage für ihn, folgte er Mr. Brown nicht, ebenso schwierig. Dann würde man ihm die Weigerung, vor den Deutschen zu fliehen, niemals vergeben. Seine Heimat- und Rechtlosigkeit kam ihm in dumpfem Schmerz zum Bewußtsein, aber ein viel bitteres, schneidenderes Weh behielt die Oberhand: Deutschland verlieren, von Deutschland geächtet sein, und seine Mutter —

„Entscheiden Sie sich," sagte der Engländer und zog seine Uhr. „Auf der einen Seite die Befreiung Ihrer Mutter, eine glänzende Zukunft, auf der anderen ein sehr ungewisses Schicksal für die alte Dame, Not und Unsicherheit für Sie, vielleicht auch noch —" er brach ab, als habe er genug aufgezählt.

Die Befreiung seiner Mutter! Mußte er der nicht seine Überzeugung und sich selbst opfern? Konnte es da ein Zögern geben? Nicht die glanzvolle Gestaltung seiner Zukunft konnte ausschlaggebend sein, nur — — Beide Hände preßte er an die Schläfen: konnte man einen Menschen vor eine qualvollere Wahl stellen? Sich selbst aufgeben, alles, was er liebte und verehrte, wohin das Herz ihn heimlich zog,



Österreichisch-ungarisches U-Boot mit dem Kommandanten v. Falkhausen kehrt von einem Ausflug in die Adria in den Heimathafen zurück.



Das Schiff ohne Mannschaft.

Wie sich die Engländer denken, durch den Bau von Schiffen ohne Besatzung, die von bewaffneten Dampfern geschleppt werden und durch ihre flache Bauart den spähenden U-Booten entgehen sollen, der immer drohender werdenden Frachtraumnot Herr werden zu können.

Nach einer englischen Darstellung.

was sich jetzt in ihm aufreckte, wie etwas Lebendiges, er mußte es unterdrücken, es von sich werfen —

Doch, es mußte sein!

Schlaff sanken ihm die Hände herab, einen Schritt trat er vor. Da donnerten die Kanonen von neuem, die ihn vor kurzem schon zur Tat, zu raschem Handeln aufgerüttelt hatten, lang und schwer hallten die Schläge daher und mahnten ihn und rissen an seiner Seele: „Sei unser, du bist es von jeher, höre auf die Stimme deines Innern, verrat' uns nicht —"

Nein, nein, er konnte es nicht! Langsam richtete er sich wieder auf, tiefen Ernst auf den Zügen. Jeder Schlag von draußen schien ihm neue Kraft zu geben.

„Ich kann es nicht," sagte er furchtlos und Mr. Brown sah zu seinem Staunen, daß kein schwärmerischer deutscher Träumer, sondern ein Mann vor ihm stand. „Ich kann es nicht, mich verkaufen, auch nicht um den höchsten Preis: um die Befreiung meiner Mutter. Ich weiß, sie wird mir recht geben. Ich wähle für uns beide, für sie und für mich."



Major Ludwig Graf v. Holnstein aus Bayern, Chef des Generalstabs des I. Bayrischen Armeekorps.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Ernst Vollbehr.

„Wie Sie wollen." Keinen Blick mehr warf der Engländer ihm zu, grußlos schritt er zur Tür hinaus. Draußen hörte Werner ihn in seinem schlechten Russisch, über das er oft gelacht hatte und das sich nie bessern würde und wenn er noch hundert Jahre in Rußland lebte, einige Befehle geben. Dann stieg er die Treppen hinunter, wenige Augenblicke später fuhr unten der Wagen davon.

Unwillkürlich zog Werner die Uhr: es war zehn Minuten vor zwei — selbst im Zusammenbruch ringsum hielt der Ewigkorrekte seine Verabredung inne. Was galten ihm Menschenleid, was Überzeugungstreue? Mit Geld ließ sich das erstere besänftigen, die letztere erkaufen. —

Ein bitterer Geschmack trat ihm auf die Zunge: zu lange hatte er diesen Menschen als Freund betrachtet, der doch nichts war als eine Maschine.

Mechanisch setzte er die Füße an und schritt zur Tür. Der Raum, in dem er so oft heitre Stunden verlebt hatte, drückte auf ihn.

Die Tür war verschlossen — was bedeutete das? Er rüttelte am Griff.

Langsam öffnete man: die drei Soldaten standen nebeneinander auf der Schwelle.

„Aus dem Weg! Ich bin russischer Untertan!" rief Werner.

Keiner der drei rührte sich. Er stieß den mittleren zur Seite, da griffen sie zu, zerrten ihn zurück ins Zimmer und warfen die Tür ins Schloß. Während zwei ihn festhielten, untersuchte der dritte seine Taschen und nahm ihm die Uhr, das Notizbuch, die Börse und was er nach russischer Sitte lose an Kleingeld in der Westentasche trug, ab.

„Natürlich, das ist euer erstes, ihr Elenden, rauben und stehlen, wie mögt ihr im fremden Lande hausen, wenn ihr euch schon im eigenen wie Räuber benehmt!"

Sie lachten roh über seine Worte, fesselten ihm die Hände und stießen ihn vor sich her die Treppe herab.

„Herr Unteroffizier," sagte Werner im Vorraum, „ich verlange Rechenschaft! Ich bin Russe —"

„Zeigen Sie Ihren Paß!"

„Ich weiß nicht, ob ich ihn bei mir hatte. Fragen Sie Ihre Leute, die mir als erstes die Taschen geleert hab'en —"

Die Soldaten legten schweigend, auf einen Befehl hin, Werners Eigentum nieder.

„Es ist kein Paß dabei."

„Senden Sie zu mir ins Haus, Sie werden ihn finden."

„Wir haben keine Zeit dazu, uns nasführen zu lassen. Russisch oder nicht, Sie sind beschuldigt, zu den Deutschen zu halten, Sie haben sich dahin geäußert, daß Sie sich über ihren Einzug freuen würden. Sie werden ein Spion dieser verfl — — ‚Nemetzki'*) sein."

„Wer wagt es, mich zu beschuldigen?"

Der Unteroffizier zuckte die Achseln. Was bedurfte es auch einer Antwort?

„Seit wann befehlen die Engländer russischen Soldaten?" fragte Werner nur.

Der Unteroffizier wurde dunkelrot. „Ich muß tun, was man mir befiehlt. Wir warten seit dem Morgen auf Sie, Sie sind in die Falle gegangen."

Hätte er sich also nach Mr. Browns Geheiß gleich zum Bahnhof begeben und damit seinen guten Willen bezeigt, so wäre er seiner Verhaftung entgangen. Sollte er jedoch ins Gasthaus kommen und für die Mutter um Hilfe bitten — auch das hatte der niederträchtige Engländer vorausgesehen — so war er ihm gleich in die Hand gegeben, wenn er anders wählte.

Er lachte auf: sie waren einander wert, die Verbrüderten. Der eine der hinterlistige, rücksichtslose Kopf, der andere das feige, ausführende, durch Geld bestochene Werkzeug.

„Vorwärts," gebot der Unteroffizier. (Schluß folgt.)

*) d. h. Deutsche, gleichbedeutend mit „Niemand".

Aufruhr in Kasan.

(Hierzu das Bild Seite 60/61.)

Der Weltkrieg, der zum Siegeszug des Zarismus hatte werden sollen, brachte ihm den Untergang, als sich nach fast drei blutigen Jahren der Niederlagen und Verluste das russische Volk erhob und im Bunde mit der Armee die Fesseln zerriß, die es zu erwürgen drohten. Wie in Petersburg und Moskau, so machten auch in den übrigen größeren Städten die Soldaten gemeinsame Sache mit der Bevölkerung, um sich mit Gewalt einer längeren Fortsetzung des aussichtslosen Krieges zu widersetzen. Besonders erbitterte Kämpfe zwischen meuternden Soldaten und Kosaken spielten sich in der Gouvernementshauptstadt Kasan ab, wobei nicht weniger als 1500 Menschen ums Leben kamen. Die dort in Garnison liegenden Ersatzbataillone der 41. russischen Infanteriedivision weigerten sich, Transporte zur Front abzugeben, und verhinderten auch die Verbringung der in Kasan lagernden Munition nach den Kriegschauplätzen. Durch den revolutionären Soldatenrat wurde dem stellvertretenden Generalkommando der Division

hiervon Kenntnis gegeben, worauf der kommandierende General Archipews, einer der treuesten Anhänger Kerenskis, der dieser Meuterei gegenüber machtlos war, aus Petersburg auf seine Anfrage hin den Befehl erhielt, die Kasaner Garnison nötigenfalls auch unter Anwendung von Waffengewalt zum Gehorsam zu zwingen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in Stadt und Kasernen und ließ die Bevölkerung das Schlimmste befürchten, denn ein blutiger Zusammenstoß zwischen den meuternden Truppen und den Anhängern der damaligen Petersburger Regierung schien unvermeidlich. Wohlhabende Leute begannen Kasan in Scharen zu verlassen; kaum konnten noch die Wolgadampfer und die Eisenbahnen die Flüchtlinge nach Samara, Perm und Moskau befördern. General Archipews hatte mehrere Sotnien des 5. Donschen Kosakenregiments aus Samara herangeholt, die nun die Kaserne der Meuterer umzingelten. Die Infanteristen verlangten mehrmals freien Abzug, und als ihnen der verweigert wurde, griffen sie zu den Waffen. Reichlich mit Munition versehen, stürzten sich die Infanteristen auf die Kosaken und bahnten sich nach kurzem blutigem Handgemenge den Weg zu der nahegelegenen, großen, staatlichen Pulverfabrik. Mit größter Erbitterung warfen sich die Meuterer auf die hinter rasch errichteten Verschanzungen und Barrikaden liegenden Kosaken und machten schonungslos jeden nieder, der ihrem Durchbruch Widerstand leistete. So gelang es den Aufrührern, das Freie zu gewinnen und sich in den Besitz der Munitionsniederlagen und der Pulverfabrik zu setzen, wo sie in den Wachmannschaften statt Gegnern begeisterte Gesinnungsgenossen fanden.

General Archipews mußte nach gescheitertem Vorhaben die Flucht ergreifen, er wurde jedoch aufgefunden und von der neuen Regierung der Bolschewiki, in deren Gewalt die Stadt sich nun befand und in der wieder völlige Ruhe herrschte, verhaftet.

Die Armeebekleidungsfabrik der k. u. k. 2. Armee.

Von Rifat Gozdović Pascha.

(Hierzu die Bilder Seite 62 und 63.)

Zu Friedenszeiten erwecken die Magazine mit ihren hohen Stapeln sauber gefalteter und bezeichneter Bekleidungsstücke, den über und über mit Rüstungsgegenständen behangenen und belegten Rechen und Borden und den Gestellen voll aneinandergereihter und aufeinander geschichteter Waffen die Meinung, daß diese großen Vorräte unerschöpflich sein müßten. Ganz anders aber sieht es aus, wenn es erst ernst geworden ist, das Millionenheer in Bewegung gesetzt wurde und sich die ersten Kriegsbegebenheiten abgespielt haben. Dann ist das Friedensbild durch die neuen, mitunter nicht vorhergesehenen Verhältnisse mit einem Male völlig verwischt.

Als in den nassen Herbstwochen des Jahres 1914 die Heere der Verbündeten in Polen nicht nur mit den Russen, sondern auch mit aller Unbill des vor der Türe stehenden russischen Winters kämpften, nachdem sie kaum erst die Staub-, Sand- und Sumpfplage des Hochsommers überstanden hatten, war die rasche Abnützung und ein teilweise völliger Verbrauch der Uniformen die natürliche Folge. Da aber die Truppenteile in der Heimat und die militärischen Zentralbehörden in den beiden Hauptstädten der Doppelmonarchie mit der Bekleidung der Rekruten und Landsturmtruppen und der Ausrüstung der Marschbataillone alle Hände voll zu tun hatten und im gewöhnlichen, durch alle möglichen Stellen führenden Dienstwege auf eine den Umständen entsprechende schnelle Erledigung der einlaufenden Anforderungen keinesfalls zu rechnen war, nahmen die einzelnen Armeen — zuerst die k. u. k. 2. Armee, von der auch im folgenden die Rede sein soll — die Sache ohne viel Zeitverlust selbst in die Hand.

Zu diesem Zwecke besprach sich der Kommandant der 2. Armee mit seinem Generalintendanten. Nach kurzer Beratung wurde ein Oberleutnant der Reserve, der in seinem Zivilberufe schon zur Friedenszeit rege persönliche Beziehungen zu den Tuchindustrien Mährens und Schlesiens unterhalten hatte, beauftragt, eine „Konfektions- und Retablierungswerkstätte“ zu errichten, wozu ihm 15 000 Kronen, ein Auto, sowie zwei Offiziere als Gehilfen zur Verfügung gestellt wurden. In ihm hatte man die richtige Wahl getroffen. Er begab sich sofort auf den Weg und suchte das mährische Fabrikstädtchen Freiberg auf, wo er eine Firma dafür gewann, ihre ausgedehnten, zurzeit ruhenden Fabrikanlagen seinen Zwecken zu überlassen. Hier wurde nun die „Konfektions- und Retablierungswerkstätte“ eingerichtet. Auch bezüglich ihrer Leitung geriet man in keine Verlegenheit, stand doch der Besitzer eines bekannten Wiener Herrenkleidergeschäfts als Leutnant bei der 2. Armee. Dieser eröffnete denn auch ohne Säumen mit vorerst nur sechs Mann den Betrieb, den heute die Freiberger Fabrikräumlichkeiten kaum mehr zu fassen vermögen und der, bereits zum Großbetrieb geworden, heute viele hundert Mann — zumeist Landsturmleute — beschäftigt. Im Katholischen Vereinshause leitet ein anderer Offizier die Zuschneiderei; man ist angesichts der geleisteten Arbeit verblüfft, wenn man erfährt, daß er ein Aktiver ist, der mit solchen Geschäften vorher niemals in Zusammenhang gestanden hatte.

Im Arbeitsaale fällt zunächst die elektrische Zuschneidemaschine auf, die auf der kleinen Bühne steht und deren zischende Sägescheibe bis zu vierzig Lagen starken Tuches auf einmal durchschneidet. Dieses so zerschnittene Tuch wird in großen Sälen von Frauen und Mädchen in Empfang genommen, die daheim nach genauer Vorschrift Mäntel, Hosen und Blusen daraus verfertigen. Auf diese Art beschäftigt die Armeebekleidungsfabrik — die „A B F“ — die aus der „Konfektions- und Retablierungswerkstätte“ hervorgegangen ist, zweitausend Heimarbeiterinnen und bietet so den Soldatenfrauen und Arbeiterfamilien, die sonst feiern müßten, einen ganz ansehnlichen Verdienst, der 40 bis 50 Kronen in jeder Woche beträgt.

Doch nicht allein außerhalb der Fabrik, sondern auch

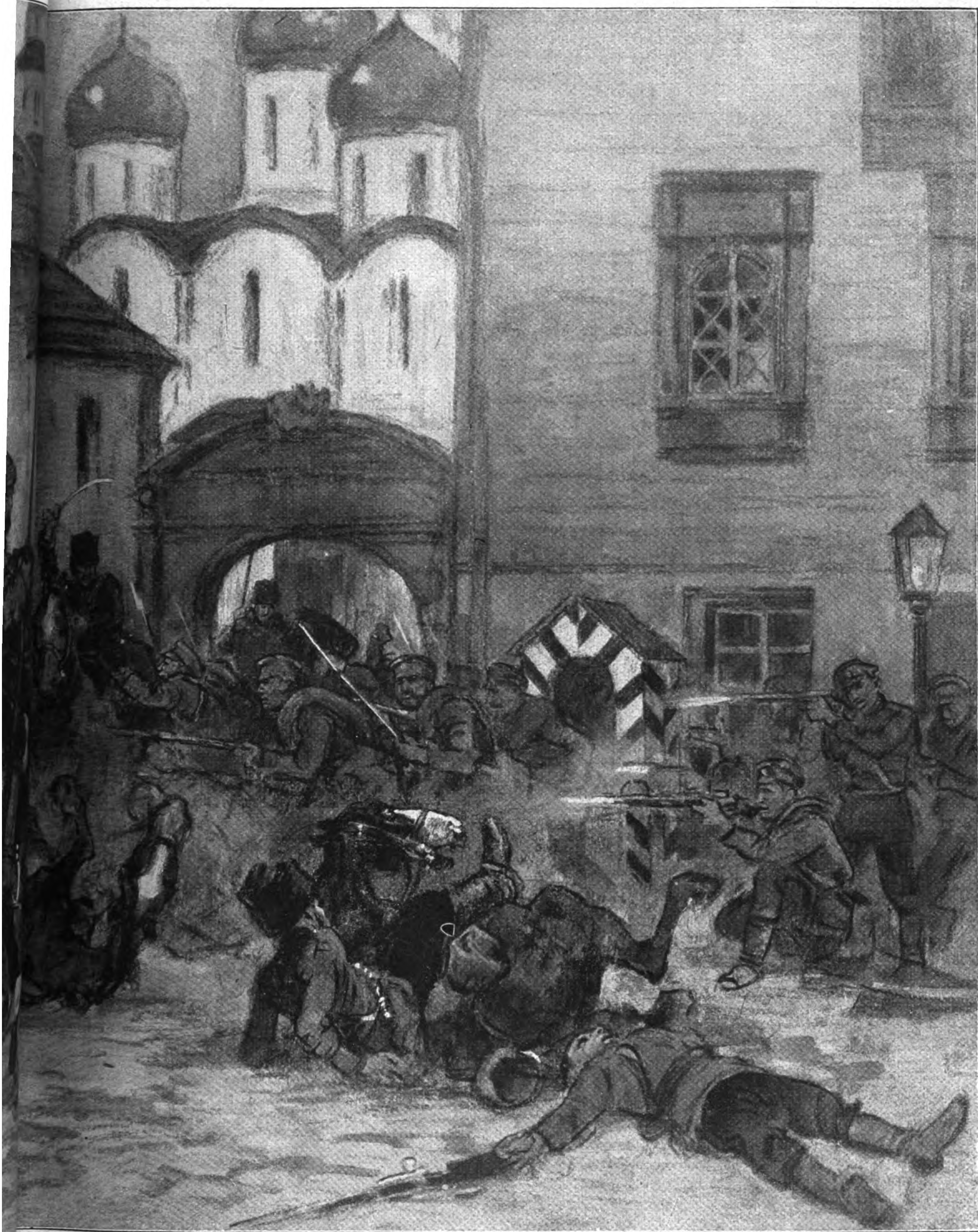


Phot. Berl. Illustr.-Ges. m. b. H.

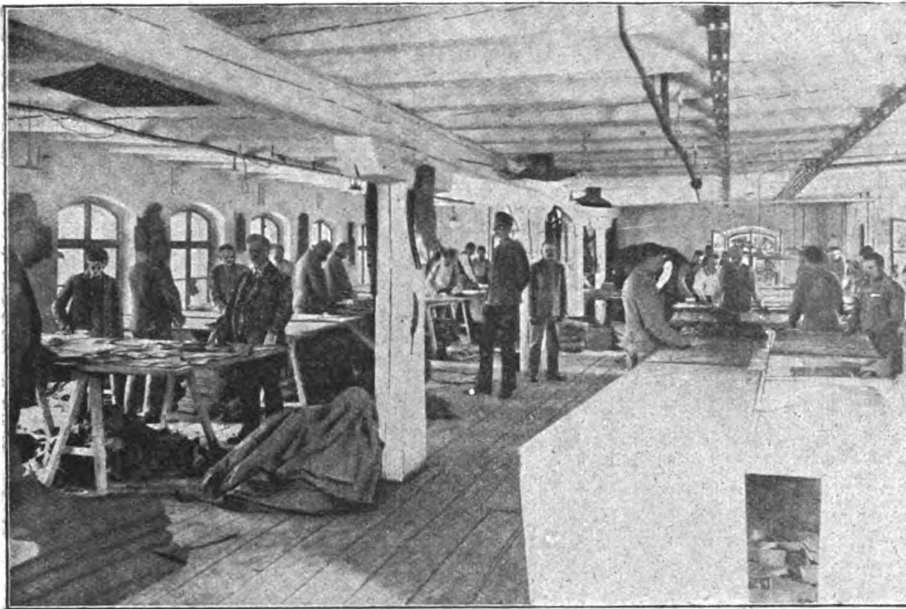
Schweizerische Haubitzenbatterie.



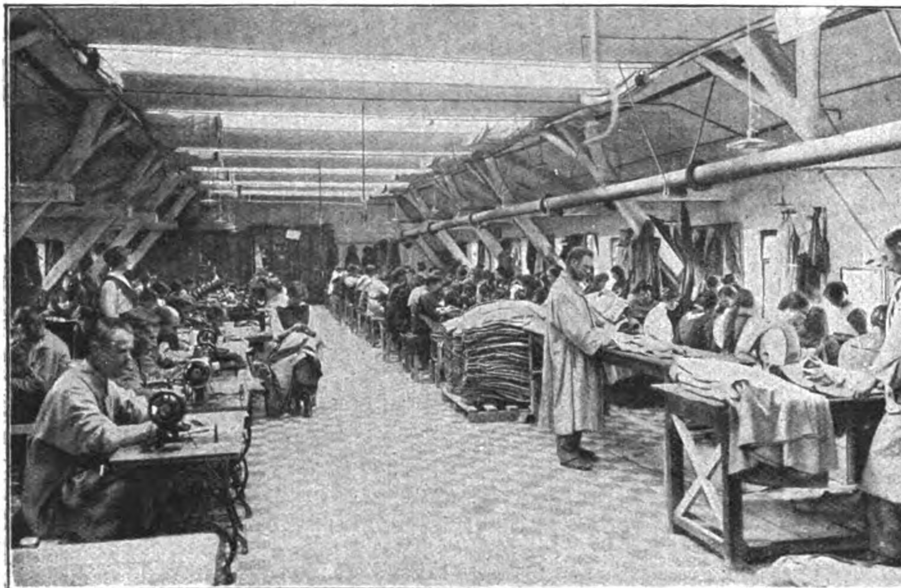
Der Aufruhr in Kasan im September 1917: Meuternde Infanteristen durchbrechen den Kosakenring.



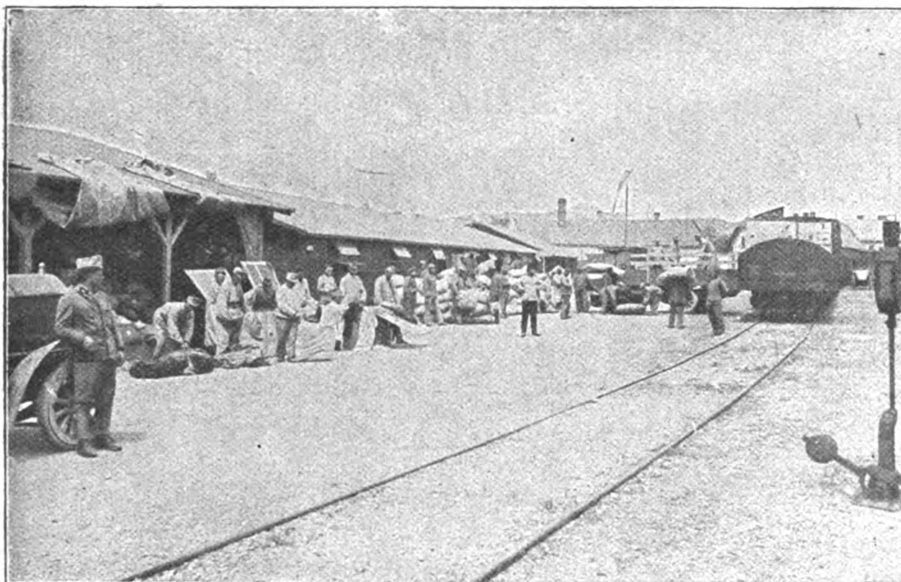
Nach einer farbigen Originalzeichnung von Max Tilke.



Zuschneidesaal der Konfektionsanstalt.
Leistungsfähigkeit 2000 vollständige Uniformen in der Woche bei 30 Arbeitern.



Werkstätte der Konfektionsanstalt.
Leistungsfähigkeit auf 64 Maschinen etwa 750 vollständige Uniformen in der Woche bei 150 Arbeitern.



Desinfektionsanstalt.
Die in großen Wagenladungen aus dem Feld einlangenden ausbesserungsbedürftigen Kleidungstücke und Rüstungsgegenstände werden entgegengenommen und nach Gattungen geschieden.

Die Armeebekleidungsfabrik der k. u. k. 2. Armee in Freiberg in Mähren.

von ihr selbst wird ein großer Teil des Armeebedarfes hergestellt. Hier werden von Landsturmsoldaten, Zivilarbeitern, Frauen und Mädchen eine Unmenge von Uniformstücken aller Art angefertigt, unter denen auch schon eine Sommerbluse mit den Abzeichen eines Feldmarschalls gesehen wurde, und die von der Offizierskappe bis zum kleidsamen Gewand der Schwester vom Roten Kreuz alles in sich begreifen.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1916 erzeugte die „A B F“ monatlich bereits 25 000 neue, aus Mantel, Bluse und Hose bestehende Garnituren, außerdem wurden 6000 alte Bekleidungstücke wieder dienstbrauchbar gemacht. In ganzen Wagenladungen kommen diese Stücke vom Kriegschauplatze: eitel Haufen blutiger, zerrissener, zerknitterter Hadern und Lumpen, eigentlich ein Unrat, den man früher billig loszubringen getrachtet oder ihn vernichtet hatte. Heute findet er eine bessere Würdigung. Er wird in der „A B F“ erst desinfiziert, dann gewaschen, gebleicht, aufgefärbt, geordnet und wieder verwendet. Aus zwei Beinkleidern wird eines hergestellt, der zerschossene Mantel zu Flecken für die zerrissenen Blusen verwendet, wogegen die ganz gebliebenen Stücke, insoweit sie dort wieder verwendbar sind, ins Feld zurückgehen und die minderen dem Verbrauch in der Heimat zugeführt werden. Häufig sind diese alten Stoffe besser als die neuen, vielfach aus Ersatzmitteln hergestellten.

Mit den alten Uniformstücken kommt auch alles, was aus Leder besteht, das sind Patronentaschen, Überschwünge (Koppelriemen), Tornister und Stiefel, wieder zurück. Wie in einer Brockensammlung sieht es dann in den Räumen aus, in denen sie abgelagert werden, wo mitten in einem mächtigen Haufen schauderhaft zerrissener Stiefel und Schuhe zwei Landsturmmänner hocken und die Paare zusammensuchen. Nicht die zusammengehörigen Stiefel, denn das wäre ein vergebliches Beginnen, sondern immer einen rechten und einen linken vom gleichen Maße. Eine unappetitliche und mühsame, den Leuten jedoch bereits gewohnte Arbeit, die aber infolge mittlerweile erlangter Übung verhältnismäßig rasch vonstatten geht. Dann werden die Paare zusammengebunden, gewaschen und getrocknet und jeder Schuh wandert, nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung, von Hand zu Hand, wird geflickt, genäht, gesohlt und gewichst, — kurz „auf den Glanz gebracht“, bis er so dasteht, als wäre er erst neu geschaffen worden. Es werden jedoch nicht allein 3000 Paar Schuhe im Monat „retabliert“, sondern auch ebenso viele Paare neu erzeugt. Ursprünglich dachte man gar nicht daran, sich in der Armee b e k l e i d u n g s fabrik auch mit der Beschuhung zu befassen. Erst als sich ein Honvedsoldat, der in seinem bürgerlichen Berufe „Schuhoberteilzuschneider“ war, als Schneider in die „A B F“ schwindelte und dieser Schwindel ans Licht kam, verfiel man darauf, auch diesen Betrieb einzurichten, dessen Leitung

dem findigen Ungarn dann anvertraut wurde. Im Jahre 1916 waren bereits 200 Schuster, Riemer und Sattler beschäftigt, die mit Hilfe der neuesten Maschinen sowohl leichtere Schuhe wie auch die mächtigen Sumpftreter für die Mannschaft erzeugen.

Zugleich stellt man hier neue Patronentaschen, Rucksäcke und Tornister sowie alle Arten Zuggeschirr, Sattel- und Riemenzeug her. Um unter größter Ausnützung des vorhandenen Materials arbeiten zu können, hat ein Wiener Landsturmmann einen kleinen, sinnreichen Apparat erdacht, der aus den kleinsten Abfallschnitzeln Schuhriemen schneidet. Ein halbwüchsiges Mädchen bedient ihn, und wenn man den ledernen Schnürriemen nur mit 20 Hellern berechnet, so liegen am Abend gegen 100 Kronen Werte vor ihm auf dem Arbeitstisch. —

Zur Nachschaffung des Leders hat man Gerbereien errichtet, die ein Offizier — sonst Opernsänger in Breslau — leitet. Die Rohhäute liefern die Fleischereien der Armee fortwährend nach. Auch frische Felle zur Erzeugung von Pelzen kommen aus dem Etappenraume in die Fabrik und alte, verfilzte Pelze werden kardätscht, geputzt und geklopft, wobei noch als Nebenprodukt gute Baumwolle gewonnen wird.

Der monatliche Umsatz der „A B F“ kann mit 4½ Millionen Kronen angeschlagen werden. 13 Schreibfräulein, anfangs meist Flüchtlinge aus Russisch-Polen, versehen unter Aufsicht eines Leutnants die Buchhaltungsarbeiten; außerdem sind noch 7 Angestellte mit Gehalt in der Verwaltung tätig. Der Verwaltungsapparat dieses ungeheuren Betriebes besteht somit aus nicht mehr als 21 Personen.

Daß man zur rechten Zeit den rechten Entschluß gefaßt und die richtigen Kräfte auf die richtigen Plätze gestellt hat, zeitigte den heutigen Erfolg: Millionenverdienst und Millionenersparnis für die Kriegsverwaltung, Nebenverdienst für viele brave Landsturmsoldaten und Arbeitsmöglichkeit für Tausende fleißiger Frauen und Mädchen.

Nachtpatrouille.

Von Paul Dahms.

Leichte Nebelschwaden legten ihren Schleier um die tagsüber in malerischer Bläue schimmernden Vogesenberge. In einem südwärts dieser Bergkette gelegenen Regimentsabschnitte stand eine Patrouille im vordersten Graben unternehmungsbereit. Hell blickte die junge Mannschaft nordwärts, wo die Abendschatten einen wundersamen Ausschnitt aus der Landschaft vollends einhüllten. Immer näher und näher schob sich das Dunkel heran, umwob die Ruinen eines Dorfes und verwandelte Busch und Baum und Strauch zu gespensterhaften Gestalten vor dem Stellungsgraben.

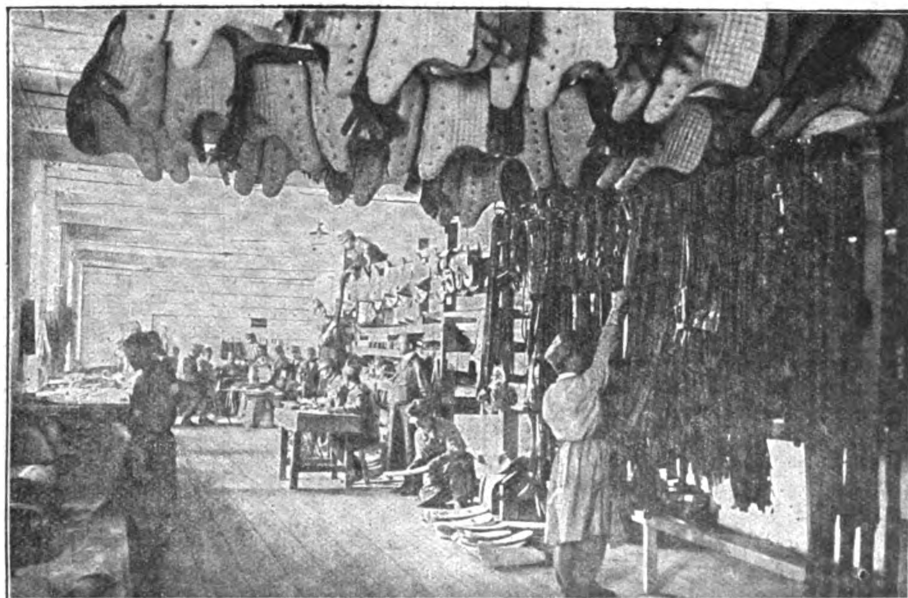
In jugendfrischer Unternehmungslust und in stürmisch-frohem Tatendrang blickte die Patrouillenmannschaft über den Grabenrand. Sie machten heute zum zehnten Male den



Desinfektionsanstalt.
Die Sortierhalle, in der die bereits desinfizierten Sachen nach Gattungen abgelegt werden.



Lederabteilung.
Das Auswählen der Schuhe und Zusammenstellen der Paare.



Lederabteilung.
Die Werkstätte II der Sattlerei mit dem Lager fertiger Sachen.

Die Armeebekleidungsfabrik der k. u. k. 2. Armee in Freiberg in Mähren.

schweren Gang zum Feind hinüber, sechs Tage trennten sie noch von jenem Tag, an dem die große Angriffsunternehmung durchzuführen war. Es war die schwerste Arbeit mit, die Vorbereitung für den großen Tag im Regiment. Zehn Nächte war die Mannschaft nun schon im Gelände zwischen Feind und Freund, im Bereich der Minen, Gewehr- und Handgranaten, in zehn Nächten hatte sie den Feind genarrt. Und jede neue Nacht erbrachte neue Möglichkeiten für die Durchbruchstelle.

Zur letzten Probe ging es heute an den Feind. Vortastend von Granatloch zu Granatloch, hinein in tiefe Minentrichter. „Vielleicht gelingt es uns, schon heute einen Posten aus dem Graben gefangen heimzubringen."

Von diesem Wunsch und Ziel durchdrungen, pirschte die Patrouille vorwärts an den Feind.

Nun hat der Krieg auf dem Gelände zwischen Feind und Freund nicht trockene Frühlingsmatten ausgebreitet. Durch das Gewirr von Trichtern, Drähten, Ästen und Schlamm ist solch ein Weg zum Feind zu nächtlich-stiller Stunde kein schöner Weg. Die Herzen dieser jungen Mannschaft dürfen nicht um einen Takt höher schlagen, denn es geht nicht zum Stelldichein im Blumenhag. Sie pirschen hier auf wüstestem Gelände zwischen Welten, die sich trennen, sie kriechen vorwärts zwischen Tod und Leben an den Feind.

Was? Bangt einer gar? „Willst du zurück?!" Nein, so was gibt es nicht!

Still ist die Nacht. Nur dann und wann dringt dumpf von den Vogesen das Grollen eines Schusses tief ins Tal, ins weite Elsaß, widerhallend, weiterrollend. Die Nacht webt ihren zarten Schleier um Geäst, um tiefe Wasserlachen, die aus den Trichtern blinken, durch die sich Menschenleiber schlürfend vorwärts ziehen. Vor ihnen liegt zähnefletschend das Verhau mit seinen spitzen Zacken, Rollen. Und „spanische Reiter" türmen sich mannshoch. Das sind die Schranken zwischen Feind und Freund, in denen mancher Körper hängenbleibend des Feindes Ziel und Opfer ward.

Matthes, der jüngste Unteroffizier, bei allen Gängen gegen Feindesstellung stets der erste, und Leutnant Winter drücken ihre Leiber fest auf Mutter Erde, die sich in Steingeröll und in Schlamm verwandelt hat. Behutsam schleifen Handgranaten am Koppel mit dem Körper mit. Den Revolver halten beide zwischen weißer Zähne Reihen fest, die Hände frei. Der eine hält den Draht, der andere schneidet. Der Blick durchstreift den Stacheldraht. Nur zwanzig Meter weit entfernt, da steht der Posten, ein Franzose. Nur zwanzig Meter weit erhebt geheimnisvoll sich eine Eisenplatte. Sie ist des Postens Schutz und Wehr. Hindurch! Hier liegt ein kleiner Zweig. Mit Vorsicht wird das Hindernis beiseite gelegt. Ein Drahtgeflecht muß leise hochgehoben werden, damit der Körper langsam, tastend sich weiterzwängen kann. Und all das muß hier katzengleich geschehen, leise, still und langsam, damit der Feind nichts hört. Die Stunden, die Minuten schleichen. Zwei Stunden Ewigkeit sind längst um ... zwei Stunden. Mit jungen Turnerfüßen waren einst in Friedenszeiten in zwei Stunden Zeit die schönsten Wanderstrecken über Berg und Tal durchschritten. Hier geht's zwei Stunden zwanzig Meter weit!

Die Körper liegen jetzt gespannt und lauschen. Das Herz klopft seinen altgewohnten Schlag. Denn Ruhe ist die zweite Waffe. Und hinter ihnen liegt die andere Mannschaft, Unteroffizier Weise, Gefreiter Wille und Musketier Loch. Sie liegen sichernd schußbereit. Und Borchagen und Nickel bleiben am Drahtverhau zurück, um, wenn vorne Handgranaten krachen, mit flinker Hand den Draht zur Seite zu räumen.

Hoch über Feind und Freund spannt sich der dunkle Himmel, er ist betupft mit Sternen, groß und klein. Patrouillenaugen blicken nur auf Posten und auf Eisenplatte. Zwei Meter weit, da steht der Posten. Und Peitschenlänge vor ihm im Schlamm liegt die Gefahr. Gefahr liegt lauernd hüben und drüben. Im Graben merken sie Gestalten huschen und hören leise Stimmen flüstern. Es ist ein Kommen, Gehen, bis wieder Stille rings das Feld umwebt. Der Posten nur steht unbeweglich hinter seiner Schutzwehr.

Doch plötzlich schlägt ein Gegenstand scharf an das Eisen. Und blitzschnell springt durch das Gehirn des Matthes der zweifelnde Gedanke: „Hat uns der Posten hier erkannt ..., war dieser Schlag ein Anschlag des Gewehrs?" Da hieß es, handelnd seinem Feind zuvorzukommen. Leise zuckt die Zündschnur an der Handgranate ... Und spielend, hoch im Schwung emporgeschleudert, fliegt lautlos drohend Unheil und Vernichtung durch die Luft. Fest drücken sich der Deutschen Köpfe auf die Erde. Ein Krach ... ein Schrei, und ins Gesumm der Eisensplitter vermengt sich ein Gestöhne. Mit einem Ruck sind Matthes und Leutnant Winter hoch, mit ihnen auch die anderen drei, mit einem Sprung sind sie am Graben und prallen plötzlich kurz zurück. Dem mutigen Drauf hier vorn am Graben stemmt ein neuer hoher Drahtzaun hindernd sich entgegen. Er hindert einen Sprung in den Bereich des Feindes, er hindert heute die Gefangennahme eines Gegners. So kurz vorm Ziel ... Da drängen Feindgestalten zur Linken und zur Rechten im tiefen Graben vor. Holla, noch stehen tüchtige Patrouillengänger aufrecht vorn am Zaun. Nun ist es gleich. Die Handgranaten fliegen, platzen. Im Graben ballen Menschen sich zu Knäueln. „Zurück, die drei!" schreit Leutnant Winter. Und immer neue springen auf beim Feinde. Noch aber stehen zwei hier vorn. Und immer wieder brüllt ein deutsches Krachen ihnen ins Gesicht. Raketen zischen hoch ... und schweben leuchtend oben ... Leuchtfeuer flackern hell ... Die ganze Stellung flammt in bengalischer Beleuchtung, im ganzen Frontabschnitt des Feindes ist Alarm! Zurück! Der Feind hat sie erkannt, er weiß, daß nur ein Leutnant und ein Unteroffizier in tollkühnem Tatendrang hier vorne sind. Zurück durch das Verhau! Ob wohl die anderen schon in Sicherheit? „Wir decken sie." Halt! Nieder! ... Sie liegen wieder zwanzig Meter weit vom Feind entfernt. Gewehre hämmern und Maschinengewehre mähen, ein Kugelzwitschern und ein Pfeifen zieht über sie hinweg. Und vor und hinter ihnen krachen Minen. Sie haben eine Hölle losgelassen! Die zwei indes verharren ruhig, bis die Aufregung des Feindes sich gebändigt hat. Nur dann und wann bellt noch ein Schuß durch die gestörte Nacht. „Nun, Matthes," ruft frohlockend Leutnant Winter, „nun raus mit der Harmonika. Die drüben glauben gar, wir sind bereits in unserem Graben." Und Matthes nimmt den Revolver aus den Zähnen und führt die Mundharmonika an seine Lippen. Und laut und lustig tönt es wie zum Hohne durch die finstere Nacht: In der schönen, in der neuen, in der neuen, in der schönen grauen Felduniform ... Ein Schnutenorgellied vorm Drahtverhau. O, die von der Sechsten haben manches Mal dem Feind vorm Drahtverhau Musik gemacht, ein Lied gesungen und ein „Ding gedreht".

Da opfert der Feind noch einmal Minen, Hand-, Gewehrgranaten und Geschosse. Zwei junge Deutsche aber springen schnellen Sprungs — den ganzen Körper voller Schlamm und Lehm und Fetzen — zur sechsten Kompanie zurück.

Und Stunden nur, da dämmert sacht der Morgen auf, ein neuer Tag bringt neues Hoffen und läßt auch dieses Nachtereignis wie tausend andere still und namenlos im großen Kriegsverlauf versinken.



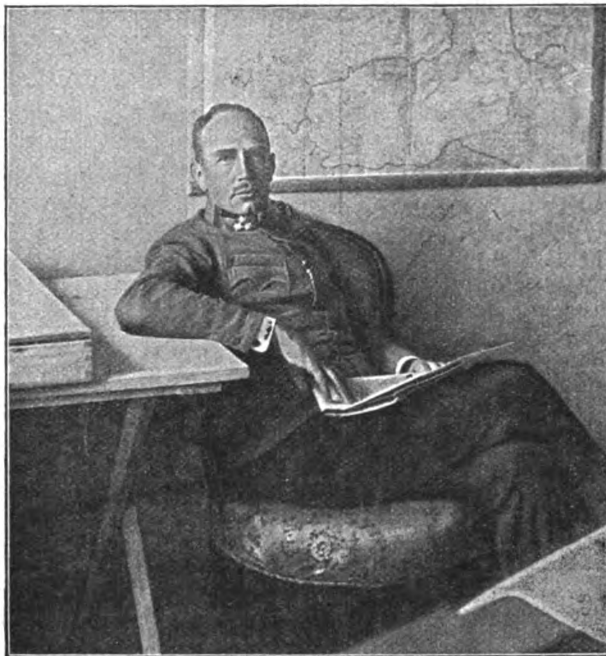
Phot. Bild- und Film-Amt.

Drei aus französischer Gefangenschaft entwichene deutsche Soldaten nach ihrem Wiedereintreffen bei ihrem Truppenteil.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Durch die Veröffentlichung der Geheimverträge, die von Trotzki unentwegt fortgesetzt wurde, wurde auch der geheime Bündnisvertrag **Italiens** mit den Westmächten bekannt. Danach forderte Italien für sich nicht nur Gebietszugeständnisse im Trentino und in Südtirol bis zum Brennerpaß, sondern auch Triest, das Hinterland von Görz, Gradiska, Istrien, Dalmatien, die dalmatinischen Inseln, die Inseln des Dodekanes, soweit Italien sie nach dem Friedenschluß mit der Türkei besetzt hielt, Gebietszuwachs in Kleinasien, Vermehrung seines afrikanischen Besitzes in Erythräa, Syrien und Tomatine und die Gewährung einer Anleihe von einer Milliarde in London. Ausdrücklich war in dem Geheimabkommen noch vorgesehen, daß die Westmächte und Rußland jedes päpstliche Bemühen zur Anbahnung von Friedensverhandlungen auf Italiens Verlangen verhindern sollten. Italien allein war es also zuzuschreiben, wenn die Friedensbemühungen des Papstes bisher erfolglos geblieben waren.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.
K. u. k. Generalmajor Freiherr v. Waldstätten,
Chef der Operationsabteilung des österreichisch-ungarischen Armeeoberkommandos, erhielt den Orden Pour le Mérite.

Mit eisernem Fleiß hatten die Italiener an dem Ausbau ihrer Stellungen an der unteren **Piave** gearbeitet (siehe die Karte Seite 66 oben). Aus den ständigen Befestigungsanlagen von Venedig schafften sie Geschütze schwersten Kalibers an die Front, zu deren Bedienung Marineartilleristen herangezogen wurden. Was irgend an italienischen Truppen entbehrlich war, wurde an die Kampffront befördert, während Engländer, Franzosen, Australier, Zuaven und Farbige in dem Raume hinter der italienischen Linie sich sammelten. Lebhafte Artillerietätigkeit herrschte an der ganzen unteren Piave, schwerstes Feuer aber lag stets auf dem Brückenkopfe von Zenson, der, nur etwa tausend Schritte tief und einige hundert Schritte breit, einen Sammelplatz für feindliche Geschosse bildete. An den Damm geklammert, der den Hals der kleinen Halbinsel nach Westen abschließt, hielten die tapferen Egerländer, die die Besatzung des Brückenkopfes bildeten, mit stählerner Zähigkeit in diesem mörderischen Feuer aus. Fast täglich belegte der Gegner die Halbinsel mit Trommelfeuer, fast täglich wurden die Brücken und Übergangstege durch einschlagende Geschosse zerstört und ebenso oft wiederhergestellt. Der direkte Zugang zu der Brückenstelle wurde durch unaufhörliches Feuer gesperrt, Umgehungsstraßen mußten geschaffen werden, um so den Verkehr nach dem jenseitigen Ufer aufrecht zu erhalten, und auch sie erfaßte oft genug das Streufeuer der Italiener.

Als diese sahen, daß sich trotz größter Munitionsverschwendung die österreichisch-ungarischen Truppen nicht aus dem Brückenkopf vertreiben ließen, wurde ungeachtet der am 20. November erlittenen blutigen Schlappe ein neuer Sturm beschlossen. Der Brückenkopf Zenson sollte um jeden Preis genommen werden.

Abermals gruppierte die italienische Heeresleitung ihre Artillerie um. Eine gewaltige Masse von Geschützen wurde gegen den Brückenkopf bereitgestellt, und als der Morgen des 3. Dezembers bleigrau heraufdämmerte, ergoß sich eine Lawine von Stahl und Eisen auf das so eng begrenzte Ziel. Durch den Morgennebel heulten die schweren Granaten heran, rotleuchtend standen die Flammenbälle der Schrapnelle in ganzen Reihen über dem Damme, hinter dem Dunst- und Erdwolken aufstiegen, während die Schwaden giftiger Gasgranaten den Verteidigern den Atem benahmen. Die österreichisch-ungarische Artillerie griff sofort ein. Ihr Geschoßhagel prasselte in die italienischen Batterien, und der schmale Zugang zu der Halbinsel wurde durch mächtiges Sperrfeuer abgeriegelt. Den ganzen Tag hindurch tobte der Artilleriekampf mit größter Erbitterung, fast jeden Verkehr zwischen den beiden Flußufern unterbindend, doch gelang es, sowohl die Reservekompanien auf das rechte Piaveufer hinüberzuziehen, wie auch Munition und sogar die Kochkisten durch das rasende Feuer in den Brückenkopf zu schaffen.

Auch die ganze Nacht hämmerte die italienische Artillerie mit ungeschwächter Heftigkeit auf die Halbinsel los. Noch ein letztes Trommelfeuer und dann traten mehrere italienische Brigaden, verstärkt durch auserlesene Alpini- und Bersaglieribataillone, zum Sturme auf den Brückenkopf an. Im selben Augenblick zischten die Leuchtkugeln der Verteidiger in die Luft, der Artillerie den feindlichen Infanterieangriff zu melden, und dann ließen die Infanterie-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
K. u. k. General der Infanterie v. Henriquez,
erhielt vom Kaiser und König Karl das Großkreuz d. Leopoldordens m. d. Kriegsdekoration u. den Schwertern.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
K. u. k. Feldmarschalleutnant Scotti,
erhielt vom Kaiser und König Karl den Leopoldorden 1. Klasse mit der Kriegsdekoration u. den Schwertern.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
K. u. k. Feldmarschalleutnant Freiherr v. Schariozer,
erhielt vom Kaiser und König Karl den Leopoldorden 1. Klasse mit der Kriegsdekoration u. den Schwertern.

Siegreiche Heerführer an der italienischen Front.

Kartenskizze zu den Kämpfen an der unteren Piave.

geschütze und Maschinengewehre ihren Feuerstrom auf die heranwogenden italienischen Massen los. Die erste Sturmwelle flog in Fetzen auseinander. Die zweite geriet bereits in das fürchterliche Sperrfeuer der österreichisch-ungarischen Batterien, die nun von drei Seiten die Zugangsstelle abriegelten, und wurde entsetzlich mitgenommen. Aber Welle auf Welle wogte heran, und trotzdem die österreichisch-ungarischen Granaten klaffende Lücken rissen, trotz des aufs höchste gesteigerten Schnellfeuers der Maschinengewehre blieben die Italiener im Vorrücken. Die Entscheidung nahte. Auf dem Damm standen frei ohne Deckung die Handgranatenwerfer der Egerländer und schleuderten ihre todbringenden Geschosse den Anstürmenden entgegen, Infanteriegeschütze wurden aus der Deckung vorgerissen, Maschinengewehre vorgetragen, um besser wirken zu können. Unter diesem Nahfeuer fielen die Sturmscharen der Italiener reihenweise, und wo es ihnen gelang, sich an den Damm oder im Gebüsch bis auf Nahkampfentfernung heranzuarbeiten, da sprangen ihnen die Deutschböhmen mit hochgeschwungenen Kolben entgegen. In wildem Handgemenge wurde der Angriff abgeschlagen. Erschöpft und zerschlagen fluteten die Italiener rückwärts. Reserven kamen heran, frische Munition wurde ausgegeben, noch einmal trommelte die italienische Artillerie auf den Brückenkopf los, und dann stürmten die Italiener von neuem vor. Wiederum abgewiesen, kamen sie noch einmal zum Sturme heran, bis endlich um die Mittagzeit ihre Kraft gebrochen war. Die italienische Heeresleitung stellte das erfolglose Stürmen ein, die italienische Infanterie ging zurück, und nur zahllose gefallene, graugrün gekleidete Gestalten blieben vor dem Piavedamm liegen.

Nicht nur hier auf dem äußersten Südflügel der Italiener reiften die Pläne des genialen Chefs der Operationsabteilung des österreichisch-ungarischen Oberkommandos, des k. u. k. Generalmajors Freiherrn v. Waldstätten (siehe Bild Seite 65), heran, sondern auch an den übrigen Teilen der Front. Im Norden, wo die Heeresgruppen Scheuchenstuel und Krauß sich drohend beiderseits der Brenta vorschoben (siehe die untenstehende Karte), sah es ebenso düster um die italienische Sache aus. Zwar hatte die italienische Heeresleitung starke Kräfte nach dem Norden geschoben, aber auch ihr Einsatz vermochte nicht, das drohende Verderben aufzuhalten. Der erste Schlag erfolgte in den letzten Tagen des Novembers von den Truppen des Generals Krauß gegen die Brentaschlucht. Dort tief unten eingebettet zwischen hohe Felsen liegt die mächtige Sperrbefestigung von San Marino und von ihr nördlich vorgeschoben die ebenfalls stark befestigte Talsperre von Il Termine. Gegen sie ging das dritte Kaiserjägerregiment zum Sturme vor. In erbittertem Handgemenge nahmen die Tiroler alle Außenstellungen von Il Termine, bis sie endlich der Hinderniszone des Hauptwerkes gegenüberstanden. Da wurde zur Unterstützung das altberühmte Regiment „Hessen" Nr. 14 herangezogen und zum Sturme angesetzt. In unwiderstehlichem Anlaufe erstürmten Kaiserjäger und Oberösterreicher die feindliche Stellung und stießen sofort dem weichenden Gegner wuchtig nach, alle zwischen Il Termine und dem zwei Kilometer südlich davon gelegenen San Marino zur Verteidigung eingerichteten Tunnel und Galerien durcheilend. Schon berührte ihre Spitze die Hinderniszone von San Marino, da traf ein wuchtiger Gegenstoß der Italiener die am weitesten vorgeprallten Sturmpatrouillen. Doch waren die der Infanterie dicht nachgefolgten Geschütze der zweiten und dritten Batterie der Gebirgsartillerie Regiments Nr. 22 bereits zur Stelle, in deren durch treffsichere Wirkung anderer Batterien unterstütztem Feuer der feindliche Angriff verlustreich zusammenbrach.

Um sich in dem von Norden von Il Termine her sowie von Osten vom Monte Pertica ständig wachsenden Drucke zu entlasten, setzten die Italiener einen starken Gegenangriff an, zu dem die Brigade von Aosta, Infanterieregimenter 6 und 8, sowie das 94. Regiment aus Fani, Brigade Messina, bestimmt wurden. Die Regimenter brachen am Col della Berretta hart östlich des Brentatales vor, wurden jedoch sofort von einem heftigen Sperrfeuer erfaßt, das ihre Reihen lichtete, in die dann noch der wuchtige Stoß zum Angriff übergehender österreichisch-ungarischer Bataillone hineinfuhr. Die Italiener wurden überrannt und wichen in voller Auflösung, bis der Gegenangriff des Alpinibataillons vom Brentatale etwas Luft schaffte und den geworfenen Verbänden Gelegenheit bot, sich vom Gegner loszulösen.

Während so in der Brentaschlucht und östlich derselben hitzig gekämpft wurde, war es auf der Hochfläche von Asiago sowie östlich davon verhältnismäßig ruhig geblieben. Allerdings meldeten die italienischen Flieger starke heranziehende Kolonnen, und auch der besonders östlich Asiago immer heftiger anschwellende Artilleriekampf ließ auf große bevorstehende Kämpfe in diesem Abschnitt schließen. Wie ein gewaltiger Keil sprang in die österreichisch-ungarische Kampf-

Kartenskizze zu den Kämpfen beiderseits der Brenta.

linie das Melettamassiv vor, dessen Mittelpunkt der 1827 Meter hohe Monte Meletta war, während der 1132 Meter hohe Col Tonder den rechten, der 1244 Meter hohe Monte Sisemol den linken Schulterpunkt bildete. Gegen diese Stellung braute sich nun ein schweres Ungewitter zusammen. Starke Batteriegruppen wurden gebildet, die gewaltigen 30,5-cm-Automobilmörser auf wirksamste Schußweite herangezogen, und auch deutsche Artillerie schob sich ein, um die Geschützlinie bundesbrüderlich zu verstärken. Am Morgen des 4. Dezembers brach der Angriff los. Nachdem die Batterien der gegen das Melettamassiv zusammengezogenen Heeresteile ein zwar nur kurzes, aber außerordentlich heftiges Trommelfeuer gegen die italienischen Stellungen gerichtet hatten, gingen die Bataillone zum Sturme vor. In erbitterten Kämpfen keilte sich eine Stoßgruppe zwischen dem Monte Valeneche und dem Col Tonder ein, um durch Umfassung das gewaltige Bollwerk des Castelgomberto und Meletta di Gallio zu Fall zu bringen, während andere Regimenter frontal anpackten. Es war ein heißes Ringen, das dort in eisigem Bergland bei hohem Schnee und strenger Kälte ausgefochten wurde. Die italienischen Befestigungen, bereits in Friedenszeiten angelegt und seit der Offensive vom Mai 1916 eigentlich ununterbrochen verstärkt, boten fast unüberwindliche Hindernisse. Überall hatten sich in den Felsen italienische Maschinengewehrabteilungen (siehe Bild Seite 68 unten) eingenistet, die die Abhänge bestreichen konnten. Nach schwerstem Kampfe mit den sich verzweifelt wehrenden Italienern gelang es endlich dem dritten Kaiserschützenregiment, den Monte Miela am Mittag des 4. Dezembers zu nehmen (siehe Bild Seite 69) und damit eine Bresche in den starken Wall der italienischen Befestigungen zu schlagen. Sofort warfen die Italiener frische Verstärkungen von Valstagna heran, die jedoch, von der Artillerie der Verbündeten während des Vormarsches gefaßt, schwere Verluste erlitten. Ihr Versuch, den Monte Miela wiederzunehmen, scheiterte. In konzentrischem Angriff gefaßt, wurden in den Nachmittagstunden des 4. Dezembers dann auch nach erbittertem Handgemenge der Col Tonder und der Monte Baldeneche genommen und noch während der Nacht sowohl der Angriff auf den italienischen Rückhaltsstützpunkt Foza eingeleitet, wie auch die völlige Umfassung des Castelgomberto durchgeführt, wo, ebenso wie auf dem Monte Fiori, eine Anzahl italienischer Kerntruppen, vor allem Alpini, sich aufs heftigste gegen die von allen Seiten heranbrandenden Angriffe wehrten. Im Morgengrauen wurde der Stützpunkt von Foza gestürmt und auch der Monte Zomo genommen. Am Mittag des 5. Dezembers streckte die Besatzung des Castelgomberto und des Monte Fiori, das Aussichtslose weiteren Widerstandes erkennend, die Waffen, um so mehr, als auch die Hochburg der ganzen Melettastellung, die Meletta di Gallio, in der Nacht durch österreichisch-ungarische Gebirgstruppen genommen worden war.

Der rasche Durchbruch längs des Tales in der Richtung auf Foza hatte einer ganzen Anzahl italienischer Bataillone den Rückweg verlegt, und zwar waren es durchweg Kerntruppen, die hier bis zum bitteren Ende ausgehalten hatten. 11 000 Italiener mit mehr als 60 Geschützen sowie ein großes anderweitiges Kriegsmaterial waren in die Hände der siegreichen Armee Conrad gefallen.

Inmitten dieses allgemeinen Zusammenbruches hatte nur der Monte Sisemol dem übermächtigen Ansturm standgehalten, doch jetzt war auch seine Stunde gekommen. Am 7. Dezember wurde diese beherrschende Erhebung, der linke Schulterpunkt der Melettastellung, mit stürmender Hand genommen, wodurch die Zahl der hier gefangenen Italiener auf 15 000 emporstieg.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Der „aufgeschlitzte" Kirchturm in Ponte di Piave.

Die gesamte Melettastellung war in den Händen der Sieger, die sich nunmehr drohend gegen den Rücken der Brentatalschluchtsperre von San Marino vorschoben, so daß dieses nunmehr innerhalb eines Radius von 13 Kilometern von den Batterien der Mittelmächte umsäumt wurde. Doch Feldmarschall Conrad war nicht gewillt, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Am 6. Dezember ließ er das Schützenregiment Nr. 6 gegen die starken Befestigungen vorgehen, die die Italiener bei Stenfle östlich von Asiago errichtet hatten. Die Egerländer faßten mit hervorragender Tapferkeit an, und nach kurzem scharfem Kampfe waren die dortigen starken Stützpunkte in den Händen der Deutschböhmen.

Immer mehr näherten sich nun die Armeen Conrad und Krauß der oberitalienischen Tiefebene, ihre Vorwärtsbewegung konnten die Italiener kaum mehr aufhalten, zumal auch vom Gardasee heftiger Kanonendonner herüberschallte und zeigte, daß auch dort eine Angriffsbewegung im Gange sei. —

* * *

An der **mazedonischen Front** (siehe die Bilder Seite 72) war die Gefechtstätigkeit wieder fast ganz zum Stillstande gekommen. Gegen Ende November und Anfang Dezember lebte das Artilleriefeuer am rechten Flügel Sarrails wohl mehrfach auf, und englische Bataillone versuchten einige ergebnislose Überfälle; doch wurde das Gebiet des Skumbi westlich vom Ochridasee geräumt, da Sarrail ohne vollgültige Unterstützung durch die Italiener zu schwach war zur Wiederaufnahme seiner unterbrochenen Angriffsbewegung. Am 28. November führten bosnisch-herzegowinische Jäger an der unteren Vojusa wieder einen erfolgreichen Überfall aus. Nach Durchwatung des mannstiefen Flusses drangen sie stürmend in die italienischen Linien ein, arbeiteten sich bis in die zweite feindliche Stellung vor und brachten von dem kühnen Streifzug Gefangene und Kriegsgerät zurück. In den Luftkämpfen dieser Tage erlitt leider der „Richthofen" an der bulgarischen Front, Fliegerleutnant v. Eschwege (siehe Bild Seite 72), den Fliegertod, nachdem er zwanzig feindliche Flugzeuge zur Strecke gebracht hatte. —

* * *

Unter den **russischen** Heeren war zur Zeit des Trotzkischen Waffenstillstandsangebotes kein einziges mehr, das

nicht bis zum letzten Mann für die Friedensforderung „ohne Annexionen und Entschädigungen" eingetreten wäre. Der russische Oberbefehlshaber N. N. Duchonin jedoch stellte der Forderung Trotzkis, sich zur Anbahnung von Waffenstillstandsverhandlungen bereit zu halten, tatkräftigen Widerstand entgegen. Trotzki setzte ihn kurzerhand ab, verfügte seine Verhaftung und ernannte den schon im Frieden besonders hervorgetretenen Bolschewikiführer Leutnant Krylenko zum russischen Oberbefehlshaber. Dieser wandte sich mit Waffengewalt gegen das Hauptquartier Duchonins in Mohilew und nach erbitterten Kämpfen fiel Duchonin am 20. November.



Mit Schutzschilden versehene Italiener gehen über ein vom Feuer bestrichenes offenes Feld.

Mit seinem Tode war der Weg zum Waffenstillstand frei. Die Soldatenmassen, bei denen die Entscheidung lag, stützten Krylenko, und dieser verstand durch geschickte Verhandlungen mit den Führern der einzelnen russischen Armeen den Boden für Waffenstillstandsverhandlungen vorzubereiten. Die russische Flotte stand dabei ganz auf der Seite der Maximalisten.

Unterdes teilte Trotzki den Verbündeten Rußlands mit, daß Deutschland und Österreich-Ungarn im Verein mit den anderen Mittelmächten zur Eröffnung von Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen auf allen Fronten bereit seien, und fragte an, ob sie an diesen Verhandlungen teilzunehmen wünschten. Von seiten der Verbandsmächte erfolgte jedoch keine Antwort.

Am 26. November schickte Krylenko die ersten Unterhändler im Bereich der fünften russischen Armee im Raume von Dünaburg. Begleitet von einem Trompeter und geführt durch einen Mann mit weißer Flagge, entstiegen sie nachmittags dem vordersten russischen Graben. Deutsche Offiziere verbanden ihnen dreihundert Schritte vor der den Russen als „Hannover" bekannten deutschen Stellung die Augen und führten sie in die deutschen Linien (siehe Bild Seite 76/77). Bald darauf standen die Unterhändler vor zwei deutschen Generalstabsoffizieren, denen sie ihre Vollmachten überreichten, abends wurden sie dann von dem Divisionsgeneral Hoffmann amtlich empfangen und erhielten den Bescheid, daß ihre Vollmachten für richtig befunden und ihre Anfragen innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden beantwortet werden würden.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienische Maschinengewehrabteilung in einer Felsenstellung.

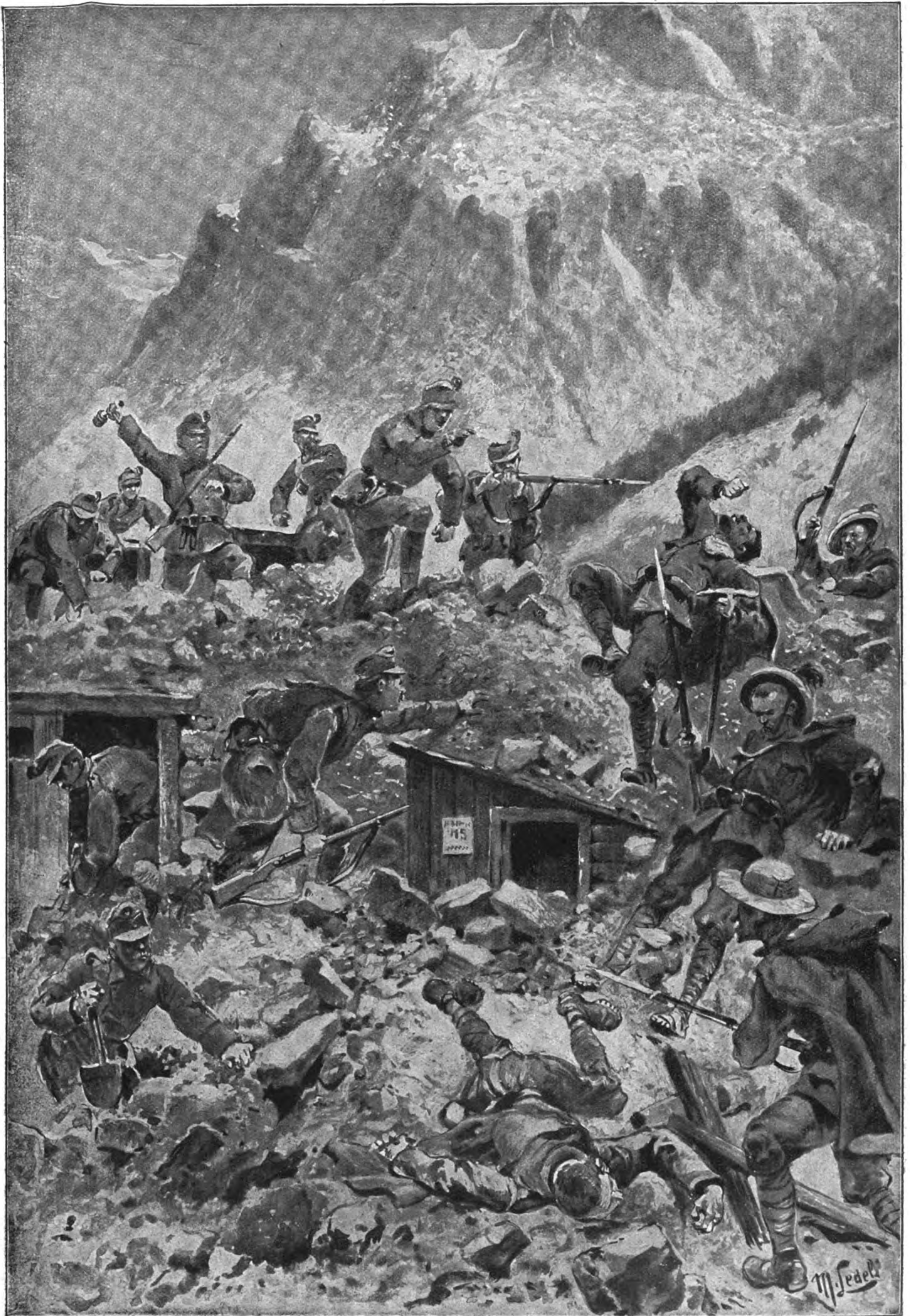
Am nächsten Morgen erhielten die Unterhändler die Antwort, in der Deutschland die Geneigtheit zur Einleitung von Verhandlungen für die Erzielung der Waffenruhe erklärte, den Abgeordneten einen Sonderzug zu dem Verhandlungsort zur Verfügung stellte und die Errichtung einer unmittelbaren telegraphischen Verbindung mit dem Rat der Volksbeauftragten zuzulassen versprach. Mit diesem Bescheid begaben sich die Russen wieder in ihre Laufgräben.

Nun erreichte Krylenko von zahlreichen Divisionsführern die Aufnahme von Waffenruheverhandlungen an ihren Abschnitten.

Am Sonntag, dem 2. Dezember, fanden sich die russischen Vertreter im östlichen deutschen Hauptquartier ein: Vertreter der Mittelmächte und Vertreter der Russen saßen am Verhandlungstisch zusammen, ein weltgeschichtliches Ereignis von größerer Bedeutung als die gewaltigste Schlacht des ganzen Weltkrieges! Die Russen hatten zwei Mitglieder des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats und je eines des Moskauer Arbeiter- und Soldatenrats, des Bauernkongresses, des Kongresses der revolutionären Sozialisten, der Matrosen und der Soldaten entsandt. Außerdem begleiteten als militärische Fachmänner zwei Generalobersten die Politiker in das deutsche Hauptquartier. Die Verhandlungen fanden im Befehlsbereiche des Prinzen Leopold von Bayern mit deutschen, österreichisch-ungarischen, bulgarischen und türkischen Politikern und Generalen statt. Bereits am 6. Dezember waren sie so weit gediehen, daß für die Fronten von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere sowie auf den türkisch-russischen Kriegschauplätzen in Asien Waffenruhe für die Zeit vom 7. Dezember 1917 zwölf Uhr mittags bis zum 17. Dezember 1917 zwölf Uhr mittags abgeschlossen worden war. Ein Teil der russischen Abgeordneten begab sich nach der Heimat, der andere setzte die Beratungen, die auf Abschließung eines Waffenstillstandes abzielten, mit den Vertretern der Mittelmächte fort.

Ein Schrei der Entrüstung durchhallte die Regierungsblätter der Westmächte, als bekanntgegeben wurde, daß auch die rumänische Front (siehe Bild Seite 73) in die Waffenstillstandsverhandlungen einbezogen sei.

Es nützte den Westmächten aber wenig, daß sämtliche auswärtige Vertreter Rußlands mit der Erklärung hervortraten, die Regierung Trotzkis und Lenins nicht anzuerkennen. Trotzki setzte sie seinerseits ab und ging an die Neuaufrichtung der russischen Auslandsvertretungen. Die Hoffnungen der Feinde auf Kaledin (siehe Bild Seite 75) erhielten ebenfalls einen Stoß. Am 24. November hatte der Rat des Kosakenverbandes erklärt, daß er den Staatsstreich der Bolschewiki



Mannschaften des 3. Kaiserschützenregimentes vertreiben die Italiener aus ihren Stellungen am Monte Miela.

Nach einer Originalzeichnung von Max Ledeli.

nicht anerkenne, aber auch nicht in einen Bürgerkrieg einzugreifen wünsche. Damit war auch Kaledins Mitwirkung bei der Wiederherstellung irgend einer nichtsozialistischen russischen Regierung erheblich begrenzt. In seinem Hauptquartier an dem Eisenbahnknotenpunkt Debaltzewo waren zudem noch kaum 10 000 Mann versammelt, dafür strömten ihm aber die schiffbrüchigen, sozialistenfeindlichen Politiker zu. Rodzianko und Miljukow hatten sich bei ihm eingefunden, während Kerenski und Kornilow immer noch flüchtig waren.

Auch bei den Fremdvölkern innerhalb der politischen Grenzen des ehemaligen Zarenreiches gingen umwälzende Veränderungen vor. Finnland und die Ukraine, aber auch Estland, ferner Kaukasien und Sibirien machten sich mehr und mehr selbständig und hielten mit ihrem Friedensverlangen nicht zurück. In diesen neu entstehenden Staaten verfügten die Bolschewiki ebenfalls über weitgehenden Einfluß, hatten sie doch beispielsweise in Wladiwostok schon während der Märzrevolution die Macht an sich gerissen.

* * *

In Syrien hatten die Engländer, nach ihrem Siege bei Gaza über die **Türken** und zahllosen Nachhutgefechten, unter dem Schutz ihrer Monitorflotte an der Küste nach Norden ziehend Jaffa erreicht. Ein deutsches U-Boot hatte dabei durch einen überaus kühnen Angriff bei Gaza ein englisches Torpedoboot und einen Monitor versenkt. Gegen Anfang Dezember waren die Feinde über Hebron hinaus bis in die Nähe Jerusalems (siehe Bild Seite 75) vorgedrungen, das sie am 8. Dezember einnahmen.

Gleichzeitig hatten die Engländer an der Front in Mesopotamien das Mißgeschick, ihren ausgezeichneten General Murray, den Eroberer von Bagdad (siehe Bild Seite 74), infolge einer Feldkrankheit zu verlieren. Der erprobte englische Führer starb in einem ungünstigen Augenblick. Der Waffenstillstand mit Rußland, der sich auch auf die Kaukasusfront und die Schauplätze in Persien erstreckte, mußte den Türken Rückenfreiheit geben und ihre Aussichten auf eine Wiedereroberung Bagdads fördern. —

* * *

Nach dreieinhalbjähriger tapferster Gegenwehr eines kleinen Häufleins mutiger Deutscher war nun endlich **Deutsch-Ostafrika** in die Hände der Engländer gefallen, wie ein amtlicher englischer Bericht vom 1. Dezember mitteilte. Während des Monats November hatten die Engländer in erbitterten Kämpfen 115 Europäer und 3382 Eingeborene gefangen, verwundet oder getötet. Noch war aber der Mut und die Kraft der heldenhaften Ostafrikakämpfer nicht gebrochen. Der Rest der Schutztruppen hatte sich unter Lettow-Vorbeck nach Sprengung der portugiesischen Linien auf portugiesisches Gebiet durchgeschlagen. Hier leistete er dem Feinde, der Überzahl der Portugiesen, Belgier und Engländer in fremdem Lande ohne Sicherheit für Nahrung und Kleidung, ohne Gewähr für Munitionsersatz, ohne rückwärtige Verbindungen und ohne Aussicht auf Erfolg, von einer wütenden Übermacht von Lager zu Lager gehetzt, weiter verzweifelten Widerstand. — (Fortsetzung folgt.)



Phot. Bild- und Film-Amt.

Gebirgsschlucht an einer der Vormarschstraßen gegen Italien mit ehemaligem italienischem Barackenlager.

Illustrierte Kriegsberichte.

In letzter Stunde.

Ein Erlebnis bei der Eroberung Libaus. Von Eva Gräfin von Baudissin.

(Schluß.)

Werner schritt mit gefesselten Händen in der Mitte zwischen den Soldaten. Er mußte daran denken, wie oft, fast täglich, er in den acht Monaten seit Ausbruch des Krieges einem ähnlichen Zug begegnet war. Zwar sollte es nicht militärpflichtigen Untertanen der mit Rußland kriegführenden Mächte gestattet sein, Rußland zu verlassen oder sich in von Behörden ausgesuchten Ortschaften aufzuhalten, doch war diese Verordnung erst erschienen, nachdem die meisten deutschen Männer bereits verschickt worden waren. Man

holte sie mitten aus der Arbeit weg, ohne ihnen zu gestatten, das geringste mitzunehmen; ebenso wurden sie nachts ausgehoben, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet. Und längst hatte man Verdacht und Verurteilung von den Reichsdeutschen auch auf die Deutschrussen übertragen und ihnen dasselbe Schicksal bereitet.

Wie oft hatte er im Vorübergehen einen letzten Blick und Gruß mit solch einem Unglücklichen ausgetauscht. Selten kam noch einmal Kunde von den Verdammten; Unzählige waren bereits an Krankheiten und Verwahrlosung zugrunde gegangen, ehe sie ihr Ziel erreichten, nur wenige fanden Arbeit und ein karges Dasein in sibirischen Kolonien, die sie urbar machen mußten.

Was würde sein eigenes Schicksal sein? Keinen Augenblick täuschte er sich darüber, daß man auch ihn ohne jedes weitere Verhör, ohne jedes Prozeßverfahren „abschieben" würde. Deutsche Abkunft, der Schein, deutsch gesinnt zu sein, genügten. Er konnte nicht weiter denken, seine Einbildungskraft sträubte sich davor, ihm ein Leben, ein langsames, qualvolles Hinsterben, vielleicht in Gemeinschaft mit ärgsten Verbrechern, auszumalen. Wenn Mr. Brown Rache dafür nehmen wollte, daß er sich seinem Willen widersetzt hatte, wahrlich, er hatte eine bittere gefunden! Und dabei getrennt von seiner Mutter — —

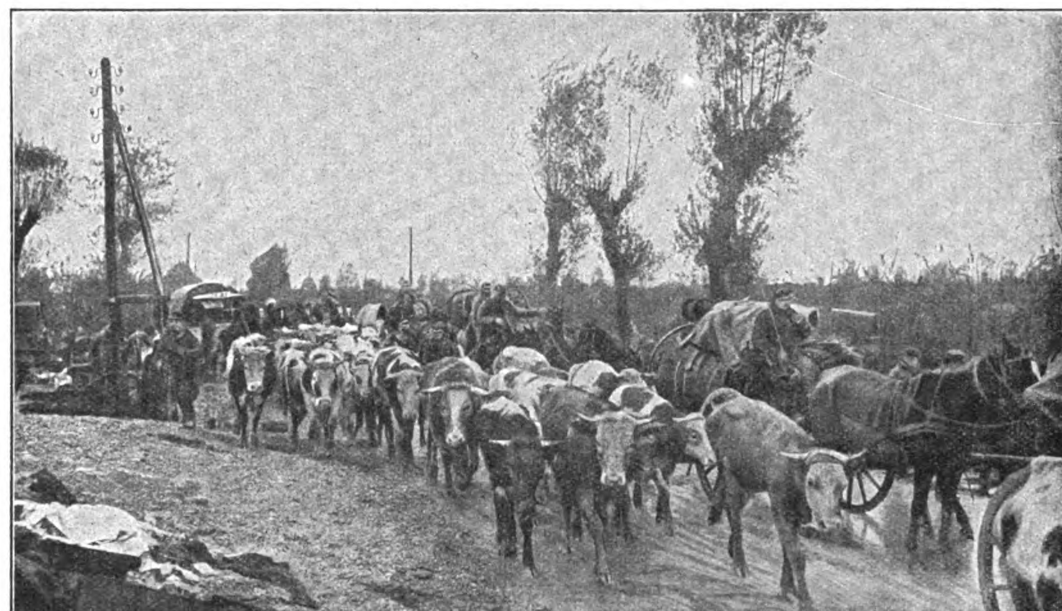
Man stieß Werner die Stufen zu einem Keller hinab; ein feuchtdunkler Raum unter einer Kaserne war es. Ein paar Gestalten erhoben sich vom Stroh, als er eintrat; irgend eine Sitzgelegenheit war nicht vorhanden. Werner wurde stumm begrüßt, er erkannte in dem halben Licht einige Deutschrussen. Sie wechselten kein Wort über ihre Lage, sie wußten alle, was ihrer harrte.

Endlich aber fragte einer, der schon mehrere Tage gefangen saß: „Wie kommt es, daß heute nur von der Meeresseite her geschossen wird, Herr Twersky?"



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutsche Kolonnen auf dem Marktplatz im eroberten Vittorio in der venetianischen Ebene.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Schlachtviehkolonnen im Vormarsch auf der Straße Udine—Codroipo.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Die unermeßliche Geschütz- und Materialbeute an einer der italienischen Rückzugstraßen nach dem Tagliamento.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.
Deutscher Aufklärungstrupp in Mazedonien vor seinem Quartier, zum Aufbruch bereit.

Und Werner, der sich fast fürchtete, verfrühte Hoffnungen in seinen Leidensgenossen zu erwecken, entgegnete ausweichend: „Es muß von deutschen Kriegschiffen herrühren. Die russischen Batterien antworten nicht — — mehr."

Nicht mehr! Sie antworteten nicht mehr! Hieß das — konnte es möglich sein? Wollte man die Stadt kampflos übergeben?

Sie bestürmten Werner mit Fragen, sie klammerten sich an jedes Wort, neues Licht kam in die erloschenen Augen, Farbe auf die bleichen Wangen.

Die Deutschen — wenn die Deutschen diesmal wirklich kämen! Wenn es nicht wieder nur ein vorübergehender Angriff wäre, wenn sie Ernst machten, die Stadt eroberten, noch vor dem nächsten Morgen, für den ein Transport festgesetzt war, das wußten alle, wenn vielleicht noch in der Nacht ihre Landung im Hafen, vom Strande her über Bernathen ihr Aufmarsch sich vollzöge — —

„Von Bernathen," sagte Werner behutsam, „hat sich das russische Militär zurückgezogen, vorläufig wenigstens. Die Hauptmacht soll sich in Neu-Libau versammelt haben, man sprach sogar von einem Abzug über Grobin hinaus, aber wer kann die Gerüchte nachprüfen? Was mag wahr sein? Vielleicht antworten unsere Batterien nicht, um die Deutschen im Glauben zu lassen, die Stadt sei bereits preisgegeben —"



Phot. A. Grohs, Berlin.
Der mehrfach im bulgarischen Heeresbericht rühmend genannte deutsche Kampfflieger Leutnant v. Eschwege wurde nach seinem 20. Luftsieg vom feindlichen Abwehrfeuer getroffen und starb den Heldentod.

Man stürzte sich über diese Nachrichten, untersuchte sie auf ihre Möglichkeit hin, überlegte, hoffte, nahm an, daß alles so sein müßte, und versank nach Stunden aufgeregtesten Meinungsaustausches doch wieder in beklemmendste Ungewißheit, in trübste Zweifel: wenn die Berechnungen nicht stimmten, wenn noch nicht genug deutsches Militär vor Libau zusammengezogen war, was dann? — Daß die Schiffe keine Landung ohne Unterstützung durch die Armee wagen würden, stand bei ihnen allen fest.

Und dann waren sie die Opfer, vielleicht die letzten, unschuldigen Opfer dieser entsetzlichen Zeit, die ihnen keine ruhige Stunde am Tage, keinen Nachtschlaf mehr gegönnt hatte. Wie ein Verhängnis drohte es seit Kriegsausbruch ihnen allen. Kein Wort Deutsch hatten sie mehr sprechen dürfen, ihre oft schon seit Jahrhunderten bestehenden Firmen waren gelöscht, ihre Geschäftsbücher verbrannt worden. Verfemten, Gehetzten, denen man eine ungewisse Gnadenfrist bewilligt, waren sie gleich gewesen. Es gab für sie keine Rettung, keinen Ausweg, man verfügte über sie nach Laune und Gutdünken.

Allmählich verstummte der letzte Mund; es wurde ja dunkel, die Kirchenuhren hatten schon sieben geschlagen, die Nacht kam — ihr folgte der furchtbare Morgen.

In allem Elend hatten sie gar nicht beachtet, daß man ihnen seit dem frühen Morgen weder Speise noch Trank gebracht hatte. Man mußte sie vergessen haben. Die Wasserkrüge waren längst leer, das trockene Brot hatte kaum zu einem Bissen für jeden gereicht; teilnahmlos warfen sie sich aufs Stroh nieder.

Nur Werner stand unterm vergitterten Fenster und horchte nach draußen. In ihm wollte die Hoffnung nicht sterben, die Kanonen hatten ja zu ihm gesprochen und ihm eine Verheißung gegeben, und noch immer schrien sie zornig und aufreizend durch den Abend.

Da — ließen sie nicht nach? Trat nicht eine Pause ein, und noch eine?

Plötzlich war es still. Totenstill. Bedrückend nach dem Toben in der Luft seit dem Mittag, herzbeklemmend, beunruhigend, und doch — —

„Die Geschütze schweigen," sagte Werner nach einer Weile. Die Mitgefangenen setzten sich aufrecht hin; mit allen Sinnen horchten sie nach draußen. Ruhe, Frieden, was bedeutete es?

Sie starrten vor sich hin. Entweder hatten sich die Deutschen abermals zurückgezogen, oder — —

Zeit und Raum versanken ihnen; nur ein Gedanke noch beseelte sie —

Gewißheit! Gewißheit!

Noch eine Stunde verstrich in schmerzlichstem Warten.

„Ich höre," sagte Werner leise, „ich höre gleichmäßige Marschtritte, höre das Getrappel von vielen Pferden, das Rollen schwerer Wagen oder Geschütze, höre, höre —" und plötzlich brach es wie ein Jubelschrei von seinen Lippen: „Das sind deutsche Signale! Die Deutschen sind da, die Deutschen!"



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.
Leben und Treiben auf einem bulgarischen Bahnhof in Mazedonien.



Gefecht auf dem Presenagletscher und dem Passo Paradiso im Adamellogebiet zwischen Ortler und Gardasee am 9. Juni 1915. Ein Bataillon Alpini wird von siebzig Kaiserschützen blutig zurückgeschlagen.

Nach einem Originalgemälde des Standschützenleutnants und Kriegsmalers Hans Bertle.

Sie schrien auf vor Wonne, sie fielen sich in die Arme, heiße Tränen auf den Wangen. Und deutlich hörten sie nun den Aufmarsch von Kompanien, laute scharfe Kommandorufe, deutsche Worte, bewillkommnende Begrüßungen, Jubelgeschrei der Menge; und näher, immer näher kamen all die Laute, man nahm natürlich auch die Kasernen in Beschlag.



Deutsche Reiterpatrouille im Gefecht mit rumänischen Kundschaftern.

Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich, München.

Werner kletterte auf den Schultern der übrigen zum Fenster empor. Er schlug die Scheibe ein und schrie: „Helft uns, befreit uns!"

Anfangs ging in dem Getöse sein Ruf unter, dann kam ein Feldgrauer ans Gitter, nickte und rief: „Habt Geduld, wir kommen!" — Da standen sie alle, die Hand aufs Herz gepreßt, das ihnen vor Ungeduld fast die Brust zersprengte.

Im verlassenen Wärterhaus fand sich sogar noch der Schlüsselbund vor. Noch ein paar bange Minuten, dann drehte sich der Schlüssel im Schloß, weit sprang die Tür auf und ließ sie hinaus. Solch eine strahlende Freude sprach aus den Augen und Mienen der Befreiten, daß die Retter stumm beiseite traten.

Werner erklärte einem Hauptmann, der das Kommando über die Kaserne übernommen hatte, den Grund ihrer Gefangenschaft. Man gab ihm eine Begleitmannschaft mit,

um seine Mutter zu suchen. — Bald fand er sie in einem elenden Gefängnis und konnte sie nebst einer ganzen Reihe armer Frauen und Kinder befreien. Wortlos hing sie in seinem Arm, als sie heimschritten. Das Herz war ihnen zu voll für Worte.

Und was ihre Augen sahen, das erfüllte sie immer mehr mit stillem Glück: wo noch vor wenig Stunden ein Durcheinander geherrscht hatte, war Ordnung und Ruhe wie etwas Selbstverständliches eingezogen. Zwar zeigten die auf den Hauptplätzen und an den Straßenecken aufgefahrenen Schnellfeuergeschütze, daß noch Krieg sei. Aber friedlich kochten bereits die „Gulaschkanonen", und Scharen bettelnder Lettenweiber und -kinder umstanden sie, angelockt von dem guten Essensgeruch. Man gab ihnen freimütig — der Starke darf vergeben!

Große Wagenburgen füllten in Reih und Glied die Höfe; Quartier- und Proviantmeister eilten auf dem Rad hin und her. Alles vollzog sich mit der Genauigkeit eines Räderwerks, dessen feinste Zähne ineinandergreifen.

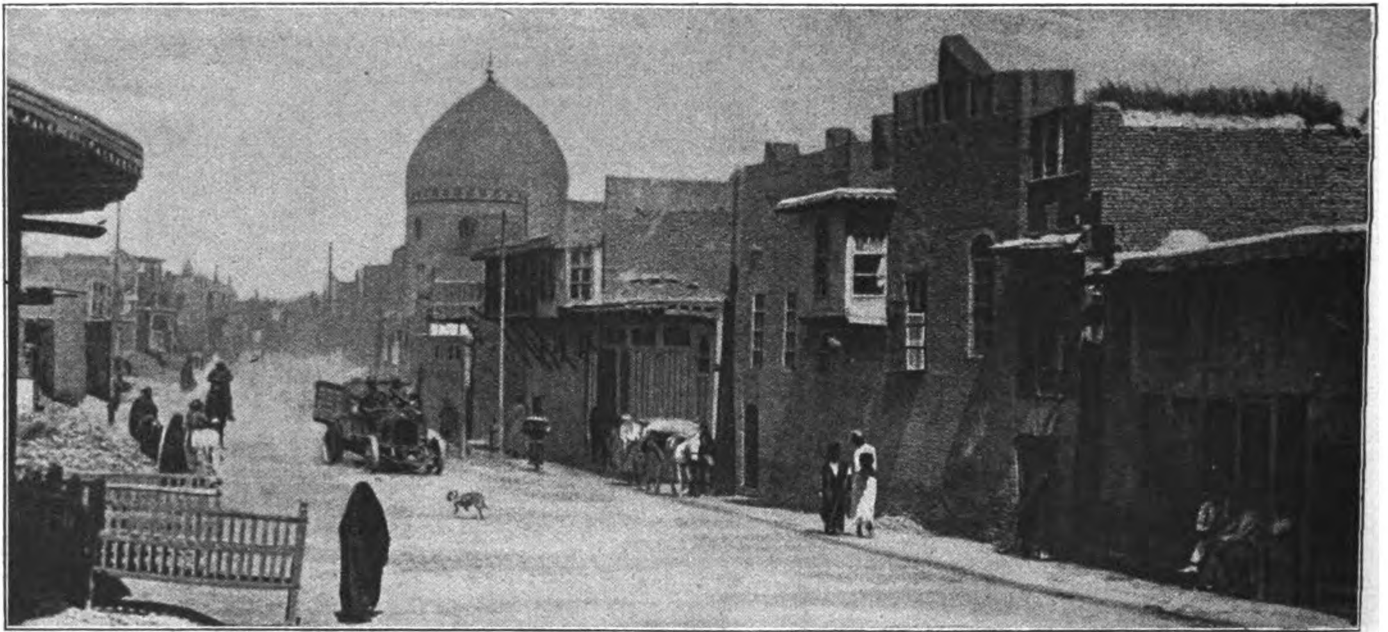
Vorm Rathaus standen die wenigen Gefangenen, die man in der Stadt selbst noch gemacht hatte. Beim Vorüberschreiten erkannte Werner den Unteroffizier und die Soldaten, die ihn ins Gefängnis gebracht hatten. Wer war nun in die Falle geraten? Den Engländer kümmerte es nicht, was aus den Leuten wurde, deren Hilfe er sich in letzter

Ein Gefecht auf dem Presenagletscher.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

In rastloser Eile wie sieghafte Stürmer quollen dichte Nebelschwaden durch den Paß. Wie frohlockend brachen sie aus dem engen Tor, sich weit ausbreitend über drei kleine Bergweiher und das Eismeer der Vedretta Presena. Bis hinauf zu den höchsten Zacken der umliegenden Bergriesen waren sie geklettert, die eiligen grauen Unholde, und wehrten den Feldwachen den Ausblick trotz des jungen Tages. Dennoch sollte es dem Feinde nicht gelingen, Erfolg und Sieg zu feiern über die kleine Grenzschutzabteilung beim Paß am Gletscherrand! Mühsam hatte sich die Sonne durchgekämpft, und immer dünner zogen sich die Reihen der Nebelfetzen, hie und da freien Blick gewährend auf das Firnfeld oberhalb des Lagers. — Mit lautem Alarmruf wies plötzlich der Posten bergwärts. Aus einer höher liegenden Kammluke ergossen sich schwarze Massen, Reihen und Punkte wie kribbelnde Ameisen über den Gletscher. — Es war der Feind. —

Mit einem Bataillon Alpini glaubte er im Schutze des nebligen Dämmertages die k. u. k. Truppen überfallen zu können. Ein paar halblaute Befehle, und nach kurzem Springen und Klettern lagen siebzig berggewohnte Kaiserschützen im lebhaften Feuerkampf mit dem übermächtigen Italiener.



Die Khalil-Pascha-Straße in Bagdad. In der Mitte ein englischer Armeelastwagen.
Nach einer englischen Darstellung.

Stunde bedient hatte. Aber sehr unglücklich sahen sie nicht aus; schon mochte es ihnen klar geworden sein, daß die Gefangenschaft in Deutschland im Gegensatz zu der russischen erträglich sein würde.

„Mutter," sagte Werner leise, „wie konnte ich je zweifeln! Niemals so stark wie heute, als sie als unsere Feinde kamen, habe ich den Zusammenhang mit den Deutschen gefühlt. Aber eine Kraftprobe auf meine Gesinnung war es, das glaube mir."

Sie drückte seinen Arm. Das hieß wortlos, daß sie ihren Sohn nie so geliebt hatte, wie an diesem Tage, da er ihr fast verloren und zum zweiten Male und mit ganzer Seele geschenkt worden war.

Am Abend des 7. April's 1915 sandte der Telegraph in alle Welt die Nachricht, daß Libau von den Deutschen erobert worden sei. Gegen sieben Uhr hatte sich die Altstadt, um acht Uhr Neu-Libau ergeben.

Die Menschen in Deutschland, die siegesfroh und dankbar von der neuen Eroberung lasen, ahnten wenig davon, wie eng sich dadurch das Band auch zwischen Einzelnen, nicht nur zwischen Deutschland und seinen einstigen Kindern, verknüpft hatte.

„Ich hab's gewußt," sagte die alte Anna, die ruhig ohne die geringste Teilnahme an der Eroberung auf ihrem Posten ausgeharrt hatte, ihrem Schwur getreu, „Gott prüft den am härtesten, den er am liebsten hat."

Eine im Nebel weit vorgestoßene feindliche Patrouille ward im Handgemenge geworfen, und gutgezieltes Gewehrfeuer zwang die Vorhut der Welschen knapp vor den kleinen Bergseen zum Halt. Minutenweise erstarb das Knattern, wenn sich gleichförmiges Grau vor der Schützen Rohre legte, um kurz darauf um so wilder dem Feinde entgegenzuschallen, sobald nur ein dunkler Schatten hinter dem wieder schwindenden Schleier sichtbar wurde. Über eine Stunde schon dauerte der ungleiche Kampf. Ohne Maschinengewehr und ohne jegliche Hoffnung auf Verstärkung, mit nur noch wenig Munition versehen, wehrte sich die kleine Besatzung heldenmütig, bis endlich die letzten Nebelmassen zerflatterten und eines der Grenzwerke mit seiner Artillerie den Bedrängten zu Hilfe kam. Es war höchste Zeit, nun nahte Entscheidung und Ende. Die weiter oben bei den Gletscherspalten liegenden italienischen Reserven litten stark durch gutliegende Schrapnelle und zogen sich zuerst zurück. Auch die Schützenlinien vorne bröckelten ab, bis schließlich alles laufend, krabbelnd, kriechend, viele Verwundete mühsam mitschleppend, den Gletscher hinauf zurückhastete, sich Schutz suchend vor dem pfeifenden Tode hinter den Steilwänden des Passes. Blutig war der Angriff abgeschlagen.

Stolz blickte das sonnverklärte Haupt der Presanella auf die Stätte unseres Sieges. Der Gletscherbruch glitzerte und schimmerte vom lichtesten Grün bis zum tiefsten Blau,

und gleißende Lichter, jäh das Auge blendend, huschten über den zerwühlten Schnee. Wie ein wüster Traum erschien einem jeden die Spanne Zeit zuvor; nur eine kleine Gruppe von Gefangenen und eine große Anzahl dunkler Punkte, auf dem Gletscher weit zerstreut, verrieten das Ende eines grausen Kampfes.

Deutschland und die Türkei.

I.

Die deutsch-türkische Freundschaft ist verhältnismäßig recht jungen Datums. In vielen Schriften und Aufsätzen wird zwar darauf hingewiesen, daß schon Friedrich der Große ein Bündnis zwischen Deutschland und der Türkei anbahnte, man verkennt aber dabei oft, daß es nicht orientalische Absichten waren, die Friedrich den Großen zu einem politischen Zusammengehen mit der Türkei trieben, sondern nur die gemeinsamen Interessen gegen das feindliche Rußland. So mußte auch das preußisch-türkische Bündnis in die Brüche gehen, als eine Versöhnung zwischen Preußen und Rußland stattfand.



Der Hetman der Donkosaken General Kaledin.

Seitdem ist lange Zeit von einem deutsch-türkischen Bündnis nicht mehr die Rede gewesen. Solange Österreich-Ungarn als feindlicher Staat zwischen beiden Mächten lag, war eine Verbindung unmöglich. Eine Wendung in den deutsch-türkischen Beziehungen trat erst nach 1879 ein, als sich Österreich-Ungarn an die Seite Deutschlands stellte. Seitdem ist denn auch die deutsch-türkische Annäherung stetig vorwärts geschritten, nicht immer gleichmäßig und ohne Stocken, aber doch im allgemeinen in befriedigender Weise. Vier Daten sind es, in denen das Vorwärtsschreiten der Freundschaftspolitik Deutschlands und der Türkei zum Ausdruck kommt: Im Jahre 1888 wurde die Konzession für die Anatolische Bahn erteilt. 1889 machte Kaiser Wilhelm II. seine erste Orientreise. Am 8. November 1898 legte er am Grabe Saladins feierlich das Gelübde ab, „für alle Zeit ein Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner zu sein". Das Jahr 1914 endlich fand die Türkei in fester Waffenbrüderschaft mit dem Deutschen Reich.

In diesen vier Zahlen kommt der ganze Umschwung der Verhältnisse im osmanischen Reich zum Ausdruck. An die Stelle Englands, das so lange den Vorrang in der Türkei gehabt hatte, war Deutschland getreten. Wie erklärt sich diese Wendung? Wie gelang es Deutschland, eine Macht wie England von ihrem Platz zu vertreiben, den sie seit langen Zeiten inne hatte? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einen Blick auf die auswärtige Politik Englands werfen.

Englands Stellung im Orient und besonders in der Türkei war beherrscht von dem Gegensatz zu Rußland. Rußlands Ziel seit den Zeiten Peters des Großen bis auf den heutigen Tag ist, nach dem „warmen" Wasser zu kommen, das heißt einen Ausgang zum eisfreien Meer zu erlangen. Wo es ihn auch sucht, überall stößt es auf englische Interessen. Englands Aufgabe war es also, diesen Ausdehnungsdrang einzudämmen oder doch wenigstens so zu leiten, daß sein Besitz in Indien nicht gefährdet würde. Als Bollwerk gegen die russischen Absichten benutzte England die Türkei. Der Grundgedanke in der englischen Politik war, daß das türkische Reich ein guter Pufferstaat gegen russische Bestrebungen sei.

Englands Politik änderte sich aber, als es ihm gelungen war, durch den Ankauf der Suezkanalaktien sich die Kontrolle über den Seeweg nach Indien zu sichern. Nun brauchte man nicht mehr um das Wohl der Türkei besorgt zu sein. Als die Engländer dann durch die Besetzung Ägyptens auch die militärische Überwachung des Kanals von Suez erlangt und endlich im fernen Osten in Japan eine tatkräftigere und tüchtigere Schutzmacht gefunden hatten, war jedes Interesse für den „trockenen Weg" nach Indien und damit auch für die Türkei geschwunden.

Das war wohl der größte Fehler in der englischen



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Blick auf Jerusalem, im Hintergrund der Ölberg.



Ankunft der russischen Unterhändler bei der ersten deutschen Stellung zwecks Einleitung der Waffenruhe am 26. November 1917.



Nach einer Originalzeichnung
von Professor Hans W. Schmidt.

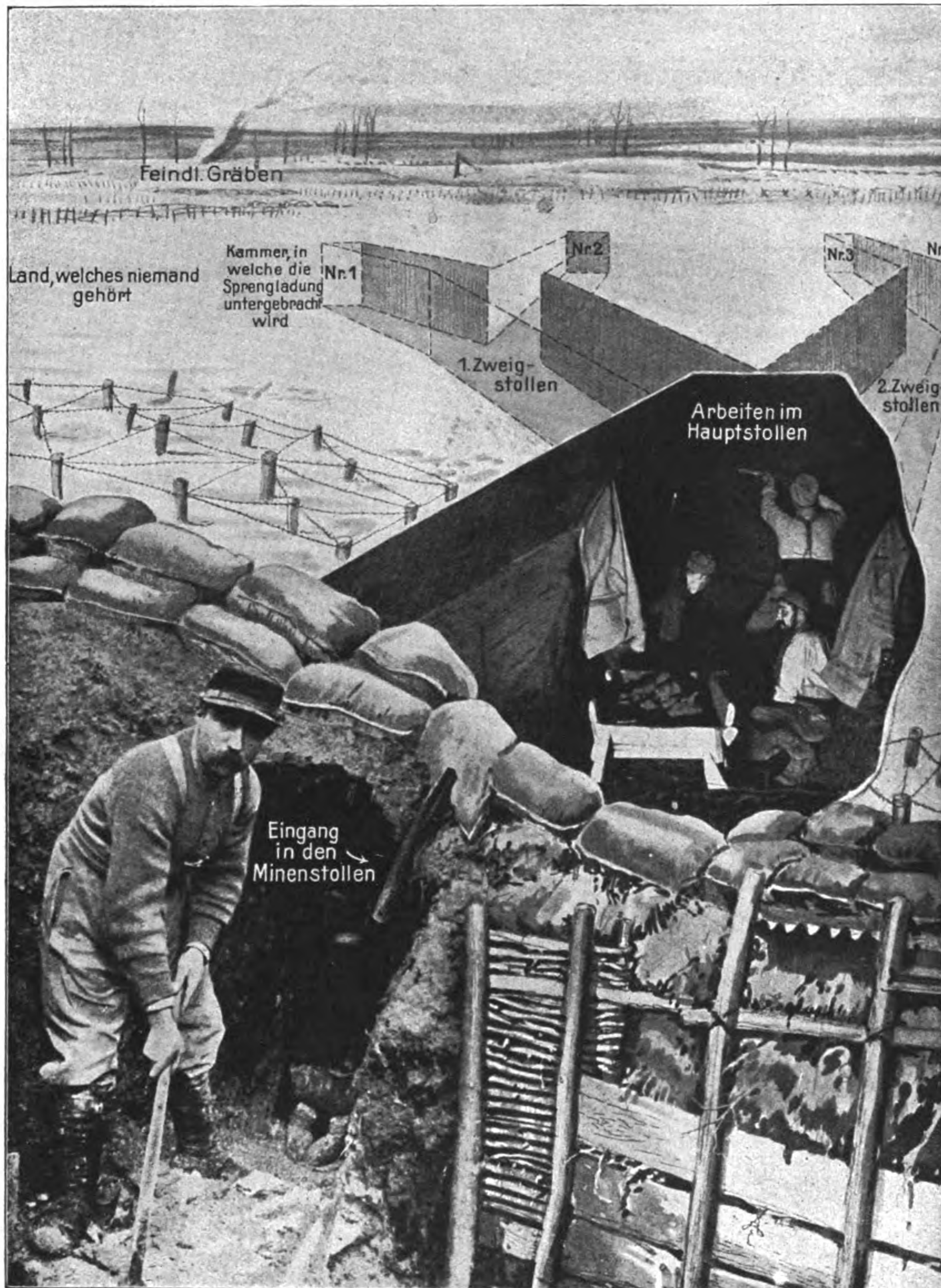
Orientpolitik. Denn nun faßte Deutschland festen Fuß in der Türkei. Alle späteren Bemühungen von seiten Englands, den Fehler wieder gutzumachen, sind erfolglos geblieben. Deutschland war an die Stelle Englands getreten.

Wenn wir uns nun fragen, was Deutschland denn eigentlich bewogen hat, in freundschaftliche Beziehungen mit der Türkei zu treten, so müssen wir antworten, daß dabei in erster Linie politische Bestrebungen maßgebend waren. Zwei Mächte sind es, England und Rußland, die um die Herrschaft im Osten streben, Rußland getrieben durch seinen Drang nach Süden, England durch sein Streben, „den Indischen Ozean zu einem englischen Binnenmeere zu machen" und eine Verbindung zwischen Kairo und Kalkutta herzustellen. Beide Großmächte haben also Pläne, die nur auf Kosten türkischen Gebiets verwirklicht werden können. Deutschland aber hat, seitdem es den Weg zur Weltpolitik betreten hat, ein Interesse daran, den Zugang zum Indischen Ozean offen zu halten. Deshalb muß es stets auf die Erhaltung der Türkei bedacht sein.

Ich wiederhole: In erster Linie ist es das politische Interesse, das Deutschland bestimmt hat, seine Kraft für die Erhaltung der Türkei einzusetzen, in zweiter Linie erst das wirtschaftliche. Diese Tatsache geht auch aus unserer bisherigen wirtschaftlichen Betätigung in der Türkei hervor. Die rein privatwirtschaftliche Tätigkeit deutscher Männer im osmanischen Reiche hat vor dem Kriege weit im Hintergrund gestanden. Vielmehr hat Deutschlands Hilfe den staatlichen Finanzbedürfnissen und vor allem den Eisenbahnen gegolten; es waren also Bestrebungen, den Staat zu kräftigen und fester zusammenzuschließen.

Diese Absicht kommt besonders bei dem Unternehmen zum Ausdruck, das als Musterbeispiel deutscher Arbeit im Orient angesehen werden kann, der Bagdadbahn.

Die Bagdadbahn knüpft an ein Eisenbahnnetz an, das schon 1896 bis Konia fertiggestellt und von der Anatolischen Eisenbahngesellschaft ausgeführt worden war. Im Jahre 1899, also ein Jahr nach der zweiten Orientreise des Kaisers, wurde von dieser Gesellschaft mit der türkischen Regierung ein Vertrag abgeschlossen, in dem abgemacht wurde, daß die Anatolische Eisenbahngesellschaft in acht Jahren eine normalspurige Bahn bis zum Persischen Golf führen sollte. Nur war man sich noch unschlüssig, welchen Weg die Bahn nehmen sollte, ob sie über Angora und Sivas geleitet werden sollte, oder von Konia aus durch Zilizien. Der Einspruch Rußlands gegen die nördliche Strecke, die es der Türkei ermöglicht hätte, im Kriegsfalle schnell Truppen nach Armenien zu werfen, führte schließlich dazu, daß man sich für den Weg über Konia entschloß. Als der Plan einer Bahnverbindung zwischen Konstantinopel und dem türkischen Hafen Kuweit am Persischen Golf bekannt wurde, hatte man in England gelacht und den Deutschen keine Schwierigkeiten gemacht, weil man meinte, es würde ihnen doch nicht gelingen. Als es aber ernst wurde mit dem Bau, glaubte man die Flankensicherung Indiens gefährdet, und nun begannen die Versuche Englands, den Deutschen einen Knüppel in den Weg zu werfen. Das fing damit an, daß England die Linienführung der Bagdadbahn nahe der Küste der



Durchschnitt durch einen französischen Minenstollen.
Nach einer englischen Darstellung.

Alexandrettebucht gegenüber einer anderen mehr innen durchs Land lebhaft unterstützte. Das erregte Aufsehen. Bald erkannte man, daß es England darum zu tun war, die Bahn unter die Reichweite seiner Schiffskanonen zu bekommen. Der Bau längs der Küste wäre bedeutend leichter und billiger gewesen, aber die militärischen Gründe haben schließlich den Ausschlag gegeben: die Bahn wurde durch das Inland geführt.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Photo-Union, Berlin.

Ein fahrbares Offiziersheim, das seinen Standort beliebig wechseln kann.

Minenkrieg.

Von einem Offizier einer Feldpionierkompanie.

(Hierzu die Bilder Seite 78—80.)

Als im Herbst 1914 der Vormarsch des deutschen Heeres langsam ins Stocken geriet, bildete sich im Übergang zum Stellungskrieg allmählich ein Ringen aus, das dem Kampf um Festungen immer ähnlicher wurde und daher von seinen Verfahren immer ausgiebigeren Gebrauch zu machen suchte. Das offene Berennen stark ausgebauter Stellungen führte sehr oft trotz größten Einsatzes an Menschen und Material für beide Seiten nicht zum Ziel, und so suchte man denn dem Gegner auf andere Weise beizukommen. Das Kampffeld wurde unter die Erde verlegt, und in aufreibender Tätigkeit waren die Pioniere an der Arbeit, sich in unterirdischen Stollen bis unter die feindliche Linie zu arbeiten und diese durch starke Sprengladungen zu zerstören, dabei immer darauf bedacht, dem Gegner durch besondere Führung der Stollen oder überraschend schnelles Arbeiten einen Vorteil abzugewinnen oder seine bereits auf bedrohliche Nähe herangerückten Angriffstollen noch rechtzeitig durch Sprengung zu vernichten. Es ist keine angenehme und vor allem keine leichte Arbeit, die den Pionieren im Minenkrieg obliegt, weil einmal die Lüftungsverhältnisse bei großen Stollenlängen oft unglaublich schwierig sind, und weil die Gefahren des unterirdischen Krieges zu Vorsichtsmaßregeln zwingen, von denen sich der Unbeteiligte kaum eine Vorstellung zu machen vermag. Und ist der Minenkrieg an einer Stelle erst einmal in seiner vollen Heftigkeit entbrannt, dann hängt das Leben von Hunderten von Mannschaften an der Tatkraft und Entschlußfähigkeit des einzelnen Pionieroffiziers, ja, an der pflichtgetreuen Aufmerksamkeit des einzelnen Horchpostens.

Um sich von den eigenartigen Verhältnissen einigermaßen einen Begriff bilden zu können, möge der Leser herzhaft einmal uns Pioniere auf einer Ablösung begleiten, die uns nach viertägiger Ruhe wieder acht Tage unter der Erde festhalten soll. Er wird dann schon in vierundzwanzig Stunden eine Anschauung davon bekommen, in wie hohem Maße bei diesem Dienst neben körperlicher Anstrengung der Verbrauch an Nervenkraft einhergeht, und wie sehr der Pionier die darauffolgenden vier Tage nicht nur zur Wiederinstandsetzung des äußeren Menschen, sondern auch zur Auffrischung seines Geistes nötig hat.

Unser Anmarsch durch das durch Artilleriefeuer zerwühlte Gelände bietet heute im Vergleich zu anderen Tagen nichts Besonderes. Aus dem Laufgraben biegen wir nach links in den tief eingeschnittenen vordersten Graben ein. Nach einigen Schulterwehren verengt er sich durch eine bis an den Grabenrand aufgeführte Mauer gefüllter Sandsäcke; wir sind am Ziel, denn die Säcke enthalten den Stollenaushub, der während des Tages nicht über die Deckung geschafft werden konnte und der nächtlichen Beförderung harrt. Die Ablösung ist bereits mit dem Abbauen der Sandsackmauer beschäftigt: Sack um Sack wird von zwei Mann über die Brustwehr geschwungen, dort von den Trägern aufgenommen und etwa hundert Meter weit in einen großen Trichter getragen, den ein Lufttorpedo in die Erde gerissen hat. Es heißt sich tummeln, wenn vor dem Mondaufgang in zwei Stunden schon alles verschafft sein soll. Auch so schon streut der Gegner in kurzen Zwischenräumen mit plötzlichen Feuerüberfällen durch seine Maschinengewehre den Kamm des Grabens ab.

Beim nächsten Stollen lernen wir eine neue Bauart für die Eingänge kennen, den steilen Schleppschacht, bei dem die Rahmen stark vornüberhängend rasch in die Tiefe führen. In etwa 13 Metern Tiefe mündet der Schleppschacht in eine wagrecht verlaufende Galerie, der wir nach rechts hin folgen. Wir biegen in einen niedrigen Seitenstollen ein. Mühsam überwinden wir eine endlos lange, tischhohe Wand von Sandsäcken. Ziemlich außer Atem erreichen wir schließlich ihr Ende. Unterdessen versagt die Kerze ihren Dienst und geht nach zwanzig Schritten ganz aus; zwei, fünf, zehn Streichhölzer verpuffen nutzlos, ohne Feuer zu fangen, so arm an Sauerstoff ist hier die Luft. So geben wir das eitle Bemühen auf, denn im Hintergrund leuchten uns bereits die elektrischen Grubenlampen entgegen, die in Stollen mit schwieriger Lüftung durchweg in Gebrauch genommen werden, damit der spärliche Sauerstoff nicht auch noch durch die Leuchtmittel aufgezehrt werde. Die Mannschaften haben bei ihrer Arbeit einen schweren Stand; sind wir doch schon allein durch das gemächliche Einsteigen trotz der geringen Luftwärme in Schweiß geraten und kaum imstande, einzelne Worte kurzatmig hervorzustoßen, bis wir uns etwas an die neue Luft gewöhnt haben. Vor Ort arbeiten die Leute mit künstlich zugeführtem Sauerstoff. Sie haben ihren Selbstretter umgehängt, eine Vorrichtung, die die ausgeatmete Kohlensäure beseitigt und immer wieder durch Sauerstoff aus einer Stahlflasche ersetzt. Auf diese Weise ist der Mann von der ihn umgebenden Luft vollständig unabhängig und gegen alle giftigen Gase gefeit.

Der Stollen soll noch 6 Meter weiter bis unter die zweite feindliche Linie vorgetrieben werden und dann in steilem Aufbruch bis 12 Meter unter deren Sohle ansteigen, um jeden Verkehr in diesem wichtigsten Graben dauernd überwachen zu können. Als Verbindung mit den Nachbarstollen ist ein Senkschacht geplant, der in 15 Meter hohem lotrechtem Abfall in die untere Galerie eines weit ausgebauten Systems im Nachbarabschnitt einmünden soll.

Dieses Stollensystem, ein wahres Labyrinth von Gängen jeglicher Richtung, Bauart und Tiefe erreichen wir nach einer nicht allzu langen Grabenwanderung. Nahe dem Eingang ist in einer Nische der Stollenwand ein Hand-

lüfter eingebaut, ein geräuschlos laufendes Zentrifugalgebläse, das durch eine Leitung von weiten, ofenrohrähnlichen Blechröhren frische Luft aus dem Graben einsaugt und zu den einzelnen Arbeitstellen drückt. Rasch gewinnen wir eine Tiefe von 15 Metern. An der Seite öffnen sich zwei Eingänge, die zu den Unterständen führen, die den Ablösungen als Wohnraum dienen. Eine Abzweigung der Lüftungsleitung führt auch hier herein, denn das Auftreten von giftigen Erdgasen in einigen der vorgeschobenen Stollen machte hier besondere Sorgfalt zur Pflicht. Hier lassen wir uns auch einen Selbstretter geben, um für alle Fälle gesichert zu sein, zumal wir uns auch zusehends den Kampfplätzen des Minenkrieges mehr und mehr nähern.

Nach kurzer Probe mit dem Selbstretter marschieren wir, mit einer elektrischen Grubenlampe ausgerüstet, weiter, von neuem wieder feindwärts fallend bis zu einem gut ausgebauten Quergang, der sich als erste Galerie 20 Meter tief unter dem Boden hinzieht, ungefähr bis zur Mitte der neutralen Zone zwischen den beiden Grabensystemen vorgeschoben. Von hier zweigen die Horchstollen weiter feindwärts ab, zugleich schon vorgesehen als Angriffstollen gegen besonders wichtige Punkte der feindlichen Linie.

Die Meldungen der einzelnen Horchposten besagen nicht viel Neues; vereinzeltes Miniergeräusch, das in den drei benachbarten Horchstollen zu hören war, scheint von Arbeiten in einem feindlichen Unterstand herzurühren. Durch einen Senkschacht von 11,5 Metern Tiefe am Ende eines kurzen Seitenstollens wollen wir das untere Stockwerk der Anlage erreichen. Unten angekommen, folgen wir vorsichtig einem niedrigen Gang in tief gebückter Haltung, weiter wenden wir uns dann nach links und stoßen bald in einer unterstandsähnlichen Stollenbrust auf unsere zwei Horchposten, die, lang am Boden hingestreckt, das Ohr fest an den Boden pressen, um dessen Erschütterungen deutlicher wahrzunehmen. Auch hier nichts Besonderes; nur die Einschläge der schweren Geschosse und Minen dröhnen dumpf bis hier herunter, ganz anders als oben im Freien.

Eine neue Horchzeit soll bald beginnen, in der alle Arbeiten im Graben untersagt sind und der Verkehr auf das Allernotwendigste beschränkt bleiben muß. Denn nur so ist es möglich, von Zeit zu Zeit die in den Stollen wahrgenommenen Geräusche auf ihren Ursprung hin zu untersuchen und festzustellen, ob sie von Freund oder Feind herrühren. Alle Horchposten sind schon vorher auf ihrem Platz, die dauernden durchweg doppelt oder noch mehrfach besetzt, so daß sie über ihre Wahrnehmungen in Gedankenaustausch treten und einander auf besondere Erscheinungen aufmerksam machen können. Der aufsichtführende Offizier darf es sich nicht verdrießen lassen, alle Stollen persönlich aufzusuchen und abzuhören, aus denen irgendwie verdächtige Meldungen eingelaufen sind. Zur Übernahme setzen wir diese Horchzeit etwas länger an, um in alle Horchstellen einen persönlichen Einblick zu gewinnen.



Phot. A. Grols, Berlin.

Deutsche Soldaten bei Arbeiten in dem größten Steinbergwerk Frankreichs in der Nähe von Berry au Bac bei Reims. Das Bergwerk befindet sich in deutschem Besitz und wird instand gesetzt. Die gewonnenen Steine werden zum Ausbau der Schützengräben verwendet. Unser Bild zeigt, auf welche Weise die Wände der Stollen durch Birkenstämme gestützt werden.

Stollen 1 ist fast lautlos wie immer, nur leichte Verkehrsgeräusche im schwach besetzten vorderen feindlichen Graben sind vernehmbar. Der Stollen 2, in dem am Vormittag die Minierarbeiten gehört worden waren, verrät ein deutliches Klopfen mit einem leichten Hammer, nichts von der Arbeit mit einer schweren Kreuzhacke oder einem Spaten. Der zehnte, der zwanzigste Nagel wird eingeschlagen, alle in rascher Folge: Innenausbau eines Unterstandes, vielleicht Einbau der Pritschen für die heutige Nacht. Dasselbe im Nachbarstollen 3, wenn auch merklich schwächer, und in dem darunterliegenden Stollen 4. Hier leise ein neues Geräusch: zweifellos Pickelschläge in ganz bestimmter Folge, etwas rascher als bei unseren Minierarbeiten, dem geringeren Gewicht der französischen Minierhacke entsprechend. Die Entfernung ist noch beträchtlich, mindestens 30 Meter, die Richtung zunächst noch unbestimmt, voraussichtlich aber mit der Zeit den Horchposten vor Ort einwandfrei erkennbar, so daß die Horchmeldung ihr Urteil darüber bringen wird. Im Stollen 5 der unteren Galerie ist es ganz wesentlich stärker zu hören, Schlag für Schlag erkennbar, jetzt aussetzend; nach kurzer Pause das Schürfen eines Spatens und das Kollern von Gesteinsbrocken. Alles sich immer wiederholend in regelmäßiger Folge. Dann ein knirschendes, holperndes Geräusch, wahrscheinlich von einem Minenhund herrührend, das heißt von einem starken, viereckigen Kasten mit vier Rädern, der, mit Ausbruchmaterial beladen, über die unebene Sohle des Stollens hinholpert, mit seinem Lärm sich immer weiter verlierend im neu einsetzenden Pickeln. Dann ein weit entferntes Knirschen wie von einer schlecht geschmierten Walze: ich vermute einen Aufzug für den Minenhund, und begebe mich, um besser zu hören, nach Stollen 6, der in der oberen Galerie in der Nähe von 5 liegt.

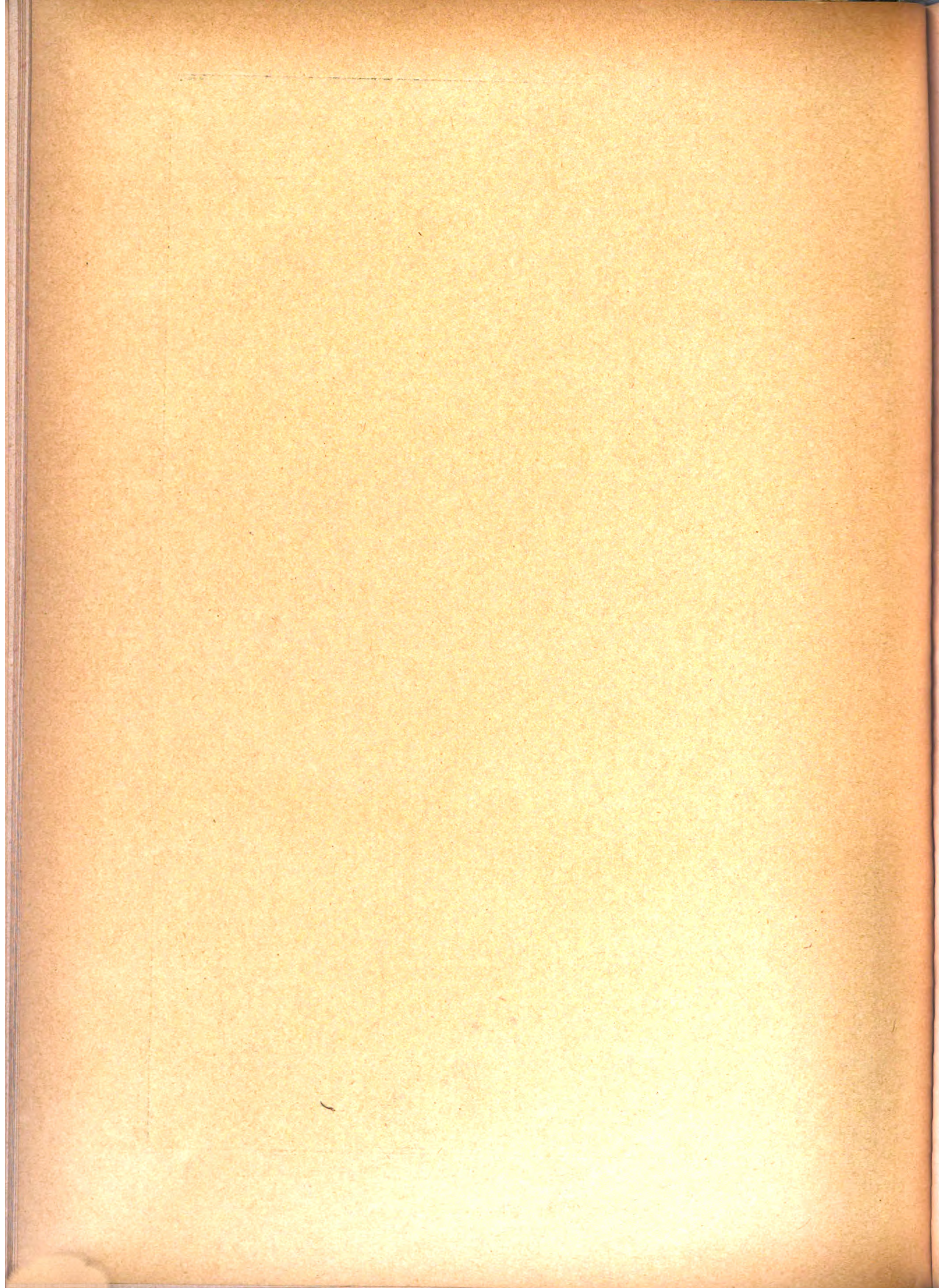
Hier ist das Geräusch viel deutlicher; man hört den Minenhund oben ankommen, dann wird er weitergeschleppt, jetzt und bei jeder späteren Wiederholung an einer bestimmten Stelle etwas langsamer fortschreitend, also offenbar in einem Stollen, der aus der Wagrechten in einen ziemlich steilen Schleppschacht übergeht. Bald kommt der Minenhund polternd den Schleppschacht wieder herab und wird vom Knick des Stollens an von zwei Mann, deren Schritte genau zu unterscheiden sind, wieder zum Senkschacht zurückgebracht und mit der Winde hinabgelassen. Alles in allem das altgewohnte Bild wie in den vorhergegangenen Tagen: vorerst also noch ohne Gefahr, aber eine Mahnung, auf der Hut zu sein und zeitig seine Vorbereitungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)



In den Ruinen von Apremont (Argonnen).

Nach einer Originalzeichnung auf Grund eigener, an Ort und Stelle gefertigter Skizzen von Professor Hans W. Schmidt.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Der größte englische Erfolg auf dem **westlichen** Kriegschauplatze hatte sich in kurzer Zeit in die schwerste englische Niederlage seit dem Frühjahr 1915 umgewandelt, die keine Hoffnung auf das Gelingen eines Durchbruches mehr offen ließ. Wenn er überhaupt möglich war, dann hätte er bei Cambrai (siehe untenstehendes Bild) glücken müssen, wo es den Feinden unter der Ausnutzung einer Reihe günstigster Umstände gelungen war, bis zu 10 Kilometern in die Tiefe der deutschen Verteidigungslinien einzufallen und gleich am ersten Tage einen Keil in einer Breite von 15 Kilometern bis zu 8 Kilometer Tiefe zu schaffen.

Die Deutschen hatten es mit ihren Gegenunternehmungen nicht so leicht, wie die Engländer mit ihrem Vorstoße, da ihre Angriffsabsichten den Feinden, die ja selbstverständlich einen Gegenstoß erwarten mußten, nicht verborgen bleiben konnten und ihnen daher jede Überraschungsmöglichkeit fehlte. Trotzdem war den Deutschen schon der erste Stoß gelungen. Eine wichtige Entscheidung war dabei auf dem südlichen Angriffsflügel der Deutschen bei Banteux (siehe die Karte Seite 50) in dem breiten Sumpftal der Schelde gefallen, deren ungedeckte Uferhöhen auf der westlichen Flußseite im feindlichen Feuer erstürmt werden mußten. Eine badische Division, bei der auch preußische Truppen sich befanden, eine ihnen südlich angegliederte Division von Rheinländern und Westfalen und wieder südlich von diesen kämpfende Hessen, Oldenburger und Hanseaten brachten das Unmöglichscheinende fertig und ernteten damit einen Hauptteil am Ruhme der ersten beiden Kampftage. Der Infanterie dicht auf den Fersen war auch die Artillerie auf das westliche Scheldeufer übergesetzt; sie wurde besonders nützlich bei der Abwehr der den Gegenangriff einleitenden englischen Landkreuzer. Eine badische Division war es, die das Dorf La Vacquerie nordwärts Banteux erkämpfte. Unter der Führung des Oberstleutnants R. brach sie am Morgen des 2. Dezembers vor, und in 15 Minuten schon hatten die tapferen Badener die Engländer trotz heftigen Widerstandes aus dem Dorfe vertrieben und ihnen außer reicher Beute, die den Anteil dieser Division an dem Siegesertrag allein auf 40 Geschütze und 130 Maschinengewehre erhöhte, noch 500 Gefangene abgenommen.

Mit zäher Gewalt wehrten sich die Engländer auch am 3. Dezember gegen den deutschen Druck. Besonders in der Gegend von Moeuvres erreichte der Artilleriekampf den denkbar höchsten Grad. Die Deutschen errangen jedoch weitere Vorteile in örtlichen Angriffen, die sie im Scheldebrückenkopf bei Masnières südlich von Cambrai unternahmen, wobei ihnen die Säuberung des ganzen Scheldebogens bis östlich vom Dorfe Marcoing gelang.

Einen sich über den ganzen Kampfraum erstreckenden Hauptschlag führten die Deutschen am 5. Dezember aus. Die Widerstandskraft der Engländer war durch das deutsche Feuer, das sie von drei Seiten eindeckte, gebrochen. Vergebens suchten sie den deutschen Angriffen standzuhalten; sie mußten sich schließlich zur Flucht wenden und erlitten eine fürchterliche Niederlage. In einer Breite von 10 Kilometern und über 4 Kilometer Tiefe konnten die Deutschen ihren alten Besitz aus der Zeit vor dem 20. November wiedererringen. Auf dem nördlichen Angriffsflügel entrissen sie den Engländern die Dörfer Graincourt, Anneux, Cantaing und Noyelles, sie breiteten sich aber auch westwärts von Marcoing und südlich bis nach La Vacquerie mehrere Kilometer nach Westen aus. Die Siegesbeute wuchs auf 9000 Gefangene, 148 Geschütze und 716 Maschinengewehre. Wie überstürzt an vielen Stellen der englische Rückzug ausgeführt wurde, geht allein schon aus den großen Gefangenen- und Geschützbeutezahlen hervor. Bei ihrer teilweise hastigen Flucht ließ die englische Infanterie Lebensmittelvorräte und Liebesgabenpakete in großen Mengen in der Stellung zurück. Westlich von Villers-Guislain wurde von deutschen Sturmtruppen ein unter Dampf stehender englischer Proviantzug erbeutet. Auf den Dächern seiner mit Lebensmitteln gefüllten Wagen, zu deren Vernichtung der Feind keine Zeit mehr gefunden hatte, wurden sofort Maschinengewehre aufgestellt und der fliehende Feind aus überhöhender Stellung reihenweise niedergemacht (siehe Bild Seite 84/85).

Auch der nächste Tag brachte den Deutschen eine Anzahl Einzelerfolge. Ein bis Marcoing keilförmig vorragender Rest der englischen Angriffstellung wurde genommen und ebenso südlich von Graincourt das Gehöft La Justice. Hier gewannen die Deutschen auch am 7. Dezember erneut Boden,



Phot. Rich. Spelling, Berlin.

Bei den Aufräumungsarbeiten in dem von den Engländern zwecklos zerstörten Cambrai.

wobei ihnen noch 53 Gefangene, 2 Geschütze und 15 Maschinengewehre in die Hände fielen.

Die Schlacht von Cambrai war aber mit den beiden deutschen Siegen vom 30. November und 5. Dezember in der Hauptsache beendet und völlig zuungunsten der Engländer ausgefallen. Nahezu 200000 Mann hatte General Byng (siehe untenstehendes Bild) ins Feuer geworfen, wobei er die Divisionen der Iren und Inder so rücksichtslos ausnutzte, daß man ihre Reste nach der Erzählung eines gefangenen englischen Offiziers in einem kleinen Hause hätte unterbringen können. Zu einem vorher nie dagewesenen Aufgebot von Landkreuzern war der Masseneinsatz von Reiterdivisionen gekommen, die jedoch schon beim Aufmarsch zum großen Teil von dem vernichtenden Feuer der deutschen Artillerie gefaßt wurden.

Gerade in der Überwältigung der Tanke hatten die Deutschen glänzende Tapferkeit bewiesen, der allein die Stauung des englischen Vorstoßes in Fontaine zu danken war. Von den zerstört hinter den deutschen Linien liegenden fünfzig Schlachtungetümen (siehe Bild Seite 83 unten) standen dreißig im Raum des Dorfes Fontaine. Die hier aufgestellten Schlesier und Posener hatten sich vor dem Angriff der Tanke zunächst in die Häuser des Dorfes zurückgezogen, von denen aus sie aus nächster Entfernung auf die Panzerhaut der Landkreuzer feuerten und durch wohlgezielte Schüsse besonders in die Ritzen der Triebkette und die Öffnungen für die Kanonen und die Maschinengewehre die Bewegungsfähigkeit der Fahrzeuge störten. Mit Handgranaten wurde der Kampf dann fortgesetzt, bis die Besatzung sich ergab (siehe Bild Seite 83 oben) oder getötet war.

Von deutscher Seite wurden auf dem Schlachtfeld von Cambrai in der Folgezeit an vielen Stellen kräftige Vorstöße mit Erfolg unternommen. Bei Bullecourt entrissen die Deutschen am 12. Dezember ihren Gegnern mehrere Unterstände, wobei ihnen die Gefangennahme von 6 Offizieren und 84 Mann glückte. Wohl strebten die Engländer Tags darauf nach dem Wiedergewinn der hier verlorenen Gräben. Heftigem Vorbereitungsfeuer folgten gegen fünf Uhr nachmittags starke englische Angriffswellen; sie konnten aber trotz hoher blutiger Verluste ihr Ziel nicht erreichen. Auch an den nächsten Tagen versuchten die Feinde noch wiederholt vergeblich, die ursprüngliche Lage bei Bullecourt wiederherzustellen; am 14. Dezember erstickten die Deutschen durch Vernichtungsfeuer einen Angriff schon während der letzten feindlichen Vorbereitungen.



Der englische General Sir Julian Byng, der Leiter der mißlungenen Cambraioffensive.
Nach einer englischen Darstellung.

In Flandern war an der englischen Front trotz der Ablenkung zahlreicher Streitkräfte nach dem Schlachtfelde von Cambrai keine Ruhe eingetreten. Zwar kam es nicht zu größeren Angriffen von seiten der Engländer, sondern nur Teilstöße trafen die deutschen Stellungen von Gheluvelt bis zur Küste, ohne den Feinden besondere Vorteile zu verschaffen. Bei einer glücklichen Teilunternehmung der Deutschen am Schloßpark von Paezelhoek büßten die Engländer 2 Offiziere und 45 Mann an Gefangenen ein. Gegenangriffe, die sie in der Nacht ausführten, um den örtlichen Geländegewinn der Deutschen wieder einzubringen, wurden blutig zurückgewiesen.

Mitte Dezember waren vier Wochen seit dem letzten englischen Hauptangriff in Flandern verstrichen. Während eines Vierteljahres hatte der Feind hier in sechzehn großen Schlachten mit ungeheurer Gewalt auf die deutschen Linien gedrückt, um sie zu durchbrechen und die flandrischen U-Boot-Stützpunkte der Deutschen zu erobern. Eine den Engländern an Zahl stark unterlegene deutsche Minderheit hatte den feindlichen Ansturm erfolgreich aufgehalten. 93 Divisionen Engländer, Franzosen und Belgier hatten die englischen Linien in einer Breite von 20 Kilometern bis zu 7 Kilometer Tiefe vorgebracht; das war der ganze Erfolg des feindlichen Einsatzes von $1^1/_2$ Millionen Menschen und vielen Millionen Granaten. Dabei war das gewonnene Gelände völlig in Sumpf verwandelt, so daß sich die Feinde darin nur mit den größten Schwierigkeiten halten konnten (siehe Bild Seite 87).

Die Franzosen entfalteten unterdessen nach ihrem schon in den Anfängen erstickten umfassenden Angriff in der Gegend von Juvincourt keine weitere Gefechtstätigkeit. Hier gingen deutsche Sturmtruppen am 5. Dezember zu einem Erkundungsstoß vor, der dem Feinde viel Schaden tat und dem Angreifer wertvolle Beute einbrachte. Kleinere derartige Streifzüge wurden von beiden Seiten nicht nur an der Ailette und auf den beiden Maasufern unternommen, sondern an zahlreichen anderen Frontteilen, besonders im Sundgau und an der Vogesenfront (siehe die Bilder Seite 90 unten, 94 und 95 sowie die Karte Seite 96) im Bereich des Herzogs Albrecht von Württemberg. Bayrische Landwehr zeichnete sich am 9. Dezember nördlich von Bures durch eine kühne Unternehmung gegen einen feindlichen Graben aus, bei der den Franzosen 51 Mann Gefangene und mehrere Maschinengewehre abgenommen wurden. Nordöstlich von Craonne verloren die Franzosen am nächsten Tage wieder 22 Mann an Gefangenen. Diese Erkundungsgefechte entfesselten zuweilen schwere Artilleriezweikämpfe auf weiten Frontabschnitten. Am 12. Dezember nahmen sie nördlich von St. Mihiel (siehe Bild Seite 86) und in der Gegend von Nancy besonderen Umfang an. Sie trugen dazu bei, daß auch in dieser verhältnismäßig ruhigen Zeit das schwergeprüfte französische Land weiter großen Schaden nahm. Die Dorfruinen in der Champagne, den Argonnen (siehe die Kunstbeilage) und den Vogesen wurden trostloser; jeder Tag schlug ihnen neue Wunden.

Noch aber ruhte die französische Regierung in der Hand von Männern, die in der Verfolgung eines französisch-englischen Sieges entschlossener und rücksichtsloser sein wollten als ihre Vorgänger. Der „Tiger", der französische Ministerpräsident Clemenceau (siehe Bild Seite 86), begann alle Kriegswiderstände mit eiserner Hand zu beseitigen. Eines seiner ersten Opfer sollte der ehemalige französische Ministerpräsident Caillaux (siehe Bild Seite 86) werden, der seine Politik des Ausgleichs mit Deutschland auch während des Krieges weitergeführt hatte. Um Mitte Dezember erfolgte seine Versetzung in den Anklagezustand. Frankreich genoß das Schauspiel eines nervenaufpeitschenden innerpolitischen Kampfes, der von den Vorgängen der Kriegschauplätze ablenkte und gerade auch deshalb wohl von Clemenceau vom Zaune gebrochen worden war. —

* * *

Trotz der ungünstigen Jahreszeit war die Tätigkeit der **Flieger** ungewöhnlich rege. In Regen und Sturm beteiligten sich die deutschen Flugzeuge an den Kämpfen vor Cambrai mit schönen Erfolgen. Sturmflieger rissen die deutschen Bataillone, in geringer Höhe über den Kämpfenden fliegend, mit sich voran, Bombenflieger belegten die feindlichen Truppensammel- und Munitionsplätze mit Sprengstoffen, Kampfflieger maßen sich mit den Feinden und holten im Verein mit den Flugzeugabwehrkanonen allein in der Zeit vom 24. bis zum 30. November 30 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone nieder; Rittmeister Freiherr v. Richthofen erzielte am 30. November den 63. Luftsieg. Gleich ihm beteiligten sich an dem Siegesergebnis auch die oft genannten Flieger Buckler (siehe Bild Seite 56), Klein und v. Bülow (siehe die Bilder Seite 90) sowie Bongartz und Böhme. Letzterer, der beliebte Führer der Jagdstaffel des unvergeßlichen Boelcke, sollte nach seinem 25. Luftsiege den Orden Pour le Mérite erhalten. Die Freudenbotschaft erreichte den Tapferen aber leider nicht mehr, denn bei seinem nächsten Aufstieg erlitt er den Fliegertod im Kampfe.

Im November verloren die Deutschen insgesamt 60 Flugzeuge und 2 Fesselballone. Die feindliche Einbuße im Luftkriege war jedoch wieder ungleich größer; den 2 zerstörten deutschen standen 22 feindliche Fesselballone, den 60 außer Gefecht gesetzten deutschen 205 englische und französische Flugzeuge gegenüber, von denen 85 hinter den deutschen Kampflinien abgestürzt waren.

Am Tage der zweiten deutschen Hauptschlacht vor Cambrai, am 5. Dezember, mußten die Feinde insgesamt 18 Flugzeuge verloren geben. Außerdem aber führten deutsche Fliegergeschwader einen ausgedehnten Luftüberfall aus, der nicht nur den Hafenanlagen von Calais, sondern auch Margate, Dover, Chatham, Gravesend, Sheerneß und London galt. Eine Gruppe deutscher Flieger zeigte sich in der Nacht zum 6. Dezember gegen ein Uhr dreißig Minuten über englischem Boden, eine zweite flog zwei Stunden später themseaufwärts. Die Engländer schlossen aus ihrer Tätigkeit, daß diese Geschwader nur Vorangriffe ausführten, um das Geschützfeuer auf sich zu ziehen und die Verteidigungswerke dadurch zu erschöpfen. Gegen vier Uhr sichteten die Engländer mehrere Geschwader, die zum Hauptangriff schritten. Das englische Abwehrfeuer erreichte jetzt erst den höchsten Grad. Eine der fünf vom Feinde beobachteten deutschen Gruppen konnte nicht durchkommen, von den anderen arbeiteten sich insgesamt wenigstens sechs Flieger mit ihrer Bombenlast nach der englischen Hauptstadt vor (siehe Bild Seite 89) und riefen durch viele Treffer eine größere Anzahl Feuersbrünste hervor. Zwei der deutschen Flugzeuge mußten landen; ihre aus je drei Fliegern bestehenden Besatzungen fielen in englische Gefangenschaft. Alle übrigen Flugzeuge kehrten unversehrt in die Ausgangshäfen zurück.



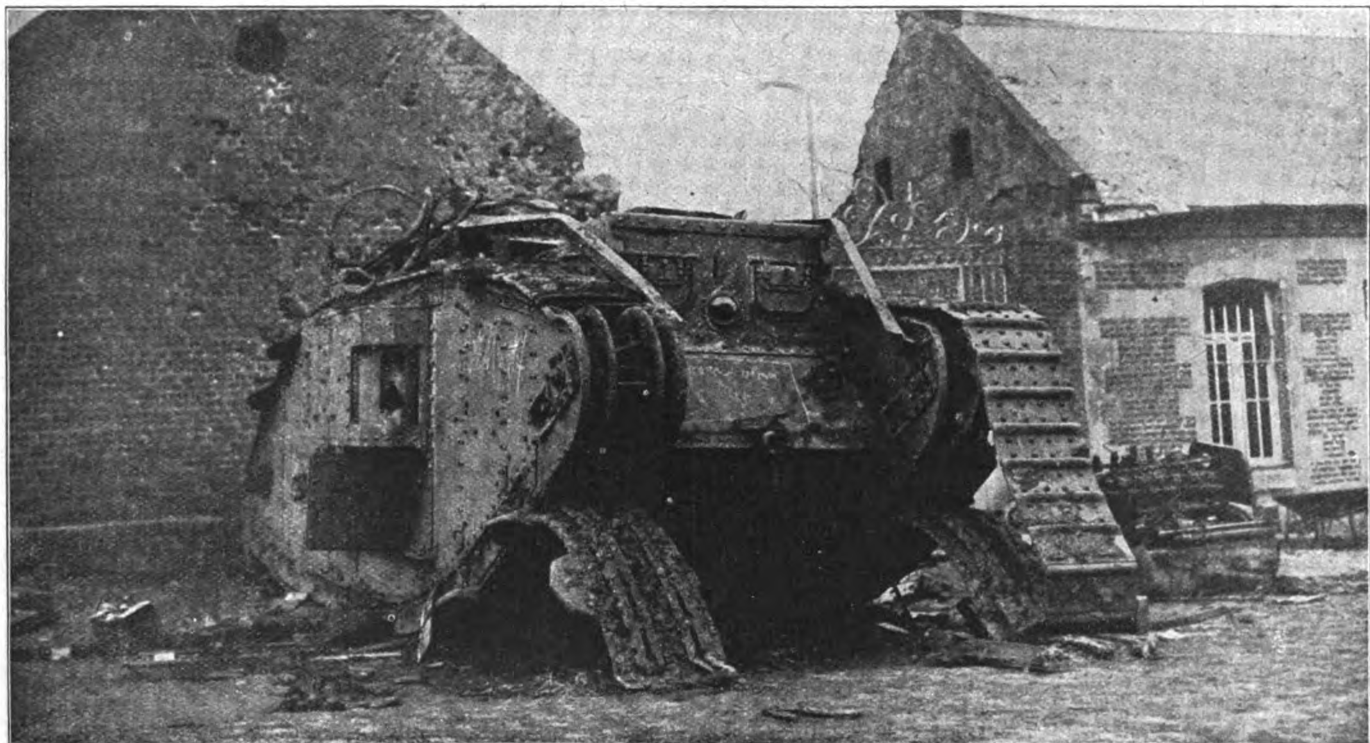
Phot. Bild- und Film-Amt.

Abtransport englischer Tankmannschaften, die in der Schlacht bei Cambrai gefangen wurden.

Einen empfindlichen Verlust ihrer Luftstreitkräfte erlitten bald darauf die Engländer. Oberleutnant zur See Christiansen, der oft genannte Führer eines deutschen Flugbootes, griff am 11. Dezember gelegentlich eines Aufklärungsfluges über den Hoofden das englische Flugschiff C 27 an und vernichtete es. Das Fahrzeug stürzte brennend in die See. Am gleichen Tage wurde in Holland das Schwesterflugschiff C 26 ohne Bemannung aufgefunden. Von einem gefangen eingebrachten Mitgliede der Besatzung erfuhr man, daß dieses englische Luftschiff eine Notlandung vornehmen mußte und dann verlassen worden war. —

* * *

Trotz aller Versicherungen des englischen Marineministers Sir Geddes in seiner Rede vor dem Unterhaus, Mitte Dezember, vermochten die Engländer auch unter den günstigsten Umständen durch Höchstleistungen im Schiffsbau den riesigen Ausfall an Schiffsraum durch den **U-Boot-Krieg** nicht mehr zu decken. In den zehn Monaten vom 1. Januar bis zum 31. Oktober 1917 hatten die Deutschen insgesamt 8 047 000 Brutto-Registertonnen versenkt. Die Tagesmeldungen ließen kaum eine Abnahme erkennen, wenn auch die monatliche Gesamtbeute infolge der starken Verminderung feindlichen Schiffsraumes die Million, wie im April, im Herbst nicht wieder erreichte. Dennoch konnte Kapitänleutnant Jeß als Ergebnis einer Streife im Sperrgebiet um England (siehe Bild Seite 92/93) 35 000 Brutto-Registertonnen melden, während schon am nächsten Tage



Phot. Bild- und Film-Amt.

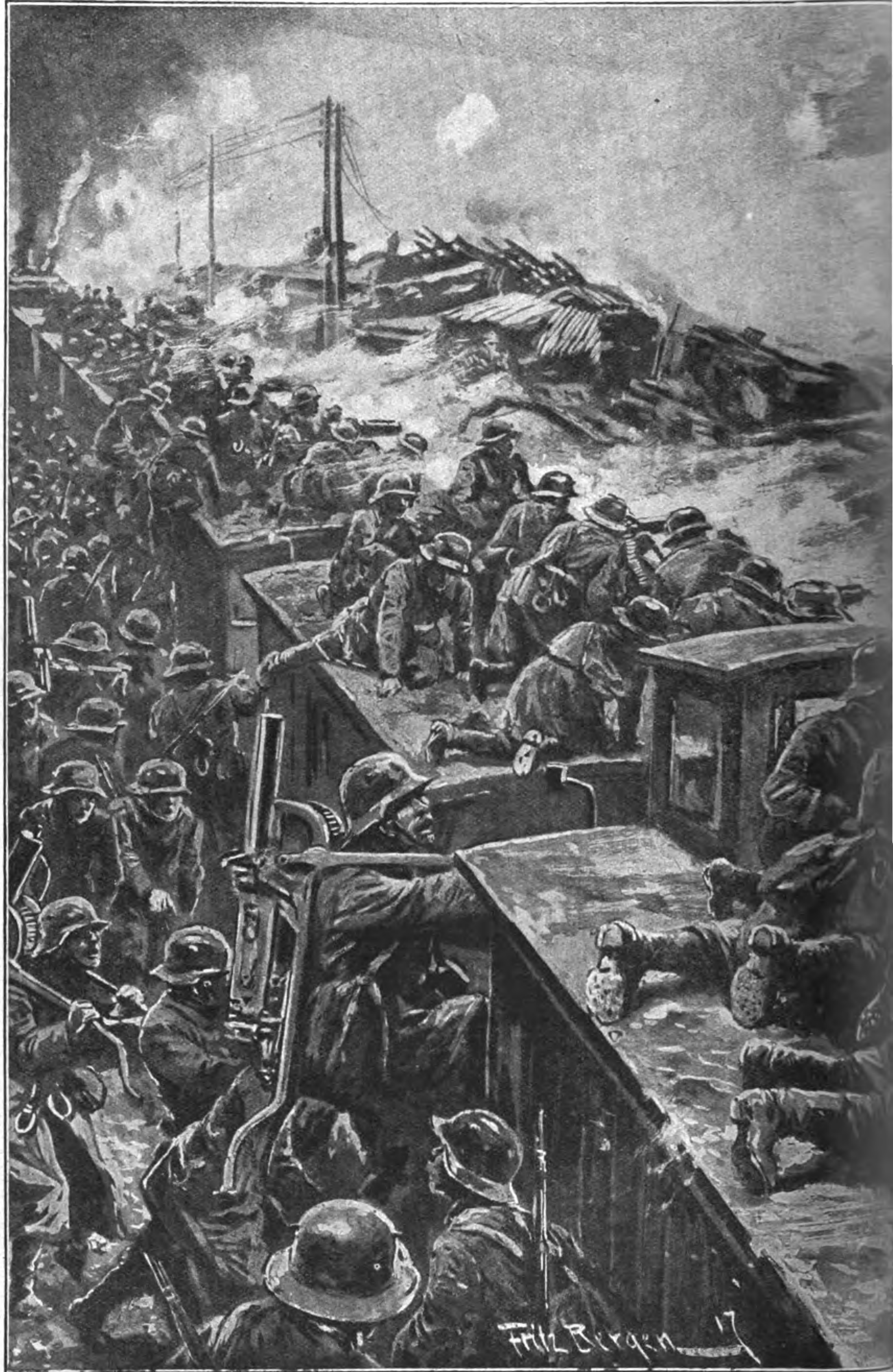
Zerstörter englischer Tank bei Rumilly.

aus dem Mittelmeer 50 000 versenkte Tonnen gemeldet wurden, nachdem dort erst bis zum 2. Dezember 35 000 Tonnen zur Strecke gebracht worden waren.

Was aber die Versenkung besonders der Lebensmitteltransporte für die englische Bevölkerung bedeutete, das rechnete Sir Arthur Yapp seinen Landsleuten in einer Rede in Glasgow vor. Er führte aus, daß die wöchentliche Versenkung von nur zwei Getreideschiffen durchschnittlicher Ladefähigkeit von 6000 Tonnen monatlich den Ausfall von 25 668 264 Laib Brot im Gewicht von je 4½ Pfund bedeutete, einer Masse, mit denen ganz Schottland auf Grund der neu festgesetzten Brotration, die hinter der deutschen um einige Gramm zurückblieb, fünf Wochen hindurch versorgt werden könnte. Anknüpfend an den Untergang eines Schiffes mit 50 000 geschlachteten Schafen legte er dar, daß diese verloren gegangene Fleischmenge die Großstadt Glasgow zwei Wochen hindurch erhalten haben würde.

Auch die Landkriegführung wurde durch Versenkungen von wertvollen Militärtransporten wesentlich beeinflußt. Seit Beginn des U-Bootkrieges bis zum 1. Oktober 1917 waren nicht weniger als 1116 Geschütze mit den bewaffneten Handelsschiffen in die Tiefen des Meeres geschickt und 29 von den U-Booten nach der deutschen Heimat geschafft worden. Zu diesem Verlust muß noch die gewaltige Anzahl von Geschützen auf all den bewaffneten Handelschiffen als Ausfall an feindlicher Kampfkraft zu Lande gerechnet werden, weil sie im Handelskriege meist nutzlos festgelegt waren, samt der dazugehörigen Munition und der zahlreichen Bedienungsmannschaft. Im Angriff trat am 12. Dezember wieder ein deutsches U-Boot gegen Funchal auf Madeira hervor; der Platz wurde mit vierzig Granaten beworfen. Der feindlichen Gegenwehr gelang es nicht, das U-Boot zu hindern oder zu schädigen.

Am gleichen Tage glückte es morgens deutschen Seestreitkräften unter Führung des Korvettenkapitäns Heinicke, dicht unter der englischen Küste vor der Tynemündung einen neuen Schlag gegen die englische Handelschiffahrt zu führen. Trotz der Gegenwehr der englischen Vorpostenschiffe wurden zwei große Handelsdampfer und zwei bewaffnete Patrouillenschiffe ohne eigene Verluste und Beschädigungen von den deutschen Schiffen in den Grund gebohrt, die bis zur Küste von Northumberland, der nördlichsten Provinz Englands, durch die der Tynefluß strömt, einen Weg von wenigstens 1300 Kilometern durch die ganze Nordsee hatten zurücklegen müssen, ohne vom Feinde gesichtet zu werden.



Englische Truppen werden durch Maschinengewehrfeuer von den Dächern eines erbeuteten englischen Proviantzuges bei Cambrai zusammengeschossen.

Während dieses gelungenen Vorstoßes unternahm Kapitänleutnant Hans Kolbe mit leichten deutschen Seestreitkräften gleichzeitig einen erneuten Angriff auf den Geleitzugverkehr zwischen den Shetlandsinseln und Bergen. Zwei norwegische, zwei schwedische, ein dänischer und ein englischer Dampfer, insgesamt sechs Handelschiffe, waren unter Begleitung von vier bewaffneten Bewachungsfahrzeugen und zwei englischen Torpedobooten auf dem Wege nach Norwegen, als sie von den Deutschen angegriffen wurden. Vor Revaer an der norwegischen Küste nahmen die vier deutschen Torpedoboote zunächst die Kriegschiffe unter Feuer und ließen die Handelschiffe aus dem Feuerbereich entschlüpfen. In einem erbitterten Gefecht wurden die vier kleinen englischen Kriegschiffe vernichtet und auch der englische Torpedobootszerstörer „Partridge“ versenkt, während sein Gefährte „Pellew“ sich stark beschädigt nach Bandöfund in Sicherheit brachte. Nach ihrem Siege über die englischen Kriegschiffe wandten sich die Deutschen gegen die Handelschiffe des Geleitzuges und vernichteten sie sämtlich;



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

die Besatzungen dieser Fahrzeuge konnten ohne Ausnahme gerettet werden. Auch aus diesem Seegefecht gingen die Deutschen unbeschädigt und ohne Verluste hervor. —

* * *

Aus Rücksicht auf die heiligen Stätten hatten die **Türken** von einer Verteidigung Jerusalems abgesehen und die Stadt, wie schon Seite 70 erwähnt (siehe auch das Bild Seite 75), ohne Kampf der Übermacht der Engländer überlassen. Sie zogen sich auf neue Stellungen östlich und nordöstlich von Jerusalem zurück. Eine militärische Wichtigkeit kam dem englischen Erfolge nicht zu; politisch war er aber schon deshalb von großer Bedeutung, weil er den Einfluß der Engländer im Morgenlande vorerst erheblich steigerte. —

* * *

Auch in den **Vereinigten Staaten** machte der Einzug in Jerusalem großen Eindruck. Die Amerikaner empfanden ihn gewissermaßen als einen neuzeitlichen Kreuzzug gegen die „Heiden". Wilson benutzte die Gelegenheit zu einer neuen Hetzrede vor dem amerikanischen Kongreß. Den unbeschränkten U-Boot-Krieg, der von Österreich-Ungarn genau so lange schon geführt wurde wie von Deutschland, nahm er zum Anlaß, am 7. Dezember auch gegen Österreich-Ungarn die Kriegserklärung zu unterzeichnen. Diesem Schritt der Vereinigten Staaten stellte in den nächsten Tagen Czernin das kräftige Wort entgegen: Österreich-Ungarn kämpft auch für Elsaß-Lothringen. Die Feinde mußten danach mit der Tatsache rechnen, daß sie künftig auch an der Westfront den vereinigten Truppen der Mittelmächte begegnen würden. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Deutschland und die Türkei.

II.

(Schluß.)

Besonders erregte es natürlich den Widerspruch Englands, daß die Deutschen die Bahn bis zum Persischen Golf bauen wollten. Er war so lebhaft, daß die endgültige Erteilung der Konzession bis zum Frühjahr 1903 hinausgeschoben wurde. Als dann endlich die Arbeiten in Gang kamen, versuchte England durch Verbindung mit türkischen Vasallen, die Türkei von ihrer Stellung am Persischen Golf zu verdrängen. In Kuweit wurde unter nichtigen Gründen ein Aufstand entfacht, das Gebiet für selbständig erklärt und ein Scheich im Solde Englands eingesetzt. Damit war Kuweit als Endpunkt für die Bagdadbahn verloren. Die deutsch-türkische Politik sah sich nun nach anderen Auswegen um. Aber Kor Abdallah, eine Bucht am Persischen Golf, die damals als Endpunkt in Aussicht genommen wurde, erklärte England für zum Sultanat Kuweit gehörig. Ähnlich ging es mit einem anderen Hafen. Da schien nichts anderes übrig zu bleiben, als zu verzichten. Im Vertrage von 1911 gaben Deutschland und die Türkei ihre Ansprüche auf das Endstück von Bagdad bis zum Meer endgültig auf und überließen es einer internationalen Gruppe. Im Sommer 1914 soll es dann noch zu einer letzten Abmachung gekommen sein, in der England Deutschland bis Basra freie Hand ließ und für die Schlußstrecke internationale Verwaltung verlangte.

Von der Bagdadbahn stehen rund tausend Kilometer im Betrieb. Im Westen hat man mit dem Bau in Konia

begonnen, im Osten in Bagdad. Die westliche Linie hat im Kriege schon gute Dienste geleistet. Die finanzielle Lage der Bahn ist wegen der durch den Krieg bedingten Verhältnisse nicht gerade günstig. Doch hofft man, daß nach dem Kriege hierin eine rasche Wendung eintreten wird.

Das sind die Hauptpunkte aus der Geschichte der Bagdadbahn. Deutschlands Absicht, die fernen Teile des türkischen Reiches der Hauptstadt näher zu bringen, tritt klar zutage. Die deutsche Bagdadbahn steht damit in schroffem Gegensatz zu einem alten englischen Plan, vom Mittelmeer aus eine Verbindung mit Bagdad zu suchen und so den Gegensatz zwischen den türkischen und arabischen Teilen des Reiches zu verstärken.

Was im übrigen die deutsche Kapitalbeteiligung in der Türkei anbetrifft, so sagte ich schon, daß sie im privatwirtschaftlichen Leben bisher gering war. Das hat seinen vornehmsten Grund darin, daß die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern noch keine nennenswerte Größe erreicht hatten. Erst seit im Jahre 1889 in Hamburg die deutsche Levantelinie gegründet wurde, besteht überhaupt eine unmittelbare Verbindung zwischen Deutschland und der Türkei. Aber trotz dieser Gründung hat der Güteraustausch eine wesentliche Steigerung nicht erfahren. Bei einer deutschen Gesamteinfuhr von jährlich 10 bis 11 Milliarden Mark in den Jahren 1911 bis 1913 betrug der Anteil der Einfuhr aus der Türkei nur etwa 0,7 Prozent, der Anteil der Ausfuhr nach der Türkei bei einer Gesamtausfuhr von 8 bis 10 Milliarden Mark in denselben Jahren 1 bis 1,4 Prozent. Die Kapitalbeteiligung der Deutschen war der politischen Stärkung der Türkei zugute gekommen, nicht aber der Steigerung der Gütererzeugung. Trotz der Leistungen hervorragender deutscher Männer ist Deutschland von der Türkei noch keine Entschädigung in wirtschaftlicher Hinsicht zuteil geworden.



Joseph Caillaux,
der frühere französische Ministerpräsident, dessen friedensfreundliche Tätigkeit der französischen Regierung unbequem wurde.

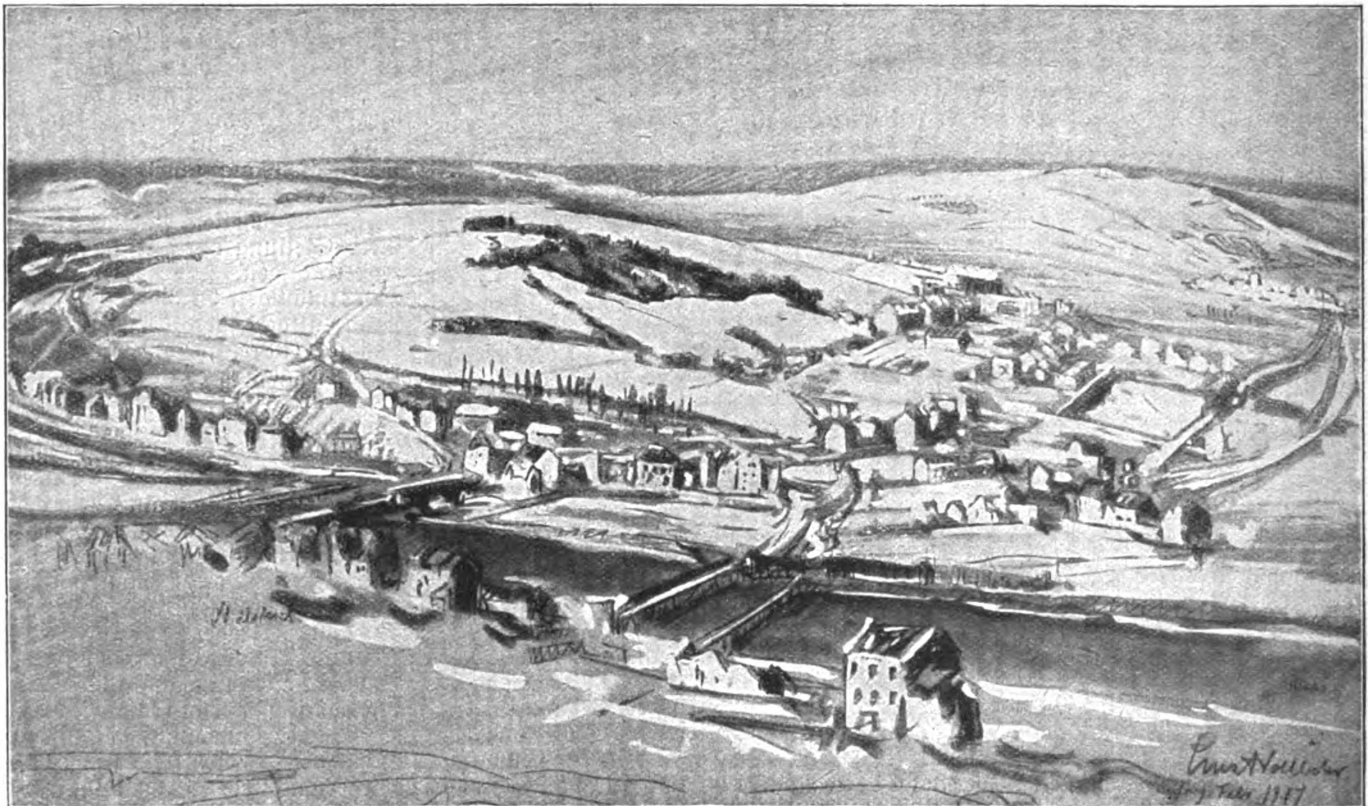


Georges Clemenceau,
der neue französische Ministerpräsident, der zur Fortsetzung des Krieges mit allen Mitteln schürte.

Aus diesen Tatsachen heraus ergibt sich die Zukunftsfrage, wie weit für Deutschland nach dem Kriege das osmanische Reich als Versorgungsgebiet in Frage kommt. Daran schließt sich die zweite Frage, welche Maßnahmen zu ergreifen sind, um die Produktion im Lande zu steigern.

Die Türkei umfaßt sicherlich große Ländermassen, die einst wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt waren und die auch noch heute zu neuem Leben erweckt werden können. Aber um aus Gebieten, die heute Steppe sind, blühende Baumwollkulturen zu schaffen, ist viel Zeit und gewaltige Arbeit erforderlich. Besonders aber sind es die rechtlichen Verhältnisse in der Türkei, die einer raschen Entwicklung hemmend entgegenstehen. Bis zum Kriegsausbruch war trotz der Tatkraft westeuropäischer Unternehmer wenig erreicht.

Im Vordergrund des wirtschaftlichen Aufbaues der Türkei steht der Ackerbau, der auch für Deutschland das meiste Interesse hat. Abgesehen von Arabien sollen ungefähr 80 Prozent des Bodens anbaufähig sein. Angebaut werden davon aber nur drei Achtel. Von dem kulturfähigen Boden sind 88 Prozent Staatsland. Darin aber liegt der springende Punkt: der Bauer ist nicht Herr seiner Scholle. Die großen Grundherren verpachten ihre Besitztümer an eine ganze Reihe von Zwischenleuten, die alle verdienen wollen und deshalb die Pachtsumme ungeheuer steigern. Der eigentliche Bewirtschafter aber hat kein Interesse daran, den Ertrag seines Gutes zu steigern. Er baut nur für seinen eigenen Bedarf und möglichst nur solche Sachen, die wenig Arbeit machen; denn er sagt sich, den Gewinn stecken doch die anderen ein. Hier also hat eine Agrarreform einzusetzen, wenn es überhaupt gelingen soll, den Ertrag der Landwirtschaft zu steigern. In zweiter Linie kommt dann die Verbesserung des Bodens, Einführung von Maschinen und Geräten.



St. Mihiel, südlich von Verdun, mit Vororten.
Nach einem Originalgemälde des Kriegsmalers Ernst Vollbehr.



Trichtergelände in Flandern vor der Höhe von Passchendaele.

Nach einer englischen Darstellung

Daneben sind es natürlich noch eine Unmenge von Fragen, die ihrer Lösung harren, wenn die Türkei zu dem gemacht werden soll, als was sie heute viele Menschen schon im Geiste vor sich sehen. Es müssen Wege, Eisenbahnen und Kanäle gebaut werden, um die Rohstoffe fortzuschaffen. Dann müssen vor allen Dingen die Häfen ausgebaut werden, die bis jetzt völlig unzureichend sind. Endlich ist noch auf eine Tatsache hinzuweisen, die die Entwicklung sehr hindert: der Geburtenrückgang. Die Lösung der Bevölkerungsaufgaben wird ungeheuer schwierig, aber auch das Wichtigste bleiben.

Minenkrieg.

Von einem Offizier einer Feldpionierkompanie.

(Fortsetzung.)

Die Horchstelle 7 ist für uns jetzt besonders wichtig, weil sie zwischen zwei feindlichen Angriffstollen liegt, die beide schon an uns vorbei sind und der Vollendung entgegengehen. Die Horchposten sind dort vermehrt. Schon die letzte Ablösung hatte gemeldet, daß an der einen Arbeitstelle völlige Ruhe herrsche, und auch jetzt ist das Minieren nur an der anderen wahrzunehmen; sie sind also mit dem einen Stollen fertig und können mit der Ladung beginnen. Aber zum Glück sind wir ihnen mit unseren Gegenmaßregeln voraus, und zwar ohne daß sie eine Ahnung davon zu haben scheinen. Denn nach der taktischen Lage war es nicht schwer zu erraten, daß das über uns liegende starke Vorwerk eines Tages das Ziel der feindlichen Minierarbeiten werden würde, und so haben wir gleich erheblich vorgearbeitet, als unsere Horchposten zum erstenmal feindliches Pickeln wahrnahmen. Der rasche Ausbau und das Laden mehrerer Quetschminen war unter Beachtung der strengsten Vorsichtsmaßregeln und Einhaltung der größten Ruhe vor sich gegangen. Nun konnten sie ja ruhig weiterarbeiten, denn für alle Fälle waren wir ihnen voraus, und es konnte uns nur recht sein, wenn sie noch recht lange ungestört eine Menge Kräfte an ein Werk verschwendeten, das kurz vor der Vollendung dem sicheren Untergang geweiht sein mußte.

In 8 hören wir dieselben Arbeiter wie in 7, und ganz an der Grenze der Hörbarkeit tönt das Geräusch des Verkehrs im feindlichen Graben herein. Dazu setzt sich ab und zu ein Einschlag einer Mine als mächtig tosender Lärm oder der dumpfe Aufschlag eines Infanteriegeschosses.

In 9 herrscht, wie bisher, immer völlige Stille. Der Stollen 10 ist uns vor zwei Tagen in der Morgenfrühe durch den Gegner abgequetscht worden, und es fehlt uns einstweilen von den dort verschütteten Braven jedes unmittelbare Lebenszeichen.



Am Steuer eines Marine-Luftschiffes in großer Höhe.

Der Steuermann trägt (wie die ganze Bemannung des Luftschiffes) eine Schwimmweste und einen Fallschirmgürtel und hat den Schlauch des Sauerstoffapparates im Munde.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Koch-Gotha.

In 11 Miniergeräusch, wie wir es hier seit längerer Zeit gewohnt sind. Doch scheint auffallenderweise die Arbeit seit meiner letzten Ablösung nicht weiter vorgeschritten zu sein. Ich hole die Aufzeichnungen meines Vorgängers hervor: an allen Tagen meiner Abwesenheit Miniergeräusch; also offenbar Ausbau einer Sprengkammer zur Aufnahme der Ladung, die demnach reichlich groß sein muß, wenn sie nicht in der lichten Weite des Stollens Platz finden kann. Die dauernd hörbare Pickelbewegung erscheint mir aber auffallend hastig, und es müßte schon ein sehr kräftiger Arbeiter sein, der so rasch die Schläge führt. Und doch sind die Schläge für einen kräftigen Mann fast zu matt, dazu kaum eine Pause, kein Losbröckeln von Gestein, kein Schürfen des Spatens vernehmbar. — Merkwürdig!

In 12 nichts Besonderes, nur ganz in der Ferne das Pickelgeräusch von Stollen 11 kaum hörbar herüberklingend. Daneben hört man bei angestrengter Aufmerksamkeit ein Geräusch, wie wenn sich eine Schnur an Holz reibt, merkwürdigerweise genau im Takte der Pickelhiebe. Was mag das sein? — Wir horchen zurück zu Stollen 11, wieder nach 12, nochmals hin und her: es kann auf die Dauer kein Zweifel mehr sein, daß zwischen den Bewegungen der Schnur und den Schlägen der Kreuzhacke eine Beziehung besteht. Sollte der Stollen wirklich verlassen sein und die Franzmänner uns durch die Schläge einer aufgehängten Kreuzhacke, die sie mit einer Schnur von oben her betätigen, zu täuschen versuchen? Dann wäre es höchst wahrscheinlich, daß ihre Ladung bereits zündfertig liegt, und daß uns der nächste günstige Zeitpunkt eine Überraschung bringen soll. Leider sind wir noch nicht ganz vorbereitet, denn wie konnten wir denken, daß die Franzosen schon hier ihre Sprengung ansetzen würden, wo sie nach unseren Horchergebnissen noch viel zu weit von unserer Stellung abliegen mußten. Doch es gilt zu handeln; wir müssen versuchen, ihnen doch noch zuvorzukommen. Einer unserer Seitenstollen reicht bis auf drei Meter an den feindlichen Minengang hin; mit 80 Kilogramm ist die Sache gemacht.

Noch vor Schluß der Horchpause rücken 15 Mann nach dem Stollen 11 ab, um noch die Stille der Horchzeit für unmittelbare Beobachtung an Ort und Stelle selbst ausnützen zu können. Auch hier scheint alles unsere Vermutungen zu bestätigen, und frisch geht es ans Werk. Die Leute wissen alle, daß Eile not tut, und behende fliegen die Sprengstoffpakete von Hand zu Hand durch die lange Kette und werden lautlos im Laderaum aufgestapelt. Die Unteroffiziere setzen die Glühzünder nach Prüfung ihrer Leitfähigkeit in die Mitte der Ladung ein und verbinden sie mit dem bereits gelegten Doppelkabel. Vom Stolleneingang her wird dann die ganze Zündleitung nochmals mit dem Leitungsprüfer untersucht. Dann werden rasch



An der Towerbrücke über die Themse in London.

Englische Anstrengungen zur Abwehr deutscher Luftangriffe auf London. Scheinwerfer leuchten den Himmel ab, der außer von Mond und Sternen von unzähligen leuchtenden Schrapnellen erhellt wird.

Nach einer englischen Darstellung.

die 400 Sandsäcke von den Pionieren zur Verdämmung der Ladung durchgehandelt, aus denen eine 5 Meter dicke Mauer vor der Ladung aufgeführt wird, die den Sprenggasen den Abfluß in den Stollen versperren soll, so daß sie mit ihrer ganzen Kraft auf den feindlichen Minengang wirken müssen.

Die Vollendung der Verdämmung einem Vizefeldwebel überlassend, eilen wir durch die untere Galerie zum Stollen 7, wo das Aufhören des Minierens an der einen Arbeitstelle beobachtet worden war. Treppen auf, Schleppschacht ab, uns an langen Reihen von Munitionskästen mühsam vorbeizwängend, erreichen wir einen Senkschacht, klettern darin 12 Meter in die Höhe, um dann einen endlos langen Stollen abwärts schreitend auf den Gang 7 zu stoßen. Maueranschläge mahnen zur größten Stille, und ein weiches Moospolster dämpft den Schall der Schritte. Schon seit drei Wochen sind alle Arbeiten in diesem Stollen bis auf den Horchdienst eingestellt worden. Von einem Seitenstollen aus haben wir seither aus 8 Meter Abstand die Arbeiten des Feindes Tag für Tag fortschreiten hören. Die Sorglosigkeit seiner ziemlich geräuschvollen Arbeit mußte uns in der Überzeugung bestärken, daß er von unseren Sicherheitsmaßnahmen in dieser Gegend keine Ahnung habe. Als er sich dann endlich schon 20 Meter über uns hinaus bis nahe an unsere Stellung vorgearbeitet hatte, war der Horchposten um etwa ebensoviel zurückgezogen worden, und an seinem Platz wurden in einer Nacht 1500 Kilogramm Sprengmunition eingebaut und mit einer 8 Meter dicken Sandsackwand verdämmt. Es genügte, zur gegebenen Zeit einfach den Glühzündapparat anzuschließen und auf den Knopf zu drücken. Aber zunächst konnte es noch Tage, ja Monate dauern, und da uns an einem rascheren Verlauf des unterirdischen Krieges nichts lag, warten wir vorläufig ruhig das Weitere ab. Bis dahin hängt die ganze Schwere der Verantwortung an den Leuten des Horchdienstes, die sich das Laden des feindlichen Stollens auf keinen Fall entgehen lassen dürfen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kampfflieger Leutnant Walter v. Bülow,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.



Phot. Lichtbildstelle d. k. u. k. Kriegspressequartiers.

K. u. k. Hauptmann Otto Jndra, Kommandant einer österreichisch-ungarischen Fliegerkompanie, hat seit Januar 1915 219 erfolgreiche Feindesflüge unternommen und 8 feindliche Flugzeuge abgeschossen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kampfflieger Leutnant Hans Klein,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Von hier aus wenden wir uns dem Stollen 10 zu, wo die Aufräumungsarbeiten von der feindlichen Sprengung von vorgestern noch in vollem Gange sind. Der Pionier am Handlüfter bestätigt uns eine seit Stunden eingetretene merkliche Verbesserung der Luft, und so nehmen wir vorläufig den Sauerstoffapparat nicht in Ge-



Zwei französische Flieger, kenntlich an den Fliegerabzeichen rechts auf der Brust, die bei einem Angriff auf das deutsche Heimatgebiet zur Landung gezwungen wurden, inmitten einer Gruppe Franzosen, die bei einem Vorstoß am Hartmannsweilerkopf in deutsche Gefangenschaft fielen.

brauch, bis wir weiter in die Tiefe hinabkommen, wo immer noch die giftigen Gase der Sprengladung durch die Ritzen und Spalten des infolge der Sprengung zerklüfteten Gesteins herausquellen. Zwei Pioniere sind bereits zerquetscht aus dem Stollen hervorgezogen worden. Nur langsam schreiten die Aufräumungsarbeiten fort, denn die Splitter der starken Rahmen sind in buntem Wirrwarr durcheinandergeschoben; überall bröckelt das zermalmte Gestein herab und muß durch neue Rahmen aufgefangen werden. Zwanzig Minuten sehen wir so dem angestrengten Arbeiten unserer Pioniere zu, als unerwartet der Durchbruch frei wird. Die aus dem bisher ungelüfteten Raum austretenden Sprenggase zwingen uns, ungesäumt den Selbstretter in Gebrauch zu nehmen, denn da sie sich nicht einmal immer durch den Geruch verraten, ist mit ihnen nicht zu spassen. Nach kurzem, oft nur wenige Sekunden dauerndem Schwindelgefühl pflegt der Vergiftete plötzlich das Bewußtsein zu verlieren, und in der Regel trifft auch die zu Hilfe eilenden Kameraden dasselbe Los. Noch einige Sparren werden weggezogen, noch etwas Gestein entfernt, und der Durchgang ist so weit frei, daß man sich kriechend hindurchzwängen kann. Ein ergreifendes Bild bietet sich unserem Auge: am Boden liegen die beiden Braven; die dreißig Stahlflaschen, ihr ganzer Sauerstoffvorrat, der ihnen für etwa zwölf Stunden die Lebensmöglichkeit gegeben hat, sind geleert. In mühseliger Arbeit haben sie noch versucht, ihren Rettern entgegenzuarbeiten, sich durchzuringen aus der giftigen Höhle, hinauf zur erlösenden Luft, zum befreienden Licht der Sonne. Aber nur für etwa 5 Meter haben ihre Kräfte noch ausgereicht; dann haben sie wohl nach Verbrauch der letzten Flasche in der Stollenluft zu atmen versucht und sind in den Schwaden rasch entschlummert; Opfer ihrer Pflichttreue im Dienste für das Vaterland.

(Schluß folgt.)

Schwere Arbeit am Geschütz beim Anhalten eines feindlichen Seglers.

(Hierzu das Bild Seite 92/93.)

Mit äußerster Kraft voraus durch die hochgehende See hat das flinke U-Boot den feindlichen Segler eingeholt. Die Aufforderung zu stoppen hat er nicht beachtet, nun gilt es, ihn zum Halten zu zwingen. Am Geschütz steht die Mannschaft, festgebunden, um von der überkommenden See nicht über Bord gespült zu werden. Eine schwere Arbeit ist es bei dem hohen Seegang, das Rohr dauernd auf den Feind gerichtet zu halten, doch ein Treffer ist ihm gewiß, wenn er versuchen sollte, zu entkommen oder gar sich zur Wehr zu setzen.

Dauernd schlagen die hohen Wellen über das schmale Deck, und trotz ihrem Schlechtwetteranzuge, dem Ölzeug und den hohen Seestiefeln bleibt selten einer der Mannschaft trocken, denn oft bis an die Hüften im Wasser stehend, müssen sie auf ihrem Posten ausharren. Aber kein Wetter ist den braven U-Bootsleuten zu schlecht und keine See zu wild, besonders wenn es heißt, den Feind zu erjagen und dem Gegner die Stirn zu bieten.



Deutscher Panzerkraftwagen auf einer Gefechtsfahrt.

Unsere Front im Elsaß.

Von Walter Oertel

(Hierzu die Bilder und die Karte Seite 94—96.)

Die Ende 1917 mehrfach gemeldete erhöhte Gefechtstätigkeit im Oberelsaß, deren Brennpunkt im Thanner Tal und im Sundgau lag, lenkte die Aufmerksamkeit erneut auf unseren äußersten linken Flügel, der von der Schweizer Grenze das Largtal abwärts nach Ammerzweiler zum Rhein-Rhone-Kanal zieht, um sich dann über Oberburnhaupt deckend vor Sennheim zu schieben und nördlich von diesem Orte seinen weiteren Verlauf im Gebirge zu nehmen.

Diese Ecke im Sundgau ist immer ein Wetterwinkel gewesen, wie die Geschichte der Gegend im Weltkriege beweist, und wie auch bei ihrer Eigenart gar nicht anders zu erwarten ist.

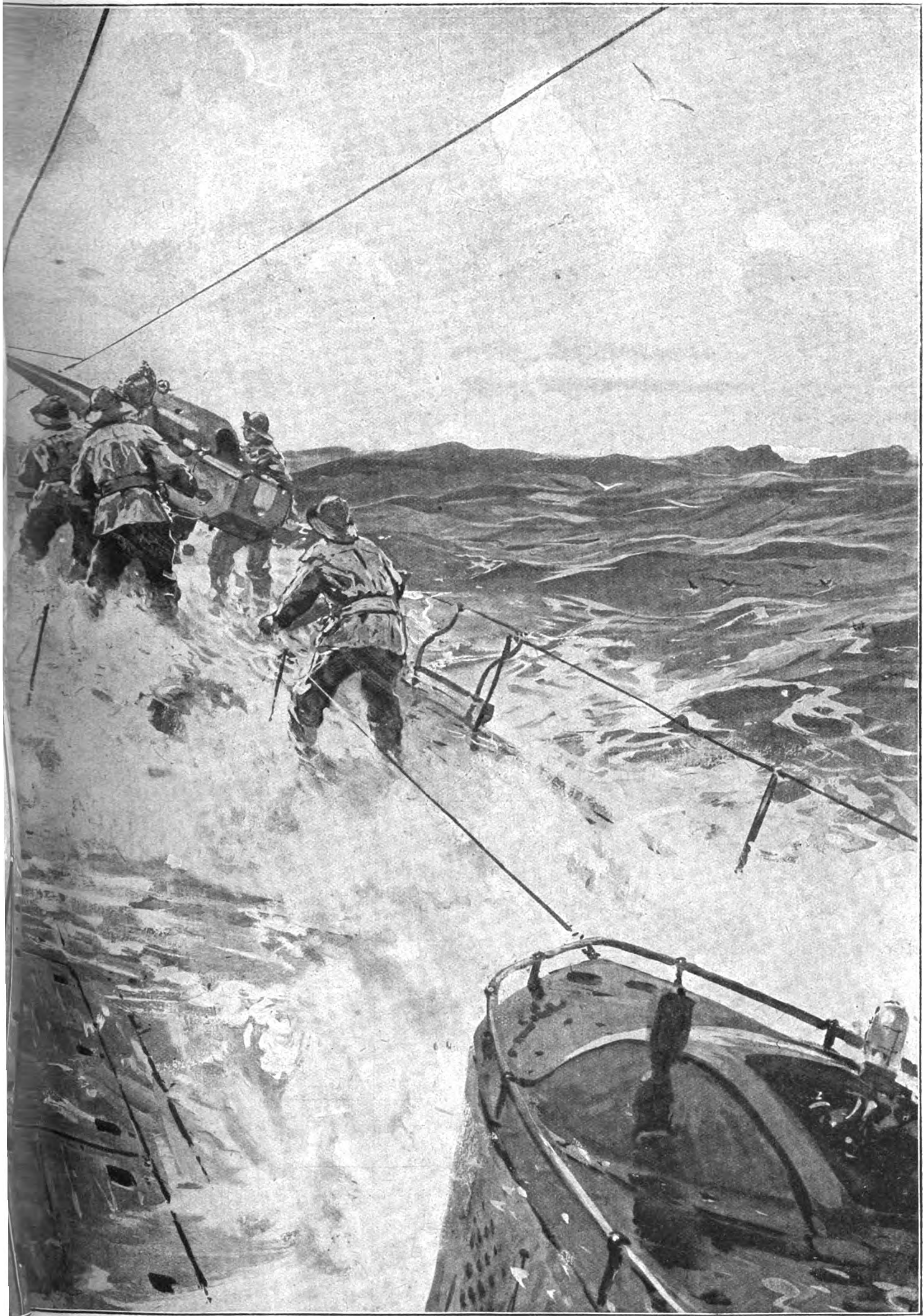
Das Trouée de Belfort war schon in jenen Jahren, in denen Frankreich seine Revanchepläne vorbereitete, der Ausgangspunkt aller französischen Kriegsromane und Zukunftskriegsbücher. Von hier aus sollte die heldenmütige französische Armee wie eine Springflut nach dem Elsaß hineinbranden, alles überrennend, was sich ihr in den Weg stellte. Dann sollte der Rhein überschritten werden. Vormarsch auf Stuttgart und Karlsruhe, Losreißung von Süddeutschland und zum Schluß glorreicher Sieg über die verhaßten Preußen. So malten sich die Franzosen den Zukunftskrieg aus. Die Wirklichkeit wollte es anders.

Zwar der Anfang des Planes glückte. In breiter Front brachen die Franzosen zu Beginn des Krieges im Oberelsaß ein, Gebirgsdivisionen überstiegen die Vogesen, die schwachen deutschen Sicherungskräfte zogen sich teils nach Norden auf Colmar, teils über den Rhein zurück; Mülhausen wurde vom Feind besetzt.

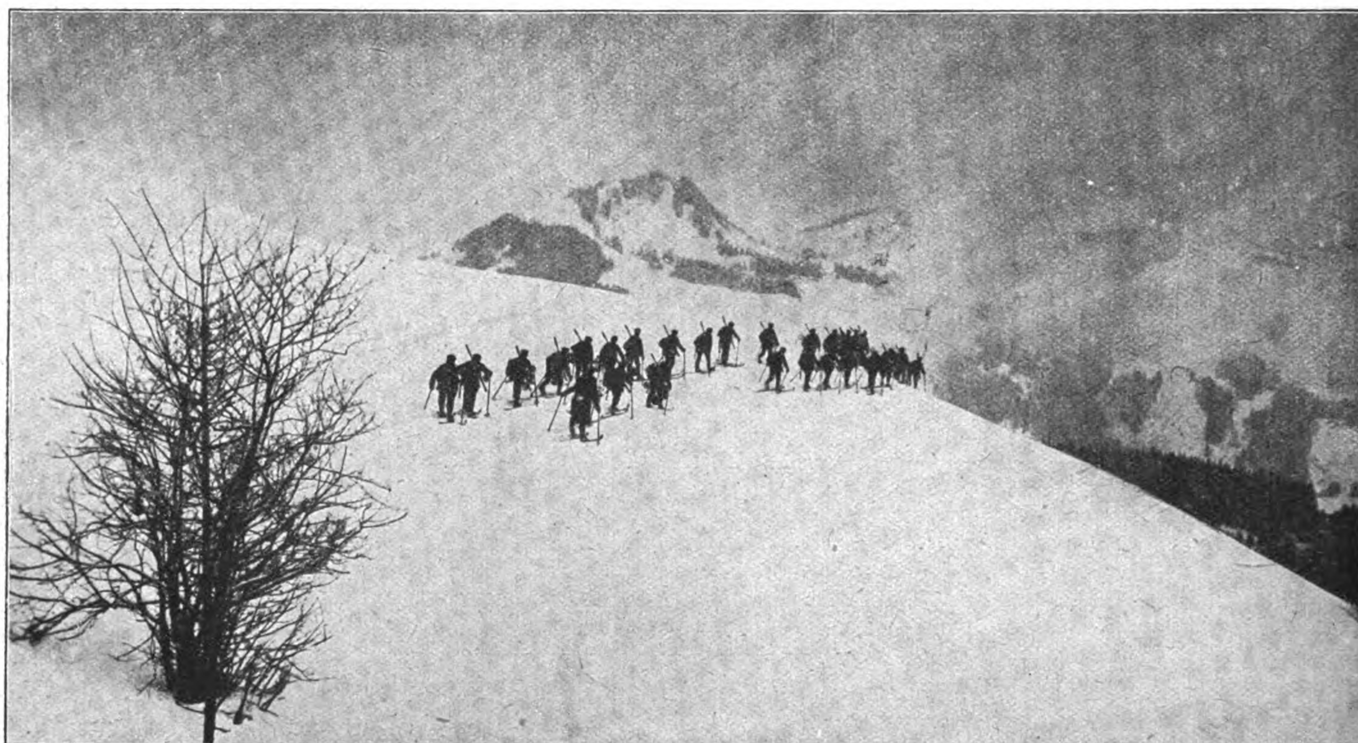
Lange sollte ihm diese Freude nicht ungetrübt zuteil



Deutsche U-Boot-Tätigkeit im Sperrgebiet: Schwere Arbeit am Geschütz beim Anhalten eines Seglers



Nach einem Originalgemälde von Claus Bergen.



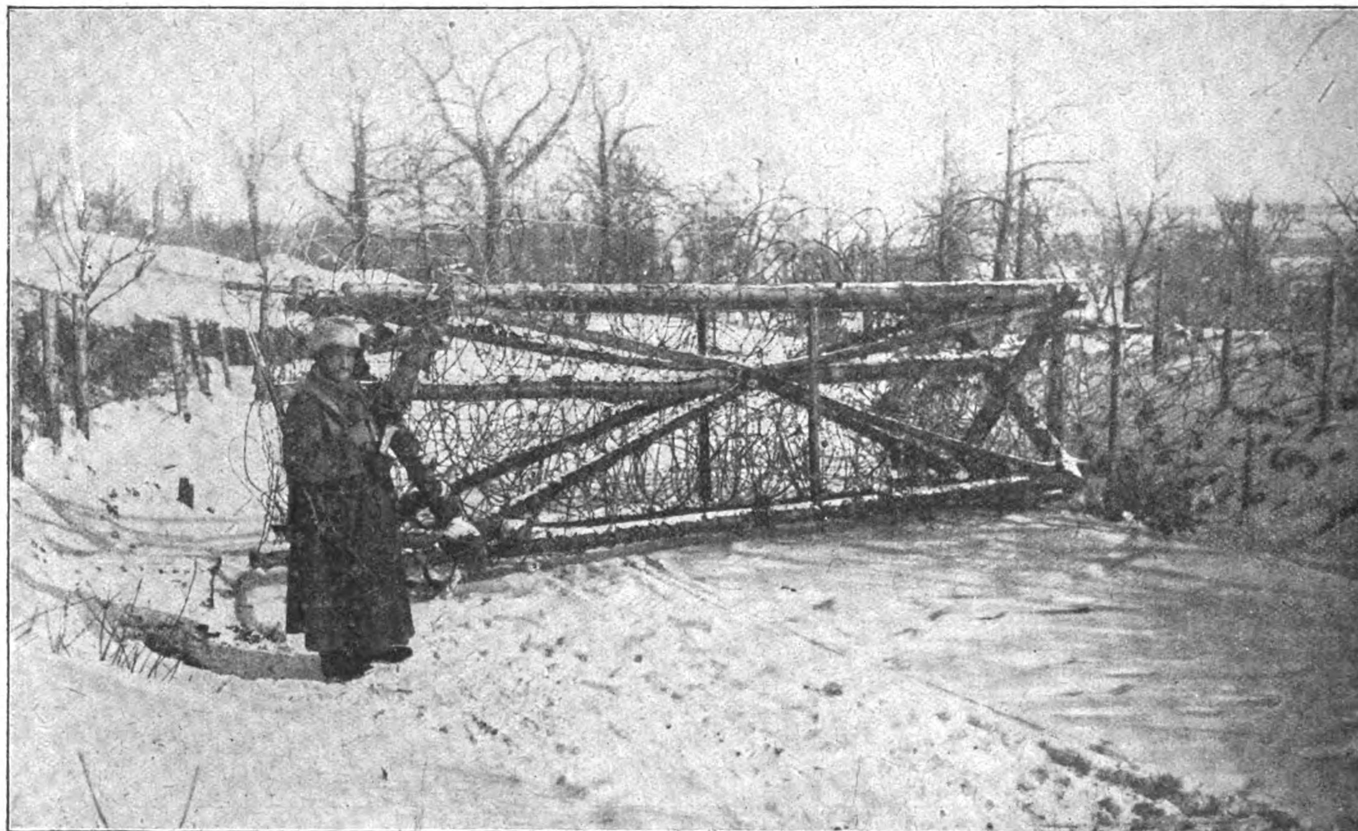
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutsche Schneeschuhläufer-Abteilung auf einem Erkundungsmarsch in den Vogesen.

werden, denn bereits wenige Tage später überschritt das 14. deutsche Korps den Rhein und ging durch den Haardtwald von Osten auf Mülhausen los, während Deimling von Norden in Eilmärschen das 15. Korps heranführte. Die Schlacht von Mülhausen wurde am 19. August geschlagen, und als die Sonne des glühend heißen Tages niedersank, war die französische Armee in vollem Rückzuge auf der Altkircher Straße. Es wäre ihr noch übler gegangen, wenn der Angriff der Badener etwas später erfolgt wäre, so daß es gelungen wäre, dem im Kampfe mit der Front nach Norden verbissenen Gegner den Rückzug nach Belfort zu verlegen.

Die Schlachten in Lothringen riefen beide Korps aus dem Oberelsaß ab. Langsam und fast übervorsichtig tasteten sich die Franzosen erneut auf Mülhausen vor, das sie aber dieses Mal nicht besetzten.

Um die Kräfte des Generals Bonnal, zusammen über zweieinhalb Korps, auf alle Fälle im Oberelsaß festzuhalten, bekamen drei Landwehrbrigaden, Mathy, Dahme und Bodungen, den Befehl zum Angriff auf den vielfach überlegenen Gegner. Es kam zu mehreren Gefechten, in denen bei Mülhausen die Brigade Mathy ziemlich übel zugerichtet wurde, während die beiden anderen Kämpfe bei Flachslanden und Tagsdorf sogar mit einem Erfolge deutscherseits abschlossen. Jedenfalls wurde der Gefechtszweck erreicht. Die Franzosen, die diese schwachen Kräfte nur als Vortruppen ihnen folgender Massen ansahen, blieben im Elsaß gefesselt. Nachdem die Schlacht in Lothringen ein für die



Phot. Rich. Svelling, Berlin.

Deutscher Posten an einer Wegsperre in den Vogesen.

Deutschen günstiges Ende genommen hatte, wurden auch Kräfte abgesandt, um das Oberelsaß von den Franzosen zu säubern. Von Colmar und Schlettstadt anmarschierend, drängten sie die Franzosen vor sich her, riegelten durch Besetzung der Höhen bei Münster zunächst dieses Tal und durch Vorstoß auf Sulz—Gebweiler—Sengern auch das Gebweiler Tal ab und drückten die Franzosen von Mülhausen nach Westen ab.

Auch bei Altkirch wurde kämpfend Gelände gewonnen, so daß hier das rechte Largufer im allgemeinen den Verlauf der deutschen Kampffront bezeichnete.

Die so geschaffene taktische und strategische Lage suchte General Joffre im Winter 1914/15 zu ändern. Er zog starke Kräfte das Wesserlinger Tal hinab und setzte diese dann zum Angriff auf Sennheim an, in der Hoffnung, frontal in der kürzesten Linie durchbrechend, sich den Weg auf Mülhausen zu öffnen. Dieser Plan wurde an der heldenmütigen Tapferkeit zunichte, mit der die deutschen Verteidiger Uffholz, Sennheim, die heiß umstrittene Höhe 313 und Niederaspach gegen alle Anstürme behaupteten.

Frontal abgewiesen, nahm die französische Heeresleitung eine Truppenverschiebung vor und griff nunmehr scharf auf ihrem äußersten rechten Flügel an. Dieses Mal war Altkirch das Angriffsziel. Bei Largitzen und am Hirzbacher Walde wurde hart gekämpft, bei Ammerzweiler bis hinauf nach Oberburnhaupt erbittert gefochten. Eine durchgreifende Veränderung erzielten auch diese Kämpfe nicht, nur einzelne Grabenstücke wurden den Franzosen überlassen.

Seit jener Zeit haben Kämpfe im strategischen Sinne nicht mehr im Oberelsaß stattgefunden, denn die Kämpfe im Münstertal und um den Hartmannsweilerkopf entsprangen taktischen Bedürfnissen. In ersterem Falle wollte die deutsche Heeresleitung durch Wegnahme des Reichsackerkopfes und der anschließenden Stellungen wie Barrenkopf, Kleinkopf, Großer Mönchsberg, Glitzersteine und des von den Franzosen stark befestigten Ortes Stoßweier im Münstertale sich eine stärkere Stellung zur Beherrschung des Münstertales schaffen, und bei den Kämpfen um den Hartmannsweilerkopf handelte es sich für die Franzosen um den Besitz eines im Interesse ihrer Artilleriebeobachtung außerordentlich wichtigen Punktes.



Phot. Rich. Sperling, Berlin.

Eine deutsche Truppenabteilung zieht durch Ammerzweiler im Oberelsaß.

Wenn wir uns nun die Karte genauer ansehen, so erkennen wir deutlich, daß für einen Vorstoß großen Stiles eigentlich nur das Gelände beiderseits der Bahn Belfort—Altkirch in Frage kommt. Nur dreißig Kilometer, ein guter Tagemarsch, trennen Altkirch und Belfort, das in seinem großen Lager vollkommene Möglichkeit für die Bereitstellung selbst einer starken Streitmacht bietet und dessen Nähe als Stützpunkt mit Rücksicht auf Munitionsersatz und sonstigen Nachschub durchaus nicht zu unterschätzen ist, ebenso wie auch ein etwa notwendig werdender Rückzug hier am besten in breiter Front bis in den Schutz der Kanonen von Belfort bewerkstelligt werden kann. Bei einem bei Altkirch erzielten Durchbruche würde sich ferner deutscherseits starker Flankendruck in der Richtung auf Mülhausen geltend machen, während der breite Spiegel des Rheines immerhin einen gewissen Flankenschutz gewähren würde.

Für eine französische Armee bieten sich nach angenommener Erreichung dieses Zieles zwei Möglichkeiten: entweder eine direkte Erzwingung des Rheinüberganges, was angesichts der außerordentlich starken Oberrheinbefestigung ein selbst im Falle des Erfolges äußerst verlustreiches Unternehmen wäre, eine Aufgabe, zu der Kräfte notwendig sind, über die die Westmächte selbst unter Einrechnung der Amerikaner nicht mehr verfügen. Denn eine Armee, die gleichzeitig den Rhein erzwingen und sich dabei auch gegen Flankenstoß von Norden her sichern will, muß für diese Deckungsaufgabe derartig starke Kräfte abzweigen, daß sie einer Armee gleichkommen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, nach Unterbindung ihrer Rückzugslinie die Wahl zwischen Kapitulation und Übertritt auf schweizerisches Gebiet zu haben. Als zweite Möglichkeit bleibt dieser Armee der Marsch auf dem linken Rheinufer nach Norden. Ein derartiges Vorgehen bietet gleichfalls der deutschen Initiative die rechte Flanke offen, außerdem birgt es aber auch noch die taktische Verschlechterung, zwischen Vogesen und Rhein eingekeilt und nach einer ungünstigen Schlacht in das Gebirge geworfen zu werden, um über dieses dann den Rückzug weiter durchführen zu müssen. Mit welchen Verlusten aber derartige Rückzüge verknüpft sind, das haben die für die Mittelmächte so erfolgreichen Kämpfe gegen die Italiener zur Genüge erwiesen.

Doch selbst in dem Falle, daß allen Widerständen zum Trotz eine feindliche Armee in das Oberelsaß einbrechen sollte, so hätte sie damit immer noch nicht viel gewonnen, da sowohl die taktischen wie auch strategischen Bedingungen großen Stiles, wie ich bereits ausführte, gewaltige Schwierigkeiten aufweisen.

Theatereröffnung.

(Hierzu das Bild Seite 96.)

Wie, während an allen Ecken und Enden fürchterliches Blutbad dampft, wo Tausende braver deutscher Soldaten Taten vollbringen, gegen die jene des Leonidas mit seinen Dreihundert bei den Thermopylen ein Kinderspiel ist, da findet einer den Mut, über eine Theatereröffnung zu berichten!? — wird mancher Leser denken. Aber wenn er erst Näheres von dem Schauplatz erfährt, sich die Zuschauer ansieht, dann wird er vielleicht doch anderen Sinnes.

In einem verfallenen, schmutzigen, französischen Nest, acht Kilometer hinter der Front, hausen deutsche Soldaten. Schwer stapft ihr Tritt durch den fußtiefen Schlamm der Straßen und Gassen; denn sie sind müde. Ihre Uniformen sind schmutzüberzogen, denn ihre Träger sind heute morgen aus einer Stellung zurückgekommen, deren Anblick auch am „schönsten" Punkt jedem Daheimgebliebenen einen eisigen Schauder über den Rücken laufen ließe, wenn er ihm plötzlich als Traum im weichen Bett erschiene.

Im Ruhequartier des jeweils zurückgezogenen Reservebataillons, das das Dorf für fünf Tage darstellt, kann diesmal wieder mancher zwei dünne Strohschütten als Nachtlager benützen, denn sein Nachbar ist nicht mehr mit zurückgekehrt. Und in diesem Dorf, vor diesem Publikum ist Theatereröffnung! Darf man über diese schreiben?

Die halblahmen Knochen haben geschleppt und gesägt, die müden Hände haben gezimmert und gemalt, nach den wenigen Stunden, die sie aus schlimmster Not und Graus, aber nicht aus dem Tode — acht Kilometer hinter der Front! — heraus waren, um sich ein Theater aufzubauen, das sich sehen lassen konnte. Unter der unermüdlichen Anleitung des Bataillonsführers, Hauptmann v. K., war eine Art Scheune festlich hergerichtet — was schadet es,

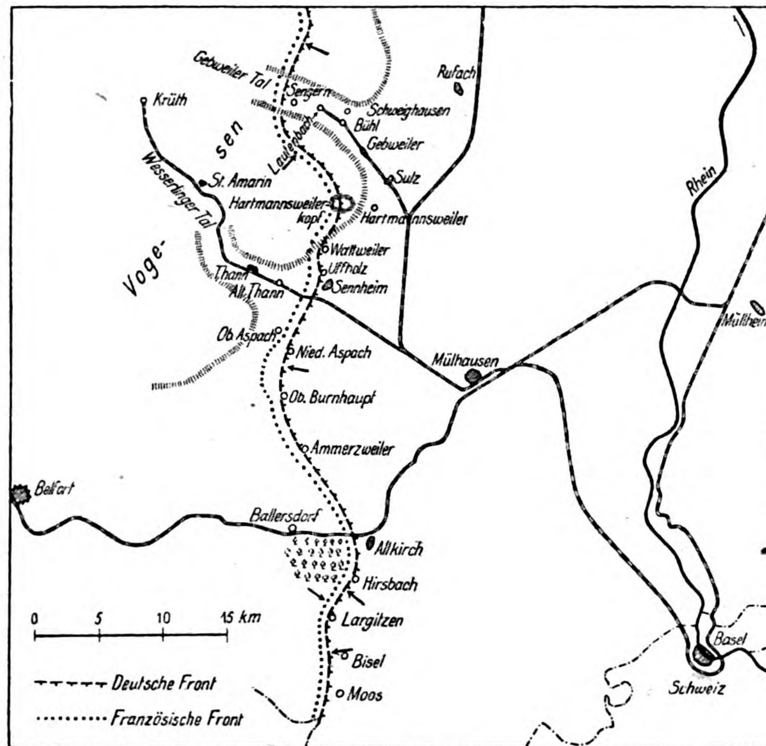
daß ihr Dach nicht ganz wasserdicht war! —, waren Bänke zusammengenagelt, Kübel für — freilich halbverdorrte — Zierbäume angefertigt, eine Bühne gebaut, Vorhänge und Kulissen geklebt, geflickt und mit gar kunstvollen Landschaften bemalt worden. Es war rührend, den kindlichen Eifer dieser Männer zu sehen, die noch vor wenigen Stunden in grauenvollem Ringen dem Tod ins hohle Antlitz geschaut. Aber am Abend war das Theater fix und fertig.

Das Publikum staute sich, zwar nicht festtäglich angetan, aber voll gehobenster Stimmung, in drangvoll fürchterlicher Enge um den Eingang zum „Theater". Die Plätze reichten kaum, und Fronthumor schallte durch den „Saal"; Lachsalven folgten, derb wie die Worte. Die Regimentsmusik hatte es wirklich nicht leicht, sich Ruhe zu verschaffen. Dann ging der Vorhang hoch. Und eine richtige Truppe spielte, die „Kammerspieloperette des deutschen Theaters in Lille", die Hauptmann v. K. gewonnen hatte. Sie spielten „Brüderlein fein" und „Die schöne Galatee". Was soll man sagen über das prächtige Spiel der Darsteller, Fräulein Börner, Schwebke, Frau Greder, der Herren Schäfer-Marlé und Haraczek, über die verdienstvolle Spielleitung des Fräuleins Torrens, über die Musik und den Dirigenten Gaartz! Selbst wenn nicht alles so vorzüglich gewesen wäre, wie es der Fall war, könnte den Darstellern nicht genug Dank gesagt werden.

Gewiß, es gibt in vielen größeren Städten hinter der Front deutsche Theater, aber wann und wie oft kommt der Feldgraue aus dem Schützengraben dorthin? Er kann nicht zum Theater kommen. Das Theater muß zu ihm kommen. Zu ihm, bis in sein verfallenes Ruhequartier. Und darum Dank euch, ihr braven deutschen Künstler, daß ihr Mühe und Gefahr nicht scheutet. Ihr wißt ja auch, ihr männlichen Mitglieder, wie es einem Frontsoldaten ums Herz ist. Habt ihr doch alle jahrelang selbst draußen mitgekämpft, war doch einer von euch, den das Band des Eisernen Kreuzes und der Rettungsmedaille schmückt, sogar schon dreimal verwundet gewesen. Dank euch im Namen aller Frontsoldaten, die ihr erquickt! Erquickt, jawohl; bemängle niemand den Ausdruck. Wer mit angehört hat, wie sie sich draußen vor dem Feind schon erwartungsvoll erzählt haben: „Du, es gibt Theater, wenn wir zurück sind," wer ihren fröhlichen Eifer bei den Vorbereitungsarbeiten gesehen hat, wer aber gar ihre Augen in der Theaterpause geschaut hat, aus denen alle Müdigkeit, alle Versteinerung des Grauens verschwunden war, wen ihr herzhaftes, hier jungenhaftes, dort derb-männliches Lachen über die Vorgänge auf der Bühne umtönt hat, dem wurde das Herz warm und die Augen feucht. Er hätte wie in der Schlacht so hier jeden dieser prächtigen Männer, die mit Lachen in den vierten Winter dieses Krieges gingen, umarmen mögen.

Mit Lachen in den vierten Kriegswinter! Und noch eines — hört's, ihr alle draußen und daheim: an die Wand des Theaters hatte ein Soldat mit bunten Farben und kunstvollen Buchstaben einen Spruch gemalt:

„Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."



Kartenskizze der Kampffront in den Vogesen.



Theatervorstellung im Ruhequartier.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Den Hauptmittelpunkt der hartnäckigen Verteidigung der **Italiener** zwischen Brenta und Piave bildete noch immer der Rücken des 1779 Meter hohen Monte Grappa und seiner Anschlußberge, ein Gebirgstock von ungewöhnlicher Wildheit, der infolge seiner Geländeeigenart für den Verteidiger von vornherein eine außerordentliche Stütze bildet.

Gegen dieses Gebirgsmassiv (siehe die Karte Seite 98) waren von der Armee Krauß mehrere Stoßgruppen bereitgestellt worden, die zum Angriff antraten, sobald die westlich von der Brenta kämpfenden Heeresteile durch die Einnahme der Meletta die Möglichkeit eines starken Flankenstoßes aus dieser Richtung aus dem Wege geräumt hatten. Die rechte Flügelgruppe hatte den Befehl, gegen den Caprilesattel vorzugehen und von dort aus gegen den Col Moschin vorzustoßen, während andere Verbände gegen den Col Beretta angesetzt wurden, der zugleich aus dem Schluchttal der Cesella angefaßt werden sollte. Eine Mittelgruppe, zu der vor allem auch die Regimenter auf dem Monte Pertica gehörten, hatte die Aufgabe, frontal den Hauptstock des Monte Grappa anzugreifen, während sich der linke Flügel gegen die Fontana Secca vorbewegte und sich vor allem gegen die Hänge des Monte Solarolo und des Orsosattels sowie der umliegenden Höhen wenden sollte.

Der erste Schlag erfolgte am 14. Dezember gegen die das Brentatal beherrschenden Höhen östlich von San Marino. Nach harten Kämpfen nahm das Infanterieregiment Nr. 88 die vereisten Hänge des Col Caprile, während sich die Niederösterreicher des 49. Regiments der nordöstlich davon gelegenen Höhe 1202 bemächtigten. Alle Gegenstöße scharf abweisend, drängte der rechte österreichisch-ungarische Flügel weiter vor und griff die Waldzone an, die sich nördlich vom Col Moschin erstreckt. Nachdem so der äußerste rechte Flügel genügend weit Raum nach vorn gewonnen hatte, setzten andere Verbände zum Angriffe auf den Col della Beretta an, der sich am 16. Dezember ebenfalls in den Händen der siegreichen österreichisch-ungarischen Truppen befand. Durch die Eroberung dieser Höhe war den Italienern ein wichtiger Stützpunkt entrissen worden, von dem aus man bis nach Primolano sehen und auch gegen die Stellungen der Verbündeten im Ostteil der Sieben Gemeinden wirken konnte.

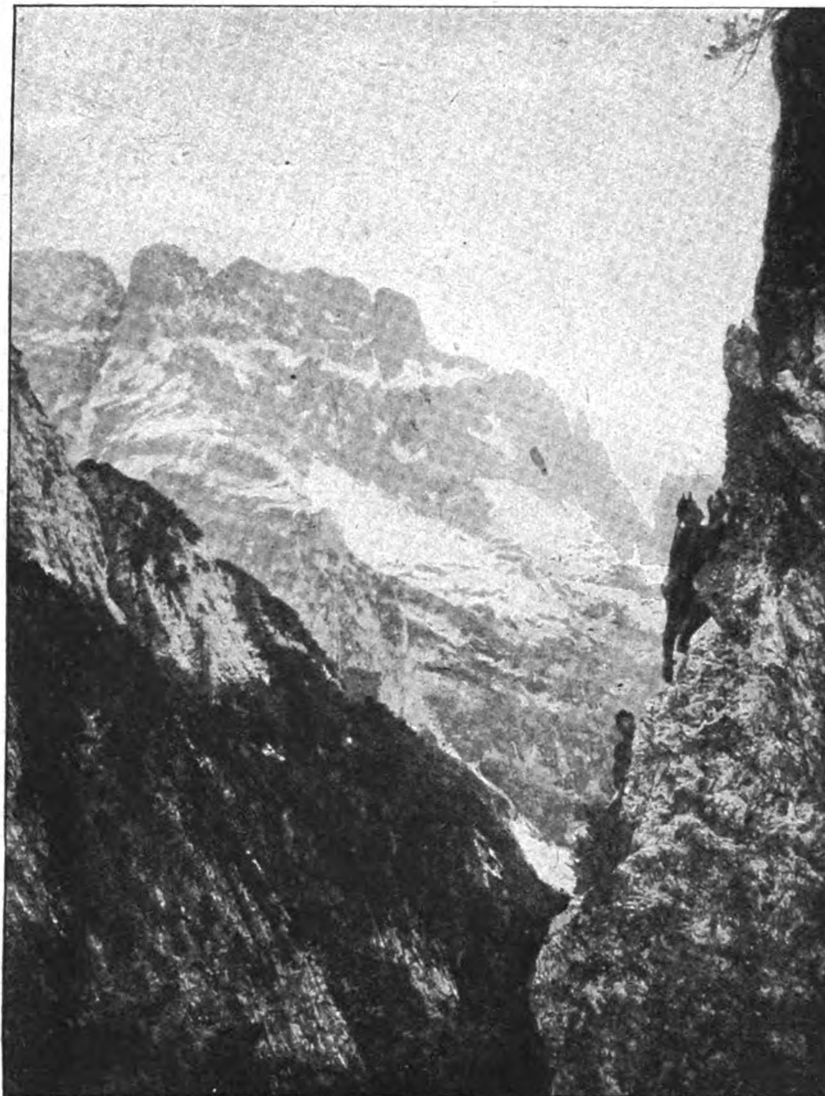
Nachdem diese wichtige Kuppe gefallen war, konnte auch der Angriff gegen das stärkste Außenwerk der Grappabefestigung, den Monte Asolone, vorgetragen werden, der nun halbkreisförmig von den k. u. k. Truppen eingeschlossen war. Gegen ihn wurde am 18. Dezember die 4. österreichisch-ungarische Infanteriedivision zum Sturme angesetzt, wobei dem 7. Regiment die Aufgabe zufiel, die Spitzenhöhe um jeden Preis zu nehmen. Obwohl in der Nacht vor dem Angriffe starker Schneefall die Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens noch wesentlich gesteigert hatte, brachen in den frühen Morgenstunden die Regimenter vor. Schwerstes Feuer deckte trotz des dichten Nebels ihre Vorbewegung, wobei der Artillerie ihre in den Vortagen sorgfältig durchgeführte Erkundung der feindlichen Stellungen sowie das im Anschluß hieran vorgenommene genaue Einschießen wesentlich zustatten kamen. Nach kurzer, aber mächtiger Artillerievorbereitung waren die feindlichen Batteriestellungen hinter dem Monte Coston und dem Monte Meda in gründlichster Weise mit Gasgranaten zugedeckt und auch ein von den Italienern zum Gegenstoß bereitgestelltes und daher auf engem Raume zusammengefaßtes Infanterieregiment von drei Bataillonen vernichtend zusammengeschossen.

Auf dem Monte Asolone stand die italienische Alpinibrigade vom Val Brenta, während an der Osteria di Lepre die Brigade Pesaro Nr. 240 in starker Stellung eingegraben war.

Ein schwerer Kampf stand bevor, denn nicht umsonst hatte die italienische Heeresleitung eine Anzahl ihrer besten Truppen hier eingesetzt. Gelang der Sturm auf den Monte Asolone, der, genau westlich vom Monte Grappa gelegen, bereits zur Hauptverteidigungslinie der dritten italienischen Armee gehörte, so war in die Kampflinie des Grappastockes eine tiefe Bresche gerissen und auch die Haupthöhe des Monte Grappa unmittelbar in der Flanke bedroht.

Trotz rasenden Feuers der Alpini und wirksamsten Eingreifens zahlreicher italienischer Maschinengewehrnester ging der Sturm doch glatt vorwärts, und nach hartem Kampfe, der stellenweise bis zu wütendem Handgemenge und Handgranatenkampfe führte, standen die Angreifer auf dem Monte Asolone, wo infolge der großartigen Durchführung des konzentrischen Angriffes in die Hände der Sieger nicht weniger als 2000 Mann unverwundeter Gefangener mit 48 Offizieren fielen, die, wie einst die Besatzung des Panzerwerks Leone auf der Cima di Campo (siehe Bild Seite 101) auf dem Melettamassiv, das Nutzlose weiteren Widerstandes eingesehen hatten.

Durch die Einnahme dieses 1522



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

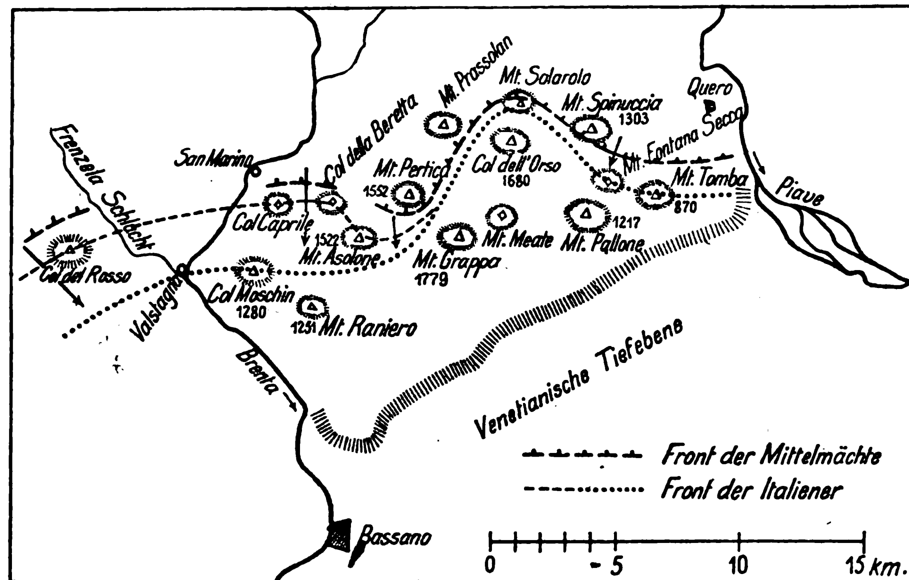
Österreichisch-ungarische Kletterpatrouille auf der Kleinen Nabois-Scharte.

Im Hintergrund der Montasch, auf dem sich die italienischen Stellungen befinden.

Meter hohen Berges waren wichtige Erfolge erzielt worden. Zunächst überhöht diese steile Zinne alle ihr direkt vorgelagerten Erhebungen bedeutend, und von ihr aus war es nun möglich, jeden Verkehr auf der von den Italienern gebauten neuen Automobilstraße, die über den Raniero nach dem Monte Grappa führt, gründlich zu unterbinden, so daß die italienischen Bergbesatzungen hinsichtlich des Nachschubes jetzt allein auf die von Crespano Veneto kommende Straße angewiesen waren. Außerdem war aber nun auch die in der Tiefe der Brentaschlucht südlich von San Marino noch standhaltende italienische Gruppe von beiden Seiten überflügelt. Auch gegen den Col Moschin, den Hauptstützpunkt des linken Flügels der italienischen Verteidigung zwischen Brenta und Piave, war ein Flankenstoß vom Asolone aus möglich.

Angesichts aller dieser Umstände war es ohne weiteres klar, daß die Italiener alles aufbieten würden, um diese so überaus wichtige Höhe wieder in ihren Besitz zu bekommen. Noch am Angriffstage erfolgten nicht weniger als fünf wütende Gegenstöße, die, trotzdem sie stets mit frischen Kräften ausgeführt wurden, an der überwältigenden Zusammenfassung des Artillerie- und Maschinengewehrfeuers der Verbündeten scheiterten.

Inzwischen hatte, ebenfalls am 14. Dezember, auch die linke Flügelgruppe ihre Vorwärtsbewegung angetreten und ihre deutsche Jägerdivision gegen die italienische Gruppe auf dem Monte Fontana Secca angesetzt. Dieser nach drei Seiten steil abfallende Gebirgstock wurde durch die Wegnahme der Kuppe 1608 angeschnitten. Von hier aus mußte dann der Angriff gegen die beiden Nachbarspitzen, die Sternkuppe und die Pyramidenkuppe, weitervorgetragen werden. Es war ein überaus schwieriges Unternehmen, da die Höhe 1608 mit ihren Nachbarn nur durch schmale Grate verbunden ist, die im Streuhagel zahlreicher in Höhlen eingebauter Maschinengewehre überschritten werden mußten.



Kartenskizze zum Kampf um das Monte-Grappa-Massiv.

Während sich hier einzelne Jägerabteilungen vorarbeiteten, jeden Querriegel im Handgranatenkampfe säubernd, kletterte eine andere Abteilung den steilen Pfad empor, der aus dem Calcinotal zur Sternkuppe hinaufführt. Es war ein langes und heißes Ringen gegen die sich mit todesmutiger Hartnäckigkeit wehrenden Alpini, und erst am Nachmittage des Sturmtages gelang es den vordersten Teilen der angreifenden Truppen, unter kräftiger Mitwirkung der dichtauf folgenden Gebirgsartillerie auf der Kuppe festen Fuß zu fassen und von dort aus die ganze gegnerische Stellung aufzurollen. Alle Gegenstöße der Italiener wurden abgewiesen und die Kuppe gegen alle Anstürme behauptet, bis die Italiener endlich, das Erfolglose ihrer Bemühungen einsehend, auf ihre zweite, etwas weiter westlich gelegene Stellung zurückgingen.

Nach der Einnahme der Sternkuppe wurde der Angriff gegen die Pyramidenkuppe eingeleitet. Abermals begann ein langsames, meterweises Heranarbeiten an den Gegner, der gedeckt hinter Graten und Kuppen lag, während aus Felshöhlen der Hagel seiner eingebauten Gebirgsgeschütze und Maschinengewehre sprühte. Schritt für Schritt kämpften sich hier die Jäger vorwärts, oftmals im Handgemenge mit den Italienern, die die schmalen Felspfade mit Flammenwerfern zu bestreichen suchten.

Diese Kämpfe in dem wilden Gebirge zu dieser Jahreszeit (siehe auch die Bilder Seite 97 und 100) bedeuten Glanzleistungen der angreifenden Truppen, um so mehr als die Italiener und Franzosen nicht weniger als zehn Brigaden ausgesuchter Gebirgstruppen in den schmalen Vorsprung geschoben hatten, der zwischen dem Monte Tomba und dem Monte Pertica in die deutsche und österreichisch-ungarische Front hineinragte.

Dem Vorgehen der verbündeten Kräfte östlich von der Brenta schlossen sich auch die Truppen der Armee Scheuchenstuel an, die in umfassenden Angriffen am 23. Dezember das trotzige Felsmassiv des Col del Rosso erstürmten. Dieser Gebirgsblock, der in seinem ganzen Aufbau eine gewisse Ähnlichkeit mit der Meletta hat, deckt, sich westlich von der Frenzelaschlucht zu einer Höhe von 1278 Metern erhebend, vor allem die südliche Einmündung des Frenzelatales in die Brentaschlucht und bildet somit auch den Schlüssel zu dem für die Italiener recht wichtigen Orte Valstagna in der Brentaklamm. Die überaus hohe Zahl von mehr als 6000 Gefangenen, die am Col del Rosso den Italienern abgenommen wurde, gibt übrigens auch ein deutliches Bild von der dichten Besetzung jeder einzelnen Höhe, die noch zwischen der oberitalienischen Tiefebene (siehe die Bilder Seite 99) und den bereits erreichten deutschen und österreichisch-ungarischen Linien sich erhob. Mit aller Gewalt suchte General Diaz (siehe Bild Seite 103) das von Norden hereinbrechende Unheil aufzuhalten; er hatte zu diesem Zwecke die ihm zur Verfügung stehenden französischen Divisionen teils auf der Hochfläche von Asiago, teils zwischen Brenta und Piave in die vorderste Linie einrücken lassen, sowie denjenigen Teil seiner Regimenter, der durch die sich am Montello einschiebenden Engländer abgelöst wurde. Wieweit diese Maßnahmen ausreichten, mußte sich erst noch erweisen. —

In den Kämpfen zwischen Brenta und Piave setzten beide Parteien auch zahlreiche Luftstreitkräfte ein, die besonders die in Höhlen untergebrachten Truppenteile der Gegner mit Maschinengewehrfeuer aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben suchten. Ein Hauptgebiet der Fliegerkämpfe war auch die Ebene (siehe die Bilder Seite 104), in der die Kampfhandlungen durch die die Feinde trennende Piave erschwert wurden. Ebenso tätig zeigten sich feindliche Flieger über dem Mittelmeer. Hier hatte sich eines der deutschen U-Boote auf der Ausreise aus der Otrantostraße eines heftigen Angriffs von fünf Wasserflugzeugen zu erwehren, die in höchster Hast aus einer Höhe von hundert bis zweihundert Metern ihre Bomben abwarfen, ohne einen Treffer zu erzielen. Rasch einsetzendes Maschinengewehrfeuer war die Antwort des U-Bootes. Hageldicht sausten die Geschosse in die Tragflächen der Flugzeuge und zwangen die Gegner, unverrichteter Sache abzuziehen (siehe die farbige Kunstbeilage).

Im Mündungsdelta der Piave, wo Honvedregimenter den Fluß überschritten hatten (siehe Bild Seite 105), entspannen sich erbitterte kleine Gefechte. Italienische Seestreitkräfte suchten den Verkehr über die Piave nach Kräften zu hindern, und englische Monitore (siehe Bild Seite 102) setzten wiederholt ihre Feuerkraft im Mündungsgebiet des Flusses ein. Einheiten der italienischen Flotte unternahmen in der Nacht zum 10. Dezember einen Vorstoß in den Hafen von Triest, bei dem es ihnen gelang, mittels eines Torpedotreffers das veraltete Linienschiff „Wien" zu versenken. —

* * *

Am 12. Dezember trafen die **russischen** Unterhändler zu neuen Beratungen mit den Vertretern des Vierbunds in

Brest-Litowsk ein (siehe die Bilder Seite 108), um die Waffenruhe zunächst in den Waffenstillstand überzuleiten. Die Parteien hatten hinreichend Zeit gehabt, sich über ihre Absichten und Ziele klar zu werden. So einigte man sich unschwer über wesentliche Punkte der beiderseitigen Waffenstillstandsentwürfe, und am 15. Dezember konnte bereits der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet werden (siehe Bild Seite 109), der am 17. Dezember 1917 in Kraft treten sollte.

Er wurde für vier Wochen, vom 17. Dezember 1917 bis zum 14. Januar 1918, vereinbart, sollte aber unbegrenzt fortdauern, wenn nicht von einem der Vertragschließenden von der siebentägigen Kündigungsfrist Gebrauch gemacht wurde. So konnten ohne die Notwendigkeit neuer Verhandlungen über die Dauer des Waffenstillstandes im Anschluß an seine Unterzeichnung die Besprechungen über den Frieden beginnen. Der Waffenstillstand erstreckte sich auf alle russischen Fronten einschließlich der russisch-türkischen Kriegschauplätze in Asien. Die am meisten umstrittene Frage der Truppenverschiebungen war in dem Satz geregelt: „Ferner verpflichten sich die Vertragschließenden, bis zum 14. Januar 1918 von der Front zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee (siehe die Kartenskizzen Seite 106 und 107) keine operativen Truppenbewegungen durchzuführen, es sei denn, daß die Verschiebungen im Augenblick der Unterzeichnung des Waffenstillstandes schon eingeleitet sind."



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutsche Infanterie rückt in das besetzte Vittorio ein.

Viel eingehender als mit militärischen Fragen beschäftigte sich der Vertrag mit der Wiederaufnahme der geistigen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und den Mittelmächten. Er enthielt Bestimmungen über die Wiederaufnahme des Handelsverkehrs in der Ostsee und im Schwarzen Meer und bezeichnete Orte, wo auf dem Lande in den Divisionsabschnitten Waren, Briefe und Zeitungen ausgetauscht werden konnten. Aus erster Quelle erhielten die Russen nun wieder zuverlässige Nachrichten über die Mittelmächte und konnten die Haltlosigkeit der zur Störung der Friedensbestrebungen eifrig ausgestreuten englischen Lügen auf Grund eigenen Urteils feststellen.

Friedenswille sprach vor allem auch aus Punkt 10 der Waffenstillstandsbedingungen, in dem sich Türken und Russen verpflichteten, aus Achtung vor dem Grundsatz der



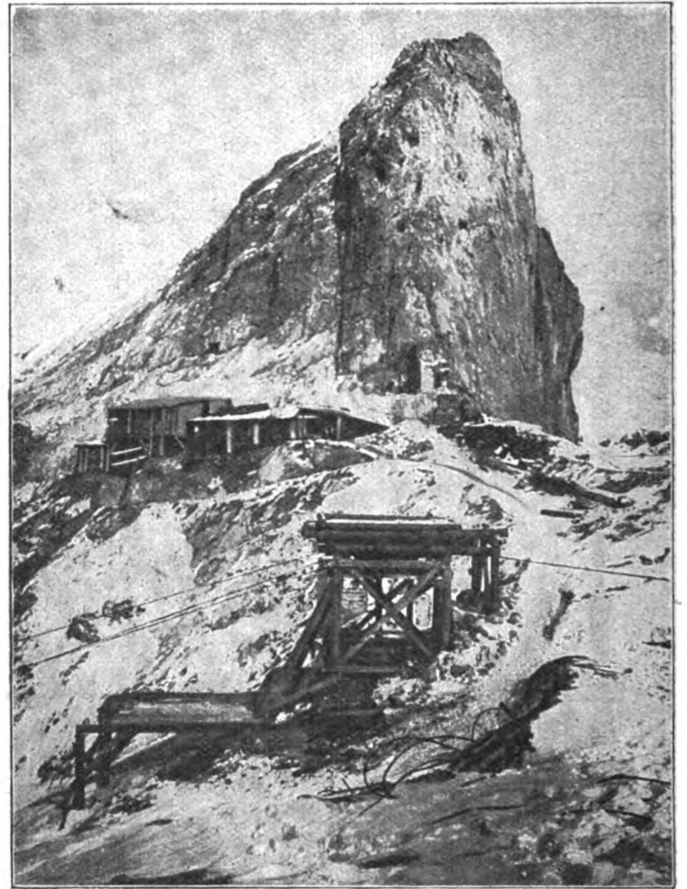
Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutsche Kriegsgepäckwagen am Lago Morto auf dem Vormarsch zur Piavefront.



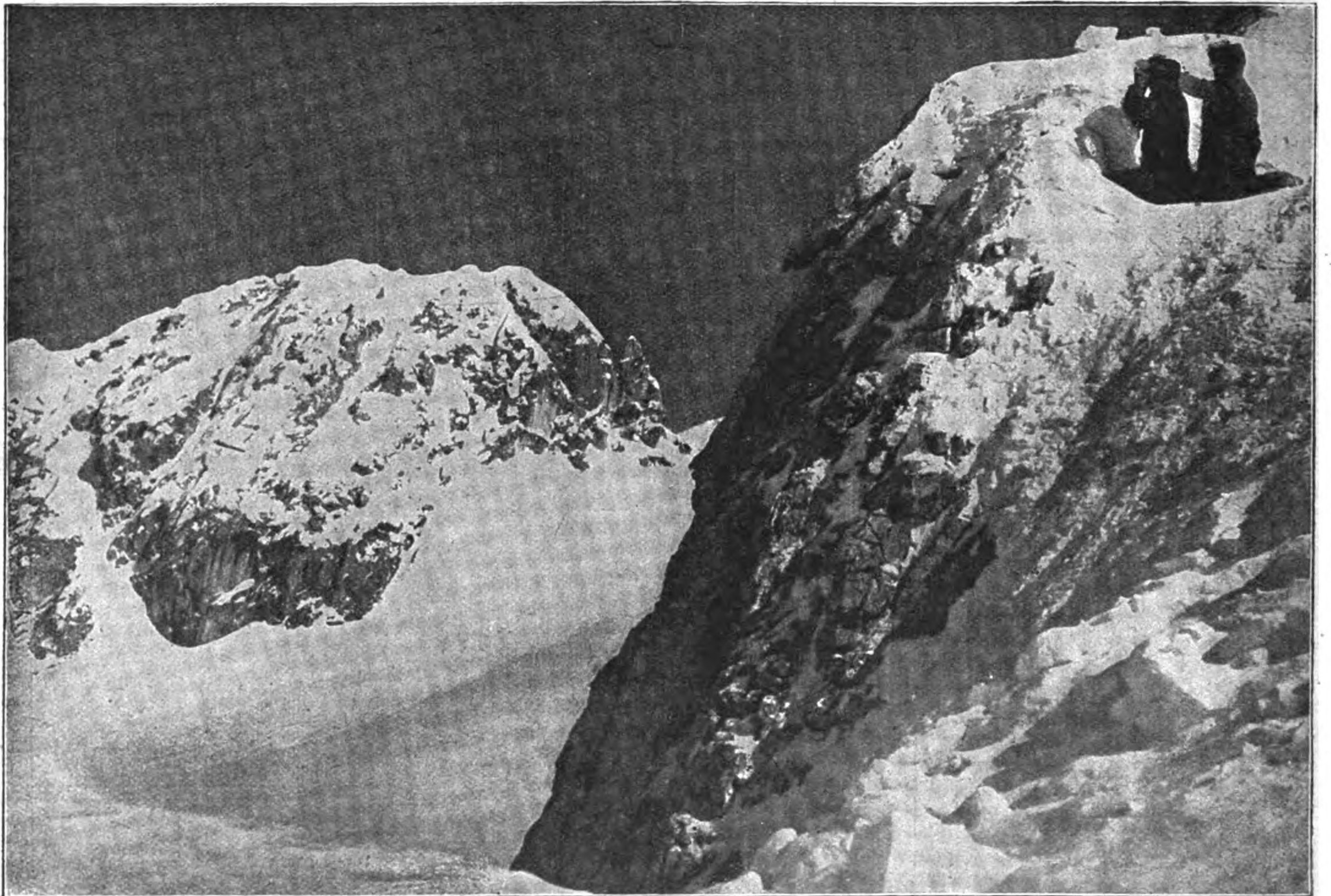
Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Nächtliche Besichtigung in einem österreichisch-ungarischen Panzerwerk an der italienischen Front.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Österreichisch-ungarische Drahtseilbahnstation und Unterkünfte im Tiroler Hochgebirge.



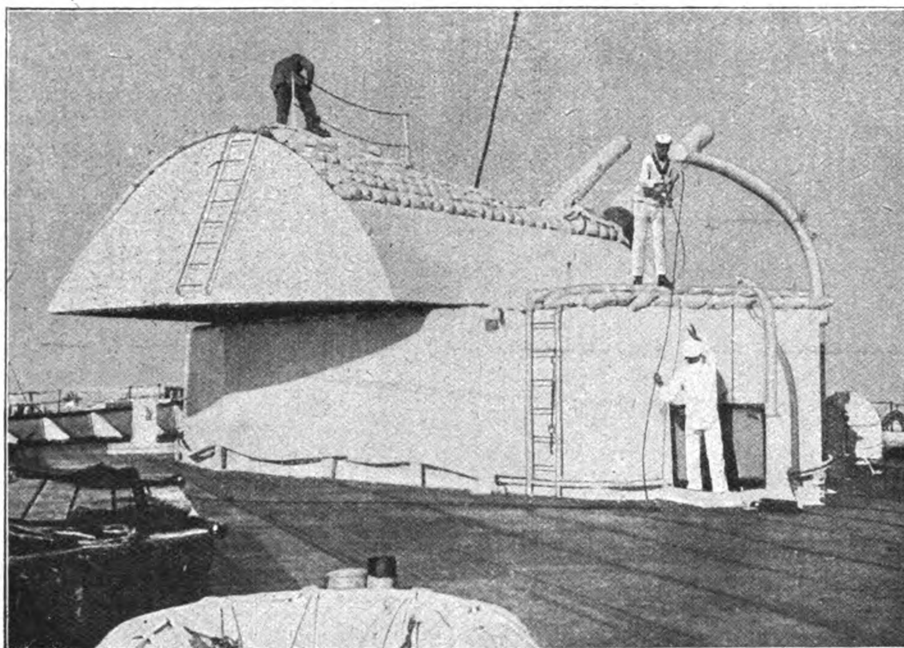
Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Österreichisch-ungarischer Artillerie-Beobachtungstand an der italienischen Front.



Erstürmung des italienischen Panzerwerkes Leone auf der Cima di Campo.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Theo Matejko.



Das nach jeder Richtung drehbare Oberdeck eines der mit schweren Geschützen bestückten englischen Monitore, die im Adriatischen Meere zur Unterstützung der Landkämpfe an der italienischen Front verwendet wurden.
Nach einer englischen Darstellung.

Freiheit, Unabhängigkeit und territorialen Unversehrtheit Persiens ihre Truppen aus diesem Lande zurückzuziehen.

Am 12. Dezember 1916 hatten die Mittelmächte ihren Feinden zum erstenmal die Hand zum Frieden geboten; sie war zurückgewiesen worden. Am 12. Dezember 1917, am Schlusse eines für die Mittelmächte an Erfolgen wieder reichen Kriegsjahres, mußten sich die Russen auf den Weg nach Brest-Litowsk begeben, um zum Wohle ihres Landes den Frieden zu suchen. Ströme von Blut hatte ihnen dieses Jahr des Weltkrieges gekostet, und ihre Heere waren geschlagen worden. Unter den 286 900 Gefangenen, die die Deutschen seit der Ablehnung des Friedensangebotes vom 12. Dezember 1916 gemacht hatten, befanden sich 79 300 Russen und 42 950 Rumänen. Aber auch die Westmächte, die vom Frieden noch nichts wissen wollten, hatten in dieser Zeit bedeutende Einbußen erlitten. An Gefangenen verloren die Franzosen 29 550 und die Engländer 22 000 Mann, trotzdem die Deutschen an der nördlichen Westfront durchweg in der Verteidigung blieben. Den Löwenanteil an der Gefangenenziffer der Deutschen stellten mit 112 553 Mann die Italiener, die auch am meisten an der riesigen Beutezahl von 2000 Geschützen (siehe untenstehendes Bild) und 4902 Maschinengewehren beteiligt waren. Sie hatten vor einem Jahre das Friedensangebot der Mittelmächte mit Hohn begrüßt und waren nun von dem Strafgericht am härtesten getroffen worden.

Die Mittelmächte ernannten alsbald ihre Friedensunterhändler, während in Brest-Litowsk bereits unverbindliche Vorbesprechungen über den Frieden begannen. Als Beauftragter Deutschlands erschien in Brest-Litowsk unter anderen der Staatssekretär des Auswärtigen Dr. v. Kühlmann, Österreich-Ungarn war neben anderen durch den Grafen Czernin vertreten, die Türken hatten den Minister des Auswärtigen Nessimi Pascha entsandt, und aus Bulgarien war der Justizminister Popow eingetroffen.

In der Sitzung vom 22. Dezember erklärte die russische Delegation, sie gehe von dem klar ausgesprochenen Willen der Völker Rußlands aus, möglichst bald den Abschluß eines allgemeinen, gerechten, für alle in gleicher Weise annehmbaren Friedens zu erreichen, und wies darauf hin, daß sie die Fortsetzung des Krieges bloß zu dem Zwecke, um Annexionen zu erreichen, für ein Verbrechen halte und daß sie daher feierlich ihren Entschluß kundgebe, unverzüglich die Bedingungen eines Friedens zu unterschreiben, der diesen Krieg auf der Grundlage der ausgeführten, ausnahmslos für alle Völker in gleicher Weise gerechten Bedingungen beendige. Die russische Delegation schlug dann vor, den Friedensverhandlungen folgende sechs Punkte zugrunde zu legen:

1. Es wird keine gewaltsame Vereinigung von Gebieten gestattet, die während des Krieges in Besitz genommen sind. Die Truppen, die diese Gebiete besetzt halten, werden in kürzester Frist zurückgezogen.

2. Es wird in vollkommenem Umfang die politische Selbständigkeit der Völker wiederhergestellt, die ihre Selbständigkeit in diesem Kriege verloren haben.

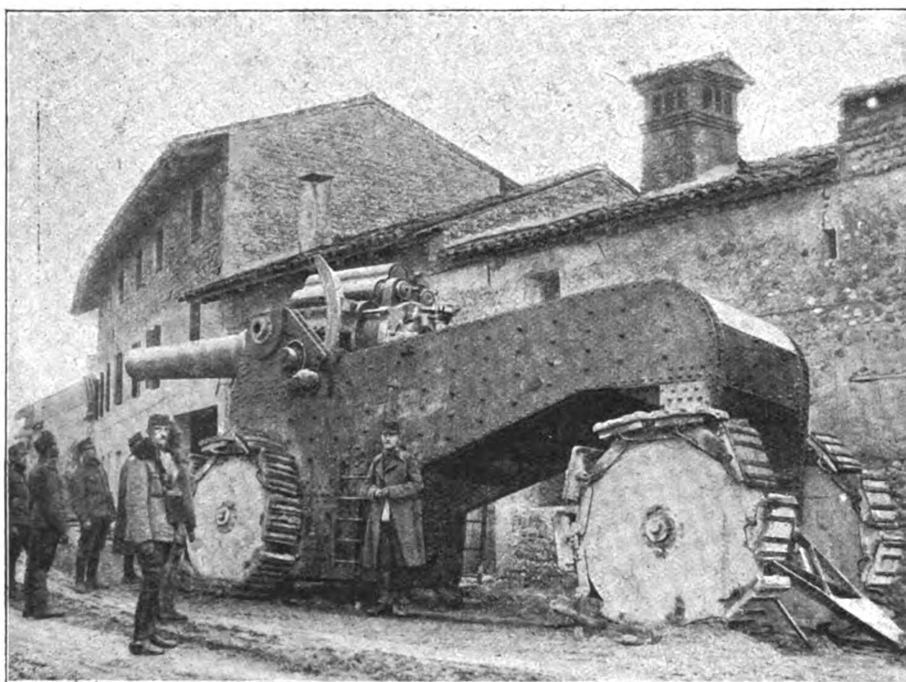
3. Den nationalen Gruppen, die vor dem Kriege politisch nicht selbständig waren, wird die Möglichkeit gewährleistet, die Frage der Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Staate oder ihrer staatlichen Selbständigkeit durch Referendum zu entscheiden. Dieses Referendum muß in der Weise veranstaltet werden, daß vor allem Unabhängigkeit bei der Stimmenabgabe für die ganze Bevölkerung des betreffenden Gebietes einschließlich der Auswanderer und Flüchtlinge gewährleistet ist.

4. In bezug auf Gebiete gemischter Nationalitäten wird das Recht der Minderheit durch ein besonderes Gesetz geschützt, das ihr die Selbständigkeit der nationalen Kultur und, falls dies praktisch durchführbar, autonome Verwaltung gibt.

5. Keines der kriegführenden Länder ist verpflichtet, einem anderen Lande sogenannte Kriegskosten zu bezahlen. Bereits erhobene Kontributionen sind zurückzubezahlen. Was den Ersatz der Verluste von Privatpersonen infolge des Krieges anbelangt, so werden sie aus einem besonderen Fonds beglichen, zu dem die Kriegführenden verhältnismäßig beitragen.

6. Koloniale Fragen werden unter Beachtung der unter 1 bis 4 dargelegten Grundsätze entschieden.

Als Ergänzung dieser Punkte machte die Delegation den Vorschlag, jede Art verst̃ckter Bekämpfung der vielfach schwächeren Nationen durch



Phot. Bild- und Film-Amt.

Erbeutetes schweres italienisches Riesengeschütz in einem Dorfe hinter Udine.

stärke als unzulässig zu bezeichnen, zum Beispiel durch wirtschaftlichen Boykott wirtschaftliche Vorherrschaft des einen Landes über das andere auf Grund aufgezwungener Handelsverträge durch Sonderzollverträge, die die Freiheit des Handels zweier Länder beschränken, durch eine Blockade, die nicht unmittelbare Kriegsziele verfolgt und so weiter.

Daraufhin erklärte am 25. Dezember der bevollmächtigte Vertreter Österreich-Ungarns, Graf Czernin, namens der Delegationen des Vierbundes, daß diese von dem klar ausgesprochenen Willen ihrer Regierungen und ihrer Völker ausgingen, möglichst bald den Abschluß eines allgemeinen gerechten Friedens zu erreichen, und der Ansicht seien, daß die Leitsätze des russischen Vorschlags eine erörterbare Grundlage für einen solchen Frieden bilden können. Die Delegationen des Vierbundes wären mit einem sofortigen allgemeinen Frieden ohne gewaltsame Gebietserwerbungen und ohne Kriegsentschädigungen einverstanden. Namens der Regierungen der Verbündeten erklärte er feierlich ihren Beschluß, unverzüglich einen Frieden zu unterschreiben, der diesen Krieg auf Grundlage der vorstehenden, ausnahmslos für alle kriegführenden Mächte in gleicher Weise gerechten Bedingungen beendigt. Es müsse aber ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß sich sämtliche jetzt am Kriege beteiligten Mächte innerhalb einer angemessenen Frist ausnahmslos und ohne jeden Rückhalt zur genauesten Beobachtung der alle Völker in gleicher Weise bindenden Bedingungen verpflichten müßten, wenn die Voraussetzungen der russischen Delegation erfüllt sein sollten. Denn es würde nicht angehen, daß sich die jetzt mit Rußland verhandelnden Mächte des Vierbundes einseitig auf diese Bedingungen festlegten, ohne die Gewähr dafür zu besitzen, daß Rußlands Bundesgenossen diese Bedingungen ehrlich und rückhaltlos auch dem Vierbund gegenüber annehmen und durchführen. Dieses vorausgeschickt, sei zu den von der russischen Delegation als Verhandlungsgrundlagen vorgeschlagenen sechs Punkten das Nachfolgende zu bemerken:

Zu 1. Eine gewaltsame Aneignung von Gebieten, die während des Krieges besetzt worden sind, liegt nicht in den Absichten der verbündeten Regierungen. Über die Truppen in den zurzeit besetzten Gebieten wird im Friedensvertrag Bestimmung getroffen, soweit nicht über die Zurückziehung an einigen Stellen vorher Einigkeit erzielt wird.

Zu 2. Es liegt nicht in der Absicht der Verbündeten, eines der Völker, die in diesem Kriege ihre politische Selbständigkeit verloren haben, dieser Selbständigkeit zu berauben.

Zu 3. Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besitzen, kann nach dem Standpunkte der Vierbundsmächte nicht zwischenstaatlich geregelt werden. Sie ist im gegebenen Falle von jedem Staate mit seinen Völkern selbständig auf verfassungsmäßigem Wege zu lösen.

Zu 4. Desgleichen bildet nach Erklärungen von Staatsmännern des Vierbundes der Schutz des Rechtes der Minoritäten einen wesentlichen Bestandteil des verfassunggebenden Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Auch die Regierungen der Verbündeten verschaffen diesem Grundsatz, soweit er praktisch durchführbar erscheint, überall Geltung.

Zu 5. Die verbündeten Mächte haben mehrfach die Möglichkeit betont, daß nicht nur auf den Ersatz der Kriegskosten, sondern auch auf den Ersatz der Kriegschäden wechselseitig verzichtet werden könnte. Hiernach würden von jeder kriegführenden Macht nur die Aufwendungen für ihre in Kriegsgefangenschaft geratenen Angehörigen sowie die im eigenen Gebiet durch völkerrechtswidrige Gewaltakte den Zivilangehörigen des Gegners zugefügten Schäden zu ersetzen sein. Die von der russischen Regierung vorgeschlagene Schaffung eines besonderen Fonds für diese Zwecke könnte erst dann zur Erwägung gestellt werden, wenn sich die feindlichen Kriegführenden innerhalb einer angemessenen Frist den Friedensverhandlungen anschließen.


General Diaz, der an Stelle Cadornas Generalstabschef des italienischen Heeres wurde.

Zu 6. Von den vier verbündeten Mächten verfügt nur Deutschland über Kolonien. Seitens der deutschen Delegation wird hierzu in voller Übereinstimmung mit dem russischen Vorschlage folgendes erklärt: Die Rückgabe der während des Krieges gewaltsam in Besitz genommenen Kolonialgebiete ist ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Forderungen, von denen unter keinen Umständen abgegangen werden kann. Ebenso entspricht die russische Forderung der alsbaldigen Räumung solcher vom Feinde besetzten Gebiete den deutschen Absichten. Bei der Natur der deutschen Kolonialgebiete scheint, von den früher erörterten grundsätzlichen Erwägungen abgesehen, die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts in den von der russischen Delegation vorgeschlagenen Formen zurzeit nicht durchführbar. Aber der Umstand, daß in den deutschen Kolonien die Eingeborenen trotz der größten Beschwerden und trotz der geringen Aussicht eines Kampfes gegen den um das Vielfache überlegenen und über unbegrenzten überseeischen Nachschub verfügenden Gegner in Not und Tod treu zu ihren deutschen Freunden gehalten haben, ist ein Beweis ihrer Anhänglichkeit und ihres Entschlusses, unter allen Umständen bei Deutschland zu bleiben, ein Beweis, der an Ernst und Gewicht jede mögliche Willenskundgebung durch Abstimmung weit übertrifft.

Die von der russischen Delegation im Anschluß an die eben erörterten sechs Punkte vorgeschlagenen Grundsätze für den wirtschaftlichen Verkehr finden die uneingeschränkte Zustimmung der Delegationen der verbündeten Mächte, die von jeher für die Ausschließung jeder wirtschaftlichen Vergewaltigung eingetreten sind, und die in der Wiederherstellung eines geregelten und den Interessen aller Beteiligten volle Rechnung tragenden wirtschaftlichen Verkehrs eine der wichtigen Vorbedingungen für die Anbahnung und den Aufbau freundschaftlicher Beziehungen zwischen den zurzeit kriegführenden Mächten erblicken.

Hierauf erwiderte der Führer der russischen Delegation, diese stelle mit Genugtuung fest, daß die Antwort der Delegationen des Vierbunds die Grundsätze eines allgemeinen demokratischen Friedens ohne Annexionen aufgenommen habe. Sie erkenne die gewaltige Bedeutung dieses Fortschritts auf dem Wege zum allgemeinen Frieden an, müsse jedoch bemerken, daß die Antwort eine wesentliche Beschränkung in Punkt 3 enthalte. Die russische Delegation stelle weiter mit Befriedigung die in der Erklärung der Vierbundmächte zu Punkt 5 enthaltene Anerkennung des Grundsatzes ohne Kontributionen fest. Sie mache jedoch hinsichtlich der Entschädigungen für den Unterhalt von Kriegsgefangenen Vorbehalte. Ferner erklärt die russische Delegation, sie lege Wert darauf, daß Privatpersonen, die unter Kriegshandlungen gelitten haben, aus einem internationalen Fonds entschädigt werden. Die russische Delegation erkennt an, daß die Räumung der von dem Gegner besetzten deutschen Kolonien den von ihr entwickelten Grundsätzen entspricht. Sie schlägt vor, die Frage, ob das Prinzip der freien Willensäußerung der Bevölkerungen auch auf die Kolonien anwendbar sei, einer besonderen Kommission vorzubehalten.

Anschließend erklärte der Führer der russischen Delegation, diese sei trotz der erwähnten Meinungsverschiedenheiten der Ansicht, daß die in der Antwort der Vierbundmächte enthaltene offene Erklärung, keine aggressiven Absichten zu hegen, die taktische Möglichkeit biete, sofort zu Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden unter allen Kriegführenden zu schreiten. Mit Rücksicht hierauf schlägt die russische Delegation eine zehntägige Unterbrechung der Verhandlungen vor, beginnend heute abend und endigend am 4. Januar 1918, damit den Völkern, deren Regierungen sich den hier geführten Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden noch nicht angeschlossen haben, die Möglichkeit geboten wird, sich mit den jetzt aufgestellten Grundsätzen eines solchen Friedens bekannt zu machen. Nach Ablauf dieser Frist müssen diese Verhandlungen unter

allen Umständen fortgesetzt werden.

Der Vorsitzende, Graf Czernin, ersuchte hierauf die russische Delegation, diese Antwort schriftlich zu überweisen und sofort in die Behandlung jener besonderen Punkte einzutreten, die für alle Fälle zwischen der russischen Regierung und den Regierungen der verbündeten Mächte geregelt werden müssen.

Die Russen schlossen sich diesem Vorschlag an und sprachen ihre Bereitwilligkeit aus, sogleich in die Besprechung jener Einzelheiten einzutreten, die auch für den Fall allgemeiner Friedensverhandlungen den Gegenstand besonderer Erörterungen zwischen Rußland und den vier Verbündeten zu bilden hätten. Es wurde beschlossen, diese Verhandlungen schon am nächsten Vormittag zu beginnen. —

(Fortsetzung folgt.)



Deutscher Fesselballon zur Beobachtung feindlicher Artillerie über dem Piavetal.

Illustrierte Kriegsberichte.

Minenkrieg.

Von einem Offizier einer Feldpionierkompanie.

(Schluß.)

Unterdessen sind die Verdämmungsarbeiten im Stollen 11 so weit fortgeschritten, daß uns bei der Ankunft dort die Sprengbereitschaft der Mine gemeldet werden kann. Das Pickelgeräusch hat die ganze Zeit hindurch in der beschriebenen auffallenden Form angehalten. Die Möglichkeit blieb nach wie vor bestehen, daß der Gegner uns durch irreführende Geräusche über das bereits vollzogene Laden hinweggetäuscht haben konnte, und dann tat Eile allerdings dringend not. Mein Entschluß ist rasch gefaßt; lieber einen Tag zu früh als fünf Sekunden zu spät! Wir steigen hinauf in den Graben; rasch prüfen wir nochmals die Leitung, alles ist in Ordnung. Der Glühzündapparat wird aufgestellt und die Spannfeder des Magnetinduktors aufgezogen; die Kabeldrähte werden angelegt, — dann ein Druck auf den Knopf, und fast gleichzeitig mit dem kurzen, surrenden Ablauf der Maschine ein Stoß wie heftiges Erdbeben, so daß wir trotz festen Standes an die Grabenwand taumeln. Sofort bauen wir ab und ziehen uns in den Unterstand zurück, denn in zwei Minuten erwarten wir die Quittung des Feindes in Form einiger Minen auf unser Grabenstück.

Inzwischen ist es langsam Zeit geworden, uns etwas Ruhe zu gönnen. Rasch ist unsere Wohnung erreicht; bald dampft lustig auf dem Feldkocher unser durch die Verspätung kalt gewordener Morgenkaffee, zu dem wir uns die „Heldenbutter" in 30 Meter Tiefe unter der feindlichen Linie recht gut schmecken lassen.

Dazu plaudern wir von den empfangenen Eindrücken, von der Hoffnung, daß auch hier der unterirdische Krieg allmählich abflauen werde, da trotz der großen Opfer an Menschen und Material für keine der Parteien viel dabei



Deutsche Fliegerabwehrkanone auf einem Kraftwagen an der italienischen Front.



Aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Truppen an der Piave.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

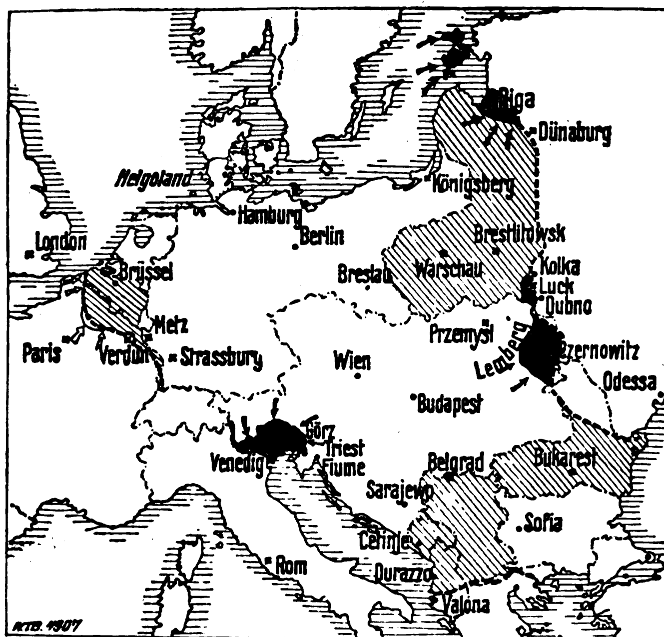
herausgekommen ist. Gleich nach Beginn des Stellungskrieges hatten es die Franzosen nach vielen, blutig abgewiesenen Stürmen auf diese Stellung mit der Taktik des Minenkrieges versucht und uns dadurch zu Gegenmaßregeln gezwungen. In durchschnittlich 6 Meter Tiefe kamen sie damals an; unsere Quetschminen faßten sie auf 8 Meter, und sie antworteten aus 10, und so war es von Monat zu Monat tiefer gegangen auf 20, 30, ja 40 Meter, und heute wogt der Kampf noch auf demselben Trichterfeld in kaum 100 Meter Breite hin und her, bald diesen, bald jenen der Gegner begünstigend, aber keinem das letzte Wort zum Abschluß gönnend.

Eine neue Horchzeit rückt heran; wir werden sie den verdächtigen Stollen 5, 6 und 7 widmen, die übrigen sind bei den geübten Unteroffizieren und Pionieren in guter Hand. In Stollen 5 und 6 immer noch dasselbe Kommen und Gehen des Minenhundes, und doch ist es bei genauem Hinhören ganz anders als das letztemal, denn leer geht er jetzt hinaus und kommt beladen zurück: sie sind also beim Laden! Nun, da ihr solchen Lärm macht, vermutet ihr uns ja sicher nicht in eurer Nähe, und bis ihr eure Trichterladung von 120 Zentnern eingebaut habt, werden wir wohl auch mit unserer Quetschmine von 80 Kilogramm, wenn auch mit weniger Lärm, fertig sein!

Dem Stollen 7 gehört der Rest der Horchzeit. Bequeme Körperlage ist bei angestrengtem Horchen Grundbedingung für den Erfolg, und so strecken wir uns lang am Boden hin in eine Lage, in der wir leicht und geräuschlos den Kopf bald auf den Steinboden, bald an die stützenden Rahmen oder an den bloßgelegten Fels anpressen können. Dann drehen wir das Licht aus, denn kein fremder Sinneseindruck soll störend unsere Nerven erregen. — Ganz deutlich hören wir das unentwegte Arbeiten der Franzosen in der einen Mine, was leider die Beobachtung der anderen sehr erschwert. Angestrengt lauschen wir in der Richtung nach dieser; lange lautlose Stille, nur einmal ein leichter Schlag. War es ein in die Erde einschlagendes Infanteriegeschoß? — Doch nein, es folgte noch ein leichterer Nachstoß, wie wenn ein niedergefallener Backstein nochmals auf die breite Fläche umkippt. — Also ein Stück Sprengmunition? — Ich suche das Urteil meines Besuchers zu hören. Der aber fährt bei meiner Frage erschreckt in dem dunklen Raum in die Höhe. Er war sanft eingeschlummert auf dem Platz, wo er angespannt horchen sollte, unbekümmert, ob sein Lager in ein paar Minuten oder erst in ein paar Tagen in die Luft fliegen sollte! Es ist sonderbar, wie dieses Horchen jeden Neuling förmlich hypnotisiert, und auch dem Vertrauten geht es so, nur daß sein Zustand nicht wie bei jenem in Schlaf übergeht; es ist ein „Ganz-Ohr-Werden", während sich die anderen Sinne und die Muskeln ausruhen wie im Schlaf.

Die Wahrnehmungen in den Stollen 5 und 6 lassen mir keine Ruhe; ich veranlasse das Einbringen von 100 Kilogramm Munition in einen Seitenstollen, der dem feindlichen Minengang auf 3,5 Meter nahe kommt. Unterdessen sind die Aufräumungsarbeiten unserer Quetschung im Stollen 11 so weit gediehen, daß der Zugang zum abgequetschten Teil des feindlichen Stollens möglich ist. Unsere Vermutungen bestätigen sich fast restlos. In einer Biegung des Stollens hängt der Minierpickel, der, mit einer Leine gezogen, taktmäßig gegen die Wand schlug. Und was uns mehr gilt: in einem Seitenstollen erbeuten wir die ganze wertvolle Ladung. Doch so ganz unbestritten ist uns ihr Besitz noch nicht; man hört deutlich von drüben her das Geräusch der feindlichen Aufräumungsarbeiten, und wenn sie hier durchbrechen, kann es noch zu Kämpfen kommen, die hier auf engstem Raum hinter wandernden Sandsackbarrikaden von Mann zu Mann mit Pistole, Handgranate und Flammenwerfern ausgetragen werden. Aber auch der Ausbau der Ladung ist nicht so ganz ungefährlich; haben wir doch schon die Erfahrung gemacht, daß einzelne Sandsäcke der Verdämmung durch Schnüre mit Reißzündern der Ladung verbunden waren, so daß unvorsichtiger Abbau der Verdämmung die Entzündung herbeiführen mußte.

Wegen der fortgesetzten Angriffsabsichten des Feindes haben auch wir in einigen unserer Hauptstollen unsere Ladungen so weit eingebaut, daß sie in kürzester Zeit sprengfertig sein können. Es handelt sich dabei wegen der großen Tiefe meist um ganz beträchtliche Munitionsmengen. Bei den Quetschungen sahen wir bereits, daß rings um die Ladung herum eine Gesteinskugel zermalmt wird. Soll sich nun die Wirkung auf die doppelte Entfernung geltend machen, so wird der zu zertrümmernde Kugelumfang achtmal, bei dreifacher Entfernung gar siebenundzwanzigmal so groß, und demgemäß steigt auch die Größe der Ladung mit der dritten Potenz des Wirkungshalbmessers. Natürlich hängt sie auch von der Festigkeit des Gesteins, der Güte der Verdämmung und der Munition selbst ab. Die Ladung für Sprengungen, die einen Trichter in der Erdoberfläche aufwerfen und die darüberliegenden Anlagen vernichten sollen, wird so berechnet, daß der kugelförmige Zertrümmerungsbereich gerade bis an die Erdoberfläche reicht. Der Druck der einen Ausweg suchenden Gase reißt dann die gelockerte Erde so weit heraus, daß ein Trichter entsteht, der bis zur Ladungskammer hinabreicht und doppelt so breit als tief ist. Die Trichter aus 10 Metern Tiefe sind also etwa 20 Meter breit und erfordern je nach Gestein 700 bis 3000 Kilogramm Sprengmunition, solche aus 30 Metern Tiefe gar schon etwa 20000 bis 80000 Kilogramm.

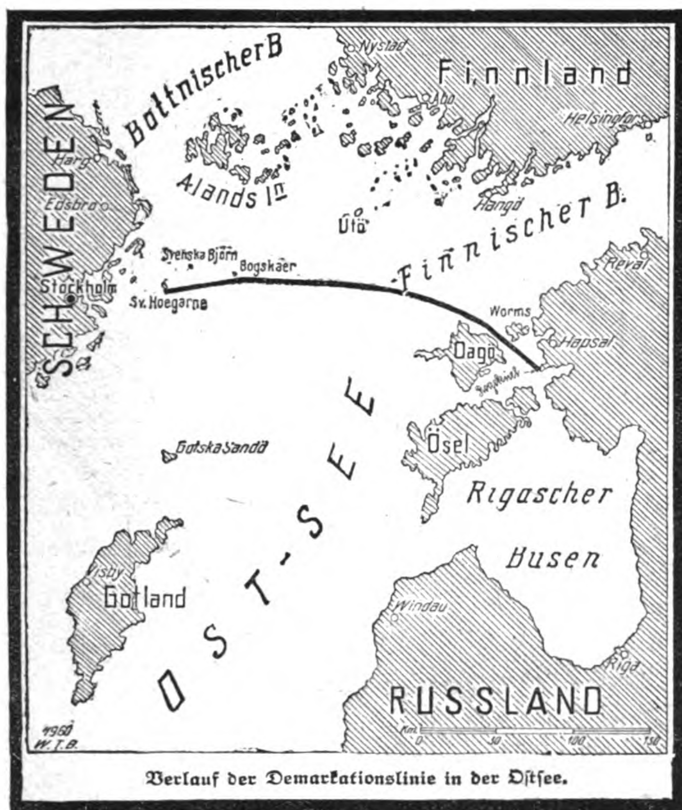


Das seit dem deutschen Friedensangebot am 12. Dezember 1916 von den Heeren des Vierbunds eroberte feindliche Gebiet, das eine Ausdehnung von mehr als 50000 Quadratkilometern hat.

Erobertes Gebiet vor dem deutschen Friedensangebot.
Neu erobertes Gebiet nach dem deutschen Friedensangebot.

Auf unserem Rundgang durch diese Angriffsminen treffen wir auf einen Stollen, der seine Bestimmung bereits erfüllt hat; ganz in der Ferne dringt mattes Tageslicht herein, bis sich plötzlich im blendenden Sonnenglanze eine kleine, ganz neue Welt vor uns auftut: wir stehen in einem Sprengtrichter, der gleich nach der Sprengung von unseren Leuten besetzt wurde und nun schon seit Wochen als vorgeschobener Maschinengewehrstand das Vorgelände vor unserem Hindernis in wirkungsvoller Weise flankiert. Von dem kleinen Platz in der Tiefe erheben sich die Trichterwände steil 12 Meter hoch nach allen Seiten. Ganz oben am feindwärtigen Hang sieht man die Zugänge zur Stellung des Maschinengewehrs und zu den vier Posten. Man sieht es den Trichterwänden an, wie heiß es hier schon manchmal hergegangen sein muß, denn besonders die Rückwand ist wie eine Mondlandschaft von Granattrichtern zerfetzt, und über dem Trichterrand starren die zerspellten Stümpfe zweier großer Bäume herein. Ein steiler Fußpfad führt hinauf zu den Postenständen, und erst hier oben macht man sich einen richtigen Begriff von den gewaltigen Erdmassen, die, aus diesem Loch geschleudert, die ganze Umgebung weithin überschütteten.

So fehlt denn nur das Schauspiel einer Trichtersprengung zu dem vollständigen Bild des Minenkrieges. Aber mein Besucher will das unbestimmte mehrtägige War-



Verlauf der Demarkationslinie in der Ostsee.

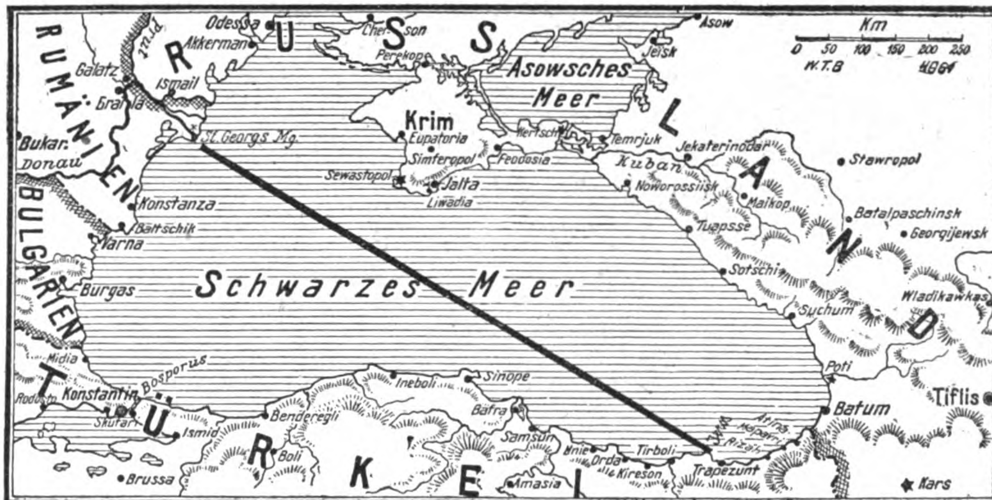
ten darauf doch nicht lohnend genug finden, zumal da die Begleiterscheinungen immerhin nicht allzu verlockend zu sein pflegen. Der Anblick aus größerer Entfernung bietet jedenfalls gefahrlos die bessere Übersicht, und das hier nach jeder Sprengung heftig auflebende feindliche Artillerie- und Minenfeuer trägt zur Hebung der Gemütlichkeit im Graben auch nicht sonderlich bei. Der Gegner weiß eben genau, daß wir den Vorteil der Überraschung sofort ausnützen werden und daß die bereits vor der Sprengung im Graben unter leichten Eindeckungen aufgestellten Stoßtruppen schon zur Besetzung des Trichters vorstürmen werden, noch bevor das Getöse der niederklatschenden Erdschollen ganz verstummt ist. Und damit beginnt dann ein oft tagelang fortwütendes Ringen, in dem eine kleine Schar den Andrang eines überlegenen Gegners von vorn und aus den seitlich angrenzenden Teilen des gesprengten Grabens auszuhalten hat, gehemmt und niedergehalten durch das in tollem Wirbel in den Hexenkessel niedergehende Artilleriefeuer. Oft kann man nur dadurch, daß man eine lange Kette von Ladungen unter der feindlichen Linie gleichzeitig hochgehen läßt, einen sicheren Erfolg erzielen, der nicht schon in seinen Anfängen durch Flankierung bedroht ist. Das großartigste Beispiel einer solchen Kette von Sprengungen haben zweifellos die Engländer zur Einleitung ihrer Sommeroffensive 1917 ins Werk gesetzt. Es lagen dort die Verhältnisse insofern für sie günstig, als sie ihre Stollen vollständig trocken unter einer wasserundurchlässigen Lehmschicht vortreiben konnten, während die deutschen Gegenminen von oben her alle in dem darüberstehenden Grundwasser zu ersaufen drohten. Nur mühsam gelang es unter den größten Schwierigkeiten, des Schwemmsandes an manchen Stellen doch noch Herr zu werden, und mit manchem Stollen wurde die Frucht vielmonatiger Miniertätigkeit der Engländer noch rechtzeitig durch deutsche Pioniere unschädlich gemacht. Die große Tiefe machte Ladungen von gewaltiger Größe nötig; damals flogen über eine Million englische Pfund (zu 0,45 Kilogramm) auf einen Schlag gemeinsam in die Luft, begleitet von einem furchtbaren Schwanken der Erde, so daß man auf viele Kilometer Entfernung noch vermeinte, sie müsse bersten. Sprengtrichter von 80, ja 100 Metern Durchmesser bezeichnen den Ort, wo ehemals die deutsche Stellung lag.

Da sich mein Besucher am Abend verabschieden will, so gedenke ich ihn noch auf einen Dienstgang mitzunehmen, den ich zur Aufnahme der Fühlung mit meinem Nachbar weiter links zu machen habe, wo ein anderer Zug unserer Kompanie unter einem Offizier mit der Sicherung einer sehr wichtigen Anlage beschäftigt ist. Die letzten 200 Meter vor dem Ziel steigen wir in die Galerie ein und folgen ihr, vorbei an mancher bemerkenswerten Anlage und an Einrichtungen, über die hier nicht gesprochen werden kann. Durch einen engen, kaum für den Durchgang geeigneten Schacht gelangen wir unmittelbar auf einen — Rollbahnwagen, der zur Abbeförderung des Miniergutes unter dem Schacht bereitsteht, und leisten uns nun den Spaß einer unterirdischen flotten Fahrt bergab, bis wir nach 150 Metern mit scharfer Wendung in einen tunnelartigen Unterstand einbiegen, an dessen Decke sich eine Kette heller elektrischer Lampen nach beiden Seiten ins Endlose zu verlieren scheint. Wohl reichlich ein Bataillon findet hier in den Hängematten bequeme Unterkunft. Eine Menge Ausgänge führen ins Freie, alle wohl verwehrt und so verteilt, daß sie auch bei schwerem Feuer nicht gleichzeitig davon zugedeckt sein können. Wir wenden uns, der Förderbahn folgend, dem Hauptausgang zu, vorbei an großen, seitlich eingebauten Unterständen mit Feldküchen, Verbandplätzen, Gefechtsständen, mit Lebensmittel- und Munitionsniederlagen, vorbei am Maschinenhaus mit den elektrischen Lichtanlagen und den großen Lüftern, die in weiten Rohrleitungen frische Luft in die entferntesten Winkel der Anlage pressen. Eine Unmenge von Sicherungsstollen umgibt den 25 Meter unter der Erde liegenden Tunnel wie ein stacheliges Netz nach allen Seiten, und in seinen Spitzen liegen die Horchposten verteilt wie die Larven des Buchdruckerkäfers um den Muttergang.

Die spärliche Zeit gestattet uns nur einen flüchtigen Einblick. Dann gebe ich meinem Besucher noch ein Stück Weges das Geleite zum Tunnel zurück, und da wir hören, daß die Ausgänge wieder einmal ziemlich unter Feuer liegen, gebe ich dem ihm zugewiesenen Führer den Rat, den Weg durch den bequemen, 400 Meter langen Verbindungsgang zum benachbarten Tunnel zu wählen und von dort aus den Rückmarsch anzutreten. Dort wird er wohl erstaunte Augen machen, denn jene Anlage übertrifft die unsere wohl um das Dreifache an Größe. A. K.

Der letzte Appell.

Es scheint schlecht um die Kriegsbegeisterung in Frankreich zu stehen. Die Heldentaten der Pariser Federhelden, die Kühnheit der Kriegsziele, die schönsten Reden der leitenden Staatsmänner, nichts verfängt anscheinend mehr,



Verlauf der Demarkationslinie im Schwarzen Meer.



Das Gebäude in Brest-Litowsk, in dem die Waffenstillstandsverhandlungen stattfanden.

Phot. Bild- und Film-Amt.

um die allgemeine Kriegsmüdigkeit zu bannen. Da ist nun die „Action Française“ auf ein großartiges Reizmittel gekommen, das geeignet ist, den Kriegseifer neu aufflammen zu lassen. In ihrer Nummer vom 28. Oktober 1917 schreibt Charles Maurras:

„Ein Volk in Waffen, das nur 5 Sous täglich Geld empfängt und auch nicht mehr bekommen darf, hat ein Recht auf die Hoffnung, daß es sich später beim Frieden bezahlt machen kann. Neulich sagte mir ein ehrenwerter Legitimist: Der Antimilitarismus eines Teils unserer Bevölkerung kommt daher, daß unsere Kriege seit 125 Jahren nicht nur nichts eingebracht haben, sondern zum Teil auch gegen uns ausgefallen sind.“

Maurras wünscht weiter, daß ebenso wie das ganze Land, so auch jeder kämpfende Franzose das Recht auf persönliche Beute im Deutschen Reich haben solle. Durch diesen Ausblick werde sein Eifer angespornt. Tags vorher hatte er geschrieben:

„Ehrende Erwähnung, Kreuze, Medaillen und Schmuckzeichen sprechen nur zum Gemüt. Warum zögert man, nicht auch die wildere Habsucht zu befriedigen? — Man könnte zum Beispiel festsetzen, daß die wohlhabenden



Empfang der russischen Delegation auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk.

Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutschen, deren Reichtümer man als Beute beschlagnahmte, durch die deutsche Regierung schadlos gehalten würden."

Dieser Appell an die niedrigsten Instinkte ist die beste Kennzeichnung der Höhe französischer „Kultur". Wie froh und dankbar muß Deutschland sein, daß der Einbruch dieser raubenden und plündernden „Kulturträger" in die deutschen Gaue durch die unerschütterliche graue Eisenmauer im Westen immer und immer wieder vereitelt worden ist!

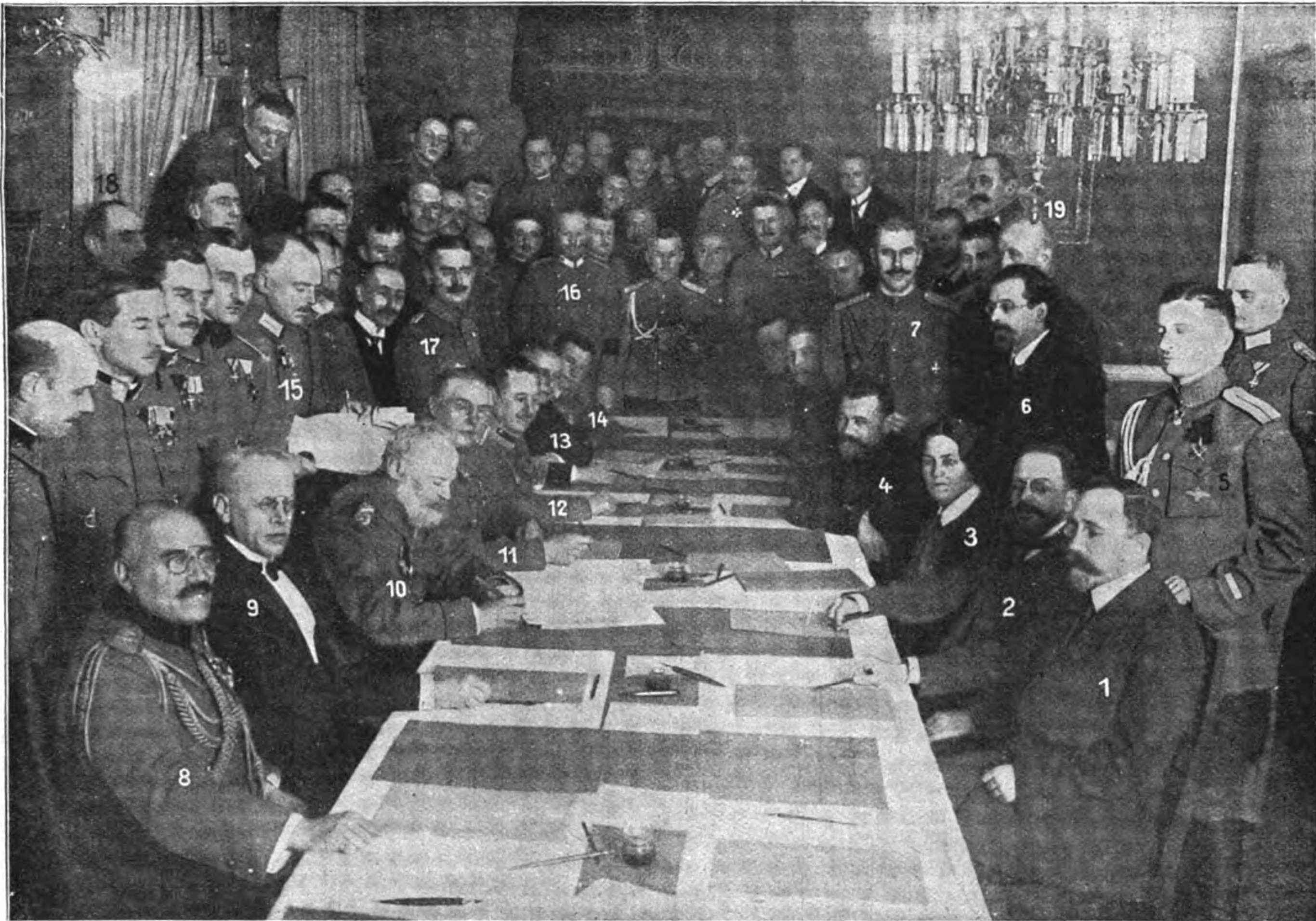
Der Krieg in Ostafrika im Oktober und November 1917.

(Hierzu die Bilder Seite 110 und 111.)

Nachdem die kongobelgischen Truppen unter dem Befehle des Generals Tombeur anfangs Oktober ihre Vorbereitungen zur Eroberung der befestigten Mahengehochfläche und der Bezirkstation Mahenge beendet hatten (siehe die Karte Seite 14), schritten sie am 7. Oktober morgens zum entscheidenden Angriff. Noch am gleichen Tage gelang es ihrer fast erdrückenden Übermacht durch umfassendes Vorgehen, in ausgedehnter Front in die schwach besetzten, aber äußerst zäh und tapfer verteidigten deutschen Stellungen auf der Hochebene einzudringen und die Deutschen unter erbitterten Kämpfen schrittweise auf ihre vorbereiteten Rückzugstellungen zurückzudrücken. Am 9. Oktober konnten dann die Kongobelgier in das von den deutschen Truppen vorher völlig geräumte Mahenge einmarschieren. Hart bedrängt traten die deutschen Schutztruppenkolonnen den Rückmarsch nach Südosten auf Mgangira an.

Mit der Besetzung von Mahenge hatten die Kongobelgier die Verbindung mit den südlich davon vorgehenden englischen Abteilungen hergestellt. Dem Druck dieser ihnen überlegenen Streitkräfte nachgebend, gingen die südöstlich und südlich von Mahenge stehenden deutschen Abteilungen zwischen dem 23. Oktober und 8. November ebenfalls auf Mgangira am Luwegofluß zurück. Dort vereinigten sich sämtliche deutsche Abteilungen unter dem Kommando des Hauptmanns Tafel. Dieser trat dann mit den ihm unterstellten Truppen in Eilmärschen den Rückzug nach Süden an, mit der Absicht, sich mit der im Lindibezirk am Lukuledi stehenden und hart kämpfenden deutschen Schutztruppenhauptmacht des Generalmajors v. Lettow-Vorbeck zu vereinigen.

Inzwischen hatten schon am 29. Oktober britisch-kongobelgische Truppen Liwale (etwa hundert Kilometer südöstlich Mgangira) erreicht. Ihre in westlicher Richtung vorgehenden Patrouillen hatten mit denen der von Westen vom Njinjefluß im Anmarsch befindlichen englischen Abteilungen Fühlung genommen und damit den Truppen des Hauptmanns Tafel den Weg nach Süden verlegt. Für diese ergab sich also hier die Notwendigkeit, sich den Weitermarsch durch die feindlichen Absperrungslinien und zugleich den Durchbruch nach Süden zu erkämpfen. Dies gelang Hauptmann Tafel mit seinen Getreuen in der zweiten Novemberwoche nach mehreren glücklichen Gefechten überraschend schnell. Im dichtbuschigen, unübersichtlichen Gelände bahnten sie sich kühn und unaufhaltsam den Weg durch die feindlichen Linien weiter nach Süden, dem Feinde empfindliche Verluste zufügend. Am 15. November traten den Tafelschen Truppen stärkere britisch-kongobelgische Abteilungen entgegen, mit denen sie in ein schweres Gefecht gerieten. Nach zweitägigem, erbittertem Kampfe in der Nähe von Mandebe (sechzig Kilometer südwestlich von Liwale) schlug Hauptmann Tafel den Gegner derart schwer aufs Haupt, daß dieser wiederum den Weg nach Süden freigeben mußte. Nun leiteten die verbündeten Feinde gegen die kleine Tafelsche Heldenschar in den nachfolgenden Tagen mit einer zehnfach



Phot. Bild- und Film-Amt.

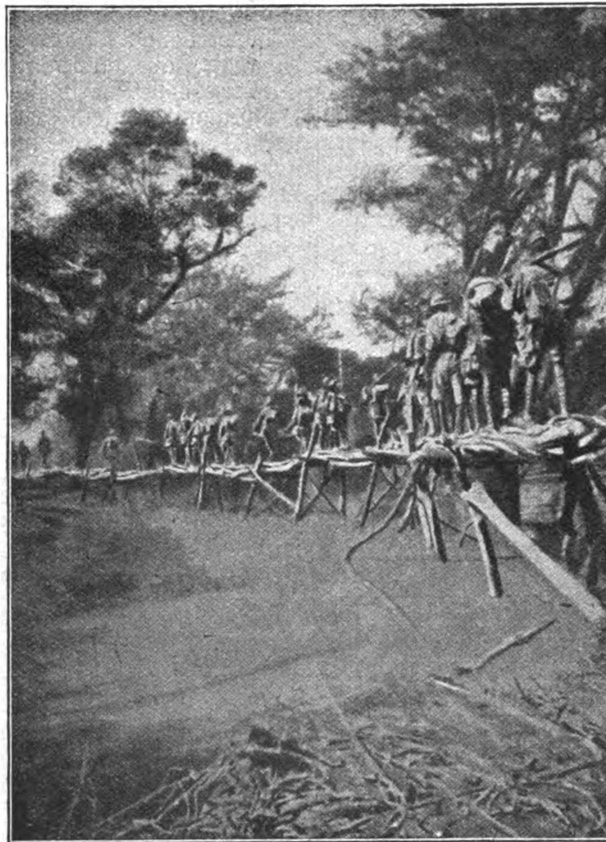
Die Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages zwischen dem Vierbund und Rußland in Brest-Litowsk durch Prinz Leopold von Bayern, den Oberbefehlshaber von Ober-Ost.

1. Kameneff. 2. Joffe, Vorsitzender der russischen Delegation. 3. Frau A. Biecenko. 4. Konteradmiral Altvater. 5. Lipsky, Hauptmann im russischen Generalstab. 6. Sekretär Karachar. 7. Fokke, Oberstleutnant im russischen Generalstab. 8. Exzellenz Zeki Pascha, der Bevollmächtigte der Türkei. 9. Botschafter v. Mérey. 10. Prinz Leopold von Bayern. 11. Generalmajor Hoffmann, Chef des Stabes. 12. Oberst Gantschew, der bulgarische Bevollmächtigte. 13. Kapitän z. S. Horn. 14. Hey, Hauptmann im Generalstab. 15. Brinkmann, Major im Generalstab. 16. Major v. Kameke. 17. Rittmeister d. R. v. Rosenberg. 18. Major Frh. v. Mirbach, österreichisch-ungarischer Bevollmächtigter. 19. Delive-Dobrowolsky.

überlegenen Truppenzahl ein großes Kesseltreiben ein. Nördlich von Newala am Rowuma wurde Hauptmann Tafel von seinen Feinden von allen Seiten hart bedrängt. Knapp an Nahrungsmitteln, wandte er sich dort nach Osten in der Hoffnung, die deutsche Schutztruppenhauptmacht unter Lettow-Vorbeck zu treffen. Aber starke englische Kräfte hinderten ihn, mit der deutschen Hauptmacht in Verbindung zu treten. Tafel schlug nun wieder südliche Richtung ein, um über den Rowuma auf portugiesisches Gebiet zu entkommen, jedoch verhinderten starke feindliche Kräfte diesen Plan. Umringt, ausgehungert, ohne Munition und außerstande, mit den Truppen v. Lettow-Vorbecks in Verbindung zu gelangen, ergab sich Hauptmann Tafel mit 18 Offizieren, 92 deutschen und 1212 farbigen Soldaten mit 2200 anderen eingeborenen Hilfskräften (Trägern und dergleichen) am 24. November in Newala den englischen Truppen. —

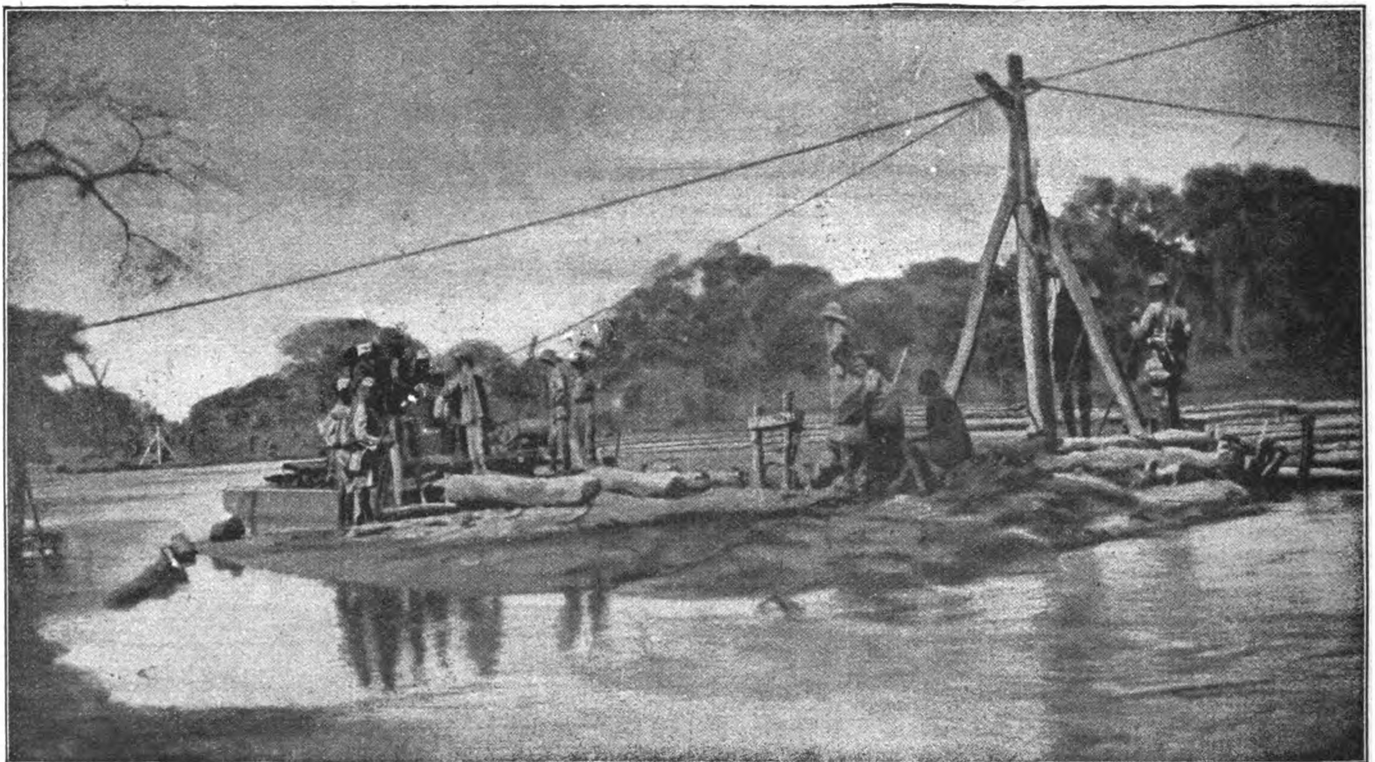
Auf dem Hauptkampffelde im Lindibezirk nahmen die schweren Kämpfe der deutschen Schutztruppenhauptmacht unter ihrem Kommandeur v. Lettow-Vorbeck gegen die feindliche Übermacht, die hartnäckigst versuchte, ihren Gegner einzukreisen, im Oktober und November ihren Fortgang.

Am 1. Oktober richteten starke englische Streitkräfte gegen die deutschen Stellungen nordöstlich von Njangao heftige Angriffe. Es entwickelte sich ein schwerer Kampf, der für die englischen Waffen einen sehr ungünstigen Ausgang nahm und den Engländern — nach deren eigenem Eingeständnis — sehr beträchtliche Opfer kostete. Die Deutschen behaupteten sich an allen Punkten sehr erfolgreich.



Um während der Regenzeit trockenen Fußes in Deutsch-Ostafrika vorwärts zu kommen, mußten englische Pioniere weite Strecken erst durch Bau von Brücken zugänglich machen.
Nach einer englischen Darstellung.

Auch im Mbemkurutale nahmen die Engländer anfangs Oktober ihre Vorwärtsbewegung wieder energisch auf. Ihren großen umfassenden Angriffen wichen die dort stehenden deutschen Abteilungen rechtzeitig nach Süden aus und bewerkstelligten ihren Rückzug nach der Muerahochfläche. Am 11. Oktober setzten sich die britischen Truppen in Ruponda und nach einem scharfen Gefechte auf der Missionstation Lukuledi fest. Damit hatten sich die beiden von Lindi und Kilwa vorgehenden starken feindlichen Kolonnen die Hand gereicht und begannen nunmehr umfassend gegen die in der Linie Njangao—Lukuledi befindlichen deutschen Hauptstellungen vorzugehen. Vom 15. bis zum 18. Oktober griffen die englischen Truppen wieder scharf an. Nach wiederholten, schweren Kämpfen wurden sie unter großen Verlusten in der Hauptsache abgewiesen; es gelang ihnen nur, den rechten deutschen Flügel ein wenig, und zwar auf Njangao, zurückzudrängen. Verlustreiche englische Versuche, die deutschen Streitkräfte auch von diesem Ort zu vertreiben, mißlangen. Von Mitte bis Ende Oktober gelang es den britischen Truppen von Kilwa wie denjenigen von Lindi trotz hartnäckigster und verlustreicher Bemühungen nicht, weitere Fortschritte in ihren Einkreisungsmanövern im Lukuleditale zu machen. Nach mehreren Ruhetagen schritten die Engländer am 6. November erneut zum Angriff. Sie vermochten unter heftigen Gefechten in verschiedenen Richtungen Gelände zu gewinnen, aber nach dem amtlichen englischen Bericht konnte „der Hauptteil der deutschen Streitmacht zwischen Njangao und Tschiwata das Feld behaupten".



Englische Kolonialtruppen setzen mittels einer Dampffähre über einen tiefen, in der Regenzeit angeschwollenen Strom in Deutsch-Ostafrika.
Nach einer englischen Darstellung.

Infolge ihrer Überlegenheit und durch weitere Umfassung gelang es einige Tage später jedoch den Engländern, gegen den deutschen linken Flügel weitere Erfolge zu erzielen. In den Tagen vom 11. bis zum 18. November hatten sie bei Tschiwata und östlich von Mwiti die Hochfläche von Makonde erreicht und waren bis Lutchemi, südöstlich von Tschiwata, sowie sieben bis acht Kilometer nordwestlich und nordöstlich der Missionstation Kitangari vorgedrungen; ihr äußerster rechter Flügel konnte Newala besetzen. Angesichts dessen entschloß sich der tapfere Führer der deutschen Schutztruppenhauptmacht, Generalmajor v. Lettow-Vorbeck, um nicht völlig eingeschlossen zu werden, die Makondehochfläche dem Feinde preiszugeben. Gegen Ende November hatten die Deutschen die Hochfläche geräumt und das Tal des Rowumagrenzflusses erreicht. Um sich die Bewegungsfreiheit zu wahren, entschloß sich v. Lettow-Vorbeck, den restlichen deutsch-ostafrikanischen Boden vollständig aufzugeben und den Kampf auf feindlichem, portugiesischem Boden fortzusetzen. Nach Kampf mit den Portugiesen erzwang sich v. Lettow-Vorbeck den Übergang über den Rowuma zwischen Nangadi und Mnari, durchbrach in glänzenden Gefechten die portugiesischen Linien und drang in Portugiesisch-Ostafrika ein.

So fiel denn nach fast dreieinhalbjährigem heldenmütigstem Widerstande auch Deutsch-Ostafrika als letzte der deutschen überseeischen Kolonien in feindliche Hände. Aber noch war damit die erstaunliche Kampfkraft der tapferen deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe nicht gebrochen; sie war willens, den ruhmvollen, aber aussichtslosen Heldenkampf, der einzig in der Geschichte dasteht, mit letzter Kraft auf feindlichem, portugiesischem Boden fortzusetzen.



Belgische Kolonialsoldaten erhalten in Deutsch-Ostafrika Unterricht in der Bedienung von Grabenmörsern.
Nach einer englischen Darstellung.

Das württembergische Gebirgsbataillon in Italien.

(Hierzu die beiden Bildnisse Seite 112 oben.)

Beim Eintritt in Italien wurde von Teilen des Bataillons im Verein mit ihren preußischen Kameraden der Matajur gestürmt, ein schroffer, hoher, mit Feinden gespickter Felsgipfel, voran mit einer Handvoll der Seinigen Oberleutnant Rommel. Tat auf Tat hat daraufhin das Bataillon unter Führung seines unermüdlichen Kommandeurs, des Majors Sprösser, im Gebirge vollbracht. Einen weiteren Helden, auch allen kühn voran, deckt italienische Erde. Hauptmann Gößler, von Vorgesetzten und Untergebenen geschätzt und verehrt, ein ausgezeichneter Führer im Gebirge, hat durch Absturz den Heldentod gefunden. Hoch in Ehren ist er gefallen, wie mancher Held aus den Reihen des tapferen Bataillons.

Die Taten des Kommandeurs und seines kühnen Oberleutnants wurden vom König von Württemberg durch über ihren Dienstrang hinausgehende Auszeichnungen belohnt; heute tragen beide den Orden Pour le Mérite.

Major Theodor Sprösser, der Führer des württembergischen Gebirgsbataillons, war zu Beginn des Krieges Major im württembergischen Infanterieregiment Nr. 125. Er hat mit diesem Regiment die ersten Kämpfe mitgemacht und sich in Nordfrankreich und Rußland als schneidiger und erfolgreicher Führer bewährt, so daß er schon im November 1914 das Eiserne Kreuz erster Klasse bekam. Als dann die Umwandlung der württembergischen Schneeschuhkompanie in ein Gebirgsbataillon erfolgte, wurde Major Sprösser an seine Spitze gerufen. In seiner guten Schule ist das Bataillon zu der ausgezeichneten und festzusammengeschweißten Truppe geworden, als die es heute bekannt ist. Unter seiner Führung hat es besonders in den zwei rumänischen Feldzügen und in Italien glänzende Erfolge erfochten.

Unter den Offizieren des Bataillons ist draußen und daheim schon lange Oberleutnant Erwin Rommel als glänzender Gebirgstaktiker bekannt, dem diese Seite der Durchbildung des Bataillons im wesentlichen mit zu danken ist und der sich besonders in schwierigen Augenblicken durch eine hervorragende Leitung und unerschütterliche Ruhe bewährt hat. Er ist aktiver Offizier und wurde im Januar 1910 beim Infanterieregiment Nr. 124 Leutnant. Die Leistungen des Bataillons im Gebiet des Trotus in der Moldau im August 1917, wo Oberleutnant Rommel trotz eigener Verwundung in schwierigster Lage bis zum Abschluß der schweren Kämpfe ausharrte, sowie seine glänzenden Erfolge beim Durchbruch von Tolmein aus (Kolovrat, Kuk, Matajur) sind an seinen Namen geknüpft.

Kampf um ein Gehöft bei Jakobstadt.

(Hierzu das Bild Seite 112 unten.)

Die große Offensive der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere, die am 2. Mai 1915 mit der Durchbruchschlacht im Raume von Tarnow—Gorlice begonnen und von da an in unaufhaltsamem Siegeslaufe die Russen nicht nur aus Galizien geworfen hatte, sondern im August desselben Jahres dann auf Polen übergreifend den starken Festungsgürtel Westrußlands bezwang, war schließlich mit Anbruch des Winters, der in diesen Gegenden an sich schon jede Offensive größerer Truppenmassen unmöglich macht, im Sumpfgelände der Düna, das sich wie ein natürlicher Wall um die starke Festung Dünaburg ausdehnt, zum Stehen gekommen. Seitdem herrschte an diesem Frontabschnitt verhältnismäßig Ruhe und auch die im Sommer in Wolhynien und Ostgalizien einsetzende große Offensive General Brussilows ließ an der Düna wohl die Feuertätigkeit des Feindes vorübergehend wieder stärker aufleben, und es folgten auch an verschiedenen Stellen feindliche Infanterieangriffe, die aber im Feuer erfolglos zusammenbrachen. Auch sonst kam es an der kurländischen Front von Dünaburg bis zur Ostsee hin und wieder zu örtlichen Kämpfen, die jedoch nicht über den Charakter des Stellungskrieges hin-



Phot. H. Roth, Stuttgart.
Major Sprösser,
Ritter des Ordens Pour le Mérite



Hofphot. R. Vollmer, Stuttgart.
Oberleutnant Rommel,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

ausgingen und ohne Einfluß auf die militärische Gesamtlage in diesem Abschnitt blieben.

Erst im Spätsommer 1917 wurde Kurland wieder zum Schauplatz neuer Kämpfe, als die deutschen Truppen plötzlich zur Offensive übergingen und den Russen Riga entrissen. Mit besonderer Erbitterung wurde im Abschnitt von Jakobstadt gekämpft, wo sich die Russen seit länger als einem Jahre verschanzt und alle Gebäude und Gehöfte zu starken Stützpunkten ausgebaut hatten. Mit tollkühner Todesverachtung mußten hier die in Ost und West so oft bewährten deutschen Sturmtruppen der nachfolgenden Infanterie Bahn schaffen. Hatte auch die Artillerie, als sie den Sturmangriff vorbereitete, alle Gebäulichkeiten, die dem Feinde als Stütze dienen konnten, in Trümmer gelegt, so mußten doch oft auch noch die Ruinen in heißem Nahkampf mit Bajonett und Handgranate erobert werden. Stehengebliebene Mauerreste, Schutthaufen, ja selbst einzelne Balken und Möbel, die in wirrem Durcheinander die Trümmerstätte bedeckten, boten den Verteidigern immer noch hinreichende Deckung. Mit der ihm eigenen zähen Beharrlichkeit klammerte sich der Russe an solche Punkte; auf seine zahlenmäßige Übermacht vertrauend, hielt er bis zum letzten Augenblick stand. Die Eroberung solcher Russennester war deshalb keine leichte Aufgabe für die Feldgrauen; sie forderte zahlreiche Opfer und manch deutscher Kamerad fand hier den Heldentod in heißem Kampf. An verschiedenen Punkten sprengten die Russen selbst die Keller und die vom Artilleriefeuer verschont gebliebenen Räume in die Luft, als die deutschen Soldaten eben eingedrungen waren, während sie von ihren höher gelegenen Stellungen hinter den Trümmerhaufen des Dachstuhles aus die stürmenden Angreifer mit verheerenden Salven überschütten konnten. Da wurde kurz entschlossen der nächste Gegner aufs Korn genommen, dieweil der Kamerad den zweiten, der gerade anlegte, mit dem Kolben niederschlug. Dann mit Handgranaten auf die übrigen, ehe sie noch laden konnten. So mußte jeder Steinhaufen, jeder Mauerrest einzeln genommen werden, ehe man die Hausruine selbst in Besitz bekam.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generalleutnant Graf v. Schmettow, der Eroberer von Jakobstadt, erhielt den Orden Pour le Mérite.



Der deutsche Durchbruch bei Jakobstadt: Kampf um ein Gehöft.
Nach einer Originalzeichnung von Kurd Albrecht.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

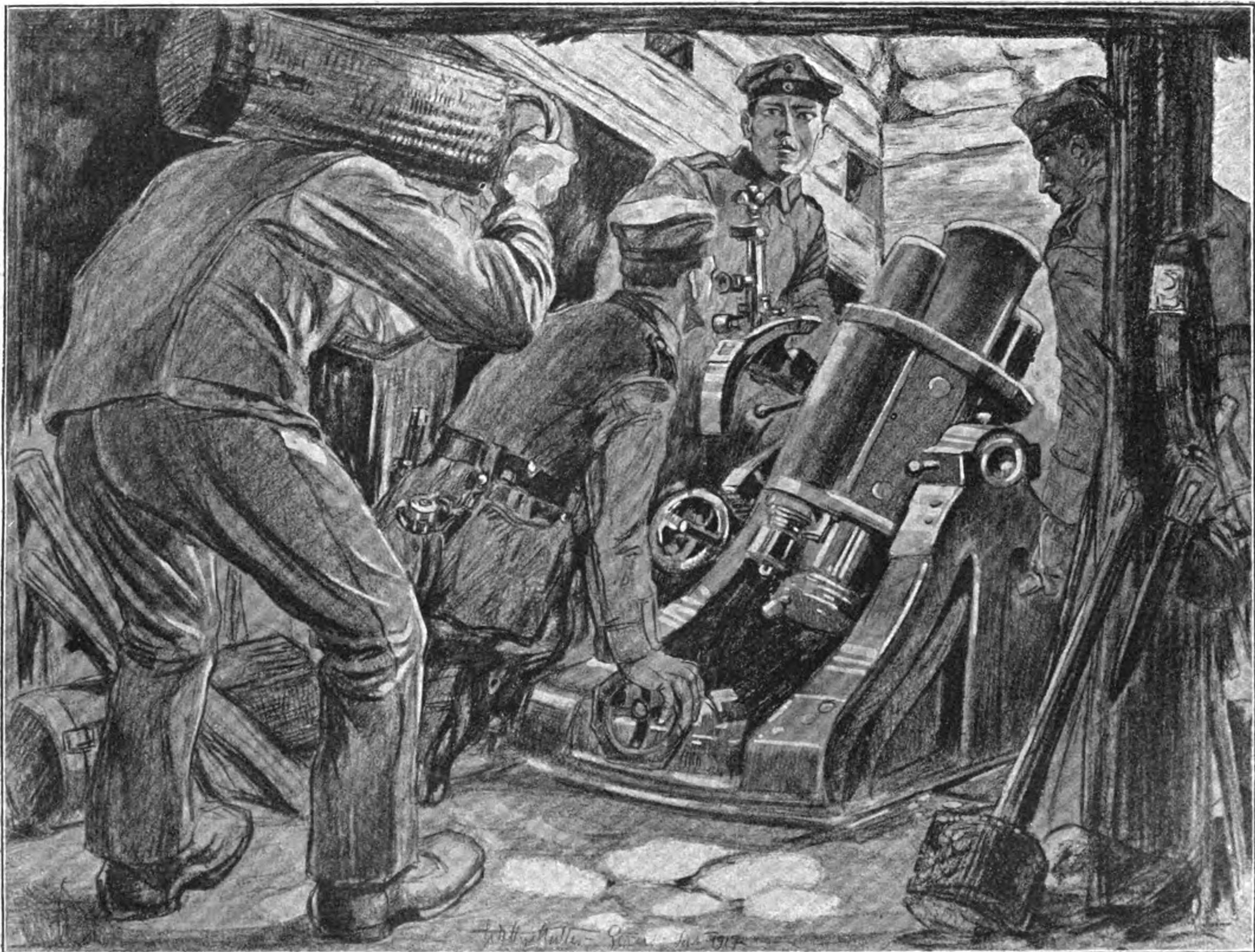
(Fortsetzung.)

In den letzten Tagen des Jahres 1917 nahmen die Erkundungsgefechte an der deutschen **Westfront** immer lebhaftere Formen an, denn beide Parteien bereiteten sich auf neue Schläge vor. Auf den englischen Frontabschnitten herrschte auch fast ohne Unterbrechung lebhaftes Artilleriefeuer. Ypern, Arras und Cambrai waren die Mittelpunkte des Feuerkampfes in den drei großen englischen Angriffsgebieten des Jahres 1917. Am 16. Dezember sausten, wie an den vorausgegangenen Tagen, nicht nur in Flandern und im Artois, sondern auch im Raume von Cambrai Tausende englischer Granaten aller Kaliber in die deutschen Stellungen. Mit Minen- und Artilleriefeuer (siehe untenstehendes Bild) bekämpften sich die Gegner auf der Südfront von St. Quentin, wo seit dem Sommer hartnäckig um örtliche Stellungsvorteile gerungen wurde.

In kurzen, heftigen Feuerüberfällen wirkten die Engländer besonders am 18. Dezember gegen die deutschen Stellungen am Houthoulster Wald (siehe die Bilder Seite 114 und 115 oben), im Raum östlich von Passchendaele und nördlich von der Straße Ypern—Menin. Sowohl für die Feinde als auch für die Deutschen war es unmöglich, in dem flandrischen Sumpfgebiet tiefe Stellungen anzulegen. Der nahe der Erdoberfläche stehende Grundwasserspiegel zwang die Gegner, ähnlich wie früher in den russischen Sumpfgebieten vor Riga, zu oberirdischen Verteidigungsanlagen. Wenn auch die von den Deutschen benutzten Betonkästen ihrer Besatzung vortrefflichen Schutz vor den feindlichen Geschossen boten, so gewährten sie doch längst nicht mehr vollkommene Sicherheit. Oft genug waren die Kämpfer im Vorfeld der ersten Linie gezwungen, in die von englischen Granaten gerissenen Trichter zu gehen, weil sie dort schließlich bessere Deckung fanden als in ihren zermürbten Unterständen. Tagelang und Nächte hindurch harrten die Tapferen unverzagt in den Schlammlöchern aus, häufig nichts anderes als Wellblechstücke unter den Füßen, eingewickelt in Zeltbahnen, um sich wenigstens etwas vor der Nässe zu schützen (siehe die Bilder Seite 22).

Am 19. Dezember war Dixmuiden wieder einmal einem schweren Minenwerferangriff der Engländer ausgesetzt, wogegen am folgenden Tage die Artillerietätigkeit dichten Nebels wegen meist gering blieb. Die Deutschen unternahmen aber bei Hollebeke einen umfangreichen Erkundungstoß, der den Engländern eine Anzahl Gefangene kostete. Die Vorfeldkämpfe und Erkundungsgefechte mehrten sich in den nächsten Tagen erheblich und führten auf allen Punkten der englischen Front, besonders in Flandern, zu hartnäckigen örtlichen Kleingefechten. Größere englische Abteilungen, die am 28. Dezember bei Poelcapelle und bei Nieuport in die deutschen Gräben zu gelangen suchten, wurden verlustreich für sie abgeschlagen.

Eine Fülle kleiner Gefechte kennzeichnete auch die gespannte Lage an der französischen Front. Von der Aisne bis zum Sundgau (siehe die Bilder Seite 115 unten bis 117) traten nicht nur die französischen Geschütze in lebhafte Tätigkeit, sondern auch starke Infanterietruppen trachteten in die deutschen Linien einzufallen, ebenso wie die Deutschen keinen Tag vorübergehen ließen, ohne kleine Vorstöße zu unternehmen. Am 16. Dezember machten die Deutschen bei Corbény nordöstlich von Reims Gefangene. Tags darauf durchschwamm eine kleine deutsche Abteilung bei Pinon den Kanal, der die französischen und deutschen Linien trennte, griff mit Handgranaten und dem Bajonett eine ihr an Zahl überlegene französische Feldwache an, nahm eine Anzahl der Feinde gefangen und kehrte dann zu ihrem Truppen-

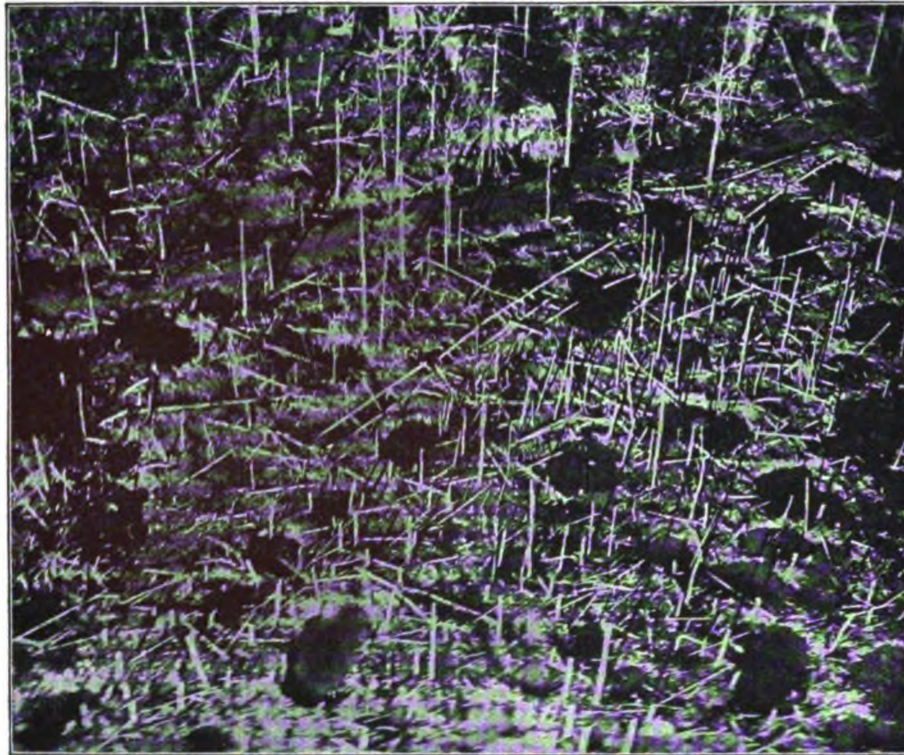


Schwerer deutscher Minenwerfer in gedeckter Stellung.

Nach einer Originalzeichnung von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. R. Willy Müller-Gera.

teil zurück. Unternehmungsmut und Kampfglück zeichneten auch die Kämpfer der südlichen deutschen Heeresgruppe des Herzogs Albrecht aus. Ein kühner Erkundungsvorstoß bei Hirzbach, südlich von Altkirch, brachte ihnen am 20. Dezember ebenso wie ein ähnliches Unternehmen am nächsten Tage nordöstlich von Thann zahlreiche Gefangene ein. Französische Truppen, die am 26. Dezember nördlich von Oberburnhaupt einen Überfall auf die deutschen Linien ausführten und dabei den vordersten deutschen Graben erreichten, wurden im Nahkampf verlustreich abgewiesen.

Am gleichen Tage setzten die Deutschen nordwestlich von Bezonvaux ein umfangreiches Unternehmen an. Nach wirkungsvollem Artillerie- und Minenwerferfeuer gelangten ihre Erkundungsabteilungen am Vormittag des Tages bereits an die französischen Linien. Am Nachmittage führten mehrere Kompanien von Regimentern einer Gardedivision den Hauptschlag aus. Mit Unterstützung durch ein Sturmbataillon und Beteiligung von Flammenwerfern griffen sie die feindliche Stellung in einer Breite von einem Kilometer an und nahmen die beiden vorderen Gräben. Nach gründlicher Zerstörung der Verteidigungsanlagen gingen die siegreichen Truppen unter Mitnahme von über hundert Gefangenen (siehe Bild Seite 119) und einer Anzahl erbeuteter Maschinengewehre befehlsgemäß in ihre Ausfallstellungen zurück.



Teil des Houthoulster Waldes in Flandern, aus einer Höhe von 50 Metern von einem deutschen Flieger aufgenommen.

Der ehemals dichte Wald ist in ein Trichterfeld mit kahlen Baumstümpfen verwandelt.

An diesem Vorstoß hatten deutsche Schlacht- und Infanterieflieger in hohem Maße teil, wie überhaupt der Luftkrieg infolge der Regsamkeit der deutschen Flieger (siehe die Bilder Seite 120) auch gegen Ende Dezember nicht erlahmte, obwohl hauptsächlich in Flandern dichte Nebel das Zurechtfinden oft beeinträchtigten. Deutsche Fernflieger erschienen fortwährend über feindlichen Festungsgebieten und Flugfeldern und warfen Bomben ab. Der langen Reihe deutscher Luftangriffe auf England fügte sich am 18. Dezember ein neuer Überfall auf Befestigungsanlagen an der Küste und im Innern Englands an. London, Ramsgate und Margate erlitten dabei schwere Schäden. Sechs Gruppen deutscher Flugzeuge, nach englischer Beobachtung insgesamt sechzehn bis zwanzig, nahmen an dem Vorstoß teil. Drei Gruppen überflogen mit London als Ziel die Küste von Kent zwischen sechs Uhr fünfzehn und sechs Uhr fünfundzwanzig Minuten abends, drei andere jene von Essex zwischen sechs Uhr zehn und sechs Uhr fünfundvierzig Minuten. Obwohl die englische Luftverteidigung kräftig eingriff, durchbrachen doch fünf deutsche Flieger den Sperrfeuerring und entledigten sich über der englischen Hauptstadt ihrer Bomben, wobei zehn Engländer den Tod fanden und über siebzig verwundet wurden. Gegen neun Uhr abends erreichte ein sechster deutscher Flieger London, der ebenfalls eine Anzahl Treffer erzielte. Im Scheine zahlreicher Brände kam es über London in viertausend Metern Höhe zu erbitterten Luftkämpfen, da englische Flugzeuge in Massen zur Abwehr aufgestiegen waren. Ein Ergebnis zeitigten diese Kämpfe nicht, doch mußte später ein deutsches Flugzeug infolge der Wirkung des englischen Abwehrfeuers an der Küste von Kent aufs Meer niedergehen. Von den drei Mann der Besatzung wurden zwei durch einen englischen Fischdampfer geborgen.

Schon am 22. Dezember erschienen abermals deutsche Flieger über englischem und französischem Boden. Sheerneß, Dover und Dünkirchen erfuhren kräftige Bombenangriffe, die an militärischen Einrichtungen, Bahnanlagen und Munitionslagern schweren Schaden hervorriefen. Aus Rache dafür stattete ein englisches Bombengeschwader am 24. Dezember der offenen deutschen Stadt Mannheim einen Besuch ab und ließ einige Bomben fallen, die zwei Personen töteten und ein Dutzend verletzten; von diesen waren aber die meisten französische Kriegsgefangene. Eines der Flugzeuge wurde abgeschossen; seine Insassen gerieten in Gefangenschaft. —

* * *

Ebensowenig wirksam wie die von den Engländern gegen Angriffe aus der Luft getroffenen Abwehrmaßnahmen waren jene, die sich gegen die deutschen **U-Boote** richteten, denn das Novemberergebnis dieser Waffe belief sich auf 607 000 Bruttoregistertonnen. Diese Zahl blieb zwar hinter der in früheren Monaten erreichten zurück, hielt sich aber immer noch über derjenigen, die die deutsche Admiralität zu Beginn des U-Bootkrieges als notwendig für die Erreichung der deutschen Absichten bezeichnet hatte. Die Versenkungsziffer des Monats November ließ die seit Beginn des unbeschränkten U-Bootkrieges vernichtete Raumtonnenzahl auf 8 256 000 Tonnen anwachsen. Aus den täglichen deutschen Meldungen im Dezember war zu erkennen, daß die Versenkungsziffer sowohl in den Meeren um England als auch im Mittelmeer wieder stieg, trotz der Winterstürme und der kurzen Tage, die zwar ein Schutz für die U-Boote waren, anderseits aber auch ihre Tätigkeit beeinträchtigten, weil die feindlichen Schiffe ohne Lichter fuhren. Zahlreiche Schiffsunfälle, die sich infolge dieses Verfahrens ereigneten, trugen mittelbar zur Erhöhung des Schiffsraumverlustes der Verbandsmächte mit bei. Unbeschadet stärkster feindlicher Gegenwirkung gelang nach einer Meldung vom 16. Dezember die Vernichtung von 21 000 Tonnen Schiffsraum im Sperrgebiet um England, meist im Ärmelkanal. Am 17. Dezember wurde von dem großen Erfolge des von Kapitänleutnant Rose (siehe Bild in Band V Seite 365) befehligten U-Bootes berichtet. Es schickte nicht nur acht Dampfer von insgesamt über 22 000 Tonnen auf den Grund des Meeres, sondern versenkte auch den amerikanischen Torpedobootzerstörer „Jacob Jones" (siehe Bild Seite 120), von dessen Besatzung die Deutschen zwei Mann zu retten vermochten. Eine Meldung vom folgenden Tage berichtete wieder von englischen und neutralen Handelschiffen mit einem Gesamtraumgehalt von 17 000 Tonnen, die trotz scharfer Bewachung durch Torpedoboote und U-Bootzerstörer Opfer des Handelskrieges geworden waren. Kapitänleutnant Viebeg (siehe Bild in Band VII Seite 162) berichtete am 19. Dezember über die Versenkung von 23 500 Tonnen, die ebenfalls aus stark gesicherten Geleitzügen herausgeholt wurden. Ähnliche Beuteziffern wurden an den nächsten Tagen bekanntgegeben. Trotz der eng-

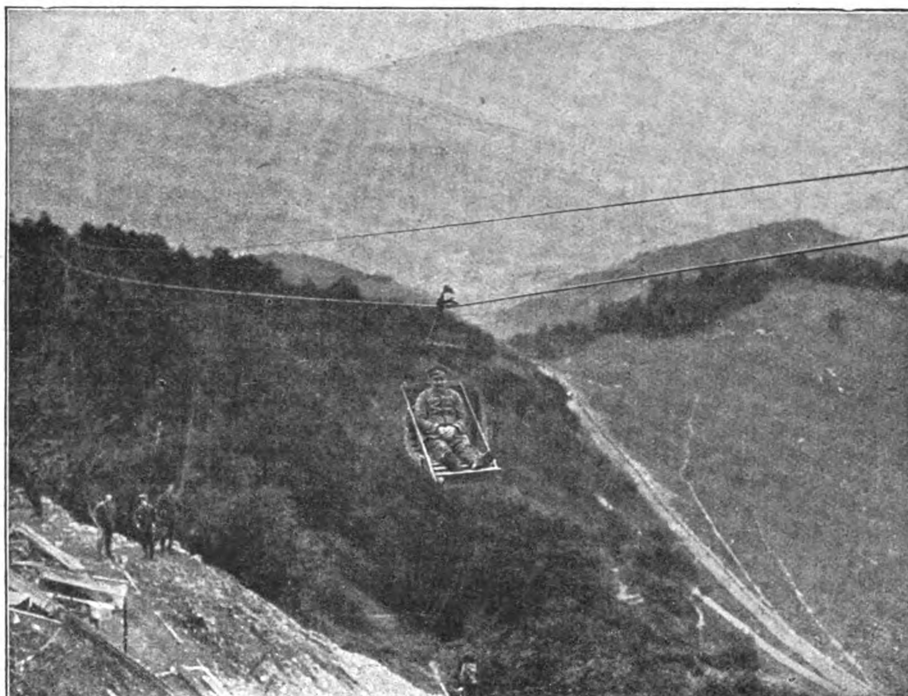


Deutsche Stellung in dem vollständig zerschossenen Houthoulster Wald bei Ypern.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

lischen Ableugnungen mehrten sich die außerordentlichen Schwierigkeiten in den überseeischen Häfen. Überall blieben gewaltige Mengen kostbarer Güter sowohl für die Ernährung als auch für die Kriegführung liegen, weil sie nicht verschifft werden konnten. Die Verdreifachung der „Unfalls- und Torpedierungsprämien" durch die englische Regierung reichte zudem nicht einmal zur Anlockung der erforderlichen Besatzungen aus. Wie die englischen Gewässer, so war auch das Mittelmeer sehr unsicher geworden, wo wieder Schiffe von zusammen 63000 Tonnen verloren gingen. An diesen Versenkungen hatte Kapitänleutnant Krafft ganz besonderen Anteil.

Das Boot des Kapitänleutnants Wendlandt (siehe Bild Seite 56) führte am 14. Dezember im Mittelmeer einen kühnen Angriff auf den französischen Panzerkreuzer „Château Renault" aus. Das U-Boot traf das große Kriegschiff in Begleitung zahlreicher anderer Schiffe im Jonischen Meer und erzielte gegen einviertel acht Uhr morgens den ersten Torpedotreffer mittschiffs am Steuerbord gegenüber dem Maschinenraum. Dieser lief sofort voll Wasser, so daß die Maschinen stehen blieben. Trotz des Abwehrfeuers, das auf das U-Boot eröffnet wurde, brachte dieses bald einen zweiten Torpedoschuß an der Steuerbordseite des Kreuzers an, so daß er vornüber in die Tiefe sank. Eine Anzahl anwesender Torpedojäger und anderer bewaffneter Schiffe nahm die Mannschaft auf. Das U-Boot mußte, weil es heftig beschossen wurde, untertauchen, wobei es sich des Angriffs zweier Wasserflugzeuge nur schwer erwehren konnte. Der Treffer einer Wasserbombe zwang das Boot dann zum Auftauchen. Nach kurzem Feuergefecht mit feindlichen Torpedojägern sprang die Besatzung von dem sinkenden Boot ins Meer. Zweiundzwanzig Mann, darunter der Kommandant und zwei andere Offiziere, wurden von den Feinden aufgefischt. Mit dem Verlust des „Château Renault", der 8000 Tonnen verdrängte, stieg die Kriegschiffseinbuße der Feinde auf über 300 Einheiten mit einer Gesamtverdrängung von 1000806 Tonnen, was dem Bestand der deutschen Flotte von 1019417 Tonnen bei Kriegsausbruch fast gleichkam. Am 23. Dezember hatten die Engländer wieder den Verlust von drei Tor-



Eine Drahtseilbahn in den Vogesen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

pedojägern zu beklagen, die das Schicksal auf dem Wege nach Holland ereilte, als sie einen Geleitzug führten.

Wie groß und schwerwiegend die Einbuße der Feinde an Kriegschiffsmaterial im Verlaufe des Weltkrieges gewesen ist, ergibt sich am besten aus einem Vergleich der Verluste hüben und drüben. Da zeigen sich auf der Gegenseite erschreckend hohe Zahlen trotz der gewaltigen Übermacht, auf seiten der Mittelmächte dagegen verhältnismäßig geringe Einbußen. Vergleicht man allein die Verluste der am Kriege beteiligten Flotten an Linienschiffen, die den stärksten und wertvollsten Kern jeder Seemacht bilden, so kommt man auf überwältigende Zahlen, die die großen Erfolge der Mittelmächte in einundvierzig Monaten Seekrieg deutlich beleuchten. Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei haben nur je ein älteres Linienschiff verloren. Deutschland nur die in der Seeschlacht vor dem Skagerrak gesunkene „Pommern", die österreichisch-ungarische Marine das aus dem Jahre 1895 stammende Panzerschiff „Wien" (5600 Tonnen) und die Türkei das 1892 gebaute, ehemals deutsche Panzerschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm" (10 060 Tonnen). Diesen drei verlorenen, wenig wertvollen Linienschiffen der Mittelmächte stehen folgende Verluste der Verbandsflotten gegenüber:

England:	13	Linienschiffe mit zusammen	215 200	Tonnen
Frankreich:	4	„ „ „	54 400	„
Italien:	3	„ „ „	49 300	„
Rußland:	3	„ „ „	49 900	„
	23	Linienschiffe mit zusammen	368 800	Tonnen.

Gesamtverlust der Verbandsmächte: 23 Linienschiffe mit 368 000 Tonnen.

Dagegen Verlust der Mittelmächte: 3 Linienschiffe mit 28 860 Tonnen.

Von der nächststärksten Einheit, den Panzerkreuzern, hat der Verband im Verlaufe des Krieges eingebüßt:

England:	18	Panzerkreuzer mit	267 900	Tonnen,
Frankreich:	3	„ „	25 100	„
Italien:	2	„ „	17 750	„
Japan:	1	„ „	14 000	„
Rußland:	1	„ „	8 000	„
	25	Panzerkreuzer mit	332 750	Tonnen.

Verlust des Verbands: 25 Panzerkreuzer mit 332 750 Tonnen, wogegen der Tonnageverlust der Mittelmächte an dieser Schiffsklasse nur ein Viertel dieser Zahl beträgt.

Außerordentlich groß sind die Einbußen der feindlichen Kriegsflotten an Zerstörern und Torpedobooten. Es sind nicht weniger als 143 Schiffe dieser Gattung in 41 Monaten des Krieges verloren gegangen.

Auch die Verluste an feindlichen U-Booten sind ziemlich bedeutend. England büßte 29, Frankreich 12, Italien 10 U-Boote, die Verbandsflotten insgesamt 60 U-Boote ein. In der großen Verlustliste der feindlichen Kriegsmarinen findet man außerdem 21 geschützte Kreuzer mit 102 480 Tonnen, 11 U-Boot-Abwehrkreuzer mit 19 800 Tonnen und weiter an Monitoren und Kanonenbooten 23 Schiffe mit 17 000 Tonnen. Recht beträchtlich sind auch die Einbußen der Verbandsflotten an Hilfskreuzern. England hat unter diesem Posten nicht weniger als 43, Frankreich 13 Schiffe stehen. Daneben sind an U-Boots-Fallen, jener heimtückischen Erfindung der Engländer, seit März des Jahres 1917 8 Schiffe vernichtet worden. Sehr bedeutend ist außerdem der Verlust an Vorposten-, Bewachungs-, Patrouillen-, Minensuch-Fahrzeugen und sonstigen kleineren Hilfschiffen, den insbesondere die englische Marine zu verzeichnen hat.

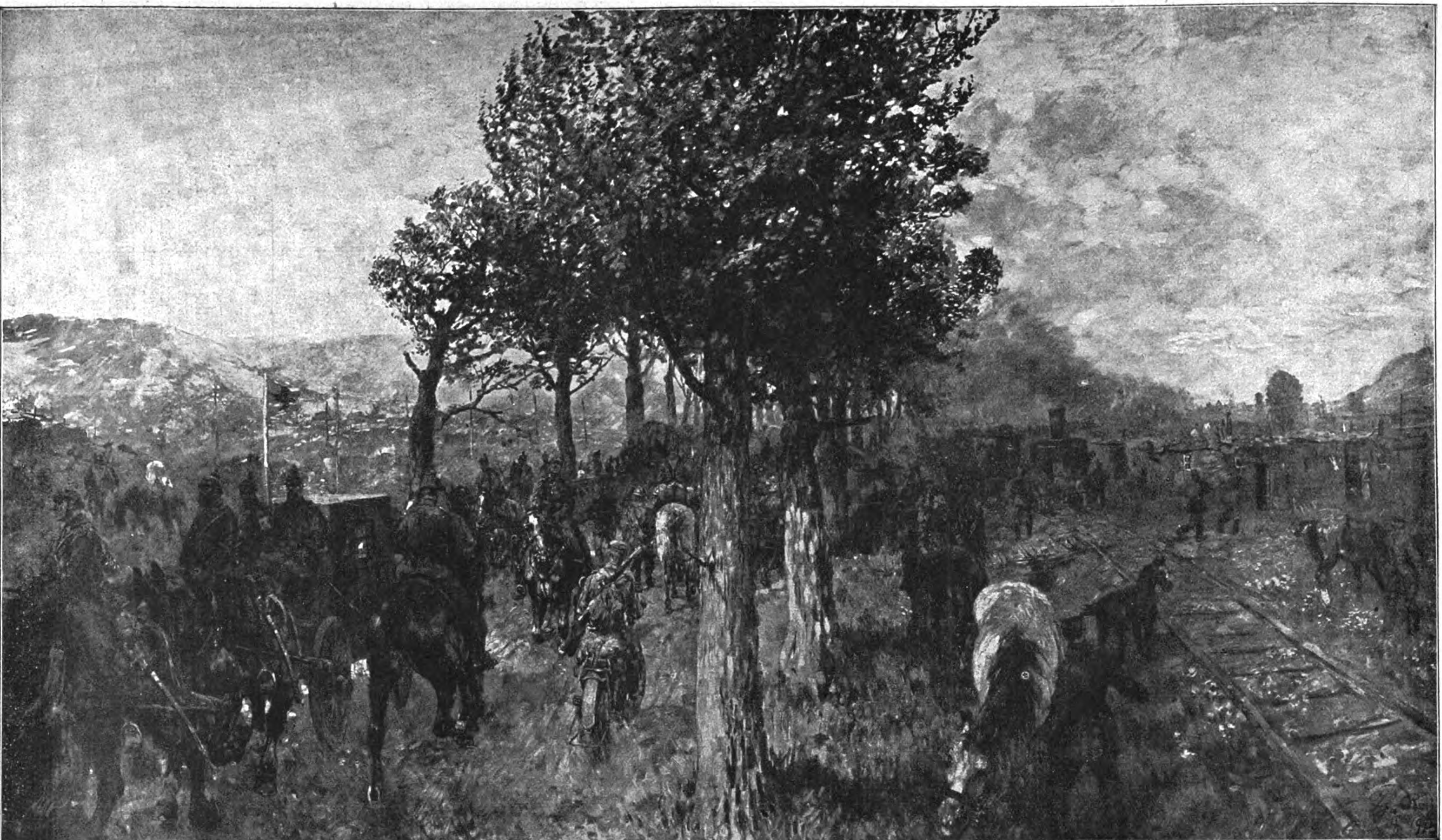
Diese Angaben dürften jedoch kaum vollständig sein, denn die Gegner haben alles Interesse daran gehabt, ihre Verluste möglichst zu vertuschen, so daß man mit ziemlicher Gewißheit annehmen kann, daß nach dem Kriege noch manche weiteren Verluste bekannt werden.

Der geringe Erfolg in der Bekämpfung der deutschen U-Boote, die Enttäuschungen, die England durch die verwegenen Angriffe leichter deutscher Seestreitkräfte auf englische Geleitzüge erlebte, der so oft verkündete und bisher immer ausgebliebene Hauptschlag gegen die deutsche Flotte kosteten am 27. Dezember dem Ersten Seelord Englands, Admiral Jellicoe, die Stellung. Er mußte dem bisherigen Zweiten Seelord, Sir Roßlyn E. Wemys, weichen, der besondere Fähigkeiten bei der Ein- und Ausschiffung der englischen Truppen an den Dardanellen bewiesen haben sollte. Nun erwartete man von ihm die so heiß ersehnten ausschlaggebenden Erfolge gegen die U-Boote und die kühnen Unternehmungen der anderen deutschen Flottenstreitkräfte.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutsche Kriegsgepäckwagen auf dem Marktplatz von Sulz im Oberelsaß.



Heerstraße von Damvillers nach Azannes vor Verdun am Tage der Erstürmung von Fleury und Thiaumont im Juni 1916 (siehe Band V Seite 81).

Nach einem Originalgemälde von Theodor Rocholl.

Zu gleicher Zeit überraschte Lloyd George seine Landsleute durch die Forderung einer neuen Million englischer Soldaten. Dieser Blutzoll im eigenen Lande schien den englischen Lenkern des Krieges doch sicherer zu sein als die von den Vereinigten Staaten versprochene Hilfe.

Aber trotz aller Anstrengungen der mehreren tausend Kriegsredner, die im Auftrag der Regierung in England umherreisten, um für die Fortsetzung des Krieges, der im Jahre 1918 mit dem Siege Englands abschließen würde, Stimmung zu machen, bemächtigte sich des englischen Volkes immer mehr der Wunsch nach Frieden. Dazu trug nicht nur die Friedensbewegung in Rußland bei, sondern auch das Verhalten der englischen Kolonien. Diese hatten das Mutterland sehr freigebig mit Truppen und Geld unterstützt; besonders Kanada, Australien und Südafrika hatten die Söhne ihres Landes in den blutigsten Schlachten des Krieges geopfert. Selbst in Südafrika, das unter den englischen Kolonien vom Kriege noch den größten Gewinn gehabt hatte, machte sich der Wunsch nach Frieden geltend. In Kanada erzielten die Kriegsanhänger unter schwersten Unruhen im Lande bei der Abstimmung über die Wehrpflicht nur eine geringe Mehrheit, und in Australien wurde das Wehrpflichtgesetz in einer allgemeinen Abstimmung mit einer Mehrheit von 200 000 Stimmen sogar abgelehnt.

Da von den Kolonien keine Steigerung der Mannschaftsendungen, eher noch eine Abnahme zu erwarten war, so versuchten die Verbandsmächte, sich neue Quellen für die Befriedigung des ungeheuren Menschenbedarfs zu verschaffen, den ihre Kriegführung an der deutschen Westfront erforderte. Südamerika wurde von englisch-amerikanischen Beauftragten überschwemmt, die Freiwillige zur Bildung von Regimentern unter nordamerikanischer Flagge zusammenbringen sollten. —



Phot. Carl Transfeld, Hamburg.

Zwei in den flandrischen Kämpfen gefangene englische Fliegeroffiziere, deren Flugzeug unversehrt in deutsche Hände fiel.

* * *

Zur Verhinderung oder Erschwerung des Abmarsches deutscher Divisionen aus **Rußland** an die Westfront und zur Störung der Friedensverhandlungen zwischen den Mittelmächten und der Regierung Lenins setzten die Westmächte alle Hebel für die Förderung des Bürgerkrieges in Rußland in Bewegung. Schon während des Beginnes der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Rußland und dem Vierbund berieten sie über Mittel und Wege, wie der Widerstand gewisser Parteien in Rußland gegen die Regierung der Bolschewiki verstärkt, dadurch Fallstricke für Lenin gelegt und so gleichzeitig die Divisionen der Mittelmächte gebunden werden könnten. Sehr bald beklagte sich Trotzki über die Militärmissionen der Westmächte, die ihre Anwesenheit in Rußland offenbar zur Unterstützung gegenrevolutionärer Bestrebungen benutzten. Seine Drohung, er würde den Gesandten und Militärvertretern den Aufenthalt in Rußland verbieten, wenn sie ihr regierungsfeindliches Treiben fortsetzen sollten, kam schon zu spät. Kaledin fühlte sich infolge der Unterstützung durch die militärischen Vertreter der Westmächte so stark, daß er glaubte, gleich Kornilow der Regierung mit Waffengewalt entgegentreten zu können.

Lenin hatte sich Kornilows gleich zu Beginn der neuen Umwälzung in Rußland nur schwer erwehren können. Die Schlacht bei Gatschina vor den Toren Petersburgs war Tage hindurch unentschieden geblieben, bis Kornilow mit seinen Todesbataillonen das Weite gesucht hatte. Im Kampfe mit den bolschewistischen Truppen war er nahe daran gewesen, Kaledin zu erreichen, als dieser selbst in arge Bedrängnis geriet. Die regierungstreuen Truppen überwältigten schließlich Kornilow um Weihnachten im Gouvernement Charkow. Dort wurden nach langwieriger Verfolgung 6000 seiner Soldaten, die 200 Maschinengewehre mit sich führten, von Matrosen der Baltischen und der Flotte des Schwarzen Meeres sowie von Truppen der russisch-polnischen Legion vollständig geschlagen.

War die von Kornilow für die Regierung Lenins drohende Gefahr eigentlich schon in der Schlacht von Gatschina fast ausgeschaltet worden, so gewann es den Anschein, als wären die Bolschewisten gegenüber dem Kosakenführer Kaledin (siehe Bild Seite 75) ohnmächtig. In den weiten Gebieten Südrußlands schien dieser über unumschränkte Macht zu verfügen; dazu bemühten sich die Westmächte eifrig, in der Welt den Eindruck zu erwecken, als böten alle Kosaken Lenin den stärksten Widerstand. Von den zwölf Kosakenheeren Rußlands leisteten aber eigentlich nur die Donkosaken Kaledin Gefolgschaft, auch diese waren ihm nicht unbedingt ergeben. Er mußte sogar einige bolschewistisch gesinnte Offiziere gefangensetzen. Die Kosakenabteilung des Arbeiter- und Soldatenrates in Petersburg tat Kaledin in Acht und Bann; sie hatte zweifellos die Mehrheit aller Kosaken hinter sich. Unterstützung erfuhr Kaledin außer von seinen Donkosaken nur noch von Teilen der Kubankosaken, die unter dem Einfluß des Kosakenhetmans Dutow standen. Einige Zuneigung fand er auch bei den Terekkosaken; alle übrigen waren aber bolschewistenfreundlich oder verlangten eine demokratische Republik, wie sie Lenin zu bilden im Begriff war.

Um die Mitte des Monats Dezember begannen die Truppen der russischen Regierung einen geordneten Feldzug gegen die Kosaken unter Kaledin. Wohl gelang es deren Führer, nach heftigen Gefechten, namentlich um und bei Rostow (siehe die Kunstbeilage), kleinerer Bolschewistenabteilungen Herr zu werden, in anderen Städten dagegen stellten die Kosaken den Kampf gegen die bolschewistischen Truppen ein. Bei Bjelgorod wurden die Hauptmassen der Kaledin treuen Kosaken nach hartem Kampfe in die Flucht geschlagen, und vielerorts ergaben sich seine Streiter bolschewistischen Kolonnen, wozu die Meldung von dem raschen Näherkommen eines starken, regierungstreuen Heeres aus dem Kaukasus nicht wenig beitrug. Die Bolschewisten verschafften sich in Südrußland wachsende Anerkennung und festigten ihr Ansehen auch in den Gebieten, die ehemals Kaledin ergeben waren.

Kurz vor Weihnachten schien aber eine Wendung einzutreten. Kaledin stand nicht mehr allein. Den Militärvertretern der Westmächte war es gelungen, die schon lange bestehenden Fäden zwischen der Revolutionsonderregierung der Ukraine, deren Mittelpunkt die „Rada" genannte Volksvertretung in Kiew war, und dem Kosakenhetman fester zu knüpfen. Einen Augenblick schien es, als würde die Ukraine gemeinschaftlich mit Kaledin den Waffenstillstand an der südrussischen Front (siehe die Bilder Seite 122 und 123) unwirksam machen und die Hoffnungen der Westmächte auf ein neues Widerstandsgebiet gegen den Vierbund erfüllen. Das mußte um so mehr wundernehmen, als die Ukraine den Sturz Kerenskis nicht ungern gesehen hatte, weil dieser die Sonderbestrebungen der Ukraine planmäßig hinderte; außerdem hatte die Ukraine schon zu Kerenskis Zeiten deutlich ihrer Neigung zu einem Sonderfrieden mit den Mittelmächten Ausdruck gegeben. Gerade von ihr aus konnte somit eine Förderung der Absichten der russischen Regierung erwartet werden; aber plötzlich erschien sie als

williges Werkzeug der fremden Militärvertreter. Doch auch in diesem bedenklichen Augenblicke schaffte die Regierung Lenins tatkräftig innerhalb weniger Tage völlige Klarheit. Am 17. Dezember erhielt die Rada ein Ultimatum, das unter Festsetzung einer Frist von achtundvierzig Stunden einen Krieg der russischen gegen die ukrainische Regierung ankündigte, falls die Ukraine im offenen Gegensatz zur russischen Regierung verharren sollte.

Die Rada erwies sich als nachgiebig; sie vermied den offenen Bruch und schickte sich zu Verhandlungen mit der Regierung Lenins an, wodurch sowohl den Plänen Kaledins als auch jenen der Vertreter der Westmächte der Boden entzogen wurde. Die Verbindung der Ukraine mit Kaledin entsprang dem Bestreben, in die am 14. November als unabhängig erklärte ukrainische Republik auch noch die Bezirke Jekaterinoslaw, Cherson, Charkow und Taurien einzubeziehen. Ja, die Rada nährte Pläne zur Gründung eines Staatenbundes der Völker am Schwarzen Meer, wobei sie nicht nur mit dem Beitritt Rumäniens, sondern auch Bulgariens und der Türkei rechnete.

Lenin hatte durch sein kraftvolles Auftreten erreicht, daß sich die Rada wieder auf sich selbst besann. Das weite reiche Grenzland, wie „Ukraine" in der Übersetzung heißt, zwischen den Karpathen und dem Kaukasus, dieses neu entstehende Reich von über 800000 Quadratkilometern, fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich, brauchte den Frieden so nötig wie Großrußland. Nur im Frieden konnte es sich die Grundlagen für eine glückliche Zukunft schaffen. Als daher die Vertreter der Westmächte die Rada zu einer Stellungnahme in der Kriegsfrage drängten, erhielten sie die Antwort, daß die Ukraine neutral zu bleiben wünsche.

Während so die Leninsche Regierung Schritt für Schritt ihre Stellung innerhalb Rußlands festigen konnte, nahmen die am 22. Dezember in Brest-Litowsk begonnenen Friedensverhandlungen einen guten Verlauf, so daß schon am 25. Dezember eine Einigung über die Grundlagen des Friedenschlusses erzielt wurde. Diese waren auf einen allgemeinen Frieden, nicht nur auf einen Sonderfrieden zwischen Rußland und den Mittelmächten zugeschnitten. Zehn Tage gaben die Friedensunterhändler des Vierbunds und Rußlands den Westmächten Frist, sich für oder gegen die Friedensgrundlagen zu entscheiden. Inzwischen setzten sie die Beratungen zur Regelung der zwischen beiden Parteien unabhängig von der Gesamtlage bestehenden Fragen fort. Am 28. Dezember war die Aussprache zu einer verheißungsvollen Klärung gediehen. Einigung wurde erreicht über die Wiederherstellung des durch den Krieg unterbrochenen Vertragszustandes, die Aufhebung der Kriegsgesetze, die Regelung von Kriegskosten und Kriegschäden. Auch über die gegenseitige Freilassung und Heimbeförderung der Kriegsgefangenen und der Zivilinternierten sowie über die gegenseitige Rückgabe der Kauffahrteischiffe und die sofortige Einstellung des Wirtschaftskrieges, die Wiedereröffnung des Handelsverkehrs und die Einrichtung eines geordneten Güteraustausches kam es zu einer Verständigung.

Die Unterhändler trennten sich dann in der Absicht, am 4. Januar 1918 zu neuen Beratungen wieder zusammenzukommen. Den abgereisten Russen folgte bereits am 29. Dezember eine deutsch-österreichisch-ungarische Abordnung nach Petersburg, die über technische Einzelheiten des Waffenstillstandsvertrages zu verhandeln hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Frhrn. v. Mackay.

8. Caillaux-Clemenceau.

(Hierzu die Bilder Seite 86.)

Wieder einmal hat Frankreich seinen Fall ersten Ranges. Clemenceau, der wilde Tiger, will den Löwen Caillaux, seinen geschworenen Feind, vernichten, und man kann schon jetzt voraussagen, daß dieser Ringkampf einen ähnlichen Wendepunkt in der Republik einleiten und überraschende Entscheidungen hervorbringen wird wie im einstmals zarischen Reich der siegreiche Kampf der Sozialisten mit den kriegswütigen Kadetten. Die Händel Malvy, Almereyda, Bolo und der ganze politische Klüngel, der sich darum wickelt,



Abführung gefangener Franzosen durch bayrische Reiter. Phot. Weltbild-Verlag, Leipzig.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Kissenberth.
Führer einer bayrischen Jagdstaffel.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant Heß (†).



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant Schleich.
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

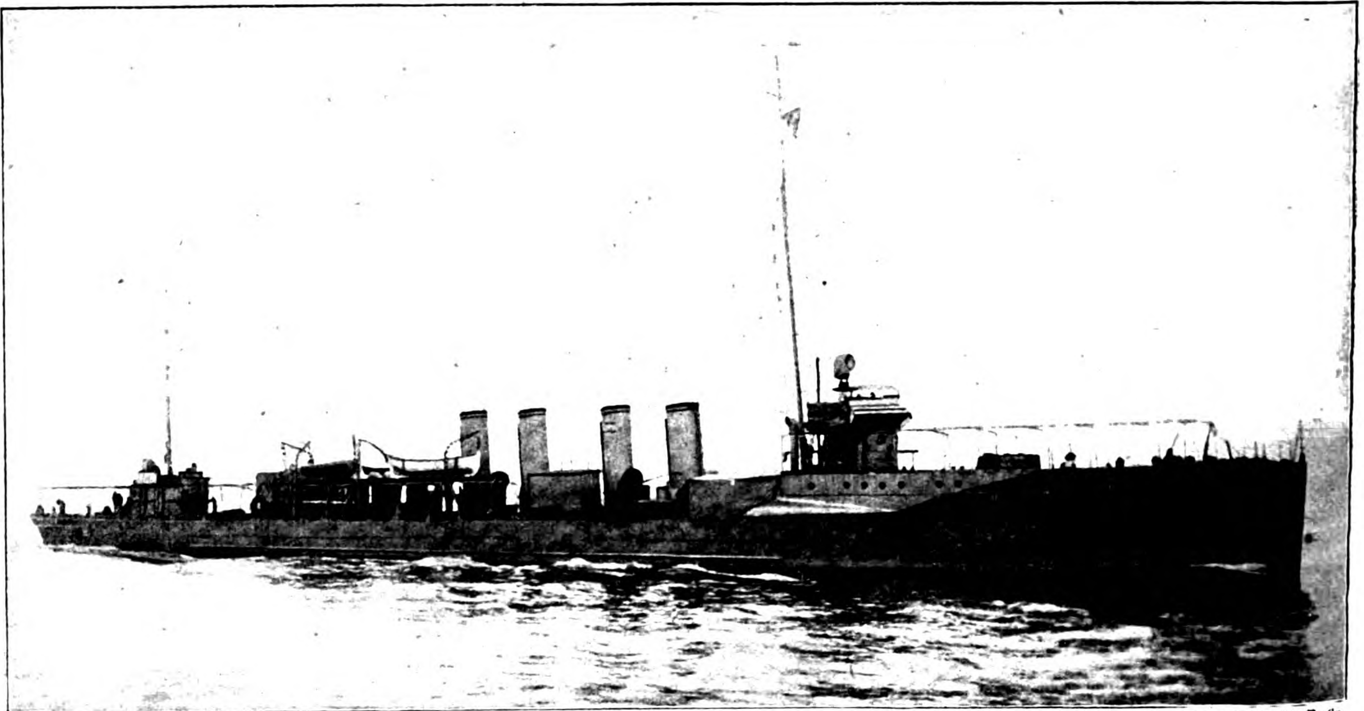
Hervorragende Kampfflieger der deutschen Armee.



Kapitänleutnant Hans Kolbe.
Führer leichter deutscher Seestreitkräfte, die am 12. Dezember 1917 an der englischen Ostküste den Geleitzugsverkehr Bergen—Shetlandsinseln erneut angriffen.

waren gleichsam nur Possenspiele mit ernsten Untertönen, die das kommende Trauerspiel ankündigten. Jetzt hat dessen erster Akt begonnen. Das Bild eines politischen Dramas rollt sich auf, in dessen Hintergründen wie durch Schleier der ganze Kampf der Parteien und ihrer Führer, der in der Kriegskatastrophe ausmündete, neuerdings sichtbar wird; es gilt, sich diese Entwicklungsvorgeschichte wohl vor Augen zu halten, um klar in das Wesen des zehrenden Fieberzustandes, dem Frankreich mitten in seinen Kriegsnöten verfallen ist, zu sehen.

Clemenceau trat zum erstenmal, und zwar sogleich mit der hitzig-überquellenden Leidenschaftlichkeit eines politischen Schauspielers und Fanatikers, wie sie ihm stets eigen gewesen ist, im Anfang der achtziger Jahre, in den Zeiten vor Gambetta und Jules Ferry, in den Vordergrund der politischen Bühne als reisiger Streiter wider die angebliche Reaktion: gegen Guizot, der das allgemeine Wahlrecht als Hirngespinst ansah, gegen Paul Bert, der die Trennung von Staat und Kirche als ein Unglück Frankreichs bekämpfte, gegen alle, die nicht die Lehren der Februarumwälzung in radikalster Weise durchführen wollten. Und zugleich warf er sich in die Toga des Volksbeglückers, ward er in seinem Werk „La Melée sociale“ der Fürsprecher der Besitzlosen, der Arbeiter, der Schwachen und Armen in beredten Schilderungen ihrer Nöte. Daß es sich bei all dem nur um Spiegelfechterei, Maske und Phrase handelte, zeigte sich nur zu bald. Beim Panama- und Dreyfusskandal entpuppte er sich als der vertraute Bundesgenosse und Helfershelfer eines Cornelius Hertz und Reinach; gerade er, der sozialreformerische Tugendapostel, war es gewesen, der diese berühmten Schwindler ins Elysée eingeführt, ihnen in den Wandelgängen der Kammer Einfluß verschafft hatte und dem die Annahme von einer halben Million Franken Schmiergelder zugunsten seines Leibblattes mit dem sehr passend gewählten Titel „La Justice“ nachgewiesen wurde. Clemenceau war an den Pranger gestellt, wie nie ein Parlamentarier vor ihm, aus der Kammer mit Schimpf und Schande und einem Hagel von gröbsten Schmähungen ausgestoßen. In der unfreiwilligen Mußezeit verwandelte er sich in einen Kunstkritiker, Romandichter, Philosophen, wußte sich sehr bald von dieser Schwebebrücke durch Hintertüren mit Hilfe von Ehrenmännern wie Delcassé, Hebrard, Calmette und einer käuflichen Presse wieder Zutritt zum Parlament zu verschaffen und erst, 1906, zur Leitung des Ministeriums des Innern, dann, noch im selben Jahr, zur Ministerpräsidentschaft sich aufzuschwingen: nichts kann kennzeichnender sein für den sittlichen Pegelstand des republikanischen Frankreichs in der Zeit nach Ribot als die Wieder-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der von einem deutschen U-Boot (Kommandant Kapitänleutnant Hans Rose) am 5. Dezember 1917 im Ärmelkanal versenkte amerikanische Zerstörer „Jacob Jones“.



Kaledins Kosaken besetzen Rostow.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Abgeschlagener feindlicher Fliegerangriff auf ein Industriewerk.

Nach einer an Ort und Stelle skizzierten Originalzeichnung von Hugo L. Braune.

einsetzung dieses Mannes in Amt, Ehren und Würden. Was man von ihm erwarten konnte, das hielt er. Er betete alle Götzen an, die er früher verbrannt hatte, er war, nach einem Witzwort seines einstmaligen Freundes Camille Pelletan, der junge Alkibiades, der seinen Hunden alle Morgen zur Verblüffung der Nachrichtensammler und Erheiterung des Mannes auf der Straße den Schwanz abschnitt. Aber all diesen Prinzipienverrat sah ihm die Kammermehrheit gern nach, weil er sich vortrefflich darauf verstand, sie und die Volksmassen durch ein Mittel zu ködern: die betriebsame Bündelei mit England, mit Eduard VII. und dessen Gefolgschaft an der Themse, Newa, Seine, durch die Hetze gegen Deutschland, deren Leiter, die „Bankokratie", Freimaurertum und beider parlamentarische Gefolgschaft gerade damals, angesichts des Zusammenbruchs Rußlands im mandschurischen Krieg und der Kursverluste des französischen Rentners, die Stützen ihrer Macht bedroht sahen.

Jetzt aber, bei dieser Brandstifterei, stieß Clemenceau aufs schärfste mit einem ihm geistig wie moralisch weit überlegenen Staatsmann zusammen: Caillaux. Die Drahtzieher in Wallstreet haben Bewerbern um den Thronsitz im Weißen Haus jeder Art, und zwar mit gewisser Vorliebe gerade solchen, die am lautesten den Krieg gegen die Trusthydra ankündigten, ihre Zustimmung gegeben, aber niemals für ein Mitglied ihrer eigenen Gilde sich eingesetzt. Denn sie wissen wohl: all diese ehrlichen oder halbehrlichen Widersacher, mögen es philosophische Theoretiker oder demagogische Geschäftspraktiker sein, können ihrer Macht nicht halb so gefährlich werden, wie ein Wissender aus den eigenen Reihen, der in die Geheimnisse der Schule ihrer Händlerpolitik eingeweiht ist. In Frankreich aber geschah das Unerhörte, daß ein Angehöriger der Hochfinanz selbst, unabhängig von deren Einflüssen, den Kurs der Republik bestimmen wollte. Dieser Mann war eben Caillaux; als Mitglied der großkapitalistischen Zunft wurde er erst von dieser unterstützt, dann aber fallen gelassen und immer heftiger bekämpft. In ihm waren die vornehmen Überlieferungen und Fähigkeiten eines Gambetta und Freycinet lebendig, er, als Erbe und Vollstrecker des Testaments Rouviers, wollte die Brücke zu dauernder Versöhnung mit Deutschland bauen. Er erkannte, daß die ganze Verbrüderungstaktik des Foreign Office letzten Endes nur darauf hinauslief, ein den englischen Interessen dienliches Gleichgewicht, das von Deutschlands Machtentfaltung bedroht wurde, wiederherzustellen, und daß daher London selbst im günstigsten Falle vollen Gelingens des Einkreisungsplanes Frankreich die Früchte seiner Dienste und Siege niemals genießen lassen würde. Er wollte Frankreich politisch durchaus auf eigene Füße stellen und sah ein, daß dieses Ziel nur durch friedlich-schiedliches Vertragen mit Deutschland möglich war. Ihm schwebte bereits, wenn auch in undeutlicher, erst nach fester Körperlichkeit ringender Gestalt, der Gedanke eines von britischer Gängelung freien Mitteleuropas vor; er war daher Manns genug, als an der Seine die Wogen der Pressehetze gegen Berlin nach Londoner Rezepten bereits sturmhoch gingen und der britische Botschafter ihm die Vorteile des französisch-englischen Bündnisses in grellen Farben ausmalte, kühlen Tones zu antworten: „Wenn auch, wir haben Freundschaften zum Auswechseln!" Durch den Agadirfall ließ er sich nicht verblüffen. Unentwegt nahm er, Ministerpräsident von 1911 bis 1912, die Verhandlungen mit Berlin auf und setzte trotz aller geifernden Verleumdungen durch seine Feinde den schließlich von der Kammer und dem Senat mit großer Mehrheit angenommenen Marokkovertrag durch. Jetzt wiederholten sich die Ereignisse von 1885. Clemenceau als geschäftsmäßiger Ministerstürzer war bei der Arbeit in den parlamentarischen Dschungeln und erreichte seinen Zweck. Caillaux stürzte, und das Schicksalsjahr 1912 kam. Die Bündnis-Parteigängerschaft hob Poincaré als Kandidaten für die Präsidentenwürde auf den Schild, und in London verteilte man die Rollen für das „Kriegskabinett" Briand, Millerand, Delcassé. Clemenceau wechselte wieder einmal als politisches Chamäleon die Farbe, donnerte gegen die „Verschwörung zum Krieg", warb für Pams und wurde von Caillaux um des gemeinsamen Interesses willen, dem eitlen und unbedeutenden Lothringer nicht die Macht in die Hand zu geben, unterstützt. Vergeblich! Die Kriegspartei siegte. Aber noch hatte sie nicht freies Aufmarschfeld gewonnen. Die allgemeinen Wahlen entschieden zugunsten Caillaux'! Er wurde noch einmal führendes Haupt im Palais Bourbon. Jetzt spitzte sich der Kampf auf Messers Schneide zu. In der Chambre des Deputés ging es hoch und wild her wie einst unter Ollivier. Aber Caillaux stritt mannhaft mit seiner schnittigen, trockenen, unsympathischen Stimme und bewährte sich in allen Schwierigkeiten als überlegener Taktiker, scharf und weit denkender, fest auf dem Boden sachlichen Wissens, gereifter Überzeugung stehender Politiker. Und er setzte sich durch. Seine Mehrheit blieb ihm in den wichtigsten, schicksalsschweren Entscheidungen treu. Er schien der Verwirklichung seiner hochgesteckten Ziele nah zu sein: da wirkte die Giftsaat, die der Pariser, mit Londons Harmsworthpresse an einem Strang ziehende Zeitungsklüngel in planmäßig betriebener Ehrabschneiderei gegen Caillaux ausgestreut hatte. Seine nervenüberreizte Frau ging in die Redaktion des „Figaro" und schoß einen der Hauptschuldigen dieser Verleumdersippe, Calmette, nieder. Das Unglück, das ihr Mann, der damit politisch einstweilen erledigt war, aufhalten sollte, hatte freien Lauf.

Phot. Bild- und Film-Amt.

Das Schlußstück des Waffenstillstandsvertrages von Brest-Litowsk mit den Unterschriften der Bevollmächtigten der beteiligten Mächte.

Über den Zweck des von Clemenceau gegen Caillaux gestellten Strafantrags und dessen politische Hintergründe kann nach allem kein Zweifel sein. Der Tiger hat sich an die Spitze der politischen Apachen gestellt, die durch Verunglimpfung der Deutschen als Hunnen, Brandstifter, Kindsmörder, Auswurf der Menschheit, Wahnsinn und Wut der Kriegsleidenschaften unter den irregeführten Massen zu Siedehitze gesteigert haben. Und Poincaré sah sich gezwungen, als verzweifelter Vabanquespieler, der sein letztes Geld auf die Null setzt, gerade diesen seinen verhaßten Feind an die Spitze der Regierung zu berufen. Indessen die Vergeltung bleibt solchem Treiben an den Gurten. Das nüchtern denkende Frankreich sieht heute klarer denn je, wie recht Caillaux in seiner Beurteilung der Folgen der Ententebündelei und des Werts der Britenfreundschaft hatte: er ist der stille Sprecher der Wahrheit, die im Palais Bourbon keine Redefreistätte mehr hat. Eben deshalb wird er seit Jahr und Tag von der Northcliffepresse mit verbissenem Haß verfolgt und verleumdet, und Clemenceau ist das seiner Natur nach schicklichste und dienstwillige Werkzeug für solchen Sbirrendienst. Aber Caillaux hat diese Art Mafiota nicht zu fürchten. Der Tratsch und Klatsch, mit dem seine Gegner ihn vernichten wollen, kann ihn nicht ernstlich gefährden, und er hat mehr als einmal erwiesen, daß er eine Clemenceau weit überlegene staatsmännische Klinge führt. Die Eigenart des Parteilebens Frankreichs ist es von jeher gewesen, daß dort tiefgreifendste staatliche Erschütterungen vom Zweikampf politischer Führer ausgingen. Alles deutet darauf hin, daß die große Wendung, die sich im Vielverband von Rußland über Italien heute nach Frankreich hin fortbildet, der Würfelfall in gleicher Weise ansetzen wird: aber sicherlich nicht, um zugunsten derjenigen zu fallen, die heute echte Vaterlandsfreunde als Hochverräter abtun wollen und, sich als Retter des Kapitols in der Not in die Brust werfend, doch innerlich aus nur zu guten Gründen zittern.



Generalmajor v. Hoffmann, Chef des Generalstabs des Oberbefehlshabers Ost,
der bevollmächtigte deutsche Vertreter bei den Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit Rußland.

Was das amerikanische Heer in Frankreich nötig haben wird.

„Nieuwe Rotterdamsche Courant" schreibt im Morgenblatt vom 23. Dezember 1917: Die „Saturday Evening Post" in Philadelphia hat untersucht, was für den Transport des ersten amerikanischen Heeres von 500 000 Mann nach Frankreich und die Beförderung in diesem Lande nötig sein wird. In Frankreich werden dazu 40 000 Eisenbahnwagen erforderlich sein. Die Amerikaner werden für die 25 Schiffe, die an jedem Tage zu löschen sein werden, vier Häfen anlegen und Werften bauen müssen. 250 Schiffe werden benötigt, um die halbe Million Menschen dauernd mit Vorräten zu versehen. Ungefähr 1000 amerikanische Lokomotiven müssen nach Frankreich gebracht werden, dazu Eisenbahnschienen für Tausende von Meilen. Weiterhin werden benötigt: 1000 Wagen für Kohlentransporte, Ambulanzzüge und zahllose Motorwagen, um Nahrungsmittel, Munition, Benzinvorräte, Feldschmieden usw. zu befördern. Außerdem müssen die Vereinigten Staaten monatlich 51 000 Tonnen Kohlen nach England verschiffen.

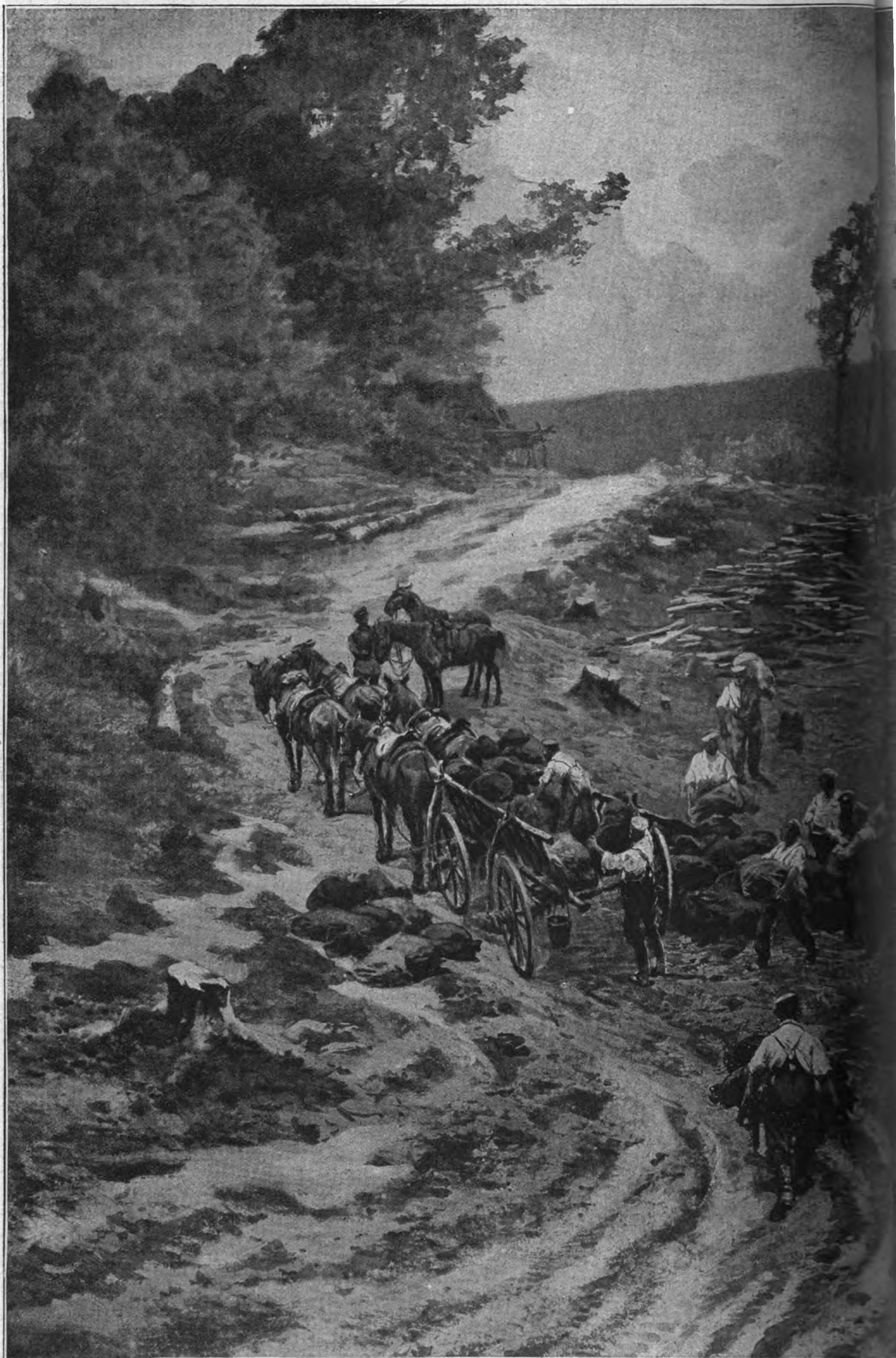
Glücklicherweise gibt es, so schreibt das amerikanische Blatt, in Frankreich genug Holz, aber es werden 15 000 Mann nötig sein, um die Bäume zu fällen, zu sägen und für diese erste halbe Million der Union zu arbeiten. Alles in allem ist ein Arbeiterheer von beinahe 190 000 Mann erforderlich, um das zu transportierende Material zu behandeln. Darin einbegriffen sind 5500 Mann für die Forstaufsicht, 49 000 für Eisenbahnarbeiten und 100 000 als Hafenarbeiter und für verschiedene Arbeiten. Monatlich wird für diese Leute an Nahrungsmitteln (in englischen Pfunden) nötig sein: 13 350 000 Fleisch, 3 375 000 Speck, 13 350 000 Mehl, 14 830 000 Kartoffeln, 1 046 000 Kaffee und 3 000 000 Zucker. An Kleidern müssen alle sechs



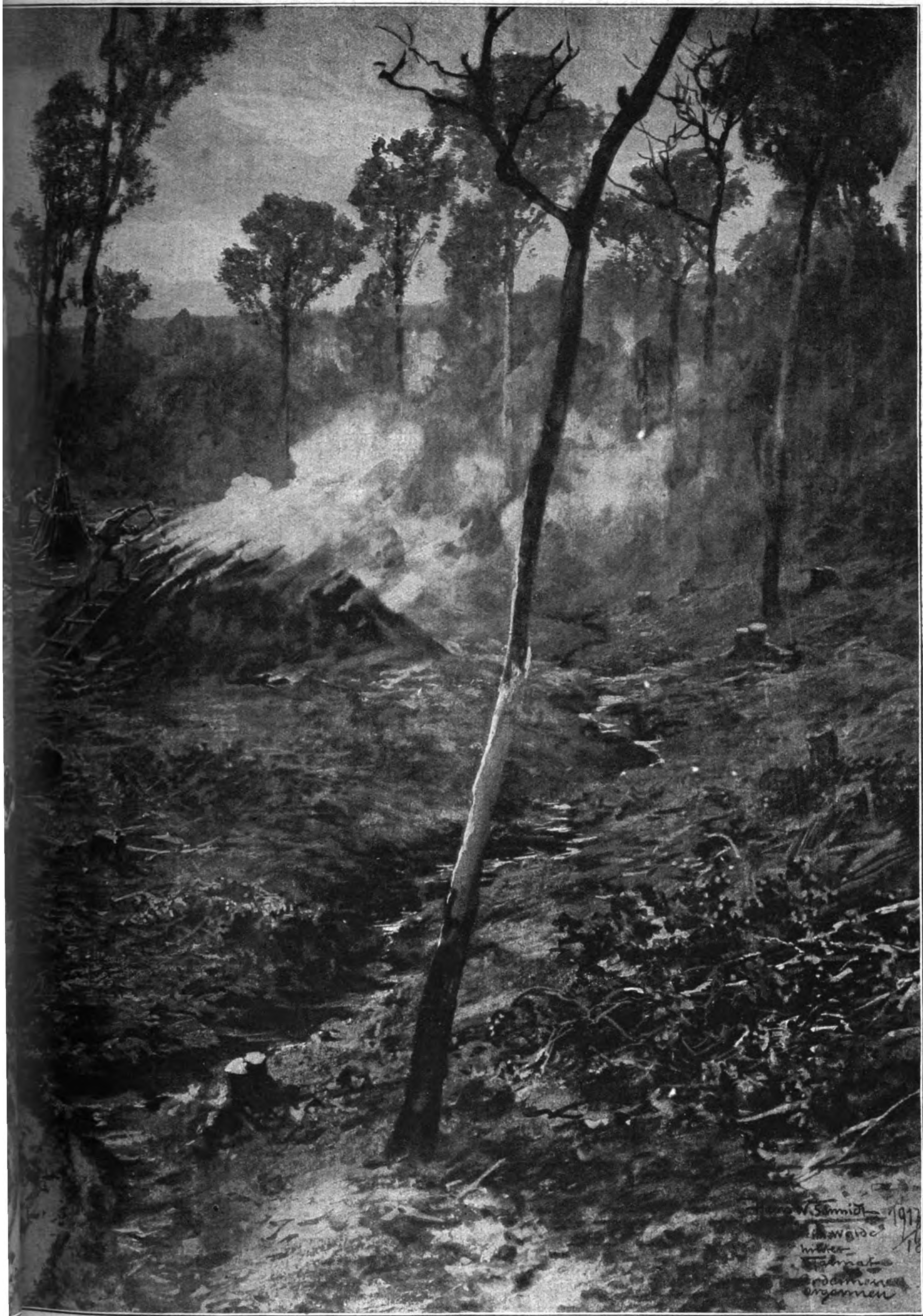
Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Zu den Waffenstillstandsverhandlungen an der rumänischen Front.

1. Generalleutnant v. Morgen, Leiter der Verhandlungen. 2. Generalmajor v. Hranilovic, Vorsitzender der österreichisch-ungarischen Abordnung. 3. Oberstleutnant im Generalstab v. Förster-Streffleur, österreichisch-ungarischer Delegierter. 4. Major im Generalstab v. Hempel, österreichisch-ungarischer Delegierter. 5. Oberstleutnant Popow, der Vertreter Bulgariens. 6. Major Nasim Bei, der Vertreter der Türkei. 7. General Keltschewski, der Führer der russisch-rumänischen Abordnung. 8. Hauptmann Baron Tiesenhausen, russischer Kommissar der Armeeorganisationen. 9. General Lupescu, Führer der rumänischen Abordnung.



Holzkohlenbrand unter deutscher Militärverwaltung in Frankreich zwecks Versorgung der Schüt
gräben mit rauchlosem Heizmaterial. Kohlenmeiler im Walde hinter Talmat in den Argon



Nach einer Originalzeichnung auf Grund eigener, an Ort und Stelle gefertigter Skizzen von Professor Hans W. Schmidt.

Monate neu beschafft werden: 1 050 000 Hosen, 1 070 000 Hemden, 1 470 000 Paar Schuhe, 1 890 000 Paar Socken, 1 373 000 Hüte und Mützen, 3 444 000 Paar Unterzeug, 504 000 Decken, 210 000 Mäntel, 210 000 Paar Gummischuhe.

Es wurden auch Zahlen über das Sanitätspersonal mitgeteilt. Man meint, daß die Vereinigten Staaten an Ärzten, Pflegern und Krankenwärtern im ganzen 56 000 Mann nötig haben werden, von denen 5000 Ärzte und Chirurgen sein müssen.

Außerdem werden überall in Frankreich große Lazarette für die amerikanischen Truppen errichtet werden müssen. Das amerikanische Heer braucht zwei Feldlazarette für je 25 000 Mann an der Front; jedes dieser Lazarette muß 1000 Betten besitzen. Für jedes Bett sind 6 bis 8 Laken, 4 Kissenbezüge und 3 Decken nötig. Außerdem müssen 94 000 Tonnen Arzneimittel nebst 20 000 Tonnen zur Ergänzung für die ersten sechs Monate vorhanden sein.

Generalmajor Hoffmann.

(Hierzu das Bild Seite 123.)

Die Verhandlungen, die zum Brest-Litowsker Waffenstillstandsvertrag geführt haben, sind vom Stabschef an der Ostfront, Generalmajor Hoffmann, geleitet worden, dem als Vertreter des Auswärtigen Amtes der Geheime Legationsrat v. Rosenberg, der Dezernent für die Balkanstaaten und die Türkei, beigegeben war.

Generalmajor Hoffmann ist der Nachfolger des Generals Ludendorff als Chef des Stabes bei der Ostfront. Er hat einen großen Teil seiner Dienstzeit im Generalstabe zugebracht und wurde zu Beginn des russisch-japanischen Krieges der japanischen Armee zugeteilt, bei der er den ganzen Krieg mitgemacht hat. Bei Ausbruch des Weltkrieges stand er als Bataillonskommandeur im Infanterieregiment 112 an der französischen Grenze, wurde aber bereits am 3. August als Generalstabsoffizier dem Oberkommando der 8. Armee in Ostpreußen zugeteilt. Als der Oberbefehlshaber dieser Armee durch Hindenburg im Oberbefehl abgelöst wurde, fand Hindenburg, als er mit seinem Stabschef Ludendorff im Hauptquartier der Armee eintraf, die Truppen durch den Oberst Hoffmann so zweckentsprechend bereitgestellt, daß sie Hindenburg sogleich nach seinem genialen Plane verwenden konnte. In den folgenden Kriegszeiten ist der Oberst Hoffmann der treue Gehilfe des Feldmarschalls v. Hindenburg und des Generals Ludendorff gewesen und hat dabei so vorzügliche Dienste geleistet, daß er später dem Prinzen Leopold von Bayern als Stabschef zur Seite gestellt wurde. Er hat es verstanden, die folgenden Kriegshandlungen gänzlich im Geiste Hindenburgs zu leiten. Den Orden Pour le Mérite und das Eichenlaub dazu hat er bei zwei Besuchen des deutschen Kaisers an der Ostfront nach den Kämpfen am Stochod und am Sereth aus der Hand seines Obersten Kriegsherrn empfangen.


Büffelgespann im Dienste des Roten Kreuzes auf dem Balkankriegschauplatz.

Des Köhlers Kriegsarbeit.

Von Anton Erkelenz.

(Hierzu das Bild Seite 124/125.)

In ruhiger, stolzer Winterpracht steht der Wald. Keines Menschen Hand hat ihn gepflanzt, gepflegt. Das Samenkorn flog vom alten Baume ab, senkte sich zur Erde. Ihrer Milliarden haben nur den Boden gedüngt, dem Wilde, den Vögeln als Nahrung gedient. Ein kleinster Bruchteil sproßte auf, entging den Fährnissen des Jugenddaseins, überwand die lichtraubenden, erstickenden Wirkungen der alten Waldriesen und wuchs hoch hinauf. In Familien haben sie sich angesiedelt; eine Birke, ein oder zwei Pappeln, eine Fichte oder Kiefer, eine Eiche oder Buche dazwischen wachsen fast stets in engster Gemeinschaft. Und nun stehen sie stolz, stark, ruhig, scheinbar ungebeugt durch die Last der Jahre. Ständen hier nicht tausende Stämmchen verdorrt, verkümmert, erstickt, neben ihren glücklicheren Brüdern, ragte nicht da und dort die Ruine eines vermoderten Baumes in die Luft, dann könnte es uns scheinen, als wohne hier das ewig quellende, jährlich nur neugebärende Leben. Denn was ist die Dauer unseres irdischen Daseins, gemessen an diesen Kindern der Natur?

In diesem Walde, in seinen Dickichten und Lichtungen leben jetzt ein paar Vögel, viele lustige Eichkatzen, einige Hasen, zwei Rehe und ein einsamer Hirsch. Das ist ihr Haus, ihr Garten, ihr Feld, ihre Welt. Auf Hasen, Rehe und Hirsch spüren hier seit Monaten eine Reihe Jäger und solche, die es sein möchten. Erfolg gering. Mein Kamerad, der Jäger, drückt mir eine Flinte in die Hand und heißt mich auf den Anstand gehen. Dort stehe ich, während der Tag sinkt und da vorne, vier Kilometer vor uns, die erste Leuchtkugel aus dem Schützengraben aufsteigt. Und stehe anderen Tages, während der Nebelmorgen sich reckt und dehnt und der neue Tag wächst. Stehe und denke, der Weltenlenker möge die Tiere jetzt fernhalten.

Aber es ist doch noch mehr Leben hier. In tiefster Waldeinsamkeit wird auch hier noch ein zäher Kampf ums Leben, sogar um zahlreiche Menschenleben, gekämpft. Acht große Meiler rauchen hier, pusten Dampf und Rauch aus Hunderten von kleinen Löchern hervor. So ähnlich denkt man sich das unterirdische industrielle Arbeiten zahlreicher Heinzelmännchenscharen. Neue Meiler werden dazwischen gebaut. Die Axt klingt. Die Birken fallen, eine um die andere. Fleißige Armierungsoldaten schleppen die Riesen heran, bauen daraus Meiler, verkleiden sie mit Tannenreisig, packen sie in Lehm ein. Bald wird sich ein neuer Herd entzünden, seinen Rauch durch den Wald jagen. Dort wird in einem fertiggebrannten Meiler das Feuer mählich erstickt, der Lehm abgetragen, die fertige Holzkohle herausgesucht. Sie haben ihren eigenen Ton, klingen hart wie Glas, wenn sie sich berühren. Zufrieden prüft der Köhler: ja, so müssen sie klingen, die Ware ist echt; und erzählt uns dabei etwas von der Eignung der verschiedenen Holzarten für die Herstellung von Holzkohlen.

Es ist Nacht. Die Köhler, alte Landsturmleute, haben uns freundlich in ihre Hütten aufgenommen, uns eine gute Bohnensuppe vorgesetzt, dazu Brot und frischen Kaffee mit Zucker. Jeder von den Köhlern wacht in der Nacht vier Stunden. Er trabt hin und her zwischen den Meilern. Da ist ein Ofen, der zuviel brennt. Eine dicke Rauchwolke quillt heraus. Aus den Abzugslöchern leuchtet die Hitze durch die Nacht wie aus hundert glühenden Augen. Schnell werden die zuständigen Mannschaften geweckt. Sie beginnen eine mühselige, stundenlange Nachtarbeit, um das Feuer mit aufgeworfener Erde durch Luftabschluß abzudämpfen. So taten sie es Tag und Nacht seit Winterbeginn und werden weiterarbeiten, bis der Frühlingswind die Erde wachküßt und neue Wärme bringt.

Das alles ist ein Kampf ums Leben, um das Leben unserer Soldaten. Ein Stückchen von den ferneren Kriegserfolgen wird auch diesen Köhlern zu danken sein. Denn wichtiger noch als Brotsparen, Fleischsparen, Fettsparen ist die Forderung: Menschenleben sparen. Da sitzen zu Hause die Chemiker, die Ingenieure, quälen ihr Gehirn mit neuen Erfindungen, mit denen die gegnerischen Soldaten kampfunfähig zu machen sind. Erfinden neue Sprengstoffe, neue Maschinen, um Leben auszublasen. Richten uralte technische Kriegsmittel wie die Minen für modernste Ekrasitsprengstoffe ein. Und andere quälen sich wieder damit, wie man Leben, Gesundheit der eigenen Soldaten schonen

kann. Die allerältesten Mittel treten auch hier neben die modernsten: der oft besungene Spaten und hier die Köhler. Heize deinen Unterstand vorne im Schützengraben mit Holz oder gar mit Kohlen! Da helfen dir unsere Köhler mit ihrer Holzkohle aus und du kannst am rotwangigen Ofen sitzen, ohne daß dich der Rauch den nahen Gegnern verraten kann.

„Wo hast du die Köhlerei gelernt?" frage ich beim Ofenscheine in der Nacht den verrußten Mann von der Wache. „In meiner Jugend sah ich oft meinen Vater Holzkohlen brennen," war die Antwort. Und sie verrät dir schon, daß es sich hier um ein fast verschwundenes Handwerk handelt, wie all die Handwerke, die der Sohn nur vom Vater sah und selber nicht mehr erlernte. Jetzt ist der Sohn schon ein alter Landsturmmann und greift zur Köhlerei, um dein und mein Leben schützen zu helfen, und das vieler anderer Kameraden.

Nun sehe ich es mit anderen Augen, wenn in diesem herrlichen Walde die Axt ein Lied singt, wenn die alten Birken niederstürzen, während die abbrechenden Zweige einen Klageschrei nach dem anderen auszustoßen scheinen So kämpft man um das Leben im scheinbar friedlichsten Berufe, den es gibt, tief im Walde.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Verschiedenartige Beförderungsmittel der österreichisch-ungarischen schweren Artillerie in der Türkei.

Das Kamel im Kriegsdienst.

Von Hans Schipper.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Bei den Kämpfen, die sich in Ägypten und Kleinasien zwischen Türken und Engländern abspielten, wie auch bei denen, die in den deutschen Kolonien, vor allem in Deutsch-Südwestafrika stattfanden, sind auch Kamele für den Kriegsdienst herangezogen worden. In jenen wüstenreichen Gegenden ist es selbstverständlich, daß das Kamel, das eigentliche und genügsamste Reit- und Lasttier der Wüste, auch für militärische Zwecke ausgiebige Verwendung findet. Im Orient wurde das Kamel ja bereits in den ältesten Zeiten als Reittier benützt, und die kriegerischen Stämme jener Gegenden haben auch immer schon ganze Kriegszüge auf Kamelen unternommen. Auch Napoleon I. errichtete während seines Feldzuges in Ägypten ein Kamelreiterregiment. Als die Engländer 1885 gegen den Mahdi kämpften, verfügten sie ebenfalls über sogenannte Meharistentruppen (Mehari = das Reitkamel).

Die Türken, deren Reich ja zu einem großen Teil Wüstengebiet umfaßt, haben gleichfalls von jeher Kamelreitertruppen besessen. Deutschland machte von den Kamelen als militärischen Reittieren vor dem Kriege nur in Deutsch-Südwestafrika Gebrauch. Kapitänleutnant Helmut v. Mücke erzählte, daß die türkische Regierung der in Hodeida gelandeten „Emden"-Mannschaft einige Kamele (Reit- und Lasttiere) für ihre Wüstenreise nach Dschidda zur Verfügung gestellt habe. Diese Truppe ist aber dann, bevor sie Dschidda erreichte, von Beduinen angegriffen worden, die von den Engländern dazu bestochen worden waren. Bei diesen Beduinenangriffen, die sich auf mehrere Tage erstreckten, haben die niedergelegten Kamele den „Emden"-Leuten gute Deckung geboten. So sind heute die Kamelreitertruppen in den Kriegsgebieten mit Wüstenlandschaft nichts Außergewöhnliches mehr, und das Kamel erfüllt im Weltkrieg ebenso seine Doppelaufgabe, als Reit- und Lasttier zu dienen, wie auf anderen Kriegschauplätzen das Maultier und das Pferd.

Die Verwendung des Kamels in diesen Ländergebieten ist begründet durch seine Genügsamkeit und Ausdauer, da es imstande ist, bei vierzehn- bis sechzehnstündiger Tagesleistung bis zu 140 Kilometer zurückzulegen, eine Strecke, die etwa der dreifachen Leistung eines guten Pferdes entspricht. Unterschieden werden zweierlei Arten von Kamelen. Das eine mit zwei Höckern, auch Trampeltier genannt, und das andere mit einem Höcker; das sogenannte Dromedar. Für einen Ritt durch die Wüste und für militärische Reitzwecke eignet sich nur das Dromedar, das auch den Namen Mehari führt. Es überragt seinen zweihöckerigen Verwandten ganz wesentlich an Bedeutung und Leistungsfähigkeit. Seine Schnelligkeit ist so groß, daß die eines Pferdes nicht im mindesten an sie heranreicht.

Die Ausrüstung eines solchen Mehari ist sehr einfach. Der Reitsattel ist ein festes, muldenförmiges Gestell, das mit zwei Gurten um den Bauch auf dem Höcker festgeschnallt wird. Ein dritter Gurt wird um den vorderen Hals des Tieres gelegt. Damit der Höcker gegen Wundreiben geschützt ist, liegt das Sattelgestell auf zwei Kissenpolstern auf jeder Seite. Sehr einfach ist auch der Zaum. Er besteht aus einem geflochtenen Strick, der um Kopf und Maul des Tieres geht und beim Anziehen das Maul fest



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Bulgarischer Kamelreitertrupp.

zuzieht. Als Zügel zum Lenken dient weiterhin eine dünne Lederschnur, die in einem durchbohrten Nasenflügel befestigt ist. Da das Kamel ein Paßgänger ist, das heißt es setzt beim Gang im Schritt die beiden Füße einer Körperhälfte gleichzeitig in Bewegung, so wird bei dieser Gangart der Reiter sehr stark hin und her geschaukelt. Man zieht deshalb den Trab vor, der ein recht angenehmes Reiten ermöglicht. Ganz zu vermeiden ist der Galopp, denn bei diesem ist der Reiter sehr in Gefahr, gar bald von seinem hohen Sitz hinabgeworfen zu werden. Im Trab vermag das Tier viele Stunden lang auszuhalten und große Strecken ununterbrochen zurückzulegen. Notwendig ist nur, daß man ihm während der strengsten Hitze, also in der Mittagszeit, einige Stunden Ruhe gönnt. Eine erhebliche Leistung kann das Kamel mehrere Tage hintereinander fortsetzen, ohne dabei sonderlich ermüdet zu werden. Es erweist sich also als sehr wertvoll, namentlich auch deshalb, weil es in der Nahrung außerordentlich genügsam ist; ja, eine besonders gute Weide würde ihm nachträglich sein. Hauptsächlich Laub, Disteln und Gras sind ihm das liebste Futter. Auch im Ertragen des Durstes ist das Kamel sehr leistungsfähig. Es genügt, wenn es alle drei bis vier Tage getränkt wird. Durch diese Genügsamkeit und die Schnelligkeit seiner Fortbewegung ist das Dromedar für Reisen in den dürren Wüstengegenden wie für militärische Unternehmungen (zum Beispiel Erkundungen und rasche Vorstöße) ein nicht genug zu schätzendes Tier. Daß es sich auch im Krieg über Erwarten bewährt hat, beweist die Vermehrung, die die Kamelreitertruppen sowohl auf der Seite der Türken wie der Engländer erfahren haben.

Wie als Reittier findet das Kamel, und zwar seine beiden Arten, auch als Lasttier weitgehende Verwendung im Kriege. Allerdings zieht man auch hier das einhöckerige Dromedar dem Trampeltier vor, namentlich wenn es sich um erhöhte Ausdauer, größere Leistungsfähigkeit, weite und beschwerliche Wegstrecken und dringliche Transporte handelt.

Als Lasttier vermag das Kamel drei bis fünf Zentner zu tragen und mit dieser Last täglich 40 bis 50 Kilometer zu durchlaufen.

Nicht nur werden auf dem Rücken der Kamele Verpflegungs- und Verbandmittel sowie Munition befördert, sogar Maschinengewehre, leichte Geschütze und was der tragbaren Kriegsmaterialien und Hilfsmittel mehr sind, selbst Radiostationen nicht ausgeschlossen, trägt das „Schiff der Wüste" in die entlegensten Teile der asiatischen und ägyptischen Front des Weltkrieges. An dieser Stelle möchte ich noch erwähnen, daß auch in Europa, und zwar auf dem mazedonischen Kriegschauplatz, türkische Lastkamele gute Dienste leisteten.

So ist das genügsame Haustier der Beduinen auch zu einem äußerst wertvollen Kriegsmittel geworden, dem seine Eigenart trotz aller Nüchternheit doch einen schimmernden Rest von Romantik bewahrt.

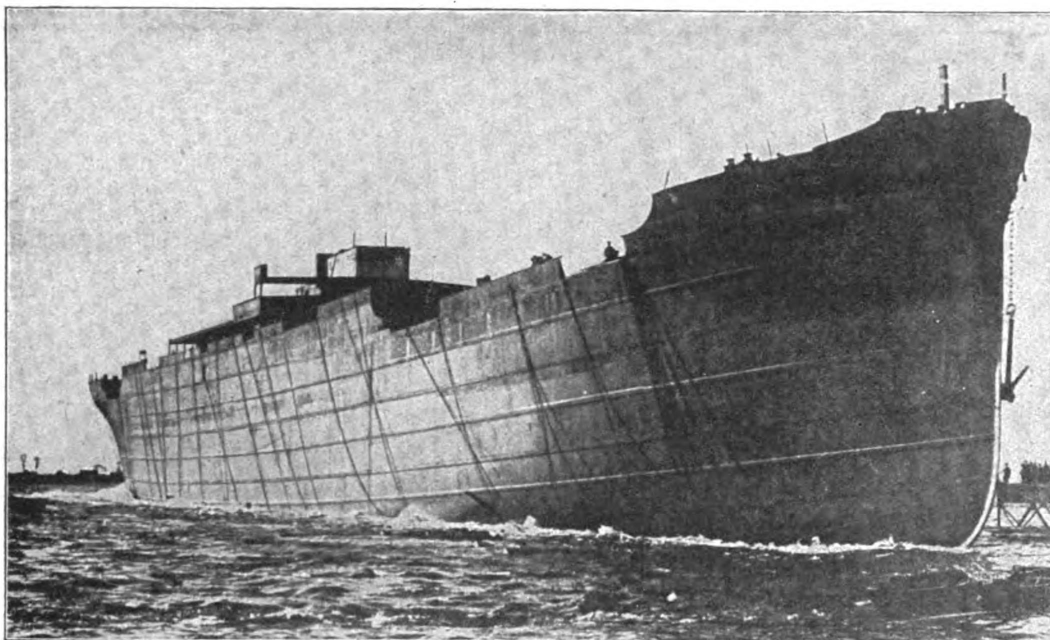
Zum Stapellauf des größten deutschen Frachtdampfers.

(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Im Oktober 1917 bewilligte der Reichstag den deutschen Reedereien eine Entschädigungsumme von anderthalb Milliarden Mark für Kriegsverluste. Diese gewaltige Summe beweist, welche Wichtigkeit dem Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte beigemessen wird, die von ihren fünfeinhalb Millionen Bruttoregistertonnen zu Beginn des Krieges die Hälfte durch Beschlagnahme, Aufbringung und Versenkung verloren hat. Eines der ersten Kriegsziele Englands war und ist die Vernichtung der deutschen Handelsflotte, um ihren lästigen Wettbewerb auszuschalten. Deshalb mußte ein neutraler Staat nach dem anderen auf die Seite der Verbandsmächte treten, um diesen die dort liegenden deutschen Schiffe in die Hand zu spielen.

Mehr als je ist Deutschland nach dem Kriege auf eine leistungsfähige Handelsflotte angewiesen. Seine U-Boote haben unter der Welthandelsflotte derart aufgeräumt, daß nach Friedenschluß eine noch größere Frachtraumnot eintreten wird, als sie bereits im Kriege für Deutschlands Gegner besteht. Dann heißt es Rohstoffe für die Industrie und Lebensmittel ins Land zu bringen und Ausfuhrartikel nach dem Auslande zu schaffen, wodurch die Schiffahrt für lange Jahre lohnenden Erwerb finden wird. Der Seehandel Deutschlands betrug vor dem Kriege 75 v. H. des deutschen Gesamthandels, und man versteht daher die Notwendigkeit der Reichshilfe, die Unabhängigkeit vom Auslande bezweckt.

Soweit es den Werften neben der Beschäftigung für die Kriegsmarine möglich war, haben sie in angestrengtester Tätigkeit die im Bau befindlichen Schiffe fertiggestellt und jede freie Helling ausgenützt, um neue Kiele zu strecken. Tag und Nacht hämmern die Niethämmer, fügen Stahlplatte an Stahlplatte, um die Reedereien den Kampf nach dem Kriege vollgerüstet aufnehmen zu lassen. Im Jahre 1913 wurden 465 000 Bruttoregistertonnen fertiggestellt, vom Riesenpassagierdampfer der „Imperator"klasse mit seinen 50 000 Tonnen bis zum kleinen Schlepper. Jetzt heißt es in erster Linie Frachtenträger zu schaffen, um den zu erwartenden riesigen Güterverkehr zu bewältigen. Und so sind hierfür Schiffe von Abmessungen in Bau gegeben worden, wie sie früher nicht für nutzbringend gehalten wurden. Unser Bild zeigt uns den jüngst vom Stapel gelaufenen Dampfer „Rheinland" der Hamburg-Amerika-Linie, der der Vulkanwerft in Vegesack in Auftrag gegeben wurde. Das Schiff ist mit einer Tragefähigkeit von 16 000 Tonnen der zurzeit größte deutsche Frachtdampfer. Vorläufig ragt er noch hoch aus dem Wasser, bis ihn Kessel, Maschinen, Kohlen und Ladung bis zur Tiefladelinie hinabdrücken. Weitere Schiffe der Art folgen; die Hamburg-Amerika-Linie hat auf der neuen Hamburger Werft in Tollerort reihenweise einander vollkommen gleiche Frachtdampfer im Bau zur Ersparnis von Zeit, Material und Geld. Deutschland hat Stahl, Kohlen und Menschenhände genug, um die großen Pläne seiner Reedereien durchzuführen, und damit das Vertrauen, daß seine Handelsflotte bald wieder ihren alten Stand erreicht.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Stapellauf des für die Hamburg-Amerika-Linie auf der Bremer Vulkanwerft erbauten großen deutschen Frachtdampfers „Rheinland".

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

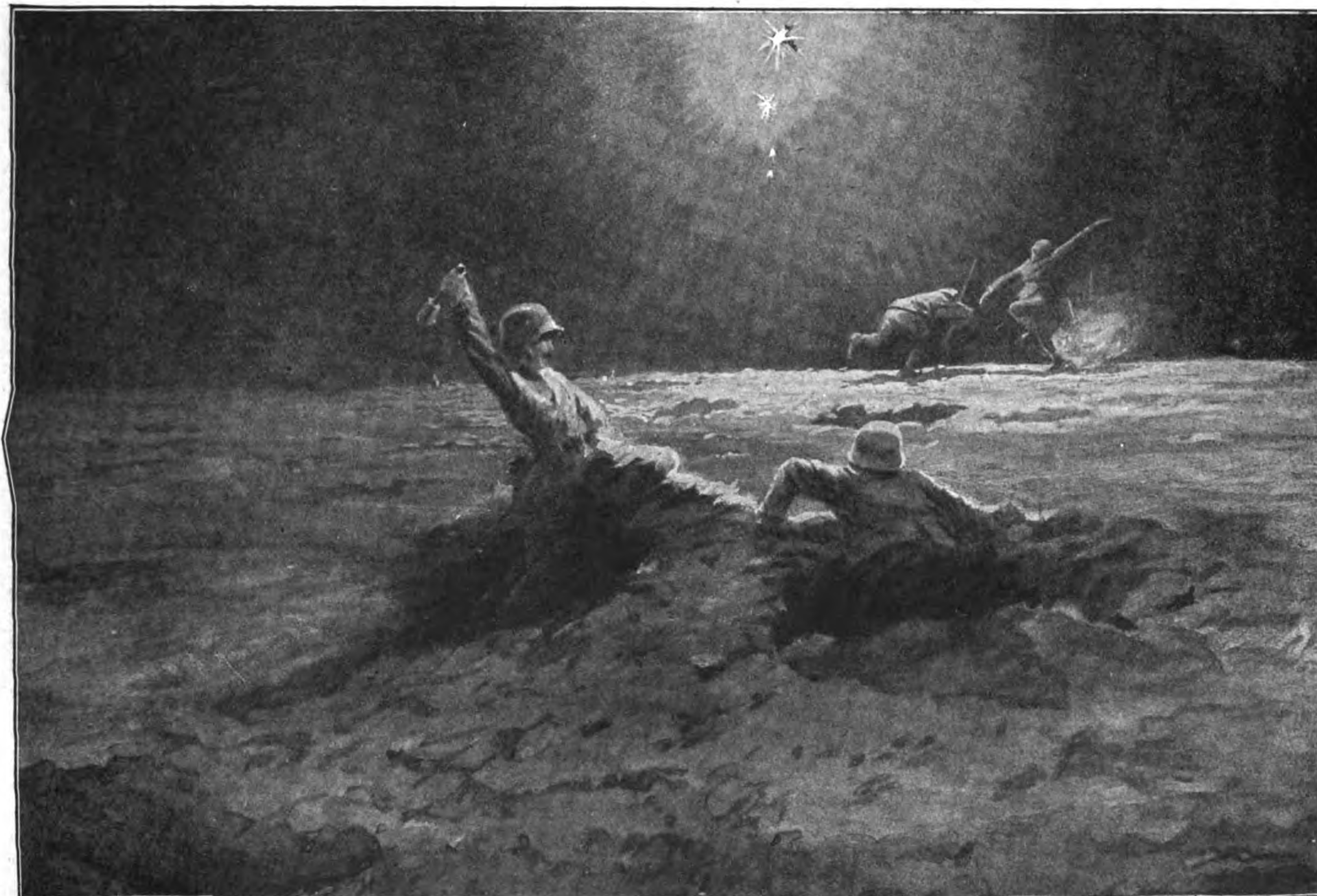
(Fortsetzung.)

Die **Engländer** setzten an der deutschen **Westfront ihre** Erkundungsvorstöße eifrig fort. Unter stärkstem Artillerieeinsatz gingen sie am 30. Dezember nördlich von der Bahn **Boesinghe**—Staden vor, wobei es ihnen gelang, **stellenweise** in die vorderen deutschen Postenstellungen **einzudringen**. Sich dort festzusetzen vermochten sie nicht; sie **wurden** vielmehr von der deutschen Besatzung mit **Handgranaten** und Bajonett zurückgeworfen. Einige Gefangene **blieben** dabei in deutscher Hand. Bei **Hulluch** und bei **Lens** entwickelten sich an diesem Tage heftige **Minenkämpfe**, denen aber von keiner Seite Infanterieangriffe **folgten**. Im Raume von Cambrai wiederholten die **Engländer** ihren so oft vergeblich gewesenen Teilstoß auf **Graincourt**. Starke Abteilungen bahnten sich unter schweren **Opfern** ihren Weg bis an die deutschen Stellungen, wo sie aber in blutigem Nahkampfe zurückgewiesen wurden.

Die Deutschen unternahmen in der Nähe von Marcoing **und** La Vacquerie auf breiter Front einen überraschenden **Angriff** auf den von den Engländern Welshrücken genannten **Hügel**. Es glückte Hannoveranern, Oldenburgern und **Braunschweigern**, südlich von Marcoing 1200 Meter der **englischen** Gräben zu nehmen, und nördlich von La Vacquerie setzten sich Rheinländer in einer Breite von rund **1000** Metern in der vorderen englischen Stellung fest. Starke feindliche Streitkräfte gingen sehr bald zu erbitterten **Gegenunternehmen** über. Unter dem Einsatze überlegener **Kräfte** und schwerer Opfer schoben sich die Engländer **zwar** wieder etwas vor, konnten jedoch die ihnen verlorengegangenen wichtigsten Stellungsabschnitte nicht zurückerobern. Außer den blutigen Verlusten büßten sie 375 Gefangene, darunter 10 Offiziere, ein. Tags darauf führten die Engländer ihre Vorstöße fort und liefen trotz schwersten deutschen Sperrfeuers ihren Zielen zu. Dabei kam es zu verzweifelten Nahkämpfen, doch das Endergebnis des Tages war das Mißlingen der englischen Sturmläufe und die Erweiterung des deutschen Besitzes um einige Grabenstücke. Als die Deutschen am 1. Januar 1918 ihren Druck auf die englischen Linien in diesem Frontabschnitt verstärkten, wich der Feind nochmals zurück und verlor dabei wieder Gefangene, deren Zahl nun 500 überstieg; dazu hatten die Deutschen 7 Maschinengewehre erbeutet.

Die Zusammenstöße dieser Tage brachten neuen Stoff für die englische Untersuchungskommission, die in London über die Cambraischlacht Gericht halten mußte. Nach dem blutigen Scheitern der sechzehn großen Flandernschlachten, die nach englischem Eingeständnis der Eroberung der deutschen U-Bootbasis galten und in denen die Blüte des englischen Heeres nutzlos geopfert wurde, wollten die Engländer mit ihrer Offensive auf Cambrai (siehe Seite 49) noch einmal versuchen, die Entscheidung zu ihren Gunsten herbeizuführen. Sie spielten Vabanque. Nach anfänglichem Geländegewinn, den die Glocken St. Pauls dem englischen Volk als großen Sieg verkündeten, hat sich dieser angebliche Erfolg zu einem schweren Zusammenbruch englischer Hoffnungen gestaltet. Durch die deutschen, am 30. November einsetzenden dauernden Gegenstöße und das anhaltende Artilleriefeuer zermürbt, vermochten die Engländer dem Druck der deutschen Truppen nicht mehr standzuhalten und gingen aus einem großen Teile ihrer Stellungen nach schwersten Verlusten zurück (siehe Bild Seite 132/133). Zusammengefaßtes Feuer riß in die dichten Kolonnen des weichenden Feindes große Lücken. In scharfem Nachdrängen nahmen die deutschen Truppen die Dörfer Graincourt, Anneux, Cantaing, Noyelles sowie das Höhengelände des Bois de Neufs. Auch südlich von Marcoing wurden die deutschen Linien im Handgranatenkampf weiter vorgeschoben. Die Flieger griffen wirksam mit Maschinengewehren und Bomben den zurückgehenden Gegner an und fügten ihm dauernd große Verluste zu.

Die außergewöhnlich schweren Opfer, die das britische Heer hier in den Großkampftagen bringen mußte, haben an den ungezählten Leichen gefallener englischer Krieger fest-



Nächtliche Patrouille. Nach einer Originalzeichnung des Kriegsteilnehmers W. Starcke.

gestellt werden können, die auf den Höhen, in den Wäldern, in den Dörfern und Gehöften, vor allem aber im Bourlonwald liegen blieben. Um dieses Waldgelände, das englische Gefangene als Bourlonhölle bezeichneten, ist in all den Tagen erbittert gekämpft worden. Der geschlagene Feind hat nicht davor zurückgescheut, bei seinem Rückzug die geräumten Dörfer seines französischen Bundesgenossen rücksichtslos in Brand zu stecken und durch Sprengung zu vernichten. Ganze Teile der dicht bewohnten französischen Stadt Cambrai beschoß er mit schwerstem Kaliber und belegte sie mit zahlreichen Bomben. Er richtete dort große Zerstörungen an (siehe auch das Bild Seite 81) und rief statt unter deutschen Soldaten erhebliche Verluste unter der französischen Zivilbevölkerung hervor. Der durch die schwere Niederlage erlittene Rückschlag bei Cambrai und die angerichteten nutzlosen Verwüstungen werden nicht dazu dienen, das Vertrauen der Franzosen zu diesem Bundesgenossen zu erhöhen, den allein die schwere Verantwortung für die Verlängerung des Krieges und für den damit verbundenen Massenmord und die Verwüstung reichsten französischen Landes seit dem 12. Dezember 1916 trifft.

Vom 20. November 1917 bis zum 2. Januar 1918 haben die Engländer allein auf dem Schlachtfelde westlich von Cambrai 227 Offiziere, 9600 Mann an Gefangenen verloren. An Beute wurden ihnen während der Cambraikämpfe 172 Geschütze, 724 Maschinengewehre und 19 Minenwerfer abgenommen. Außerdem erbeuteten die siegreichen deutschen Truppen, die den Anfangserfolg der Engländer in kurzer Zeit in eine außergewöhnlich blutige Niederlage verwandelten, 32 deutsche Geschütze zurück, die bei dem ersten englischen Einbruch in die Hand des Feindes gefallen waren. Von den über 300 eingesetzten Tanken verloren die Engländer 107, von denen die Deutschen 75 erbeuteten, während 32 zwischen den englischen und deutschen Gräben zertrümmert und zerschossen liegen geblieben sind. Dieser Verlust beträgt mehr als ein Viertel des englischen Gesamtbestandes an Kampfkraftwagen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der erste englische Tank aus dem Westen in den Straßen Berlins, der vom Bahnhof aus mit eigener Kraft zu den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten fuhr, in denen das unversehrte Beutestück im Betrieb gezeigt wurde.

Einer in der „Frankfurter Zeitung" erschienenen Schilderung der Besichtigung des bei Cambrai erbeuteten Kriegsmaterials (siehe die Bilder Seite 131) durch den Kaiser, besonders der Vorführung der den Engländern abgenommenen Tanke entnehmen wir folgenden anschaulichen Abschnitt:

„Schon haben die Fahrer die kleine Tür oder eigentlich mehr das Schlupfloch geöffnet, durch das man einsteigen muß. Der Reihe nach verschwinden sie mit ihrem Führer, einem Oberleutnant, der vor acht Tagen diese Waffe zum erstenmal in Wirklichkeit gesehen hat, in dem dunklen unheimlichen Kasten. Von innen ertönt einige Augenblicke lang ein rasches Summen, ein Zittern geht durch die stählernen Flanken, bebend klirrt das Raupenband: der Motor läuft. Ein Kommando: die Schaufeln des Raupenbandes schieben sich vorwärts. Noch halb zögernd und unbeholfen, als ob er auf dem ungewohnten Pflaster nicht so recht vorwärts möchte, setzt er an zur Fahrt quer über die Straße. Dann nimmt er die steile Böschung an, die auf einen grasbewachsenen Platz über alten Häusergewölben fast zwei Meter hoch hinaufführt. Wie als ob er Witterung nähme, kriechen die Raupen einen halben Meter an der Böschung empor. Er hebt die gewaltige Nase, stockt einen Augenblick, wie um Luft zu holen, die Maschine rauscht mit verstärkter Kraft: jetzt hat er sein Element gefunden. Mit unwiderstehlicher Gewalt, als ob er plötzlich aus dem Schlafe erwache und die mächtigen Glieder recke, schiebt er, den Vorderteil hoch erhoben, den massigen Körper die Böschung hinauf, senkt sich mit schwerer Gebärde, und in beinahe eleganter Wendung geht es auf zwei tüchtige Drahtverhaue los, zwischen denen noch ein Graben gezogen ist. Unbarmherzig werden die spitzen harten Pfähle geknickt, der Stacheldraht platt gewalzt, der Graben mit leichtem Stoß überwunden, der zweite Verhau niedergelegt. Über ein paar Balken wälzt er sich wie mit einem unwilligen Ruck ob dieser lächerlichen Wegsperre hinweg. Ein paar Drähte lassen ihn nicht los. Einer heftet sich an die Raupen, läßt sich ziehen, um schließlich kläglich abzureißen. Jetzt hält er, schnaubt und rattert gewaltig, dreht sich fast auf dem Fleck nach der Straße zu, guckt einmal über die Böschung hinunter, die hier fast drei Meter tief steil zur Straße hinabfällt, setzt zurück, um dann flott vorwärts auf den Absturz loszufahren. Der Vorderteil schiebt sich meterweit über, die Maschine stockt sekundenweise, wie um zu prüfen, ob der Sprung wohl zu wagen sei: alles hält gespannt und halb erschreckt den Atem an. Schon senkt sich die Panzernase, das Raupenband schiebt den Rumpf kräftig vorwärts, und mit dumpfem Knall setzt er auf das Pflaster auf, der Hinterteil rutscht rasch nach. So liegt er einen Augenblick wie betäubt von dem doch etwas hohen Sturz da. Aber schon surrt die Maschine wieder in hellerem Ton, die Raupenketten schieben sich wieder wie Bagger auf seinem Rücken empor, er wendet und fährt mit ruhiger Sicherheit pustend und ratternd wie in Parade vor seinem neuen obersten Kriegsherrn nochmals vorbei, schwenkt ab und rumpelt und rattert über das holprige Pflaster wieder an seinen alten Platz hinter der Mauer."

Dieser Tank war dann in Berlin in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten zu sehen (siehe obenstehendes Bild), wo er von der Versuchsabteilung der Kraftfahrtruppen dem Publikum im Betrieb vorgeführt wurde zum Besten der Hinterbliebenen der in der Tankschlacht bei Cambrai gefallenen deutschen Krieger. —

Zunächst verspürten die Engländer wenig Lust, die Schlagkraft der Deutschen im Raume von Cambrai auf neue Proben zu stellen. Sie verharrten hier einstweilen im Artilleriekampf und setzten gleichzeitig in Flandern das schwere Feuer fort, das von zahlreichen Patrouillenunternehmungen (siehe Bild Seite 129) und Kämpfen der beiderseitigen Vortruppen begleitet wurde. Oft waren an den Zusammenstößen nur wenige Dutzend Leute beteiligt; für beide Seiten war ihr Ringen aber wichtig zur Feststellung



Straßenbild aus Fontaine mit einem der erbeuteten englischen Tanke.



Durch englisches Granatfeuer völlig zerstörte Kirche von Fontaine.



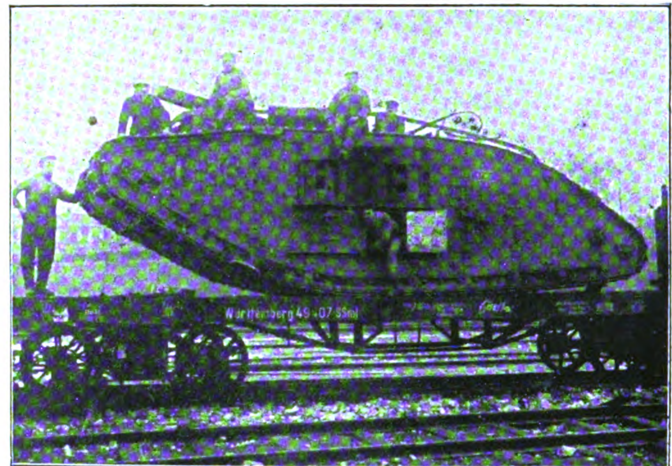
Englischer Tank wirft auf dem Vormarsch einen starken Baum um.



Durch einen deutschen Volltreffer zerstörter Tank am Bourlonwalde.



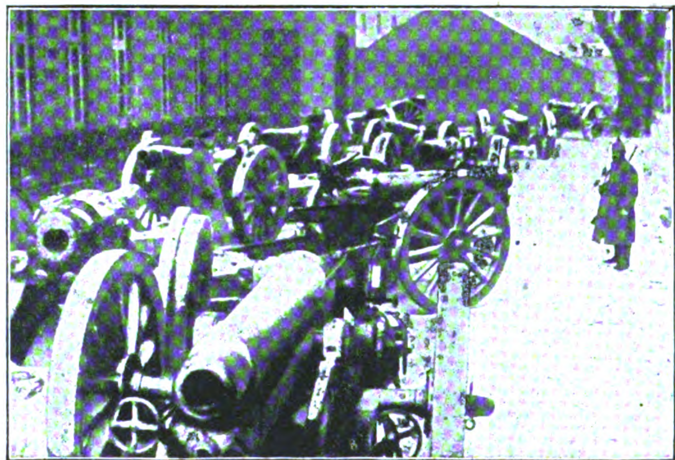
Das Kommando der Tankbergungstelle Cambrai.



Abbeförderung unversehrt erbeuteter englischer Tanke.



Bei Cambrai erbeutete leichte englische Geschütze.



Bei Cambrai erbeutete schwere englische Mörser.

Aus der von den Engländern verlorenen Tankschlacht bei Cambrai.

Nach Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

von Truppenverschiebungen und anderem. Im Kampf von Mann gegen Mann zeigten sich die Deutschen den Engländern immer wieder überlegen. Sie ließen sich nicht aus ihren Trichtern verdrängen, auch wenn die Gegner mit starken, bedeutend überlegenen Streitkräften anrückten.

Feindliche Abteilungen, die nach ergebnislosen mehrtägigen Vorfeldgefechten am 8. Januar erneut durch den zähen Winterschlamm vorzudringen suchten, erlitten überall schon im deutschen Sperrfeuer schwere blutige Schlappen. Weder gegen den Südrand des Houthoulster **Waldes noch** an der Bahn Boesinghe—Staden konnten sich die englischen Erkundungskompanien Raum schaffen, obwohl heftige Feuerwellen gegen die vorderen deutschen Verteidigungsstellungen gerichtet wurden. Mochte auch mancher deutsche Soldat außer Gefecht gesetzt werden, die ruckweise, etwa im Abstand von 45 Metern vorspringende englische Feuerwelle faßte die dünne Kette der Posten in den Trichtern doch nicht völlig. Mit Maschinengewehren und Handgranaten vereitelten sie auch dieses Erkundungsunternehmen wieder; nur an der genannten Bahn kamen einzelne feindliche Gruppen bis an die deutschen Hindernisse heran, wo sie aber eine kräftige Abweisung erfuhren. Am 10. Januar setzten die Engländer südöstlich von Ypern eine große Streitmacht nach kurzer, schärfster Artillerievorbereitung ebenfalls vergeblich ein. Dagegen gelangen deutschen Erkundungsabteilungen in Schneehemden in den nächsten Tagen an verschiedenen Stellen Einbrüche in die feindlichen Gräben. —

Die Franzosen hielten sich in ihrem Frontabschnitt mehr zurück als je zuvor. Sie begnügten sich im wesentlichen mit der Abwehr der deutschen Überfälle, die häufig erfolgten, wie am 29. Dezember bei Courtecon, wo deutsche Aufklärungsabteilungen Gefangene aus den französischen Gräben holten. Nach zahlreichen ähnlichen Ereignissen rafften sich die Franzosen am 8. Januar westlich von Flirey zu einem größeren Angriff auf. Sie sammelten sich nachmittags in einem Waldstück und stürzten sich nach viertelstündiger schwerster Feuerwirkung auf die deutschen Gräben, in die sie dank ihrer gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit trotz des schweren und für sie verlustreichen deutschen Sperrfeuers einbrachen. Sofort begann der deutsche Gegenstoß, der bis in die Nacht hinein zu heißen Kämpfen führte, in deren Verlaufe die Franzosen wieder aus den von ihnen genommenen Gräben vertrieben wurden.

Auch im Sundgau fühlten die Franzosen an diesem Tage nach schweren Minenwerferkämpfen mit starken Erkundungsabteilungen vor, wurden aber auch hier, ohne ein Ergebnis erzielt zu haben, abgewiesen. —

Große Hoffnungen setzten die Franzosen auf einen für sie in Aussicht stehenden Zuwachs an Hilfsmannschaften. Zu den unsichersten Verbänden der an Völkern bunten österreichisch-ungarischen Heere zählten **Tschechen** und **Slowaken**. Diese verfolgten nicht nur Selbständigkeitsbestrebungen, sondern zielten auch auf den Anschluß an den Vielverband. Weitherziges Entgegenkommen des jungen Kaisers und Königs Karl nützten sie zu immer ungezügelterer Betreibung ihrer hochverräterischen Absichten aus. Die Tschechen und Slowaken stellten einen Hauptteil der 1 800 000 Soldaten der österreichisch-ungarischen Heere, die von den Russen gefangen gehalten wurden; eine Zahl, die besonders seltsam anmutet, wenn man bedenkt, daß die Russen nur wenig über 100 000 Deutsche gefangen hatten. Tschechisch-slowakische Verrätereien hatten aber mehrfach auch an der österreichisch-ungarischen Front gegen Italien nicht nur örtlich bedenkliche Zustände geschaffen. So war im Suganer Kampfgebiet ein offenkundiger Verrat vorgekommen, der den Italienern beinahe den Durchbruch ermöglicht hätte. Flüchtlinge und Deserteure tschechisch-slowakischer Herkunft waren nun von den Franzosen gesammelt worden, um sie unter eigenen Offizieren an der französischen Front kämpfen zu lassen. Gegen 120 000 Soldaten und Offiziere wurden zu einer tschechisch-slowakischen Armee zusammengestellt, die dem tschechischen Nationalrat den Fahneneid leisten mußten. Dieser merkwürdige Rat hatte Vertretungen in allen Ländern der feindlichen Kriegführenden. Die Armee sollte unter ihrer eigenen Nationalflagge kämpfen. —



Der schwere Zusammenbruch

Durch dauernde deutsche Gegenstöße zermürbt, vermögen die englischen Truppen trotz Einsatzes stärkst
lusten zum

Nach einer Originalzeichn

Den unerfreulichen Eindruck, den die für die englischen Waffen ungünstig verlaufenen Kriegsereignisse des Jahres 1917 hervorgerufen hatten, suchte Lloyd George in einer Rede durch den Hinweis auf die bedeutenden Erfolge der Engländer im fernen Osten zu verwischen. Der Kampf gegen die **Türken** war von ihm immer als für England ebenso wichtig wie der Kampf in Flandern bezeichnet worden. Deshalb führten die englischen Truppen auch ihre Unternehmungen in Palästina mit Nachdruck durch. Am 20. Dezember beabsichtigte dort der englische General Allenby, seinen ins Stocken geratenen Vormarsch wieder aufzunehmen. In erfolgreichen Nachtangriffen gegen

türkische Vorhuten überschritten die Engländer auf Flößen und Notbrücken den Nahrelauja und besetzten eine Anzahl türkischer Ortschaften in der Nähe von Jerusalem. Der Vorstoß brachte den Engländern 10 Maschinengewehre und nahezu 300 Gefangene ein. Die weiteren Ereignisse zeigten aber, daß Allenby auf seinem Wege nach Damaskus noch erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden haben würde. Zwar konnte er, wie früher bei Gaza, so jetzt auch nördlich von Jaffa wieder auf den westlichen Flügel der türkischen Aufstellung einwirken, allein das reichte nicht zur Erschütterung der ganzen türkischen Front aus, weil bergiges Gelände den Engländern das scharfe Vorgehen, das sie erstrebten, ziemlich erschwerte.

Nach starker Artillerievorbereitung warfen sich die Engländer am 21. Dezember namentlich bei Abu Huefan auf die türkischen Truppen. Dabei arbeiteten sie sich unter schweren Verlusten etwas vor, wurden dann aber durch einen türkischen Gegenangriff vollständig geworfen. Die Wiederholung der Vorstöße führte für die Engländer keine Änderung der Lage herbei, dagegen verbesserten die Türken ihre Stellungen bei Bir Nebala, wo die Engländer ebenfalls vergeblich vorgegangen waren.



Hoffnungen bei Cambrai.

zahlreicher Tanke dem deutschen Druck nicht mehr standzuhalten und werden mit schwersten Ver-racht.

ssor Anton Hoffmann.

Diese Kämpfe bildeten die Einleitung zu einer äußerst harten Kraftprobe, zu der es am 27. und 28. Dezember nördlich und östlich von Jerusalem kam. Beide Parteien meldeten Erfolge. Allenby zählte als Ergebnis des ersten schweren Schlachttages 130 Gefangene auf; doch auch die Türken machten Gefangene und erbeuteten Maschinengewehre. Die Engländer erstritten Fortschritte auf dem westlichen Flügel der Türken, wo sie ja mit ihren überlegenen Angriffsmitteln die besten Wirkungen erzielen konnten. Die Türken dagegen verlegten ihren linken Flügel bis Eir Dosi vor und brachen weiter nördlich den Sturm einer ganzen englischen Division. Nördlich von Fell et Full entrissen sie den Feinden die wichtige Höhe 814 und hielten sie trotz aller Bedrängnis durch englische Gegenunternehmungen fest. Östlich von Bir Nebala wiesen die Türken einen besonders heftigen Angriff ab, den die Gegner mit Unterstützung von Panzerwagen, die aus Jerusalem kamen, führten. Am 29. Dezember flaute die Schlacht ganz im Westen ab. Allenby berichtete der Heimat von einem Siege, der 20 Maschinengewehre und 600 Gefangene eingebracht habe. Das waren recht niedrige Zahlen, wenn man die starken Streitkräfte berücksichtigt, die an dieser großen Schlacht teilgenommen hatten.

Die nächsten Tage füllten schwere Artilleriekämpfe und hitzige Fliegergefechte aus. Dabei erwiesen sich die türkischen Luftstreitkräfte als so gefährlich für die Engländer, daß diese am 4. Januar einen Hauptangriff auf die türkischen Flughäfen unternahmen. Im Luftkampf und durch Abwehr von der Erde aus wurden dabei aus einem Geschwader von 12 bis 14 feindlichen Flugzeugen zwei Maschinen zum Absturz gebracht, während die Feinde durch ihre Bombenwürfe die Flughäfen nicht im geringsten beschädigt hatten.

Auch in Mesopotamien gestalteten sich die Verhältnisse für die Türken etwas günstiger (siehe die Bilder Seite 135). War hier die Lage für die Engländer durch das Ausscheiden der Russen erheblich verschlechtert worden, so durften sie sich auch in Arabien, das sie durch Bestechung zum großen Teil an sich gebracht hatten, nicht unbedingt sicher fühlen. Der bei Aden stehende türkentreue Imam Yahia kämpfte nicht nur mit bestem Erfolg, sondern widerstand auch den englischen Geldverlockungen. Seinen Unternehmungen schlossen sich die Oberhäupter der Stämme von Tais an. Ein Landungsversuch der Engländer bei Hodeida wurde von den türkenfreundlichen Arabern vereitelt. Die Engländer konnten nicht einmal die Küstenschiffahrt wesentlich beeinträchtigen. —

* * *

Auf die Front in **Mazedonien** wirkte die Geneigtheit der Russen zum Frieden zu Beginn des Jahres 1918 ungünstig ein. Während die Engländer und Franzosen entmutigt wurden, weil ein Zusammenwirken der mazedonischen Armee des Verbandes mit den Russen als ausgeschlossen gelten mußte, zeigten die Serben offenkundige Unlust, in dem aussichtslosen Kampf noch weiter die verlustreiche Rolle der Sturmböcke zu spielen. Zahlreiche serbische Offiziere mußten wegen friedensfreundlicher Umtriebe aus dem Heere Sarrails entfernt werden; der General Milos Bozanowitsch gehörte mit 8 Obersten, 17 Oberstleutnanten und 11 Majoren zu den Gemaßregelten, von denen der Oberst Dragutin Dimitrijwitsch Apis wegen Hochverrats hingerichtet wurde. Die Italiener hatten schon vor Mitte des Monats Dezember verkündet, daß wegen des sich zwischen Rußland, Rumänien und den Mittelmächten anbahnenden Sonderfriedens die so lange geplante und oft vergeblich versuchte Umfassung der Front der Mittelmächte auf dem mazedonischen Schauplatz un-

möglich erscheinen müsse. Deshalb fehle auch der Aufgabe Sarrails die ursprüngliche Begründung. Die mazedonischen Streitkräfte seien daher an der norditalienischen Front zu verwenden. Sarrail wurde gegen Ende des Jahres 1917 durch den französischen General Guillaumat ersetzt. Man wollte dem tatkräftigen, aber erfolglosen bisherigen Führer die Schmach ersparen, die für ihn die Vorbereitung des Abbaus der Front bedeutet hätte. Eine schwache Hoffnung setzten die Feinde allerdings immer noch auf die Griechen, weswegen der Schauplatz von ihnen auch noch nicht geräumt wurde. Der Stellungskrieg nahm vielmehr seinen Fortgang und führte besonders im Cernabogen, sowie westlich davon, wo französische Infanterie bei Korka durch albanische Freischaren geschlagen wurde (siehe Bild Seite 137), häufig zu Zusammenstößen. —

Die Lage der venizelistischen Regierung war inzwischen verzweifelt geworden. Mit Genugtuung begrüßten die **Griechen** die Vorgänge an der europäischen Ostfront, und nur die drohenden Geschütze der englischen und französischen Kriegschiffe verschafften Venizelos die Möglichkeit zur Aufrechterhaltung seiner Regierung. Was sie zur Unterstützung der „Schutzmächte" zu unternehmen versuchte, wurde mit offensichtlichem Widerstand aufgenommen. Immer neue Ausreden mußten ersonnen werden, um die ausgebliebene Mobilisierung des griechischen Heeres als Hilfstruppe der „Schutzmächte" zu erklären. Das hungernde griechische Volk, das macht- und tatenlos der Unterbindung seiner Lebensführung zusehen mußte, blieb auch standhaft, als Griechenland Gebietserweiterungen angeboten wurden. England wollte in über Nacht gekommener Großmütigkeit die Insel Zypern an Griechenland abtreten. Die Griechen ließen sich jedoch nicht betören, und griechische Zeitungen wagten sogar zu schreiben, daß die Auslieferung einer griechischen Insel an Griechenland auf das Volk keinen Eindruck machen könne. Inzwischen vollzogen sich in Südalbanien (siehe Bild Seite 136) in der Nähe des Hafens von Valona bereits Bewegungen, in denen eine Rückleitung der Heerestransporte vom mazedonischen Kriegschauplatz erkennbar wurde. —

* * *

Nach den kraftvollen Schlägen der Armee Krauß gegen die **Italiener** zwischen Brenta und Piave (siehe Seite 67 und Bild Seite 140/141) setzte Conrad v. Hötzendorf im Gebiete westlich von der Brenta neue Vorstöße an. Am 23. Dezember unternahmen die k. u. k. Truppen Stürme auf den Col del Rosso und den Monte di Bella und entrissen ihren Gegnern die wichtige Höhenlinie, wobei über 6000 Italiener in Gefangenschaft gerieten.

Große Anstrengungen machten die Italiener und ihre französischen Hilfskräfte zwischen Brenta und Piave, um dort die immer unhaltbarer gewordene Lage ihrer Hauptstellung zu verbessern. Zahlreiche Gebirgsgeschütze wurden in Stellung gebracht, und aus der Ebene funkten wuchtig die schweren Mörser in die schnee- und eisbedeckte Bergwelt hinauf. Nach ihren letzten Erfolgen waren die Angreifer etwa in die folgende Linie gekommen: Auf dem Ostufer der Brenta standen sie dicht nördlich von Rivalta; von dort verlief ihre Front südlich vom Caprile und bog sich nach einigen Stellungsverbesserungen, die hier den Italienern unter ungeheuren Verlusten innerhalb der letzten Tage geglückt waren, nach Norden zurück und umfaßte dann in stark nach Süden ausladendem Bogen den Asolone. Von der früher hier befindlichen Sackstellung war noch eine Ausstülpung bis an den Solarolo geblieben, von dem aus die Linie der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in westöstlicher Richtung den 860 Meter hohen Tomba erreichte, der von den Deutschen besetzt war und sich erheblich südlich von Fenera an die Piave anlehnte.



Blick auf ein Zeltlager in der ägyptischen Wüste. Phot. A. Groß, Berlin.

Hier unternahmen die Franzosen am 30. Dezember einen Angriff auf die am weitesten vorgeschobenen, noch nicht stark ausgebauten deutschen Stellungen zwischen Osteria di Fenera und Naranzine, nachdem verschwenderisches Minen- und Mörserfeuer die deutschen Verteidigungsanlagen hinweggefegt hatte. Die Deutschen leisteten unter den schwierigsten Bedingungen härtesten Widerstand, doch konnten sie nicht verhindern, daß sich der Feind trotz schwerer Verluste schließlich in ihren vorderen Stellungen festsetzte. Die Kämpfe wurden an den nächsten Tagen von beiden Gegnern weniger lebhaft fortgesetzt, weil das Winterwetter militärischen Unternehmungen ungünstig war.

An der Piave erzielten die Italiener gegen die Österreicher und Ungarn ebenfalls einen Erfolg, indem es ihnen gelang, den Brückenkopf von Zenson zurückzugewinnen. Zusammengefaßtes Artilleriefeuer hatte viele Tage auf den Stellungen der Honvede gelegen, die sich auf dem westlichen Piaveufer eingenistet hatten und bisher durch Angriffe weit überlegener Streitkräfte nicht zu vertreiben gewesen waren. Angesichts beträchtlicher Einbußen, die der Besitz der Stellung nicht rechtfertigte, sah sich aber die österreichisch-ungarische Heeresleitung am 26. Dezember veranlaßt, den Brückenkopf zu räumen und die Truppen auf das östliche Flußufer zurückzunehmen.

Einen Tag später leiteten die Italiener, die die Räumung

nicht bemerkt hatten, einen Angriff auf die Dammstellung von Zenson ein. Am Abend des 28. Dezembers führte eine starke englische Erkundungsabteilung noch einen Handgranatenangriff auf die unverteidigten, längst verlassenen Gräben aus, und zwei Tage darauf folgte der Hauptsturm, der dem Feind offenbarte, daß er fast eine Woche lang mit äußerster Erbitterung gegen verlassene Gräben gewirkt hatte. —



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Türkische Telegraphentruppen warten auf ihre Beförderung durch die Bagdadbahn.

* * *

An diesen Kämpfen, besonders im Gebirge, waren die **Flieger** stark beteiligt (siehe Bild Seite 139). Auf beiden Seiten fochten ganze Geschwader zugleich mit der Infanterie. Wiederholt wurde von k. u. k. Fliegern auch die Stadt Padua angegriffen, wo sich das italienische Hauptquartier befand. Zahlreich waren auch die Fliegerbesuche, die an der deutschen Westfront militärisch wichtigen Punkten auf französischem Gebiet abgestattet wurden. Die Feinde dagegen unternahmen während des Monats Dezember dreizehn große Luftangriffe auf das deutsche Heimatgebiet. Sechs davon galten der lothringisch-luxemburgischen Industriegegend, die anderen waren gegen Freiburg, Mannheim, Saarbrücken, Zweibrücken und andere offene Städte gerichtet. Zwei der feindlichen Flugzeuge wurden abgeschossen. Durch diese Unternehmungen waren sieben Personen getötet und einunddreißig verletzt worden; darunter befanden sich auch eine Anzahl französischer Kriegsgefangener. Nur ein Bombentreffer in die Gasleitung eines Eisenwerkes verursachte vorübergehend eine teilweise Betriebstörung, sonst war der Sachschaden völlig bedeutungslos.

Die Verluste der deutschen Luftstreitkräfte beliefen sich im Dezember auf 82 Flugzeuge und 2 Fesselballone, wogegen die Feinde 119 Flugzeuge und 9 Fesselballone einbüßten. —

* * *

Der **U-Bootkrieg** konnte weiterhin gute Erfolge verzeichnen, obwohl die Feinde ihre Handelschiffe inzwischen auch mit schweren Geschützen ausgestattet hatten. Das Fahren der Schiffe in Geleitzügen erwies sich ebenfalls als unsicher, trotzdem die Zahl der dazugehörigen Bewachungsfahrzeuge erhöht worden war. Immer neue Versenkungen wurden bekannt. So fielen nach einer Meldung vom 4. Januar 1918 im östlichen Ärmelkanal über 21 000 Tonnen feindlicher Handelschiffe deutschen U-Booten zum Opfer. Schon der nächste Tag brachte die Nachricht von der Versenkung einiger Tank- und Erzdampfer mit einem Gesamtraumgehalt von 22 000 Tonnen. Unter den 27 000 Tonnen, die das Boot des Kapitänleutnants Steinbrinck (siehe Bild in Band VI Seite 248) vernichtet hatte, befanden sich drei große Dampfer, die unter dem Schutze von Zerstörern, Fischdampfern, Luftschiffen und Flugzeugen fuhren, also zweifellos sehr wertvolle Ladungen hatten. Ein anderes U-Boot, das auf seiner Fahrt 19 000 Tonnen Schiffsraum auf den Grund des Meeres schickte, geriet in einer Nacht auch mit einem feindlichen U-Bootzerstörer zusammen. Diesen rammte es, wodurch der Zerstörer so schwere Beschädigungen erlitt, daß mit seinem Untergang gerechnet werden konnte. Das U-Boot trug nur unwesentliche Beschädigungen am Bug davon.

Im Mittelländischen Meere hatte die Handelschiffahrt auch wieder schwer zu leiden. Aus stark gesicherten Geleitzügen wurden Dampfer mit zusammen 36 000 Tonnen versenkt, darunter drei, die innerhalb 23 Minuten aus einem dieser Geleitzüge herausgeschossen wurden. Nach einem



Englische Transportkolonnen ziehen an dem Bogen von Ktesiphon vorüber, einem großartigen Bauwerk des Altertums in Mesopotamien.
Nach einer englischen Darstellung.

Bericht vom 10. Januar vernichtete ein U-Boot über 36 000 Raumtonnen, wodurch wertvolle, nach Italien und dem Orient bestimmte Ladungen verloren gingen. Zu dieser stattlichen Beute gehörten zwei völlig aufgeriebene Geleitzüge; auch der mit zwei 15-cm-Geschützen und einer 7,6-cm-Schnelladekanone bewaffnete englische Dampfer „Cliftondale", dessen Kapitän gefangen genommen wurde, befand sich darunter.

Das unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Kophamel stehende U-Boot erschien eines Tages bei den Kapverdischen Inseln an der Westküste Afrikas und zerstörte dort zwei große, im Haupthafen ankernde brasilianische Dampfer; insgesamt vernichtete das U-Boot während seiner Reise 45 000 Tonnen. Trotzdem es auf der weiten Fahrt 8000 Kilometer zurücklegen mußte, konnte es 22 Tonnen Kupfer von einem der versenkten Schiffe als gute Beute mit in die Heimat bringen.

Am 8. Januar wurde das Seesperrgebiet von den Deutschen durch Einbeziehung der Kapverdischen Inseln und des Stützpunktes Dakar mit dem anschließenden Küstengebiet erweitert. Dabei geriet unter anderem auch die ganze Küste des Negerstaates Liberia, der von den Vereinigten Staaten zum Abbruch der Beziehungen zu Deutschland veranlaßt worden war, mit in das Sperrgebiet. Die Kapverdischen Inseln und Dakar dienten ebenso wie die Azoren als Kohlenergänzungs- und Artillerieausrüstungsplätze für die nach Südamerika und Südafrika bestimmten Schiffe. Das Sperrgebiet um die Azoren wurde gleichzeitig noch über die Insel Madeira, die für die Nordamerikaner ebenfalls einen Stützpunkt bildete, ausgedehnt. Die Verschärfung des Handelskrieges in jenen Gebieten war gerade um diese Zeit von besonderer Bedeutung, weil im Januar die Ausfuhr des argentinischen Getreides nach Westeuropa beginnen sollte und Westafrika die europäischen Westmächte mit erheblichen Mengen von Pflanzenölen und -fetten versorgen konnte.

Außer zahlreichen Handelschiffen büßten die Engländer wieder zwei Kriegschiffe ein, nämlich am 8. Januar den Torpedojäger „Racoon", der an der Nordküste von Irland während eines Schneesturmes kenterte und mit Mann und Maus unterging, und ferner den Zerstörer „Radiant", von dem um dieselbe Zeit Teile in der Deutschen Bucht aufgefischt wurden. —

* * *

Die ungünstige Kampflage des Vielverbandes zu Lande und zu Wasser reichte nicht aus, alle seine Mitglieder zum Beitritt zu den **Friedensverhandlungen** in Brest-Litowsk zu bewegen. Sie ließen die ihnen gestellte zehntägige Frist ungenützt verstreichen und berieten nur über eine gemeinsame Antwort auf die russische Mitteilung, in der sie zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen aufgefordert worden waren, ohne daß sie jedoch zu einer Einigung hätten gelangen können. Es kam nur zu Kundgebungen einzelner Regierungen.

Die Friedensverhandlungen schienen plötzlich dem Abbruch nahe, denn anstatt, wie vereinbart, am 4. Januar zur Wiederaufnahme der Besprechungen in Brest-Litowsk zu erscheinen, stellten die Russen den Vertretern des Vierbunds die Zumutung, die Verhandlungen nach einem Ort in einem neutralen Lande zu verlegen. Das wurde abgelehnt. Daraufhin trafen die Russen am 5. Januar unter Führung Trotzkis wieder in Brest-Litowsk ein und gaben am 10. Januar die Erklärung ab, daß sie die Verhandlungen an diesem Orte fortsetzen wollten. In den nächsten Tagen beschäftigten sich die Unterhändler mit einem Antrage ukrainischer Vertreter, mit denen die Mittelmächte bereits seit dem 4. Januar in Brest-Litowsk in Verbindung getreten waren (siehe die Bilder Seite 143), auf Zulassung als selbständige Delegation des Friedenskongresses. Diesem Wunsche wurde am 12. Januar nach Austausch von Erklärungen aller Beteiligten Rechnung getragen. Nach scharfen Auseinandersetzungen zwischen Trotzki und den deutschen Vertretern wegen russischer Versuche zur Aufwiegelung der deutschen Arbeiter und Soldaten lenkten die Verhandlungen zunächst wieder in ruhigere Bahnen ein. —

(Fortsetzung folgt.)



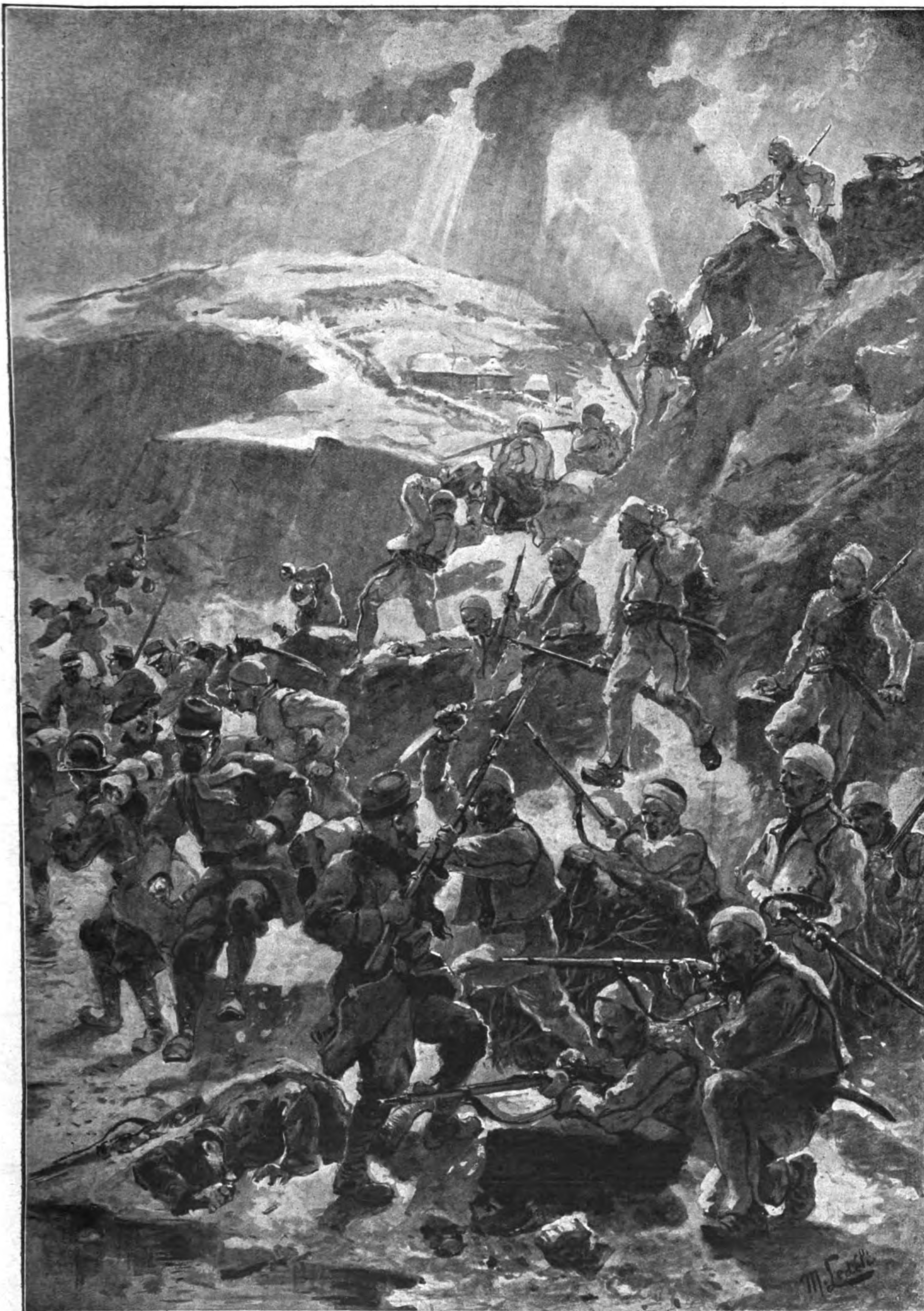
Das alte griechische Kloster Sveti Bogorodizia am Ochridasee in Albanien.

Phot. R. Sennecke, Berlin.



Türkisches Lager in der Wüste.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Fritz Grotemeyer auf Grund eigener an Ort und Stelle gefertigter Skizzen.



Ein Gegenstoß albanischer Freischaren vereitelt einen Angriff französischer Infanterie westlich von Korka.

Nach einer Originalzeichnung von Max Lebelt.

Illustrierte Kriegsberichte.

Lagerleben in der Wüste.

Von Kriegsmaler Fritz Grotemeyer.

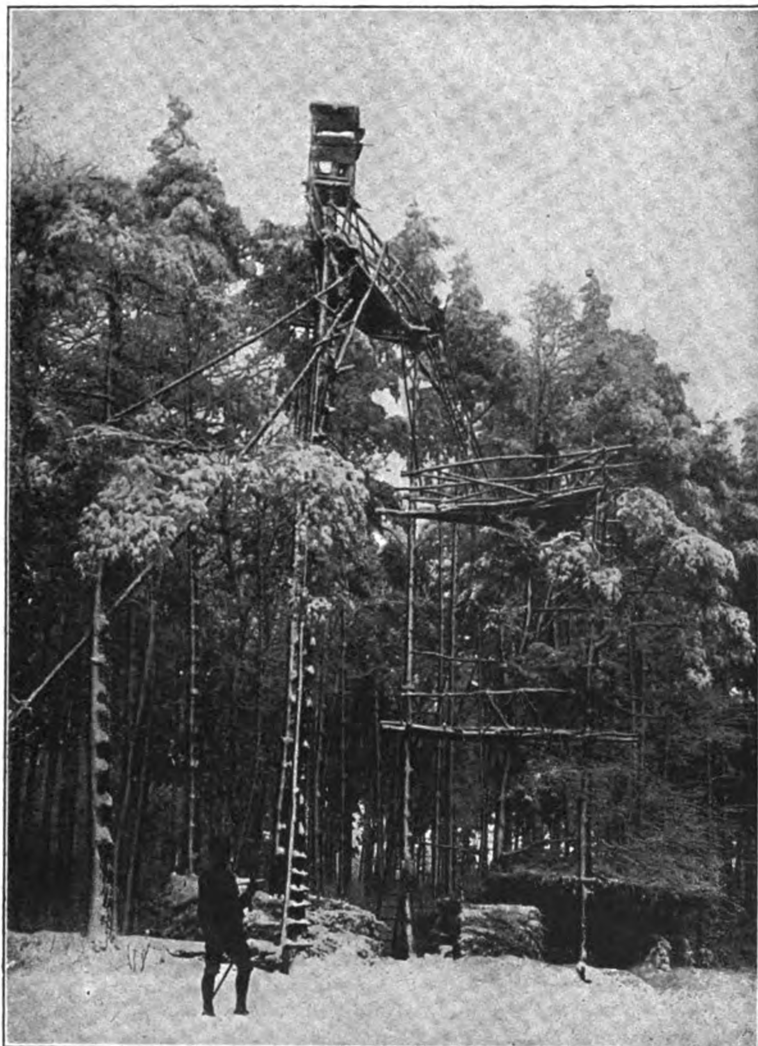
(Hierzu die Kunstbeilage.)

Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher brave Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan.

Wir hatten einen Transport tief in die Wüste geleitet. Vor Tagesanbruch mußten wir unsere Rückreise antreten.

Als ich um zwei Uhr meinem fliegenden Nachtquartier, einem Lastkraftwagen, entsteige, sehe ich, soweit mein Auge reicht, den tauigen Wüstensand in fingerdicker, filziger Schicht mit einem Gewimmel winzig kleiner, behaarter Würmchen oder Räupchen bedeckt. Ein ganz vorzügliches Futter für kleines Getier. Etwa um drei Uhr rattern wir über den Djebel Hilal, wobei wir unendliche Scharen schlankbeiniger Wüstenläufer, Vögel von Wachtelgröße, bei leckerem Mahl versammelt sehen. Als die Sonne den Nebel durchdringt und in wundervollen Purpurtönen die Bergspitzen säumt, entfaltet sich vor uns ein Wüstenlandschaftsbild von überwältigender Schönheit. Wir aber fahren in Saus und Braus. Um sechs Uhr sind wir schon im Seengebiet von Kusseime. Von Seen ist nichts zu sehen, doch zeigen die ausgewaschenen Wadibildungen, daß sich sehr viel Wasser in diesem Talbecken gesammelt haben mußte, bis es sich den Durchbruch durch die Randgebirge erzwang und seinen Weg zum Meere nahm. Die eingeschnittenen, geradlinigen Tafelberge geben diesem Wüstental eine großartige Einfassung. Aus nacktem Gestein leuchten blendend weiße Kalkfelsen zwischen dunkelblauroten, olivgrünen und lichtockerfarbenen Erdschichten. Ausgespülte Steinblöcke, scharfkantige Steine in allen Größen und Farben bedecken die Talsohle; dazwischen weiden Schaf- und Ziegenherden. In dieser wunderbaren Landschaft stehen Steinhütten und Zelte. Es ist das Lager, wo wir unsere Freunde besuchen wollen.

Wir kommen zum Frühstück gerade recht, zum Kaffee mit frischgebackenem Brot, Marmelade, Keks und Kognak. Alles, was das Herz begehrt, doch fehlt die Zeitung zum Morgenkaffee! Dafür aber gibt's Reize anderer Art, denn wo es etwas zu essen gibt, sind auch die Fliegen gleich dabei. Kein Schluck, kein Bissen ohne sie. Überall setzen sie sich nieder, auf den Augen, in den Ohren und in der Nase. Sich dagegen wehren, hat man längst als völlig aussichtslos aufgeben müssen. Doch auch noch andere Gäste stellen sich ein: Beduinen, die zum Plauschen und Tauschen kommen. Sie nehmen hockend im Kreise Platz und werden zunächst mit Melonen bewirtet. Später wird der mitgebrachte Hammel verhandelt. Jawasch! Eile mit Weile!



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Grenzschutz der Schweiz. Ein Beobachtungsturm an einer schweizerischen Grenze.

In breiten, flachen Zinkbecken erhalten die türkischen und arabischen Mannschaften ihre Morgensuppe. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie da, je zehn bis zwölf Mann um ein Gefäß, und löffeln um die Wette.

Für die deutschen Soldaten jedoch sorgt hier, wie allerwärts, die Gulaschkanone. Sie bekommen Kaffee oder Tee, auch als Füllung für die Feldflaschen, und in sauberen Beutelchen kleine, harte Keks, so recht geeignet, um sie aus der Tasche naschen zu können.

Angepflöckt lagern Last-, Reit- und Zugtiere: Kamele, Ochsen, Büffel, Pferde und Esel. Doch die meisten Mannschaften und Tiere sind im Morgendienst, der bis ungefähr acht Uhr dauert. Dann brennt die Sonne schon so unerträglich heiß, daß nur noch leichtere Lagerarbeiten ausgeführt werden können. Wer frei ist, sucht Schutz im Schatten der Zelte oder stöhnt unter offenem Sonnenplan, wenn er die Schwüle im Zelt nicht ertragen kann. Zu Mittag erreicht die Hitze siebzig Grad und mehr. Die Luft steht still, eine Qual für Lungen und Herz, dazu der Durst.

Erst vereinzelt, dann immer mehr und mehr bewegen sich viel hundert Meter hohe Sandhosen über einen schwülen, grauen Himmel. Jetzt wirbelt's auch im Lager auf, alles Lockere durcheinander werfend und alles Lose mit sich führend. Und wieder Windstille. Dann nochmals so ein Stoß, und so geht's weiter und schwillt und tobt und peitscht dazu, daß einem Hören und Sehen vergeht. Ein Büffel hat sich losgerissen und erscheint plötzlich dicht vor mir aus der dicken Staubschicht, die ihn gleich wieder verschlingt. Nur schemenhaft sieht man die nächste Umgebung.

Die Leute haben sich größtenteils in die Zelte verkrochen und sich nackt unter ihre Moskitonetze hingeworfen. In den Massenzelten wirken ihre in den unglaublichsten Krümmungen und in allen möglichen Lagen liegenden Körper wie die Gipsabgüsse der durch Lava Verschütteten im Museum zu Pompeji. Ich aber kann nicht atmen in dieser dunstigen Zeltluft, und nur mit Helm und Schleierschutz über den Kopf versehen, lasse ich mir lieber den Sand über den Körper peitschen. Hoffentlich dauert das Toben nicht bis in die späte Nacht; das wäre kaum zum Aushalten. Aber der Himmel hat ein Einsehen. Gegen fünf Uhr legt sich der Sturm.

Die umgerissenen Zelte werden wieder hergerichtet, die verlaufenen Tiere eingeholt und die Ordnung hergestellt. Nun aber kommt der Abend, so wonnig und wüstenschön. Der Mond steht schon am Himmel; durch ihn entgehen wir der unvermittelten ägyptischen Finsternis der Nacht. Alle Fröhlichkeit kehrt zurück. Türkische Soldaten führen zu ihrer und unserer Freude ein Tanzspiel auf mit Weib, gutem und bösem Ritter und mit Tod und Teufel. Selbstverständlich holt der Teufel das Weib und den bösen Reitersmann, und der Tod die ganze Gesellschaft. Ringsum sitzen mit untergeschlagenen Beinen Musikanten und Sänger, die mit Kopfschwenken und Händeklatschen stets den gleichen Vers einmal leise, einmal laut pfeifend und

singend die Aufführung unterstützen. Das ist ein Stimmungsbild bei Wüstenmondschein, so seltsam und malerisch es nur gedacht werden kann. Aber es wird kalt und feucht. Ich verkrieche mich in meinen Schlafsack und träume von den Lieben in der Heimat.

Die Räumung Deutsch-Ostafrikas.

Von Reichskommissar a. D. Dr. Carl Peters.

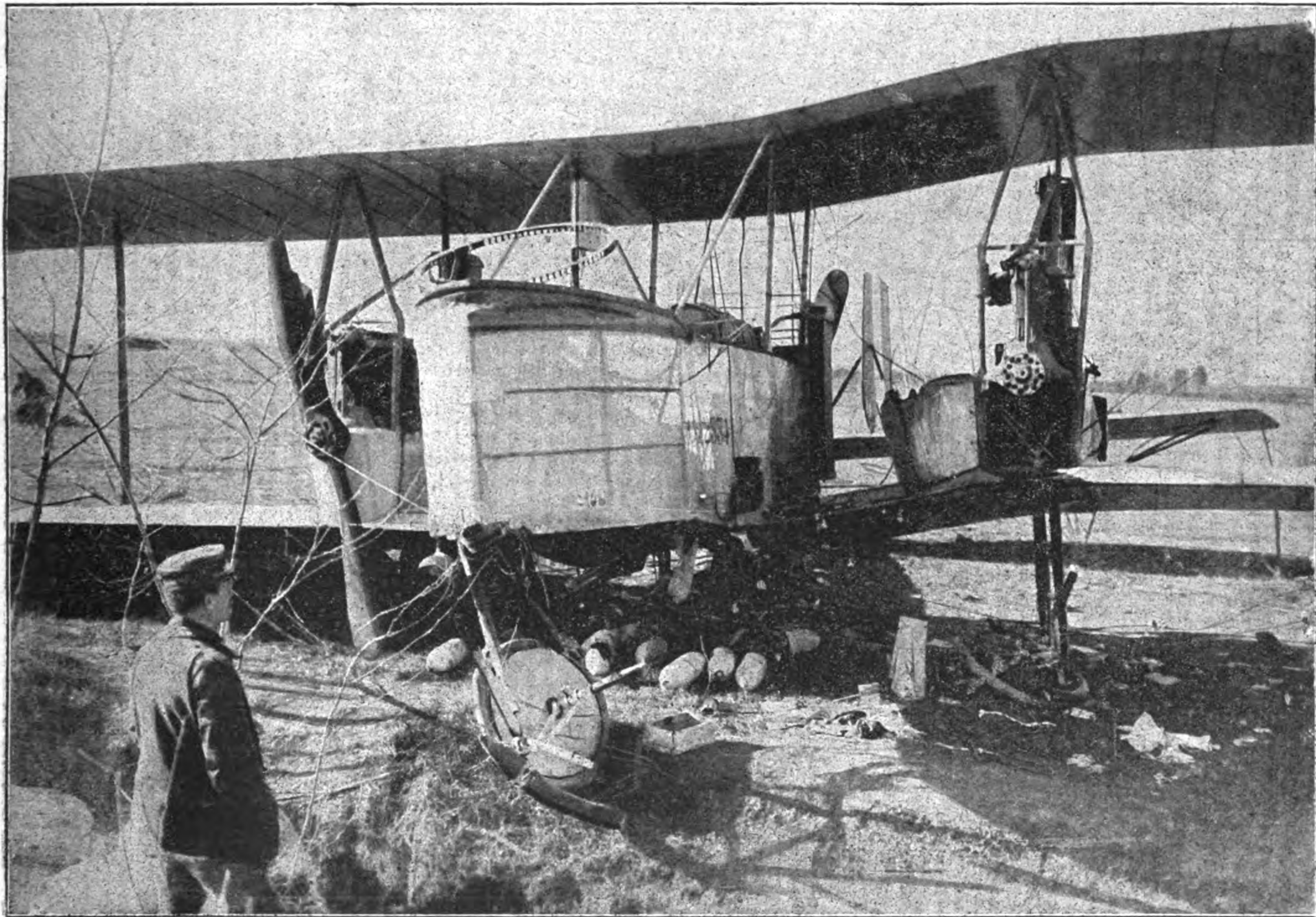
Generalmajor v. Lettow-Vorbeck setzte seinen kühnen Heldenkampf, der die Bewunderung von Freund und Feind erweckte, noch fort, wenn er auch gezwungen gewesen war, das deutsche Gebiet zu räumen und über den Rowuma siegreich in Portugiesisch-Ostafrika einzubrechen, wo er einen von Portugiesen besetzten befestigten Hügel erstürmte und Gefangene machte. Daß er es für klug hielt, diese Gefangenen nach kurzer Zeit wieder zu entlassen, mindert nichts an seinem Ruhm. Das hing jedenfalls mit der Verpflegungsfrage zusammen und mit der Tatsache, daß er selbst in Feindesland keinen festen Stützpunkt hatte und die Gefangenen schwer mitführen konnte.

Die Truppenmacht, die v. Lettow-Vorbeck um diese Zeit noch zur Verfügung stand, wird auf rund 600 Deutsche und 6000 Farbige zu schätzen sein. Das war der Rest der Truppe, die in einem vierzigmonatigen Kampf die deutsch-ostafrikanische Kolonie gehalten hat und die während ihres Höchststandes wohl niemals über 20 000 Mann stark war. Damit hat sie über dreieinhalb Jahre einem Gegner widerstanden, der über mindestens 100 000 Mann, über eine beliebig zu verstärkende Kriegsflotte, viel Munition und Lebensmittel verfügte. Die deutsche Macht war völlig abgeschnitten von einer Rückzugslinie zum Mutterlande, während die feindliche, die aus britischen, kongo-belgischen und portugiesischen mit britisch-indischen und südafrikanischen sowie westafrikanischen Einheiten zusammengesetzt war, Verbindungen nach allen Seiten besaß und immerfort von frischem Ersatz abgelöst wurde.

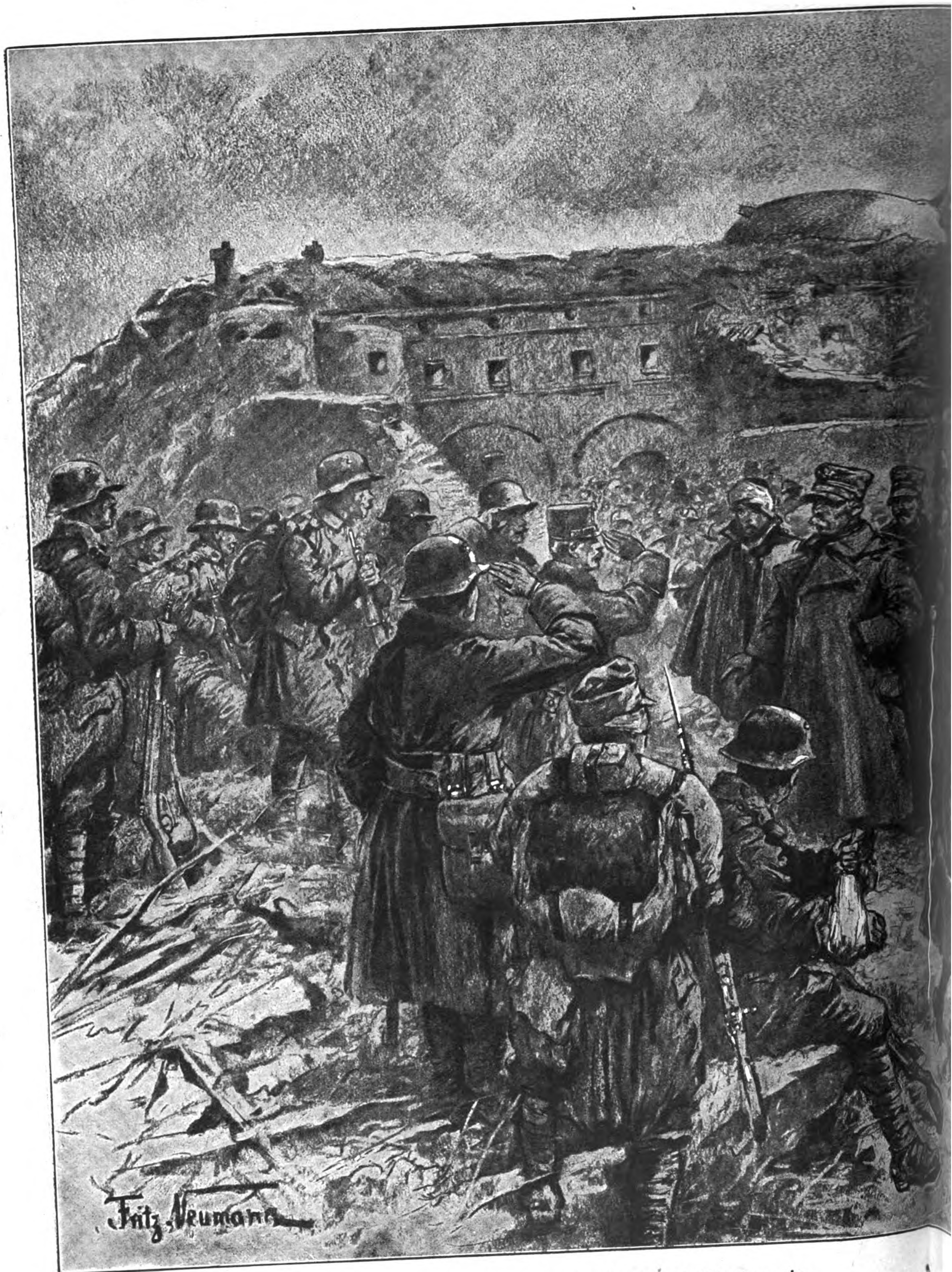
Wenn wir diesen Kampf heute auch noch nicht schildern können, so dürfen wir doch mit Bestimmtheit schon das eine sagen: der Stolz auf diesen Teil des Ringens im Weltkriege, auch nur auf Grund der feindlichen Quellen, die uns bis heute im wesentlichen zur Verfügung stehen, fällt ausschließlich auf die deutsche Seite, die Schande nur auf die feindliche! Diesen ersten großen deutschen Kolonialkrieg der Geschichte wird erst eine spätere Zeit schreiben können, und zwar ein Augenzeuge, der ihn selbst mit durchlebt hat, mit Zuhilfenahme der deutschen amtlichen Quellen. Das wird eine Darstellung werden, die an Frische und Heldenmut Coopers Schilderungen von den amerikanischen Seen überbieten wird und späteren Geschlechtern zum leuchtenden Vorbild dienen muß. Ein neues Denkmal deutschen Heldensinnes, das Felix Dahns „Kampf um Rom" noch übertreffen und dessen beherrschende Figur v. Lettow-Vorbeck sein wird.

Aber aller Heldensinn und alle Umsicht wird an dem vorläufigen Endergebnis nichts ändern, daß uns Deutsch-Ostafrika bis auf weiteres verloren ist. Der Zeitabschnitt, der mit meiner Flaggenhissung am 19. September 1884 auf den Höhen von Useguha begann, hat an dem Tage seinen einstweiligen Abschluß erreicht, als v. Lettow-Vorbeck mit dem Rest seiner Truppe, wenn auch siegreich, den Rowuma überschreiten mußte: Deutsch-Ostafrika war unserem Reich verloren.

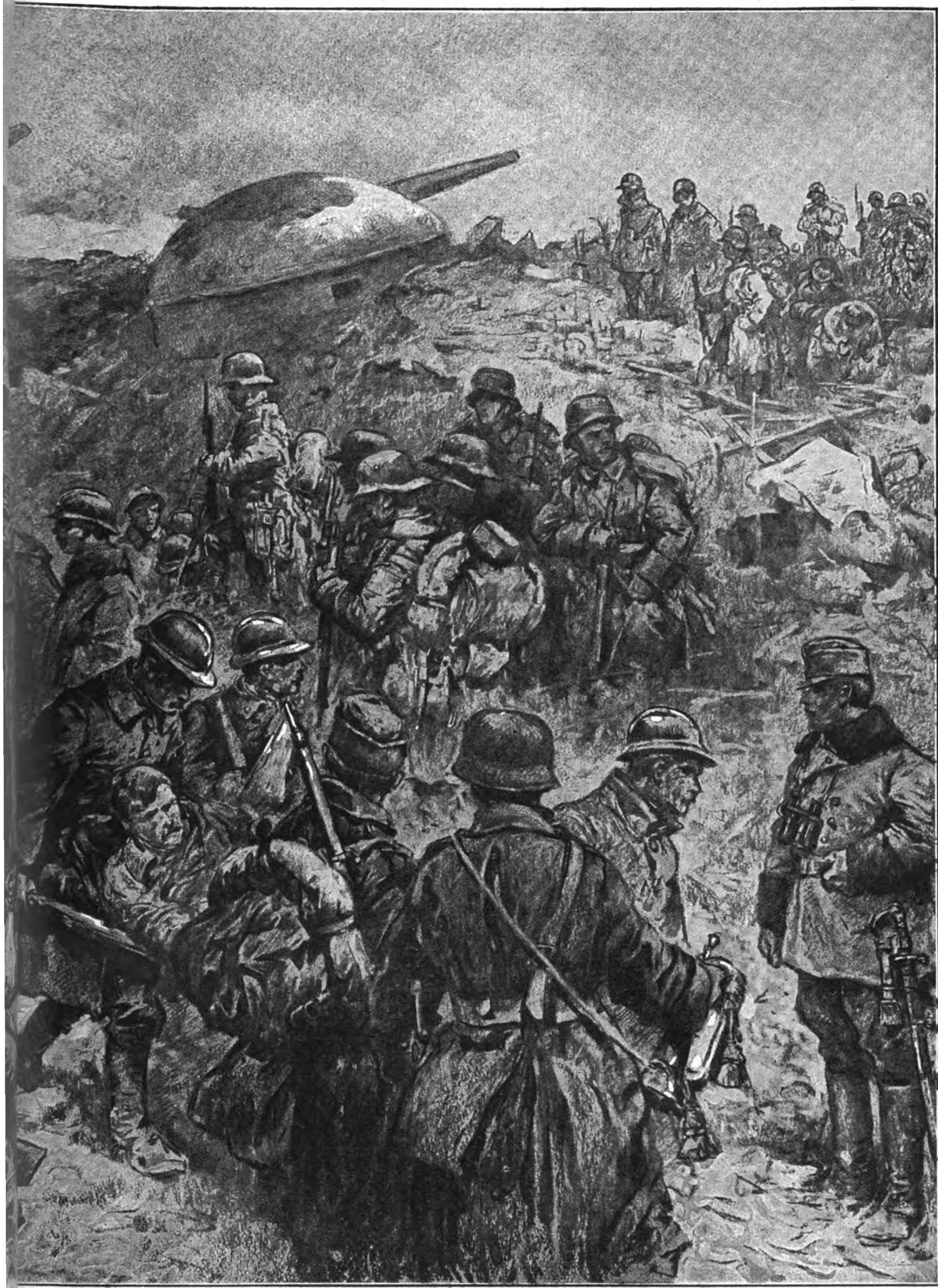
Was uns zumeist aus englischen und belgischen Quellen, nur hier und da aus deutschen Missionsberichten, über den Fortschritt des ruhmvollen Verteidigungskampfes bekannt geworden ist, wurde in Einzelberichten (siehe die Artikel Seite 109, 12 und in den früheren Bänden) bereits geschildert und der deutschen Presse alles übermittelt; es ist demnach meinen Lesern wohl im wesentlichen klar. Ich kann mich also an dieser Stelle im allgemeinen darauf beschränken, ein englisches Urteil wiederzugeben über die glänzende deutsche Verteidigung dieses fernen Geländes am Indischen Ozean. Der „Manchester Guardian" sprach am 5. Dezember 1917 sicherlich die Meinung vieler ehrlicher Engländer über diesen Kampf um Deutsch-Ostafrika aus, indem er schrieb (siehe Deutsche Politik, S. 1650 u. 1651): „Mit dem Abschluß der langsamen Säuberung der südöstlichen Ecke Ostafrikas von den Deutschen ist der letzte Fußbreit deutschen



Italienisches Caproni-Großflugzeug, das von einem deutschen Flieger zur Landung gezwungen wurde.
Das Flugzeug hat zwei Motore mit drei Propellern. Unter der Gondel liegen die Bomben.



Die italienische Besatzung auf dem Monte Castelgomberto streckt, seit 24 Stunden eingeschlossen, am 5. Dezember 1917 nach tapferer Gegenwehr die Waffen (siehe Seite 67).



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

Bodens außerhalb Europas in die Hände der Verbündeten übergegangen. Mehrere Umstände haben diese zu der langwierigsten aller kolonialen Operationen gemacht ... Aber billigerweise muß zugegeben werden, daß der lang hingezogene Widerstand von Deutschlands letzter Kolonie in der Hauptsache der Kunst und Hartnäckigkeit zu danken ist, mit der der deutsche Befehlshaber, v. Lettow-Vorbeck, einen hoffnungslosen Kampf geführt hat. Ein britischer, in jenem Feldzug verwundeter Offizier hat ihm kürzlich eine schöne Anerkennung gewidmet. Während mehr als zwei Jahren haben seine Streitkräfte einer Überlegenheit von über 3 : 1 (5 : 1, C. P.) gegenübergestanden. Im Boxeraufstande hatte er ein Auge verloren, zweimal wurde er in diesem Feldzug verwundet und ist von den meisten der in Ostafrika herrschenden Fiebererkrankungen befallen worden. Er hat seine Streitkräfte und seine Vorräte ohne Hoffnung auf jegliche Hilfe stetig dahinschwinden sehen. Dennoch hat er niemals einen Fußbreit aufgegeben, wenn ein Kampf möglich war; hat mehr als einmal ein strategisches Genie entwickelt, das den Geist von Smuts und Van Deventer auf die Probe stellte, und hat, solange es der Menschenkraft möglich war, das völlige Verschwinden des deutschen Kolonialreiches aufgehalten."

So weit der „Manchester Guardian". Diese Anerkennung auch dem Feinde gegenüber entspricht den anständigsten Beispielen britischer Überlieferung. Ich möchte noch besonders betonen, was mir das Glänzendste an dem Heldenmut Lettow-Vorbecks zu sein scheint, das ist das Aushalten unter so vielen entmutigenden Eindrücken: keine Nachrichten von und keine Verbindung mit der Heimat, die Schwierigkeit, seine eigenen Leute zu bezahlen und bei Stimmung zu erhalten sowie sie regelmäßig zu ernähren und zu kleiden. Das deutsche Papiergeld verlor naturgemäß während des Krieges seinen Wert und konnte nicht mehr als Zahlungsmittel gegenüber den Farbigen dienen. Die Deutschen mußten unter ungeheuren Schwierigkeiten eine Münze in Senkenke bei Tabora anlegen. Ich habe selbst in diesem Augenblick ein Goldstück im Werte von fünfzehn Rupien vor mir liegen, das 1916 dort geprägt wurde, und das mir Herr Hauptmann v. Kleist über den Kongostaat und die Schweiz freundlicherweise zugehen ließ.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Leben und Treiben zwischen den deutschen und russischen Stellungen während des Waffenstillstandes im Osten.

Russen beim Einkauf von Gebrauchsgegenständen.

Die Kämpfe selbst mit ihren Bewegungen und Strapazen sind auch dem Laien klar, aber die dahinterliegenden Nervenanspannungen wird nur der Afrikareisende verstehen können.

Den Gang der militärischen Operationen selbst will ich nur im allgemeinen Umriß zu schildern suchen. Ende 1914 vermochte unsere Schutztruppe die Verteidigung Deutsch-Ostafrikas noch durch kühne Vorstöße auf feindliches Gebiet zu führen. Hierzu gehören die siegreichen Gefechte bei Tanga vom 2. bis zum 5. November und am Longidoberg am 3. und 4. November 1914 sowie auf der Steppe östlich von Taveta am 14. Juli 1915. Schließlich verschiedene, gegen die englische Ugandabahn unternommene erfolgreiche Streifzüge. Diese Offensive kam zu Ende, als im März 1916 England mit Truppen der Südafrikanischen Union sowie mit Belgiern und Portugiesen von verschiedenen Richtungen her umfassend die Kolonie angriff. Dadurch wurde zunächst das gesunde Kilimandscharogebiet, dann Tabora verloren, und der Schwerpunkt der Verteidigung zog sich allmählich in den Süden unseres Schutzgebietes nach Mahenge und dem Rufidschi zwischen dem Njassasee und der Ostküste. Wie bei diesem Vormarsch, besonders der Belgier, in Tabora unsere Frauen und Kinder mißhandelt wurden, wird noch in der Erinnerung meiner Leser sein. Schließlich wälzte sich die deutsche Truppe über Ssongea und Newala dem Rowuma zu und nahm dann Teile von Portugiesisch-Afrika in Besitz.

Alle diese Heldenkämpfe werden, wie gesagt, später anschaulicher und ausführlicher geschildert werden können. Im Augenblick erfüllt Trauer unsere Seelen über den Verlust unserer schönsten Kolonie, gleichzeitig Stolz über die ruhmvolle Haltung unserer Brüder. Beides wollen wir nicht vergessen. Inzwischen fließt uns Trost aus dem Bewußtsein, daß unser Volk wieder in den Besitz des deutsch-ostafrikanischen Seengebietes kommen wird und muß. Nicht nur der Heldenmut unserer Söhne hat uns einen ewigen Anspruch auf Mittel-Ostafrika erworben, sondern auch die Kriegskarte, wie sie zu Anfang des Jahres 1918 in Europa bestand, verbürgt uns seine Wiedererwerbung im Austausch mit den feindlichen Staaten, und nicht nur den bloßen Austausch gegen die von uns zwischen dem Schwarzen Meer und Riga sowie die in Belgien, Frankreich und Italien eroberten Gelände, sondern auch die wirtschaftliche und kulturelle Arbeit, die deutsche Gründlichkeit und deutscher Fleiß bereits bis zum Herbst 1914 in Deutsch-Ostafrika geleistet hatten. Der deutsche Pflanzer und der Kaufmann, die Mineningenieure, die Missionare und Lehrer hatten bereits viele Strecken urbar gemacht und die schwarze Welt zu nützlichen Gliedern der Menschheit herangezogen. Es ist einfach lächerlich, wenn feindliche Staatsmänner darüber schwatzen, daß man die deutsche Herrschaft in Afrika im Interesse der Eingeborenen nicht dulden dürfe. Wir brauchen nur Deutsch-Ostafrika mit fremden Schutzgebieten zu vergleichen, um uns darüber klar zu werden, wie unendlich viel größer die deutsche Kulturarbeit als die englische oder gar die am Kongo, in Portugiesisch-Ostafrika, ja auch im Transvaal ist. Wir können und werden noch vieles lernen, aber auch das, was zu Beginn des Weltkrieges an wirtschaftlichen Ergebnissen in klingender Münze vorlag, entspricht dem alten geschichtlichen Ruhm der Deutschen als Kolonisatoren. Eher können wir verlangen, daß unser früheres Gebiet in Mittelafrika nach Norden und gegen Westen hin abgerundet werde. Nicht nur schlage man jetzt die Länder im Norden, die ich bereits 1889—1890 in der deutschen Emin-Pascha-Expedition gewann: Britisch-Ostafrika, Uganda mit seinen Nebenländern und die Provinz Emin Paschas bis über Ladò nilabwärts hinzu, sondern man nehme auch für die Freigebung Belgiens den ganzen Kongostaat, also die Gelände zwischen Indischem und Atlantischem Ozean. Das ist ein Gebiet, etwa so groß wie Brasilien, aber in seinen kühlen Hochländern von Uganda bis zum Njassa ist es gesünder als Brasilien im Durchschnitt. Es wird ein Kolonialreich sein mit einer Reihe guter Häfen! Es wird nicht nur den Raum bieten mit seinen verschiedenen übereinanderliegenden Hochländern für die einzelnen Kulturen der Tropenwelt wie Baumwolle, Gummi, Kaffee, Tee, Kakao, Faserstoffe und anderes, sondern auch für Millionen weißer Ansiedler. v. Lettow-Vorbeck hat bewiesen, wie verteidigungs-

fähig ein großes afrikanisches Reich auch ohne Vorbereitung sein kann, die Zukunft wird zeigen, daß ein mittelafrikanisches Kolonialreich, das von Ozean zu Ozean reicht, mit den Mitteln der modernen Technik ausgestattet und von einer deutschen Bevölkerung besiedelt, von einer Welt von Feinden nicht zu bezwingen sein wird.

K. u. k. Pferdespitäler im Hinterland.

Von Rifat Gozdovic Pascha.

Ein Transport kriegsverletzter und wegmüder Pferde ist gemeldet. Er ist vor sieben Tagen von der Heeresbahn Nord dem Hinterlandsverkehr übergeben worden und trifft heute zu später Abendstunde ein.

In der großen, aus mehreren Reihen weißgetünchter Wohn-, Stall- und Heilbaracken bestehenden Anlage tritt bereits fünf Minuten nach Einlauf der Drahtnachricht ein reges Leben ein, denn der Transport soll schon nach Ablauf einer Stunde am Bahnhof einlaufen. Weißes Karbid- und elektrisches Licht strahlt über dem ganzen Platz auf, und alsbald verläßt die aus Tierärzten, dem Hilfspersonal und den Pferdekrankenwagen bestehende Kolonne, mit Futter und Wasser für die erschöpft ankommenden Tiere ausgerüstet, mitsamt dem Kommandanten das Spital, um eine halbe Stunde vor Ankunft des Zuges auf der Ausladerampe des Güterbahnhofes aufgestellt zu sein.

Der Zug fährt ein. Sofort bringt das Hilfspersonal die Tiere ins Freie, wo jedes einzelne von den Tierärzten an Ort und Stelle auf Seuche oder Verdacht einer solchen eingehend untersucht wird, damit gegebenenfalls die schärfsten Isolierungsmaßnahmen für die Station und das Spital getroffen werden können. Sind solche Pferde ausgesondert, so werden den übrigen die ersten Notverbände angelegt, bereits vorhandene erneuert oder verbessert, die Marschfähigen hinter der Rampe in eine Kolonne gereiht, die Marschunfähigen in die bereitstehenden Krankenwagen verladen. Dann erfolgt der Abmarsch ins Spital. Stumpf und schwer trotten die Tiere ihren Weg dahin, lautlos als stumme Helden.

Im Spital wird den Fohlen, die entweder unter dem schützenden Dache des Eisenbahnwagens oder während ihrer tagelangen mühseligen Fußmärsche in irgend einem kalten Schuppen von ihren heruntergekommenen Müttern zur Welt gebracht wurden, das erste Augenmerk zugewendet, dann erfolgt die Verteilung des ganzen Transportes in die den Leiden der Tiere entsprechenden Baracken.

Am Morgen erblickt man bereits ein lebhaftes und fesselndes Treiben auf dem Aufnahmeplatz, der durch seine reinliche Umgebung, die freien luftigen und sonnenbeschienenen Weideplätze, ebenen, sandbestreuten Ausläufe, die weißen Baracken und Uniformen des tierärztlichen Behandlungspersonales einen ganz anderen, freundlicheren Eindruck hervorruft, als er bei der Entladung war. An den Tieren selbst erkennt man bereits diesen günstigen Einfluß. Ihre Unruhe ist gewichen, und sie fressen mit beginnendem Behagen das gute Futter, das ihnen in der bequemen Baracke gereicht wird.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Graf Czernin, der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, und Staatssekretär Dr. v. Kühlmann, der Vertreter Deutschlands, in Brest-Litowsk.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Abgeordnete der ukrainischen Rada im Gespräch mit deutschen Offizieren vor dem ehemaligen Gouvernementsgebäude in Brest-Litowsk.

Sind die kranken Tiere soweit gekräftigt, daß sie der zumeist schmerzlosen Wundbehandlung unterzogen werden können, so wird mit dieser unverweilt eingesetzt, denn kostbares Material soll neu gewonnen und erhalten werden. Wie beim Menschen ist man auch hier darauf bedacht, jede unnütze Qual bei Vornahme der operativen Eingriffe zu vermeiden, wobei schon bei nur halbwegs schweren Fällen mit großen Dosen bei Anwendung von Betäubungsmitteln nicht gespart wird.

Ein vorzüglich und gleichmäßig geschultes Wartepersonal sorgt für das Wohlsein der armen Tiere, wobei es an modernen Hilfsfaktoren mannigfachster Art nicht fehlt. Sonnenbäder, spiegelblanke Waschräume, Huf-, Dusch- und Dampfbäder, Scherräume und Desinfektoren, peinlich saubere Operationstische, weiche Operationsbetten, Tragbahren und Hängematten für Schwerfußmarode tragen das Ihre dazu bei, das oft bereits bedrohte Leben wieder anzufachen und zu retten. Bei Brustschwäche und Lungendampf zeitigen heiße Heudunstbäder vorzügliche Erfolge, und je mehr sich das Wohlbefinden der behandelten Tiere festigt, desto mehr äußert sich ihre wiedergewonnene Kraft in übermütigem Tollen und desto auffälliger treten die früheren Formen einer edlen Rasse wieder hervor.

Jene Pferde, bei denen ein Heilverfahren augenscheinlich keinen Erfolg erwarten läßt, werden der Wasenmeisterei übergeben. Hier wird jeder Kadaver geöffnet und an ihm die Seuchenprobe vorgenommen. Stellt man eine Seuche fest, so wird die Leiche sofort gänzlich vernichtet und die in kleine Stücke zerschnittene Haut verscharrt.

An jedem letzten Wochentage findet im Spital die Musterung statt. Was von älteren Zuschüben her auf dem Wege zur Genesung ist, wird gesichtet und im eigenen Spitalbetriebe entweder einer Schulung unterzogen oder an Landwirtschaften unter Sicherstellung der besten Futter- und Unterkunftsverhältnisse bis zur Arbeitsfähigkeit der Tiere übergeben.

Erst nach sicherer Feststellung ihrer Wiederherstellung werden die Genesenden an eine Sammelstelle abgegeben, wo die letzte Hand an sie gelegt wird, das heißt es wird durch eine ausgesucht gute und kräftige Fütterung, vereint mit geregelter Arbeit die volle Felddienstfähigkeit der Tiere hergestellt. Hier werden sie nun behalten, bis die Armee wieder Pferdeersatz anfordert.

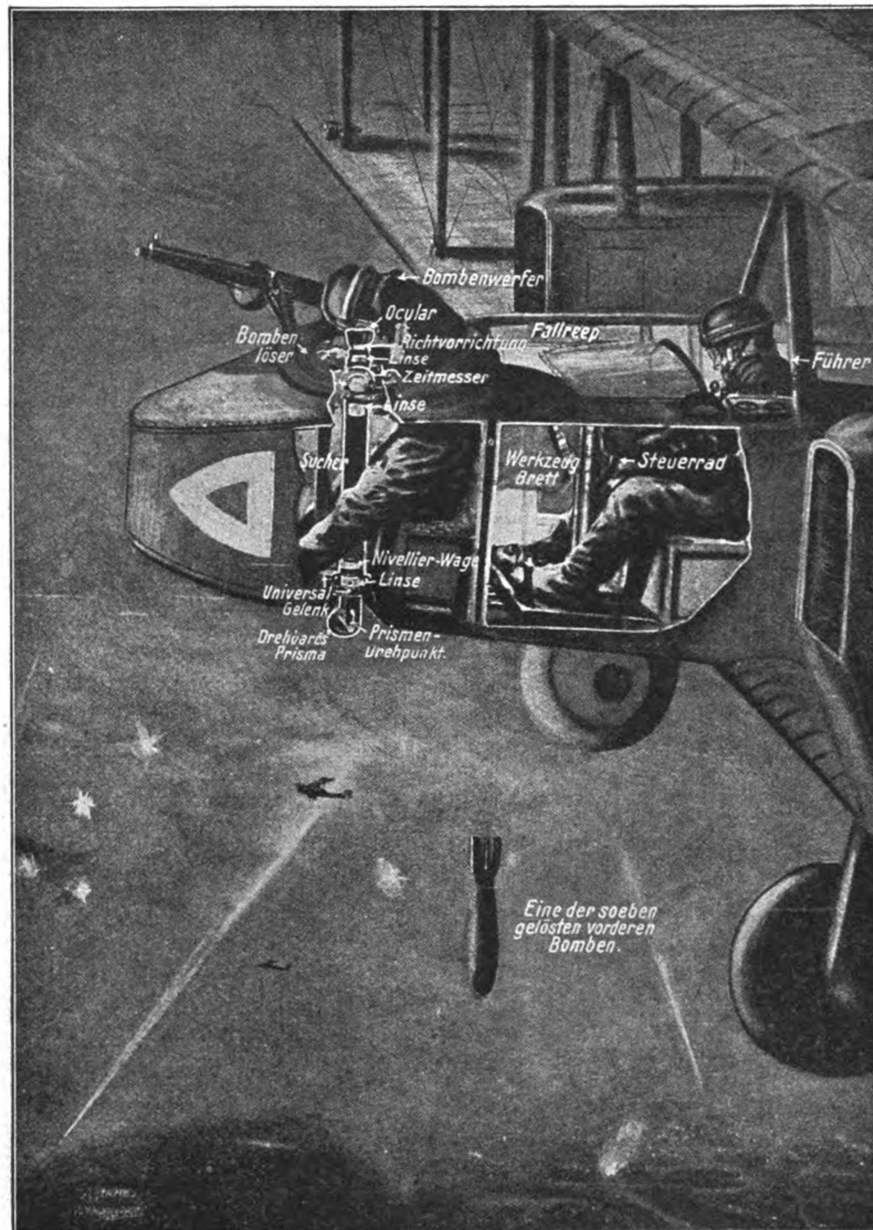
Dann wandern die Wiedererstandenen fähig zur Ertragung neuer Anstrengungen und Entbehrungen zur Rampe, von der sie gekommen.

Ein deutsches Bombenflugzeug.

Von Konteradmiral a. D. M. Foß.

(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Nichts ist so geeignet, technische Fortschritte zu fördern, wie der Krieg. Gelder, deren Ausgabe für Versuche man im Frieden scheut, stehen dann meist in Fülle zur Verfügung und nur praktische Erprobung ist imstande, die Spreu unreifer Ideen von dem Weizen gesunden technischen Denkens zu sondern. Bei dem Flugzeug, das nach der englischen Zeitschrift „The Sphere" auf dieser Seite im Bilde wiedergegeben ist, handelt es sich um einen Richtapparat, der den vorn sitzenden Bombenwerfer in die Lage versetzen soll, den Fallhebel, den seine Rechte umfaßt hält, rechtzeitig zu drehen. Rechtzeitig insofern, als die dann ihren Fall beginnende Bombe da einschlägt, wohin sie durch ihr Zerspringen Tod und Verderben bringen soll. Um den richtigen Zeitpunkt für die Lösung der Bombe erfassen zu können, ist in die Maschine eine optische, in eine senkrecht nach unten zeigende Röhre eingeschlossene Vorrichtung eingebaut, die eine Reihe von Linsen, Prismen und Skalen einschließt, die so angeordnet sind, daß dem durch ein Okular blickenden Beobachter das zu treffende Ziel in der Mitte eines Fadenkreuzes erscheint; in dem Augenblick, wo dies der Fall ist, muß die Bombe gelöst werden. Je nach der Flughöhe sowie der Flug- und Windgeschwindigkeit werden einzelne Scheiben, Rädchen und Skalen eingestellt und dadurch diese Größen bei dem Abwurf der Bomben entsprechend berücksichtigt.



Bombenabwurf von einem der neuen deutschen „Gotha"-Flugzeuge.
Die Seite des Rumpfes ist geöffnet, um die innere Einrichtung des Apparates zu zeigen.
Nach einer englischen Darstellung.

Es gehört eine große Geistesarbeit dazu, um eine derartige Vorrichtung zu ersinnen und sie dann auf Grund praktischer Erfahrungen beim Fliegen zu entwickeln, zu verbessern. Es ist einleuchtend, wie sie alsdann die Treffwahrscheinlichkeit für die abgeworfene Bombe ganz erheblich zu erhöhen und damit die ganze Bedeutung des Flugzeugs als eine Art Luftartillerie zu steigern geeignet ist. Wie kurze Zeit ist es her, daß man die Geschosse noch gewissermaßen auf „gut Glück" abwarf. Bei sehr großer Erfahrung der betreffenden Flieger sind aber auch damit recht befriedigende Ergebnisse erreicht worden; durch solche Richtapparate jedoch wird es auch dem Anfänger möglich, das zu leisten, was früher erst nach langer, langer Übung zu erreichen war. Je mehr die Maschine zur Anwendung gelangen kann, um so mehr ist es möglich, das Können des Einzelkämpfers auszuschalten.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

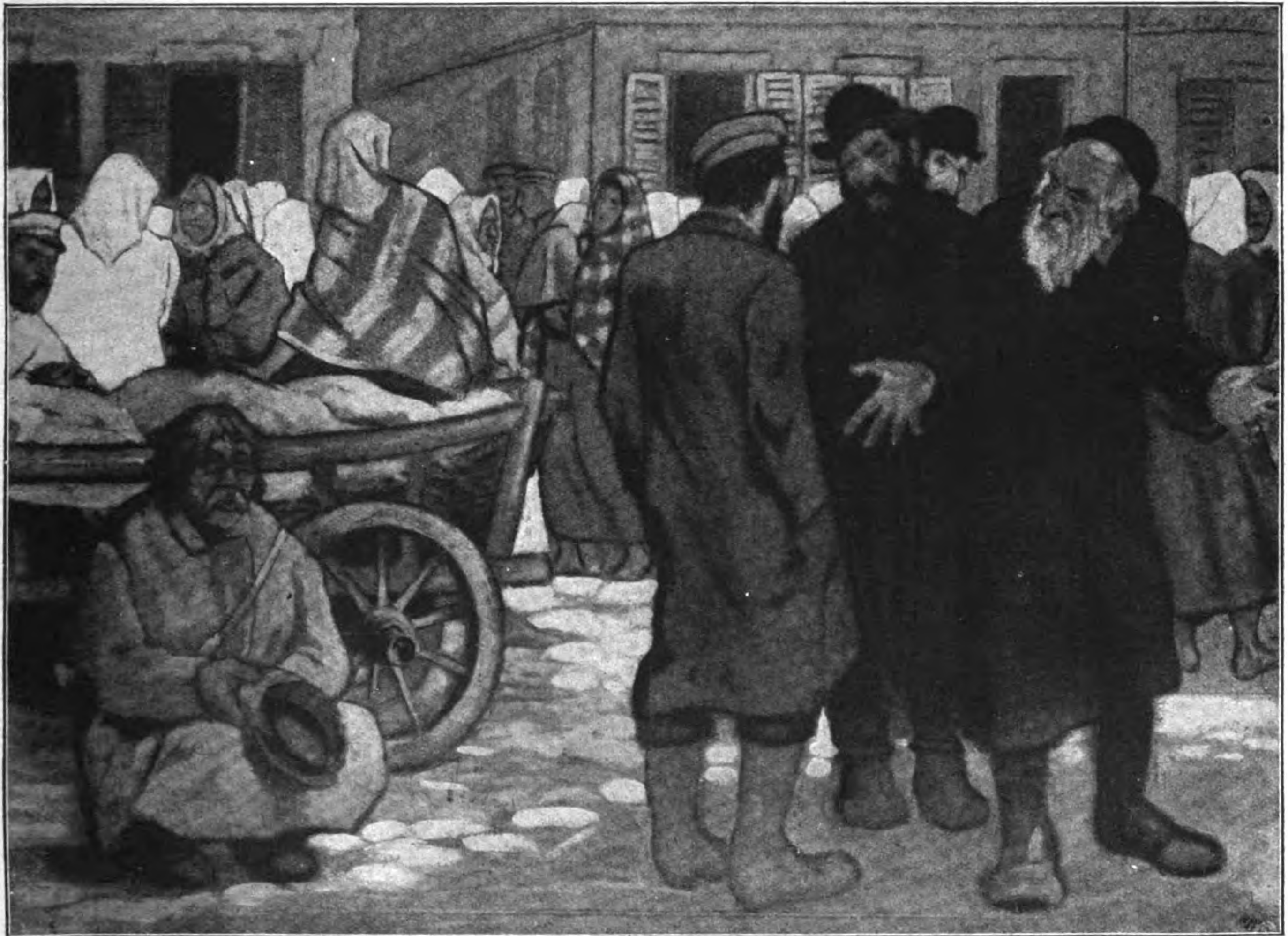
(Fortsetzung.)

Die Kampfpause auf den europäischen Kriegschauplätzen um Mitte Januar lenkte die Aufmerksamkeit aller kriegführenden Völker in vermehrtem Grade auf die Vorgänge in Brest-Litowsk. In die dort geführten Friedensverhandlungen brachten die **Russen** nach verständiger Einlenkung bei der Beendigung des Zwischenfalles über die Verlegung des Verhandlungsortes sehr bald wieder Unstimmigkeit. Sie schienen sich sogar zur Wiederaufnahme der Kriegshandlungen stark genug zu fühlen. Lenin streute in eine Unterhaltung mit einem neutralen Ausfrager die Bemerkung ein, daß sich Rußland unter Umständen veranlaßt sehen könnte, einen „heiligen Krieg" für die Revolution zu eröffnen, und Krylenko (siehe Bild Seite 146), der russische Oberbefehlshaber, suchte mit Aufrufen und Befehlen, die sich in ähnlicher Richtung bewegten, die Schlagkraft seiner Soldaten aufs neue zu beleben. Diese standen aber nicht mehr als feste Mauer den Verbündeten gegenüber (siehe die Bilder Seite 147); deren Truppen würden zu dieser Zeit an keinem Punkte der russischen Front erhebliche Schwierigkeiten vorgefunden haben, wenn sie nach einer Kündigung des Waffenstillstandsvertrages die Feindseligkeiten wieder aufgenommen hätten.

Im Gegensatz zur rein russischen Front behielt die russisch-**rumänische** ihre Festigkeit. Die rumänischen Soldaten zeigten sich den Truppen der Mittelmächte gegenüber feindselig, allerdings ohne den Waffenstillstand zu brechen. Das Heer stand immer noch unter dem verhältnismäßig starken Einfluß des rumänischen Königs und des Ministerpräsidenten Bratianu, denen es mit Hilfe englisch-amerikanischen Geldes gelang, eine Reihe Generale auch weiterhin für den Krieg zu begeistern. Der rumänische Gesandte in Petersburg, Diamandi, der einst durch den russischen Rubel den rumänischen Staatsmännern die Überzeugung von der „Notwendigkeit" einer Kriegserklärung an die Mittelmächte eingeflößt hatte, arbeitete jetzt im Auftrage der Engländer und Amerikaner gegen den Friedenschluß und gegen die Regierung der Bolschewiki. Die Dunkelmänner wurden am 13. Januar durch die Verhaftung ihres Petersburger Handlangers in nicht geringe Aufregung versetzt. Dieser Bruch der Bolschewisten mit dem völkerrechtlichen Brauch, die Vertreter ausländischer Staaten als unverletzlich zu betrachten, erfolgte in einem Augenblicke, wo die feindlichen Machenschaften an der rumänischen Front ihre Wirkung äußern sollten. Denn in diesen Tagen entwaffneten überlegene rumänische Streitkräfte das 194. russische Regiment und verhafteten den Ausschuß des 195. Regiments, wobei auch eine Anzahl österreichisch-ungarischer Offiziere, die als Besucher bei den Russen weilten, in rumänische Gewalt gerieten.

Die Schwierigkeiten, die der russischen Regierung von der rumänischen in Jassy gemacht wurden und die einen Verhaftungsbefehl gegen den König von Rumänien zur Folge hatten, führten auch zu blutigen Zusammenstößen zwischen russischen und rumänischen Truppenteilen. Bei Galatz spielten sich förmliche Schlachten zwischen den Bundesgenossen ab, die mit einer schweren Niederlage der Russen endeten. Von ihnen traten 2300 Mann mit 22 Geschützen, 57 Munitionswagen, 53 Feldküchen, 360 anderen Fahrzeugen und 1200 Pferden zu den Truppen der Mittelmächte über, von denen sie entwaffnet wurden.

Aber auch das feindselige Verhalten der Rumänen bot keinen Anlaß, mit der Wiederaufnahme großer militärischer Unternehmungen an der russisch-rumänischen Front für die nächsten Monate zu rechnen. Die einzige militärische Persönlichkeit in Rußland, die noch über einige Macht verfügte und noch eine Fortsetzung des Krieges wünschte, der Kosakenhetman Kaledin, ließ keinen Zweifel darüber, daß an wirkungsvolle militärische Handlungen einstweilen



Juden in Lida, einer Kreisstadt an der Eisenbahn Wilna-Rowno. Nach einem Originalgemälde von Professor Walter Georgi.

nicht mehr zu denken sei. Er entsandte Vertreter seiner Donkosaken nach Petersburg und verhandelte mit den Bolschewisten über die Errichtung eines unabhängigen Kosakenstaates im Dongebiet.

Rücksichtslose Anwendung der ihnen zu Gebote stehenden Gewaltmittel hatte die Herrschaft der Bolschewiki einigermaßen befestigt; die Zahl der Feinde, die auf ihren Sturz warteten, war aber doch sehr groß und der Bürgerkrieg noch lange nicht beendet. Um so befremdlicher mußte es erscheinen, daß der Führer der russischen Abordnung in Brest-Litowsk erneute Schärfen in die **Friedensverhandlungen** brachte und dadurch nicht nur das Friedenswerk, sondern in erster Linie auch die Zukunft der Russen und der Völker, für die sich die Abordnung angeblich so lebhaft einsetzte, gefährdete. Trotzki war unter den äußerst redegewandten und redelustigen russischen Vertretern die bedeutendste politische Kraft dank seiner hervorragenden Kenntnis der politischen Verhältnisse der Kulturstaaten. Er führte die Aussprache immer wieder auf theoretische Fragen, die mit den Aufgaben der Friedensbesprechung zwar zusammenhingen, deren Erörterung aber die Streitpunkte der Lösung auch nicht einen Schritt näher brachten. Sein Ziel war vielmehr die große soziale Umwälzung in allen Ländern der Erde, die die Proletarier zur Herrschaft bringen sollte, in erster Linie, eine Arbeiterbewegung in den Ländern der Mittelmächte gegen die eigenen Regierungen hervorzurufen.

Irregeleitet durch kritische Ausführungen deutscher Zeitungen, glaubte er sich dem ihm vorschwebenden Ziele sehr nahe. Die russische Telegraphenagentur in Petersburg verbreitete eine Anzahl Funksprüche, nach denen eine soziale Umwälzung bei den Mittelmächten bereits im Gange sei; selbst die Heere der Mittelmächte sollten schon Erscheinungen aufweisen, mit denen der Zusammenbruch der russischen Militärmacht einst begonnen hatte. So meldete beispielsweise ein Funkspruch vom 7. Januar die Lüge, bei Kowno hätten ungefähr 25 000 deutsche Soldaten einen Aufruhr veranstaltet und sich mit Maschinengewehren eingegraben. Diesem Treiben konnten die Mittelmächte nicht länger zusehen. In entschiedener Form legte deshalb General Hoffmann, der militärische Beigeordnete v. Kühlmanns, am 8. Januar und wiederholt auch in den nächsten Tagen Verwahrung gegen dieses Verfahren, dem die russische Regierung nahestand, ein, und verwies darauf, daß nach dem Wortlaut und Geist des Waffenstillstandsvertrages ausdrücklich freundliche Beziehungen der vertragschließenden Völker untereinander angebahnt werden sollten.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General Krylenko,
der russische Oberbefehlshaber.

Bei der Frage über die Zukunft der ehemaligen russischen Westprovinzen, die um diese Zeit größtenteils von deutschen Truppen besetzt waren, hielten die Russen mit äußerster Zähigkeit an ihrer Auffassung fest, daß noch keine Willenserklärungen anerkannter Vertretungen der kurländischen, lettischen und litauischen Bevölkerung vorlägen, worin eine Loslösung der von diesen Völkern bewohnten Gebiete von Rußland gewünscht würde. Die Deutschen sahen diesen Willen durch die Landesräte und -versammlungen der genannten Gebiete als gegeben an. Die Russen verlangten eine Neuabstimmung auf breiterer Grundlage, worauf die Mittelmächte eingingen. Dann forderten die Russen die Räumung der besetzten Landesteile vor der Abstimmung, worauf sich aber die Vertreter des Vierbundes nicht einlassen konnten, solange der Krieg mit den übrigen Mächten noch fortdauerte und außerdem verwaltungstechnische Gründe, wie das Fehlen von eigenen Behörden für Verwaltung, Rechtspflege, Eisenbahn, Telegraph, Post und anderes gegen die sofortige Räumung der besetzten Gebiete sprachen.

Hatte somit Trotzkis Haltung die Friedensverhandlungen zwar nur wenig gefördert, so konnte sie ihm doch eine günstige Aufnahme bei seinem Auftreten in der verfassunggebenden russischen Versammlung, der Konstituante, verschaffen, die am 18. Januar in Petersburg eröffnet werden sollte.

Zu dieser Versammlung reiste Trotzki am 17. Januar von Brest-Litowsk ab, da seine Anwesenheit in Petersburg nötig erschien. Deshalb wurden die politischen Verhandlungen abgebrochen und nur rechtliche und wirtschaftliche Fragen in Unterabteilungen weiter besprochen. Dann aber begaben sich auch v. Kühlmann und Graf Czernin (siehe Bild Seite 143) nach Hause, um über den abgeschlossenen zweiten Abschnitt der Friedensverhandlungen Bericht zu erstatten.

Trotzki, der versprochen hatte, am 29. Januar in Brest-Litowsk wieder einzutreffen, wollte der verfassunggebenden Versammlung mit leeren Händen entgegentreten, sich als russischem Friedensunterhändler aber trotzdem neue, und zwar wirklich gesetzmäßige Vollmachten erteilen lassen. Doch das Leben dieser Versammlung sollte von so kurzer Dauer sein, daß die Friedensfrage nicht einmal Verhandlungsgegenstand werden konnte. Am 18. Januar erfüllte sich durch ihren Zusammentritt ein kühner Traum aller russischen Revolutionäre. Aber der Tag, der als helleuchtender Sonntag der Freiheit in der russischen Geschichte hätte stehen müssen, wurde zu einem Tage rohester Gewalt, zu einem Blutbad für die Revolutionäre, wie es unter der Herrschaft des Zaren nicht entsetzenvoller hätte sein können.

Die Konstituante wurde nicht von einer bolschewistischen Mehrheit beherrscht. Das ergab sich schon bei der Wahl ihres vorläufigen Vorsitzenden, wofür überhaupt nur Vertreter der sozial-revolutionären Gruppen ernstlich in Frage kamen. Der rechte Flügel dieser in etwa einem halben Dutzend Sonderrichtungen zerspaltenen Partei stellte Viktor Tschernow auf; der linke Flügel, der die Bolschewisten zu unterstützen entschlossen war, erhob die ebenfalls sozial-revolutionäre Frau Spiridonowa auf den Schild. Sie erhielt aber nur 151 Stimmen, während ihrem Gegner 244 zufielen; also eine sehr bedeutende Mehrheit. Die erhoffte Unterstützung der Bolschewisten durch die Ukrainer blieb aus, weil gerade die ukrainischen Abgeordneten fast alle Petersburg fern geblieben waren. Tschernow eröffnete die Verhandlungen mit einer Programmrede, die in ihrem die äußere Politik betreffenden Teile wohl den Beifall aller Anwesenden fand, im innerpolitischen aber ihrer Mäßigung wegen die Bolschewisten enttäuschte. Die Maximalisten Buchin und Wyschiak warfen Tschernow vor, er steure auf die Errichtung einer bürgerlichen Republik nach dem Muster Frankreichs und der Vereinigten Staaten zu. Die von den Bolschewisten aufgestellten Grundsätze, in denen hauptsächlich die Anerkennung der bolschewistischen Regierung und ihrer bisherigen Maßnahmen durch die verfassunggebende Versammlung verlangt wurde, lehnte diese nicht ausdrücklich ab, sondern vertagte die Beschlußfassung darüber. Bei dieser wichtigen Abstimmung befanden sich die Bolschewisten noch deutlicher in der Minderheit als bei der Wahl des Vorsitzenden. Mit 273 gegen 140 Stimmen erklärte sich die Versammlung dem Sinne nach unabhängig von der bolschewistischen Regierung und dem Rate der Volksbeauftragten. Daraufhin verließen die Bolschewisten und der linke Flügel der Sozialrevolutionäre den Sitzungsaal. Der Bruderkampf zwischen den russischen Revolutionären war eröffnet; die Konstituante tagte aber weiter. Doch um vier Uhr morgens drangen bewaffnete Matrosen, die auch Maschinengewehre mit sich führten, in den Sitzungsaal ein und lösten die Versammlung auf. Die Regierungskundgebung über diese Gewaltmaßnahme stützte sich auf die Tatsache, daß die Bolschewisten in den Sowjets, den Arbeiter- und Soldatenräten, die bedeutende Mehrheit besäßen; die verfassunggebende Versammlung mit ihrer Mehrheit der rechten Sozialrevolutionäre entspräche darum nicht den augenblicklichen wirklichen Mehrheitsverhältnissen der Parteien.

Gleichzeitig wurden zahllose Verhaftungen vorgenommen, und in den Straßen kam es zu heftigen Kämpfen. Die Bolschewisten hatten in der Erwartung scharfen Widerstandes nachdrücklichst für ihre Sicherheit gesorgt. Weil sie den Petersburger Soldaten ihr Vertrauen nicht mehr ganz schenkten, hatten sie Matrosen in großer Zahl herbeigezogen, die den Taurischen Palast sogar mit Feldgeschützen ausstatteten. Wahrlich, besondere Schmuckstücke der Trotzki-



Zusammentreffen deutscher und russischer Soldaten in der neutralen Zone.



Übergabe von Postsachen für Kriegsgefangene an einer der neutralen Verbindungstellen.



Deutscher Posten an der Grenze der neutralen Zone beim Lesen der neuesten Nachrichten.



Deutscher und russischer Posten in der neutralen Zone an der Bahnstrecke Wilna—Dünaburg.



Rückkehr russischer Auswanderer aus der Schweiz in die Heimat.
Ankunft der Heimkehrenden an der neutralen Zone auf der Reise nach Dünaburg.



Rückkehr russischer Auswanderer aus der Schweiz in die Heimat.
Übergang von der deutschen Kleinbahn in russische Schlitten vor der Fahrt nach Dünaburg.

Zwischen den deutschen und russischen Stellungen vor Dünaburg.

Nach Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.



Untergang eines feindlichen Truppentransportdampfers nach der Torpedierung durch ein deutsches U-Boot in der Meerenge von Gibraltar.



Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune auf Grund einer authentischen Skizze eines U-Boot-Offiziers.

schen Freiheitslehren! Ein Marinerevolutionsausschuß übernahm die blutige Niederkämpfung der Bolschewistengegner. Ein Auftritt besonders schlimmer Art ereignete sich im Marinehospital, wohin die von den Bolschewisten verhafteten früheren Minister Schingarew und Kokoschkin gebracht worden waren. Beide Männer waren unter Kerenski als Befürworter des Krieges bis zum Siege bekannt gewesen und hatten sich deshalb den besonderen Haß des Volkes zugezogen. Am 20. Januar wurden sie, als sie hilflos in ihren Betten lagen, von einer Bande Bewaffneter überfallen und umgebracht. Die Mörder zeigten die Leichen dem Publikum gegen ein Eintrittsgeld von achtzig Kopeken und gestatteten ihre Schändung. Wie ihnen ging es Tausenden in Petersburg.



Karte der „Bundesrepublik Rußland" nach den Plänen der Fremdvölker.

Währenddessen verhandelten die Mittelmächte weiter mit den Abgeordneten der Ukraine, die ernstlich geneigt schienen, zu einem raschen und für beide Teile annehmbaren Frieden zu kommen. Südrußland hatte sich unter der Billigung der Petersburger Regierung als Ukraine selbständig gemacht (siehe die obenstehende Karte). Sowohl militärisch wie wirtschaftlich war es Nordrußland an Sicherheit der Verhältnisse überlegen. Die Ukraine war die Korn- und Erzkammer Rußlands, sein handelspolitisch wertvollstes Gebiet. Den Unterhändlern der Mittelmächte kam es aber vor allem auf einen guten Wirtschaftsfrieden an. Den konnten sie bei der Ukraine um so leichter erreichen, als diese danach trachten mußte, zur Festigung ihrer jugendlichen politischen Verhältnisse ihr einträgliches wirtschaftliches Leben neu zu erwecken.

Die Beratungen führten bald zu einem verheißungsvollen vorläufigen Abschluß. Am 20. Januar waren die Grundlagen für einen Frieden zwischen der Ukraine und den Mittelmächten festgesetzt. Sie enthielten unter anderem als wichtigste Punkte Abmachungen über einen sofortigen Warenaustausch, in erster Linie über die Ausführung von Lebensmitteln aus der Ukraine in die Länder der Mittelmächte. Die Unterhändler verließen am 22. Januar Brest-Litowsk zur Berichterstattung bei ihren Regierungen mit der Absicht, nach möglichst kurzer Zeit zurückzukehren, um die Verhandlungen zum endgültigen Abschluß des Friedensvertrages wieder aufzunehmen.

Aber auch diesen Fortschritt der Friedensverhandlungen versuchte die Regierung Lenin-Trotzki zu durchkreuzen. Die radikalen Regierungsgegner in dem neugegründeten Staate sammelten sich unter einer Gegenrada der Arbeiter und Bauern in Charkow, die mit wachsendem Erfolg auftrat, weil sie von der Petersburger Regierung jegliche Unterstützung erfuhr. Am 23. Januar erhielten die Mittelmächte von dem stellvertretenden Führer der russischen Abordnung in Brest-Litowsk, Herrn Joffe, die Mitteilung,

daß sich die russischen Vertreter als Mitglieder der „Arbeiter- und Bauernregierung der ukrainischen Republik“ die von dieser entsandten Politiker E. G. Medwjedew und W. M. Schachrai angliedern würden. Gleichzeitig wurde bekannt, daß die Spaltung der eben erst selbständig gewordenen ukrainischen Republik auch schon zu Zusammenstößen Bewaffneter geführt hatte, indem Abteilungen der Rada in Kiew und des Sowjets in Charkow bei Poltawa aneinandergeraten waren. Sieger blieben die Truppen der Charkower Gegenregierung. —

Wie im Süden Rußlands, war auch im Norden ein neues Staatswesen in der Entwicklung begriffen: Finnland. Nachdem sich die russische Regierung mit der Selbständigkeit dieses Landes einverstanden erklärt hatte, erkannte Deutschland am 7. Januar als erste europäische Großmacht die Unabhängigkeit der neuen Republik an. Fast gleichzeitig erfolgte auch die Anerkennung Finnlands durch die skandinavischen Staaten und durch Frankreich. —



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.
Eine der vielgenannten, von österreichisch-ungarischen Truppen eroberten italienischen Sdobba-Batterien.

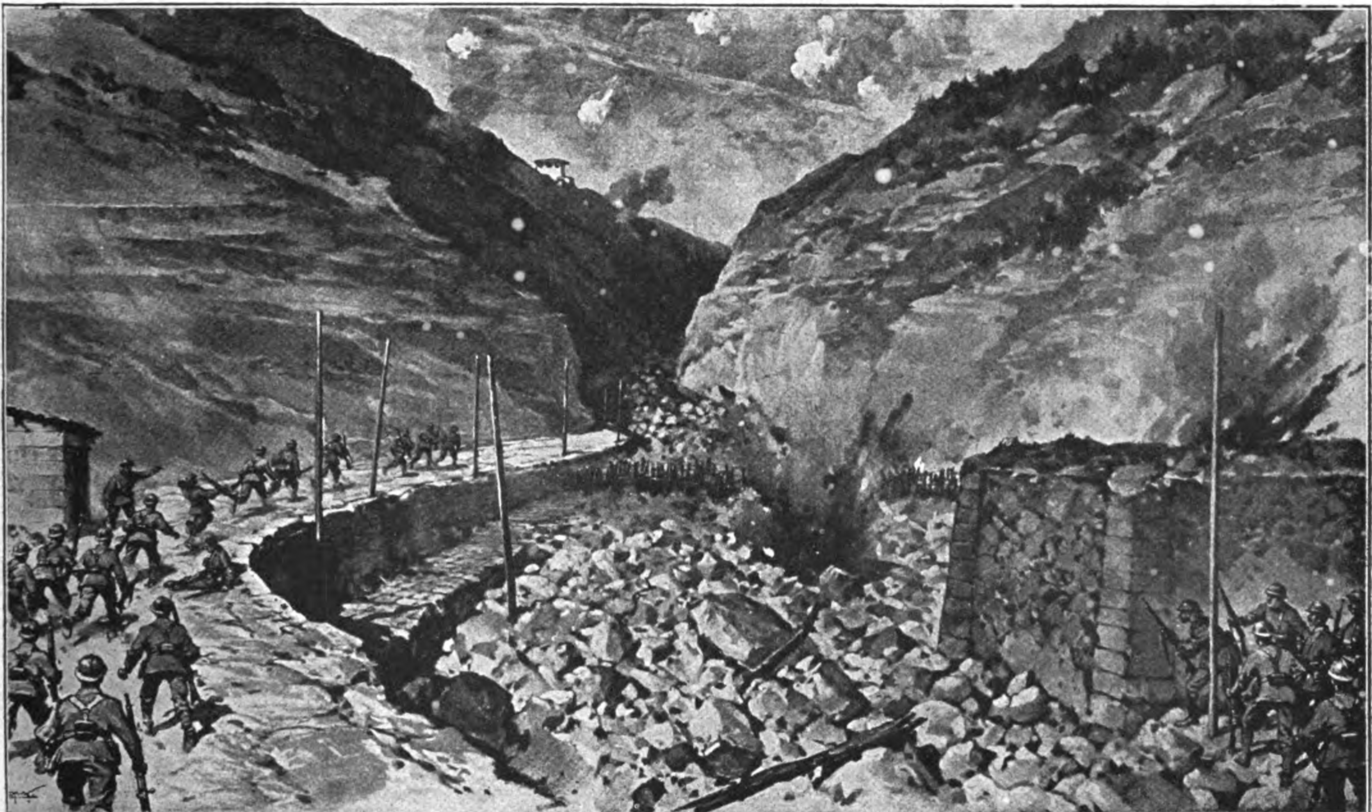
Im asiatischen Rußland nahm eine dritte große Republik seit Beginn des Jahres festere Formen an: Turkestan, das bis an die Grenzen Afghanistans und Chinas reichende, meist von Muselmännern besiedelte Steppengebiet. Turkestan wurde von den Muselmännern als selbständige Republik erklärt, die Anlehnung an eine zu gründende russische Bundesrepublik (siehe die Karte Seite 150) erstreben würde. Zur Ausarbeitung der Verfassungsgrundlagen wurde ein Nationalrat gewählt, in dem die nichtmuselmännische Bevölkerung ein Drittel der Sitze erhalten sollte. —

Trotz aller ihnen von den Bolschewisten bereiteten Schwierigkeiten begannen sich auch die Weißrussen kräftiger zusammenzuschließen und als selbständiges Volk durchzusetzen. Sie bewohnten die Gouvernements Minsk und Mohilew sowie Teile der Gouvernements Smolensk und Tschernigow. In diesen etwa 200 000 Quadratkilometer umfassenden Bezirken wollten die Weißrussen ihre Republik errichten, die als Bundesstaat mit der russischen Republik vereinigt werden sollte. —

* * *

Auf die Reden, die Lloyd George und Wilson am 5. und 6. Januar über **Kriegsziele** gehalten hatten, erwiderten am 24. Januar der deutsche Reichskanzler und der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen. Beide Staatsmänner ließen keinen Zweifel darüber, daß die Regierungen ihrer Länder jederzeit zum Abschluß eines annehmbaren Friedens bereit seien. Auf einen solchen deuteten die Ausführungen Lloyd Georges aber nicht hin, weshalb sie von den beiden Staatsmännern unberücksichtigt bleiben konnten. Die Leitsätze Wilsons dagegen unterzogen sie einer ausführlichen, sachlichen Würdigung und Beantwortung. Dabei äußerte sich der deutsche Reichskanzler zustimmend zu Wilsons Forderungen, betreffend die Öffentlichkeit der Verträge unter den Völkern, die Freiheit der Meere, die Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken, die Beschränkung der Rüstungen, die grundsätzliche Neuordnung der Kolonialverhältnisse und die Gründung eines Friedensverbands der Völker. Die Räumung russischen Gebietes, Belgiens und Frankreichs schaltete er als Angelegenheit Deutschlands und der zunächst beteiligten Staaten aus seiner Betrachtung aus, indem er gleichzeitig hervorhob, daß Deutschland zu einem Frieden ohne gewaltsame Gebietserweiterung bereit sei.

Graf Czernin betonte das von besonderen Gegensätzen nicht belastete weltpolitische Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten und meinte, ob nicht gerade ein Gedankenaustausch zwischen diesen beiden Mächten den Ausgangspunkt für eine versöhnliche Aus-



Italienische Truppen im Frenzelatal. Nach einer englischen Darstellung.

sprache zwischen allen jenen Staaten bilden könnte, die noch nicht in Besprechungen über den Frieden eingetreten seien.

Die klare Stellungnahme der beiden Staatsmänner trug mit dazu bei, unliebsame Erscheinungen, die namentlich in Österreich-Ungarn zu bedauerlichen Vorfällen geführt hatten, aus der Welt zu schaffen. Aus einem am 14. Januar infolge Verkürzung der Mehlverbrauchsmenge und erneuter Verdoppelung der Tabakpreise in Wiener-Neustadt ausgebrochenen örtlichen Streik entwickelte sich innerhalb weniger Tage ein allgemeiner, der sich bald über ganz Österreich erstreckte und auch auf Ungarn übergriff. Der österreichisch-ungarischen Regierung wurde es nicht schwer, die Arbeiter zur Wiederaufnahme der Arbeit zu veranlassen. Sie gab die Zusicherung, daß Österreich-Ungarn den allgemeinen Frieden erstrebe, keine Erwerbung russischen Gebietes wolle und Polen völlig freie Hand lasse. Hinsichtlich der innerpolitischen Forderungen und der Lösung der Ernährungsschwierigkeiten zeigte sie Entgegenkommen.

Auch in Deutschland gewannen die Stimmen Unverantwortlicher mehr und mehr Einfluß auf die Massen, besonders auf die jugendlichen Arbeiter. Am 26. Januar beschäftigte sich der Hauptausschuß des deutschen Reichstages mit einem Flugblatt der „Unabhängigen Sozialdemokratie“, in dem der Generalstreik zum Zweck der Einführung einer bürgerlichen Republik in Deutschland verlangt wurde. Wenn solche Forderungen und Gedanken auch nur die reichshauptstädtische Arbeiterschaft beherrschten, so lag doch die Gefahr eines für den 28. Januar angekündigten Massenstreikes außerordentlich nahe. —

* * *

Wie im nördlichen, von den Engländern gehaltenen Teile der **Westfront** so ereigneten sich auch in den von den Franzosen besetzten Abschnitten häufig Zusammenstöße. Im Raume von Souain und Avocourt griffen die Franzosen am 22. Januar nach starker Feuervorbereitung heftig an. In den sich entspinnenden Nahkämpfen wurden sie völlig geschlagen. Bei Malancourt glückte dagegen eine deutsche Unternehmung. Die Engländer erlitten am nächsten Tage an der Bahn Boesinghe—Staden eine Schlappe, die ihnen unter anderem 6 Maschinengewehre kostete. Am 25. Januar kämpften die Deutschen mit Erfolg bei Croisilles und Epehy. Bei Avocourt zeichneten sich besonders Westfalen durch einen schneidigen Vorstoß in die französischen Gräben aus, von wo sie ein Maschinengewehr und 24 Gefangene zurückbrachten. Auch am Caurièreswalde glückte ein deutscher Handstreich. —

* * *

Auf dem **italienischen Kriegsschauplatz** (siehe die Bilder Seite 151, 154 und 155) kam es zu neuen schweren Kämpfen. Seit dem 13. Januar hielten die Italiener den Frontabschnitt zwischen Brenta und Piave erneut unter heftigstem Artillerie- und Minenwerferfeuer, das zeitweilig zum Trommelfeuer anschwoll. Am 14. Januar morgens erfolgten die ersten feindlichen Vorstöße gegen die Kuppen westlich vom Asolone. Der Angriff wurde abgewiesen, auch erlitten die Italiener schon schwere Verluste in ihren Gräben, die unter wirksamem Feuer der österreichisch-ungarischen Batterien standen. Das hinderte die Feinde aber nicht, ihre Angriffe an diesem Tage nach erneutem, heftigem Trommelfeuer hartnäckig weiterzuführen. Im Laufe des Vormittags stiegen zahlreiche italienische Bataillone zwischen der Brenta und dem Pertica aus ihren Gräben und suchten in die k. u. k. Linien einzubrechen. In erbitterten Nahkämpfen vermochten sie begrenzte Teile der vorderen österreichisch-ungarischen Gräben zu besetzen, doch wurden sie durch einen Gegenstoß bald zurückgeworfen.


Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.
Vizeadmiral Behncke, Chef eines Verbandes deutscher Linienschiffe, erhielt wegen hervorragender Leistungen bei den Unternehmungen gegen die baltischen Inseln den Orden Pour le Mérite.

Feuerverstärkung und Verbreiterung der unter Artillerieangriff genommenen Frontabschnitte nach Westen und Osten kündete an, daß der Feind vor noch größeren Anstrengungen stand. In der Tat kam es schon Tags darauf zu Angriffen westlich vom Col del Rosso, die jedoch vollkommen abgewiesen wurden. Dreimal stießen die Italiener auch am Westhange des Pertica mit großen Massen vor, aber jedesmal brachen sie im Artillerie- und Maschinengewehrfeuer der k. u. k. Truppen zusammen. Ebenso unglücklich verliefen feindliche Unternehmungen südlich vom Fontana Secca.

Auch in der folgenden Nacht und am nächsten Tage wurde die Schlacht in den Dolomiten fortgesetzt. Die erste Armee der Feinde, die unter dem General Pecori-Feraldi stand, suchte den Col del Rosso zu stürmen, der den Italienern wichtig war, weil er das Frenzelatal (siehe Bild Seite 151 unten) beherrschte; die vierte italienische Armee unter Robilant mühte sich erneut am Asolone ab. Wieder wurden die Angreifer von den Geschossen der österreichisch-ungarischen Artillerie (siehe die Bilder Seite 154 und 155) schon während ihres Vorgehens auf den Schneehalden niedergeschmettert und zersprengt. Zahlreiche englische und italienische Flieger wetteiferten miteinander, die Unternehmungen der Infanterie zu unterstützen; mehrere von ihnen gerieten in den Bereich der Abwehrgeschütze und wurden zum Absturz gebracht. Vorteile erzielten die Angreifer jedoch nicht, obwohl die durch Artilleriefeuer gelichteten Reihen ihrer Divisionen rasch aufgefüllt wurden, bei der vierten Armee sogar durch kaum ausgebildete Neunzehnjährige. Die Leiber der Tapfersten unter ihnen bedeckten zu Tausenden das Schlachtfeld; aber die Schlacht war für sie verloren. Dann trat in diesem Abschnitt wieder Ruhe ein.


Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.
Oberleutnant z. S. Horst Obermüller.


Oberleutnant z. S. Lohs.


Korvettenkapitän Kophamel (S. 136).


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Oberleutnant z. S. Steindorff.

Erfolgreiche deutsche U-Bootkommandanten.

Vor einem deutschen Soldatenheim an der Westfront.

Nach einer an Ort und Stelle gefertigten Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.





Gefangene Russen, die in einem Boot nach Bornholm zu entkommen suchten, werden, bereits auf hoher See, von einem deutschen Wasserflugzeug an einer Stahltrosse nach Pommern zurückgeschleppt.

Nach einem Originalgemälde von Professor Karl Storch.


Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.
Ein österreichisch-ungarischer 30,5-cm-Mörser in den Bergen der Pustertaler Alpen.

An der Piavemündung, wo sich im Raume von Zenson mehrfach erhebliche Zusammenstöße abspielten, griffen die Engländer, ähnlich wie früher in der Sdobbamündung (siehe Bild Seite 151 oben), mit schweren Pontonbatterien, die durch flachgehende Panzermotorboote unterstützt wurden, in den Feuerkampf ein. —

* * *

Die **Türken** unternahmen am 20. Januar einen kühnen Vorstoß zur See gegen die englischen Blockadeschiffe vor den Dardanellen bei der Insel Imbros. Unter Begleitung von Torpedobooten und kleineren Fahrzeugen wagten sich die ehemals deutschen Schiffe, der Panzerkreuzer „Sultan Javus Selim" („Goeben") und der kleine Kreuzer „Midilli" („Breslau") in das minenverseuchte, vom Feinde beherrschte Gewässer und griffen den englischen Monitor „Raglan", ein Schiff von der Größe der „Midilli", aber mit viel schwererem Geschütz, und den kleineren Monitor „M 26" an. Beide feindlichen Schiffe wurden im Geschützkampf niedergerungen und versanken. Inzwischen war aber die den türkischen Fahrzeugen überlegene Hauptmacht der englischen und französischen Kriegschiffe, die bei Mudros ihren Stützpunkt hatten, herbeigeeilt. Kämpfend strebte das türkische Geschwader dem Eingang der Dardanellen zu. Dabei gerieten sowohl „Midilli" wie auch „Sultan Javus Selim" auf Minen. „Midilli" sank; türkische Torpedoboote kamen der schiffbrüchigen Besatzung zu Hilfe, doch wurden sie von zahlreichen britischen Torpedobooten vertrieben, die dann noch 132 Mann von der „Midilli" auffischten. „Sultan Javus Selim" erreichte die Dardanelleneinfahrt, lief dann aber bei Nagara auf. Trotz des ununterbrochenen Angriffes englischer Flieger konnte das Schiff jedoch bald seine Fahrt fortsetzen. —

* * *

Mit unverminderter Frische ging sowohl im Mittelmeer wie in den verschiedensten Teilen des Atlantischen Ozeans der **U-Bootkrieg** seinen Gang. Das Boot des Oberleutnants zur See Lohs (siehe Bild Seite 152) versenkte in dem von U-Bootabwehrmitteln starrenden Ärmelkanal rund 21 000 Tonnen Schiffsraum. Ebensoviel wurden in derselben Zeit in den nördlichen Gewässern vernichtet. In der Irischen See versenkte das Boot des Kapitänleutnants Dieckmann (siehe Bild Seite 24) sechs Dampfer mit insgesamt 32 000 Tonnen, darunter einen englischen 12 000-Tonnen-Dampfer. Im Mittelmeer griff das U-Boot des Oberleutnants z. S. Obermüller (siehe Bild Seite 152), das 25 000 Tonnen zur Strecke brachte, auch einen vollbesetzten großen Truppentransportdampfer nebst dem ihn begleitenden Zerstörer H 08 an und überlieferte beide Fahrzeuge dem Meeresgrunde (siehe Bild Seite 148/149). In Sicht der tripolitanischen Küste wurde der stark besetzte, 7940 Tonnen große italienische Truppentransportdampfer „Regina Elena" versenkt. Die Unterstützung seiner eigenen Gegenwehr durch Küstenbatterien vermochte nicht, ihn zu retten.

Das Ergebnis des U-Bootkrieges im Dezember 1917 belief sich auf 702 000 Bruttoregistertonnen. Seit seinem Beginn waren damit insgesamt 8 958 000 Bruttoregistertonnen feindlichen und den Feinden nutzbaren Schiffsraumes versenkt worden. — Die durch Minen und Auflaufen eingetretenen Schiffsverluste vermehrten die Wirkung des U-Bootkrieges beträchtlich. England hatte am 12. Januar wieder den Untergang zweier Torpedobootzerstörer zu beklagen, die nachts während eines heftigen Schneesturmes an der schottischen Küste scheiterten und mit Mann und Maus versanken. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Ein deutsches Soldatenheim an der Westfront.

Von Dr. W. Vulpius, Chefarzt des Landwehr-Feldlazaretts 13.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Nach den Körper und Geist gleich abspannenden Zeiten des Dienstes im Schützengraben und der Reservestellung bedürfen die Soldaten in den von der Front rückwärts gelegenen Unterkunftsorten gründlicher Erholung und Erfrischung. Die engen Quartiere, die meist nur eine notdürftige Schlafgelegenheit in übereinander gebauten Lagerstellen gewähren können, sind dazu nicht geeignet.

Man sah sich deshalb veranlaßt, die Einrichtung oder gar den Neubau von „Heimen" in Angriff zu nehmen, die den deutschen Offizieren und Soldaten besonders in der schlechten Jahreszeit häusliches Behagen und gemütliche Unterhaltung gewähren sollten. Dem Ausbau von Offizierkasinos, die oft mit erstaunlicher Findigkeit und künstlerischem Geschmack eingerichtete Räume aufwiesen, folgte bald die Einrichtung umfänglicher Soldatenheime für die Mannschaften.

Als eine Musteranlage dieser Art ist das Soldatenheim in Ch. zu betrachten, einem Dorf, das auf einem flachen Höhenrücken liegt.

Den Zweck des Bauwerks, das unsere farbige Kunstbeilage veranschaulicht, künden die auf die Stirnwand über den drei Eingangstüren geschriebenen Verse:

Kamerad, tritt ein!
Ein Heim soll's sein
Und nicht — bedenke! —
Eine wüste Schänke.
Nimm ab die Mütz',

Dann geh und sitz
Gemütlich und friedlich,
Und rauf nicht und sauf nicht,
Sei sauber und nett,
Spuck nicht aufs Parkett.
Benimm dich genau,
Als ob deine Frau
Hier schalte und walte:
Du kennst deine Alte!

Die mittlere Tür führt in den Schankraum, dessen Ausgabefenster im Innern des Gebäudes von allen Seiten zugänglich sind. Darüber befindet sich im ersten Turmgeschoß die Wohnung des Aufsehers und der Ordonnanzen. In dem noch eine Treppe höher gelegenen achteckigen Raum finden sich unter den nach allen Himmelsrichtungen schauenden acht großen Fenstern Schreibtische, und schließlich kann man auf einer engen Stiege noch zum Luginsland in der Laterne hinaufsteigen. — Die linke Eingangstür führt in mehrere mit schlichten Möbeln altdeutschen Stils eingerichtete Stuben mit gemütlichen Erkerecken. Dieser Teil ist den Offizieren vorbehalten. Daran schließt sich im linken Flügel eine ausgiebige Bücherei mit großer heller Lesehalle. Der rechte Flügel hingegen enthält größere Räume für die Mannschaften: einen mit langen Tischen und Bänken als Erfrischungs- und Speiseraum und einen zweiten mit erhöhtem Tritt für Vorträge belehrenden und erheiternden Inhalts, Konzerte und selbst kleine Theateraufführungen. Die niedrige Balkendecke ruht auf ausgekehlten Konsolträgern. Bunt gedruckte Vorhänge an den breiten Fenstern mit Sprossenteilung tragen zum Schmuck und zur Wohnlichkeit der Räume bei, und auf sehr eigenartige Weise sind die runden, freistehenden eisernen Öfen dekorativ gestaltet, indem man sie mit einem achteckigen Mantel von Backsteinen sauber ummauert hat, der mit einem durchbrochenen kapitälartigen Aufsatz bis zur Decke reicht; sie machen so den Eindruck von gedrungenen Tragsäulen.

So ist hier, wie an vielen Orten im Osten und Westen eine Stätte geschaffen, die den Mannschaften in wohnlich schmucken Räumen alle mögliche Gelegenheit zur Bildung, Zerstreuung und kameradschaftlichen Geselligkeit bietet.

Einbringen entwichener russischer Gefangener durch ein deutsches Wasserflugzeug.

(Hierzu das Bild Seite 153.)

Den scharfen Augen der deutschen Seeflieger entgeht bei ihren Erkundungsflügen nichts, was drei russische Kriegsgefangene zu ihrem Leidwesen im Sommer 1917 feststellen mußten. Unter vielen Mühsalen hatten sich diese bis zu einem Badeorte der Ostseeküste durchgeschlagen, sich dort eines kleinen Segelbootes bemächtigt und waren, mit Brot und Wasser für mehrere Tage versehen, mit Kurs auf die schwedische Küste in See gegangen. Bei günstigem Wind und ebensolchen Wasserverhältnissen waren sie nicht mehr weit von der dänischen Insel Bornholm, als über ihnen ein deutsches Wasserflugzeug erschien, dessen Insassen das kleine Boot aufgefallen war. Eine nähere Untersuchung war geboten, zumal da das Boot unzweifelhaft von Deutschland gekommen war und nun trotz Zurufen mit aller Macht versuchte, sich von dem auf das Wasser niedergegangenen Flugzeug zu entfernen. Erst die nicht mißzuverstehende Drohung mit einem Karabiner veranlaßte die Verdächtigen, zu dem Flugzeug zu rudern, wo sich die drei vermummten Gestalten als russische Soldaten in Uniform entpuppten. Schnell verband man mittels einer Schleppleine Boot und Flugzeug, und mit voller Kraft zog letzteres seinen sonderbaren Fang der heimatlichen Küste zu, wo die Russen dem nächsten Posten übergeben wurden.

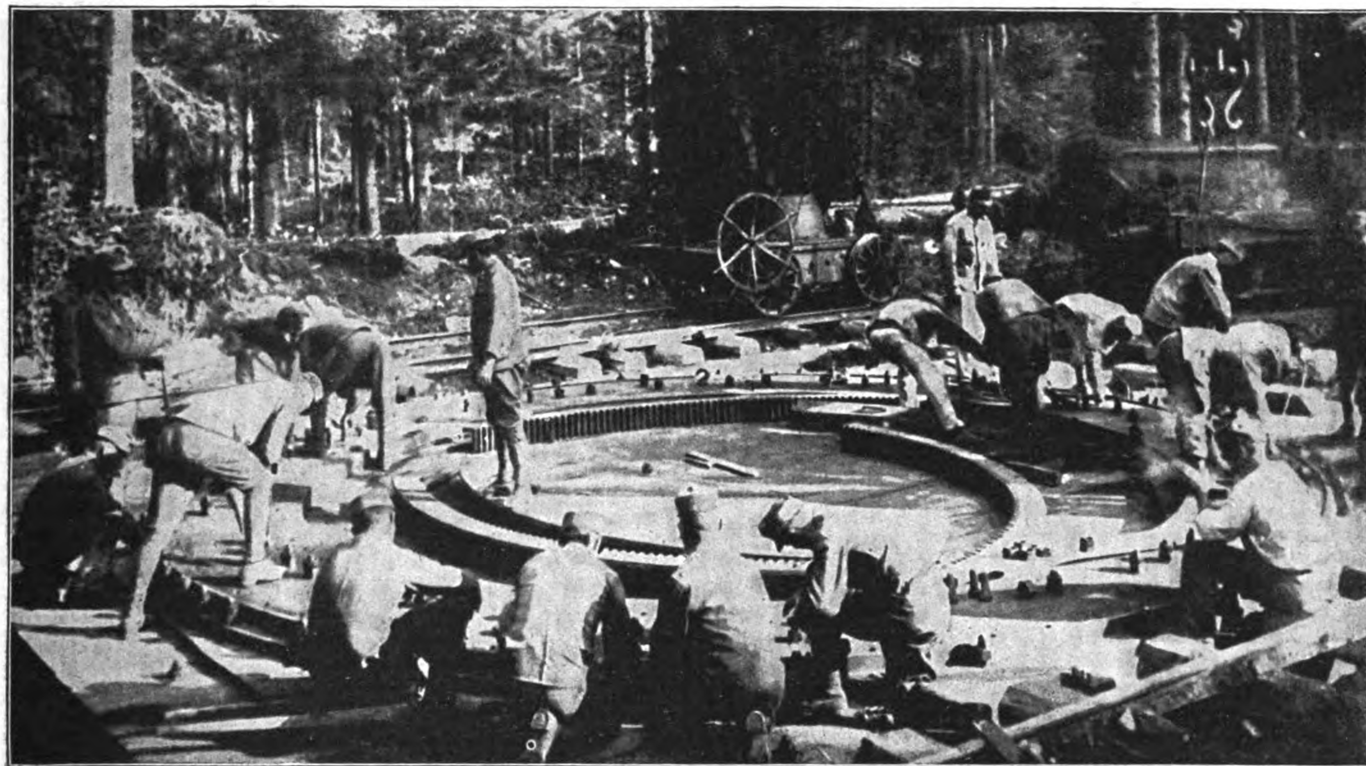
In den Ruinen von Apremont in den Argonnen.

Von Dr. W. Vulpius, Chefarzt des Landwehr-Feldlazaretts 13.

(Hierzu das Bild Seite 156/157.)

Als in den ersten Septembertagen 1914 die deutschen Heere nach der Eroberung von Longwy unter fortwährenden Kämpfen nach Westen in der Richtung auf Paris vordrangen, stellte sich ihrem Siegeslauf nach Durchquerung des Maastales jenseits der Aire das Argonnerwaldgebirge entgegen. Damals drangen nur vereinzelte Patrouillen dort ein, erkundeten, daß der Wald unbesetzt war, und säuberten das Gebiet von einzelnen versprengten Franzosen. Unbehelligt erreichten sie die höchste Bergkuppe, von deren Baumwipfeln der Blick über ein endlos scheinendes Meer von bewaldeten Bergen und Tälern schweift.

Die Deutschen hatten inzwischen im Norden und Süden das Waldhindernis umflutet und hinter sich gelassen. Sie kehrten erst nach der Marneschlacht wieder in diese Gegend zurück, um in den Tälern der Aisne und Aire, die die Argonnen zwischen sich schließen, das Waldgebirge vom Norden her hufeisenförmig zu umfassen, sowie seinen Nordzipfel zu besetzen. Unterdessen hatten aber die Franzosen von Süden her eine ganze Armee in die Argonnen geworfen, die sich in den urwaldhaften Dickichten, auf den Höhenkuppen und in den scharf eingeschnittenen Talmulden festsetzte. Mit unendlichen Mühen und Opfern gelang es den Deutschen allmählich, ihre befestigten Stellungen und unerwartet



Phot. Photothek, Berlin.

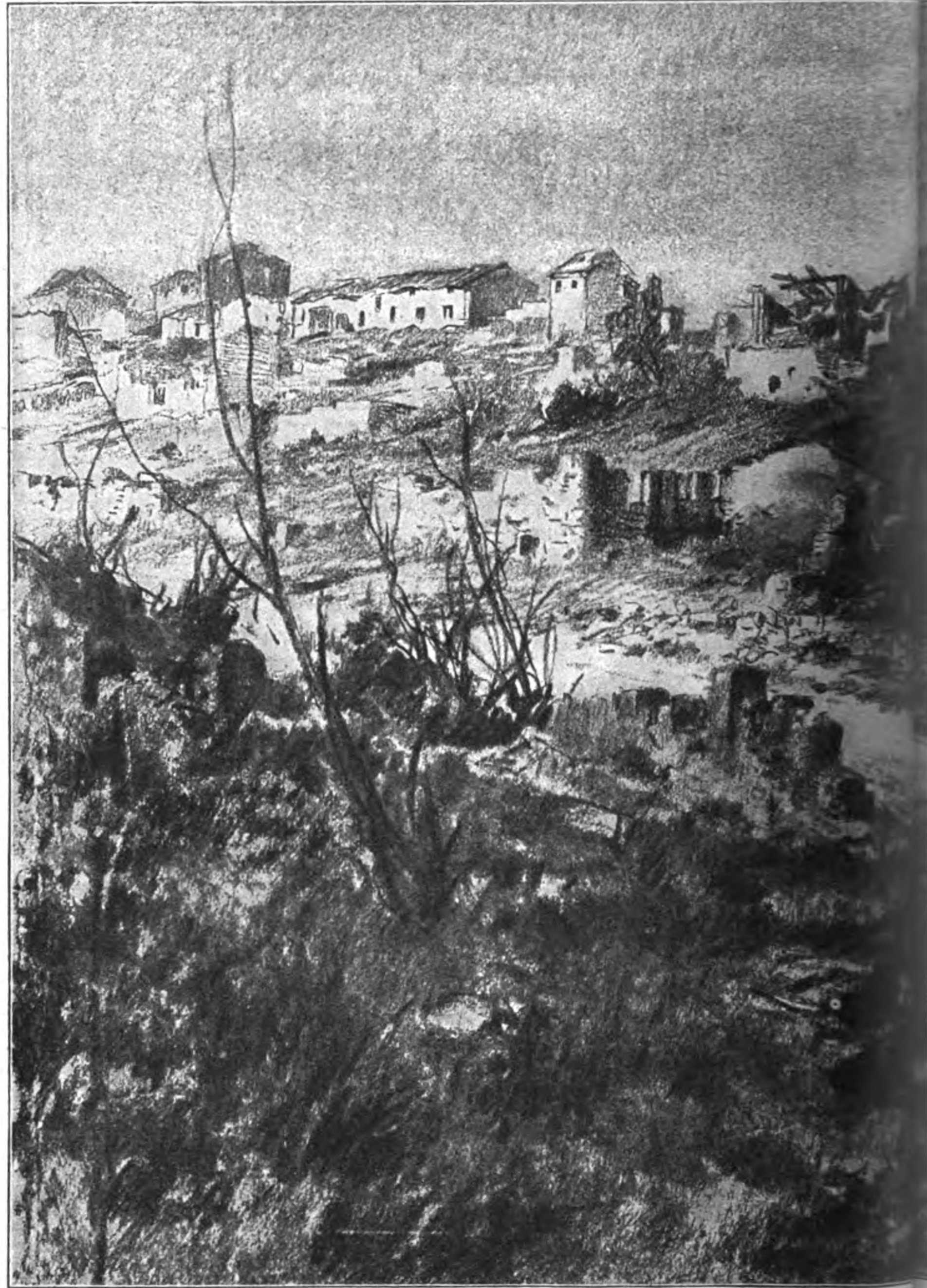
Anschrauben des Bettungsringes eines schweren österreichisch-ungarischen Geschützes auf dem italienischen Kriegschauplatz.

große Stärke auszukundschaften, und nun galt es, diesen Keil entweder zu durchstoßen oder ihn zurückzudrängen. So entspannen sich jene Argonnenkämpfe, die mit immer erneuter Wut in den furchtbaren Walddickichten tobten und an die zähe Ausdauer wie an den verzweifelten Mut der deutschen Soldaten die unerhörtesten Ansprüche stellten. Nach Jahresfrist endlich war es gelungen, den Feind aus seinen festen Verschanzungen und von den beherrschenden Höhen zu verdrängen, so daß während der Herbstschlacht in der Champagne (September 1915) die fest behauptete Argonnenstellung eine sichere Flankendeckung gewähren konnte.

Während jener Waldkämpfe boten die Dörfer und Städtchen am nördlichen Rande der Argonnen den deutschen Truppen die wesentlichsten Stütz- und Ruhepunkte. Besonders wichtig war in dieser Beziehung an der Ostseite Varennes, das am 22. September 1914 erstürmt worden war, und Apremont, weil beide Städtchen am Ausgangspunkt zweier die Argonnen durchquerenden festgebauten Straßen liegen. Während sich Varennes aber bis zu den Ufern der Aire hinabzieht, liegt Apremont wie ein Vorposten des Waldes größtenteils noch auf der Höhe, und besonders seine Kirche und das Rathaus beherrschten mit ihren Türmen nicht nur den umliegenden Ort, sondern gewährten auch einen weiten Überblick über das Airetal auf- und abwärts sowie auf die jenseitigen Höhenzüge.

Natürlich gingen die Franzosen beizeiten darauf aus, diese Stützpunkte und Unterkunftsstätten für die in Ruhestellung befindlichen deutschen Truppen zu zerstören, und, nachdem sie Varennes als das von ihrer Front aus leichter erreichbare Ziel zuerst unter immer wiederholtes heftiges Feuer genommen hatten, beschossen sie später mit weittragenden Geschützen alle erreichbaren Ortschaften des unteren Aire- und des Aisnetales, wobei Apremont allmählich vollkommen in Trümmer gelegt wurde.

Das Zerstörungswerk, das hier die Franzosen am eigenen Besitz vollführt haben, ist so gründlich, daß man wohl zweifeln kann ob aus den Ruinen von Apremont je wieder neues Leben erblühen wird.



Das Trümmerfeld von Apremont in den Argonnen.

Gefangenenaustausch zwischen Deutschland und England.

(Hierzu das Bild Seite 158.)

Nach monatelangen Verhandlungen gelangte endlich der Austausch von Kriegs- und Zivilgefangenen zwischen Deutschland und England zur Durchführung, wodurch insgesamt etwa 16 000 Männer beider Länder bis zum Kriegsende in Holland interniert wurden. In erster Linie berücksichtigte man die 18 Monate und länger kriegsgefangenen Offiziere und Unteroffiziere, sodann kranke und gebrechliche Mannschaften und Zivilpersonen. Die Grenze war geboten durch die Aufnahmefähigkeit Hollands, das trotz mancher Schwierigkeiten die Durchführung dieses edlen Werkes christlicher Nächstenliebe übernahm, wofür ihm der Dank vieler deutscher Männer und Frauen sicher ist. Die Internierten wurden in Holland an verschiedenen Plätzen untergebracht, wo ihnen neben guter Pflege Gelegenheit geboten werden sollte, unbeengt durch Stacheldraht und Wachtposten, sich geistig und körperlich nach der langen Haft zu erholen. Auch hatten Wohlfahrtsausschüsse Pläne für die Weiterbildung, ja, sogar für das Hochschulstudium der Internierten aufgestellt, so daß Deutschland begründete Aussicht hatte, nach dem Kriege diesen Teil seiner tapferen Kämpfer für den Wiederaufbau seines Wirtschaftslebens sofort zur Verfügung zu haben.

Dem Abschluß des Abkommens waren von englischer Seite mancherlei Schwierigkeiten entgegengesetzt worden, die in erster Linie eine Durchbrechung des U-Bootkrieges bezweckten. Gar zu gern hätte England die Gelegenheit benützt, während der Zeit der Transporte Erleichterungen für seinen Seeverkehr nach der Themse zu erlangen. Deutschland konnte sich darauf nicht einlassen; der Unterwasserkrieg mußte uneingeschränkt weitergeführt werden, und so wurden die drei holländischen Schiffe, die die Überführung zu bewirken hatten, vor der Gefährdung durch U-Boote und Minen nur durch Vorschreiben genauer Fahrwege und Uhrzeiten gesichert.

Am 12. Januar 1918 kamen 835 Offiziere, Mannschaften und Zivilgefangene in Rotterdam an, wo sie unter anderen durch den Prinzen Heinrich der Niederlande begrüßt wurden. Unter den Marineangehörigen befanden sich solche, die bereits am 5. August 1914 beim Untergange des Minenlegers „Königin Luise“ in der Themsemündung in Gefangenschaft geraten waren, ferner Angehörige der Besatzung S. M. S. „Mainz“, dann von Schiffen des Kreuzergeschwaders sowie von mehreren U-Booten. Die interessanteste Erscheinung war unzweifelhaft die des tapferen Kommandanten der „Emden“, des Fregattenkapitäns Karl v. Müller, der nahezu zwei Jahre auf Malta gefangen saß und plötzlich von dort nach England gebracht wurde. Kurz vor seinem Austausch hatte er noch einen Fluchtversuch unternommen.

Gefangennahme der ersten Amerikaner an der deutschen Westfront.

Von einem Kriegsteilnehmer.

(Hierzu das Bild Seite 159 unten.)

Amerikaner sind in Frankreich gelandet! Amerikanische Truppen marschieren in glänzender Parade durch Paris; demnächst werden sie unsere Linien verstärken — so rauschte es schon vor Monaten durch den französischen Blätterwald. Und als Echo klang's zurück: Heil unseren neuen Verbündeten! Heil uns, denn nun werden die „Boches" nicht lange mehr mit scheinbaren Erfolgen prahlen können. Amerikas Hilfe bringt uns Sieg und Frieden!

Bei uns ging's ruhiger zu. Wir kannten Herrn Wilson und den Krämergeist, der die Herrschenden überm „großen Teich" beseelt. Schweigen ist die beste Art der Verachtung. Und doch regte sich eine gewisse Neugierde. Was werden es wohl für Leute sein, die Amerikaner? Wie sehen sie aus? Werden sie sich tapfer schlagen, oder werden sie davonlaufen? So ging das Gespräch unter den Feldgrauen, wenn sie rauchend und schwatzend im Unterstand beisammen saßen.

Nun waren sie da, die neuen Feinde, gefangen von Bayern aus Nürnberg und Fürth, die nach gründlicher Vorbereitung durch den bewährten Stoßtruppleiter Leutnant W...., geführt von den Leutnanten Bi...h, W...d, D.....g und Schl....r und den Vizefeldwebeln M...z, H.....l, H.....a und E....s, bei Nacht und Nebel in den feindlichen Graben drangen und das erste Amerikanernest aushoben.

Es war in einer dunklen, nebligen Nacht morgens um drei Uhr. Die Artillerie hatte gut vorgearbeitet; wenige Minuten nur, aber ausgiebig. Unmittelbar nach der Beschießung ging der bayrische Sturmtrupp ab. Da gab's mühsame Arbeit. Mit dem Aufgebot aller Kräfte schleppten 18 Mann, geführt von dem Münchner Pionierunteroffizier W.....l, die schwere Sprengladung einen glitschigen Steilhang hinauf. Hinunter mit ihr unter das feindliche Hindernis — und zurück! Nach wenigen Sekunden flog das Drahthindernis in die Luft; eine breite Gasse war geschaffen. Nun verteilte sich der in Bereitschaftstellung wartende Trupp blitzschnell in einzelne Gruppen, von denen jede ihrer vorher genau bestimmten Aufgabe zueilte.



Nach einer an Ort und Stelle gefertigten Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

Eine der Gruppen führt Unteroffizier L....r aus Fürth. Mit einem Sprung ist sie im Graben. Vorsichtig vorfühlend gehen die Leute an einer Schulterwehr vorbei, hinter der sie auf den ersten Widerstand stoßen. Vor einer Nische tritt ihnen ein baumlanger Mensch entgegen. Er reißt das Gewehr an die Backe, aber ehe er zum Schuß kommt, hat ihn Unteroffizier L.....r schon an der Gurgel gepackt und ihm das Gewehr aus der Hand geschlagen. Nach kurzem Ringen ergibt sich der Lange. „Amerikaner?" ruft der Unteroffizier ihn an. „Mississippi!" lautet etwas kläglich die Antwort. Dann werden noch zwei seiner Kameraden, die sich zum Schutze gegen das Artilleriefeuer in die Grabennische geduckt hatten, hervorgezogen. Ein Bayer führt die Gefangenen an die Einbruchstelle zurück, wo der Leiter des Handstreiches in atemloser Spannung wartet.

Inzwischen ist Unteroffizier L....r mit seinen Leuten weiter vorgedrungen. Da schlägt auf der zweiten Schulterwehr, unmittelbar vor ihnen, eine Handgranate ein. Mit einem Satz springt der Gefreite N.....r aus Riedenburg auf die Schulterwehr und späht aus. „Dahint hocken's!", ruft er und eilt auf einen von fünf Amerikanern besetzten Punkt zu. Die sind stark, aber dem Ansturm der Bayern können sie nicht standhalten. Einer von ihnen fällt, die anderen vier werden gefangen genommen. Nach der Ausräumung des Unterstandes und der Erbeutung von Gewehren und Munition geht es mit den Gefangenen zurück.

Eine andere Gruppe führt der Unteroffizier Str......n aus Ziegendorf. Allen voran springt er in den Graben, zufällig gerade dort, wo ein Doppelposten seinen Stand hat. Die Amerikaner geben Feuer; der Unteroffizier, am Bein verwundet, schießt einen seiner Gegner mit der Pistole nieder. Aber dann zwingt ihn seine Wunde, sich zu setzen. Während er sich verbindet, übernimmt der Gefreite M...r, ein vierzigjähriger Nürnberger Schuhmacher, die Führung. Er eilt den Graben entlang, dem zweiten Posten nach, der sein Heil in der Flucht sucht. Nach wenigen Schritten findet er einen Amerikaner, der lang ausgestreckt auf dem Bauche im Graben liegt. Ist er tot, oder stellt er sich nur so? Mißtrauisch schlägt er mit einer gesicherten Handgranate den Feind auf den Kopf, und siehe da, das Auferweckungswunder gelingt! Wie von einer Natter gestochen springt der „Tote" auf und die Zahl der Gefangenen ist um einen vermehrt.

An mehreren anderen Stellen gibt es noch heiße Arbeit. Überall leisten die Amerikaner Widerstand, aber rasch wird ihr „Trotz" gebrochen. Viele fallen; wer nicht fällt, wird gefangen zurückgeführt. Der feindliche Grabenabschnitt ist befehlsgemäß gesäubert.

Freilich, das Zurückgehen ist nicht so einfach. Der Nebel ist so dicht, daß schon auf zwei Meter Entfernung der Vordermann verschwindet; das Zurechtfinden im fremden Gelände ist schwer. Den meisten Gruppen gelingt es dennoch, auf dem rechten Wege zu bleiben, aber eine verfehlt die Richtung. Plötzlich steht sie vor einem Drahtverhau. Wo ist die Gasse, durch die sie gekommen ist, wo die anderen Durchgänge, die unter heftigem, feindlichem Feuer gleich anfangs ein tapferer Sondertrupp als Rückzugswege geschnitten hatte? Stimmt denn überhaupt die Richtung? Ist jenseits des Hindernisses wirklich der deutsche Graben oder gar die zweite Linie des Gegners? Aber Eile tut not. So wird auf gut Glück eingeschnitten, durch drei hintereinander liegende Hindernisse hindurch, immer kampfbereit, mit wachsamem Auge auf die Gefangenen, bis endlich freies Gelände erreicht wird. Ein Leitungsdraht am Boden und Fußspuren vom Anmarsch her, mit der Taschenlampe abgeleuchtet, geben endlich die Entscheidung: man befindet sich vor dem deutschen Graben. Inzwischen hat sich auch die zunächst völlig überraschte und irregeführte feindliche Artillerie besonnen und beginnt die Stellung ausgiebig zu befunken. Aber noch rechtzeitig sind sämtliche Gruppen zurückgekehrt. „Zu Hause“ werden die Einzelerlebnisse ausgetauscht und das Gesamtergebnis festgestellt. Es ist recht erfreulich: 11 Gefangene sind eingebracht worden, dazu reichliches Gerät, das ein klares Bild über die Ausrüstung und Bewaffnung unserer neuesten Feinde gibt.

Und die gefangenen Amerikaner? Trotzig und beschämt stehen sie da, den Blick zu Boden gesenkt, als schämten sie sich, unterlegen zu sein — zugleich noch erschüttert von dem Erlebnis der letzten Stunde und in banger Unklarheit über ihr Schicksal. — Nach einiger Zeit tauen die Gefangenen auf. Sie merken, daß ihnen nichts Böses geschieht, und Offizieren stehen sie Rede und Antwort. Des einen Schwester hat einen Deutschen zum Mann, der andere ist im Hause seines deutschen Stiefvaters großgezogen worden, ein dritter hat in der von lauter Deutschen bewohnten Stadt Zürich in Kansas sein Elternhaus. Sie alle sind drüben mit Deutschen bekannt, haben nie irgend etwas gegen die Deutschen gehabt, und doch ziehen sie gegen sie ins Feld.

Die französischen Kriegsziele in geschichtlicher Beleuchtung.

Von R. v. Crueger, Generalmajor z. D.

Die Einkreisungspolitik Eduards VII. hat, die jahrhundertealte englische Politik fortsetzend, den Zweck verfolgt, den ihm zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts auf dem Gebiete des Welthandels und der Seebeherrschung gefährlichsten Gegner, Deutschland, zu vernichten. Mit brutaler Folgerichtigkeit wurde die, historisch und politisch betrachtet, ganz unbegründete und unmögliche Entente mit Frankreich, dann auch mit Rußland geschlossen, die im August 1914 zum Weltkriege führte.

Ganz anders und ungleich verwickelter liegen die Kriegsmotive bei den Franzosen. Zwar hat auch sie Deutschlands unerhörtes Emporblühen in den letzten fünfundzwanzig Jahren, verbunden mit seiner stark steigenden Bevölkerungsziffer, ungewöhnlich beunruhigt und bei ihnen die Angst entstehen lassen, ihr Land könne von den Deutschen abermals angegriffen und bei dieser Gelegenheit an die Wand gedrückt werden. Daneben spielt aber der Nationalstolz, oder nennen wir es auch die Eitelkeit der Franzosen eine Hauptrolle als Beweggrund zum Kriege. — Sie können die Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I. nicht vergessen, in denen Frankreich der Welt das Gesetz vorschrieb und Eroberungen machte, und der Verlust Elsaß-Lothringens auf Grund des Friedens von 1871 brennt als offene Wunde in ihrer Seele. Und so lautet ihr Kriegsziel: „Der Rhein von Basel bis zu den Niederlanden Frankreichs Ostgrenze!“

Das hätten wir auch aus der Geschichte Frankreichs lernen können; allen klar geworden ist es aber erst durch die Petersburger Enthüllungen der geheimen Abmachungen Frankreichs mit Rußland. Denn wenn auch da, neben der „Desannexion“ von Elsaß-Lothringen, von der Bildung eines Pufferstaates die Rede ist, der die übrigen links des Rheines gelegenen Gebiete Deutschlands umfassen soll, so wäre dieser Pufferstaat, eng an Frankreich angegliedert, doch nur als ein Übergang aufzufassen, um die Abtretung einem ganz niedergerungenen Deutschland leichter zu machen. Die Einverleibung dieser Länder in Frankreich hätte sich dann im Laufe der Zeit schon einmal ganz von selbst ergeben.

Die Franzosen betrachten sich als die Erben der alten Gallier und behaupten, das alte Gallien habe bis zum Rhein, seiner „natürlichen“ Grenze, gereicht. Beides wird in Frankreich schon den Kindern in der Schule gelehrt, aber beides ist falsch, wenn auch vielleicht in ganz frühen Zeiten links des Rheines nur Kelten gesessen haben.

Alle Völkernachschübe in Europa sind aus dem Osten gekommen. Wie weit wollen die Franzosen denn nun zurückgreifen, um ihren Anspruch auf das linke Rheinufer geschichtlich zu begründen?

Nehmen wir die Zeit um 50 vor Christus an, die Zeit, zu der Cäsar Gallien unterwarf und dieses Land damit in die europäische Geschichte eintrat. Zwar hat Cäsar aus politischen und namentlich militärischen Gründen die



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Eine Anzahl der ersten aus englischer Kriegsgefangenschaft in Rotterdam eingetroffenen Deutschen, die dem deutsch-englischen Abkommen gemäß in Holland interniert und zum Teil nach der Heimat zurückgeschickt werden sollen.
In der Mitte Fregattenkapitän v. Müller (X), der Kommandant des kleinen Kreuzers „Emden“.

Grenze Galliens an den Rhein verlegt. Aber es ist bekannt, daß damals schon Germanen im heutigen Elsaß, weiter nördlich in den Gegenden östlich der Schelde und nördlich vom Ardenner Wald, ferner auch beiderseits der Mosel saßen, untermischt mit Kelten. Schon die damaligen Belgi waren ein Mischvolk.

Die Franken, ein germanischer Stamm, drangen im Laufe der Völkerwanderung über den Niederrhein. Im vierten Jahrhundert sehen wir sie im Besitz des Landes zwischen Schelde und Maas, im fünften Jahrhundert rücken sie weiter nach Westen vor; ihre Hauptstadt wird Soissons. Südlich von ihnen saßen unter den Galliern: Westgoten, Burgunder, Alemannen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die ersten kriegsgefangenen Italiener in Deutschland.
Eine Gruppe von den etwa 2500 Mann im Gefangenenlager zu Merseburg.

Um das Jahr 500 hat der große Frankenkönig Chlodwig das ganze Land Gallien] unter seinem Zepter vereinigt. Dem Frankenreich wird bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts auch östlich des Rheins das Land der Thüringe, bis zum Harz reichend, und Bajuvarien einverleibt. Dies große Frankenreich war nicht nach heutigen Begriffen ein Nationalstaat — die Nationen hatten noch nicht begonnen, sich nach Sprache und nach Landbesitz streng gegeneinander abzugrenzen—, sondern ein aus verschiedenartigen Teilen zusammengesetzter Großstaat, in dem die germanischen Franken die Führenden waren.

So blieb es auch im wesentlichen unter Karl dem Großen, den die Franzosen in die Reihe ihrer Könige rechnen, ebenso wie ihn die Deutschen zu ihren eigenen Herrschern zählen. Und doch war er, seinem Wesen und seinen Neigungen nach, ein Deutscher. Er residierte nicht in den romanischen Teilen seines Landes, sondern zu Nimwegen, Aachen, Ingelheim, ja auch mehrere Jahre zu Regensburg. Seine Bemühungen um die Entwicklung der deutschen Sprache und Sammlung der deutschen Sagen sollen ihm unvergessen sein.

Unter Karls des Großen Nachfolgern kam es, entsprechend den damaligen fränkischen Anschauungen über Erbrecht, zu mehrfachen Teilungen des großen Reiches, für die in erster Linie dynastische Rücksichten maßgebend waren. Nach vorübergehender Dreiteilung im Vertrage von Verdun 843 wurde im Vertrage von Meerßen 870 das Reich in eine



Phot. Bild- und Film-Amt.

Die ersten kriegsgefangenen Soldaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die von bayrischen Truppen am Kapellbuckel bei Monhofen gefangen wurden.

östliche Hälfte (Austrasien, Deutschland) und eine westliche Hälfte (Neustrien, Frankreich) geteilt. Bei dieser Teilung sehen wir zum erstenmal auch sprachliche und völkische Gesichtspunkte für die Bestimmung der Grenze durchgeführt, wenn auch nicht streng. Die Grenze folgte der Linie Genf—obere Mosel—Ourthe—Maas, lief also weit westlich des Rheins.

Für das Nebeneinanderleben der beiden Nationen, Deutsche und Franzosen, war es immer ein Unglück, daß sich sprachliche und völkische Grenzen nicht scharf finden ließen, was sich aus der Mischung germanischer und keltischer (romanisierter) Schichten in den Grenzlanden erklärt, und daß außerdem natürliche, etwa mit Gebirgen zusammenfallende Grenzen dort nicht vorhanden sind.

Aus allem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß der Anspruch der Franzosen: „Der Rhein Frankreichs Grenze nach Osten!" sich weder aus dem Zustande des alten Galliens noch aus der Entwicklung unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern herleiten läßt. Nebenbei möchte ich bemerken, daß ein schiffbarer Fluß wie der Rhein wohl zu Cäsars Zeiten noch geeignet gewesen sein mag, als Landesgrenze gegen unkultivierte Stämme zu dienen, deren Einfällen er einen Riegel vorschob; in unserer Zeit des Verkehrs gehört ein großer Fluß mit seinen Zuflüssen, soweit sie schiffbar sind, in ein und dasselbe Zollgebiet, muß also im Lande selbst liegen und nicht seine Grenze bilden.

Dieser Anspruch auf „Revindikation" (Wiedergewinn) des ihnen angeblich zugehörigen Gebietes bis zum Rhein, der „natürlichen" Grenze Frankreichs, hat nun seit dem Mittelalter immerwährend in den Köpfen der Franzosen gespukt.

Nachdem es im Verlaufe der unglückseligen Religionswirren in Deutschland dem französischen Könige im Jahre 1552 gelungen war, sich die deutschen Bistümer Metz, Toul und Verdun anzueignen, zunächst noch unter dem Titel eines Reichsvikars, sehen wir nach dem Friedenschluß von Münster und Osnabrück 1648 folgendes Bild:

Genannte drei Bistümer sind endgültig Frankreich einverleibt (Metz als Enklave innerhalb des zum deutschen Reiche gehörigen Herzogtums Lothringen). Frankreich hat im Dreißigjährigen Kriege die althabsburgischen Besitzungen und Rechte im Elsaß und Sundgau, die Festung Breisach und die Landvogtei über die elsässischen Reichsstädte (außer Straßburg) an sich gerissen.

An Frankreich grenzen die folgenden zum deutschen Reich beziehungsweise zur habsburgischen Monarchie gehörigen Länder: 1. Im Süden die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) mit Besançon und Mömpelgard (Montbéliard).

2. In der Mitte das Herzogtum Lothringen (Hauptstadt Nancy), das sich im Süden bis in die Gegend südlich von Epinal, westlich bis zur Maas, nördlich bis Longwy erstreckte. (Das im Frieden 1871 an Deutschland abgetretene Lothringen ist nur etwa ein Fünftel des alten Herzogtums.)

3. Nördlich an Lothringen anschließend die vordem als burgundischer Kreis zum deutschen Reich gehörigen, im Jahre 1555 an Karls V. Sohn Philipp und damit in weiterem Verlauf an Spanien übergegangenen Niederlande (Spanische Niederlande). Ihre Grenze gegen Frankreich folgte etwa von Longwy ab dem Laufe der jetzigen französisch-belgischen Grenze bis in die Gegend nördlich von Charleville, überschritt östlich von Rocroy die Maas, indem sie scharf nach Westen umbog, um dann weit westlich von Arras nach Norden zu drehen und die Küste zu Gravelingen (zwischen Calais und Dünkirchen) zu erreichen. Die im Weltkrieg viel umkämpften Orte Cambrai, Arras, Lille, Ypern, Dünkirchen und andere gehörten zu den Niederlanden.

Nun wird bei dem heutzutage zur Geltung gebrachten Nationalitätengrundsatz niemand behaupten wollen, daß das damalige deutsche Reich auf die Franche Comté, große Teile von Lothringen und der Niederlande, nämlich alle diejenigen, in denen die französische Sprache die eingeborene war, einen begründeten Anspruch hatte. Damals regelte sich eben die Zugehörigkeit der Lande nach dynastischen Interessen. Aber es entsteht doch die Frage, ob die Deutschen nicht mindestens dasselbe Recht haben, die vorgenannten Länder für sich zurückzufordern, wie Frankreich die Rückgabe des ihm von Deutschland 1871 abgenommenen kleinen Bruchteils des alten Herzogtums Lothringen mit Metz und des ganz deutschen Elsaß verlangt.

Nach dem Westfälischen Frieden von 1648 änderte sich das Bild sehr rasch. Das deutsche Reich lag vollkommen ohnmächtig danieder. Ludwig XIV. ging durch seine Raubkriege und die berüchtigten Reunionen planmäßig daran, den alten französischen Traum der „Revindikation" zu erfüllen. Für die von ihm erreichten Erfolge ist es von Interesse, sich folgende Daten zu vergegenwärtigen:

1659. Pyrenäischer Friede: Frankreich erhält das Artois mit Arras, außerdem Stenay und Diedenhofen. Es muß das von ihm im Jahre 1632 besetzte Lothringen wieder herausgeben, sichert sich aber eine durch dies Land führende, ganz in seinen Besitz übergehende Heerstraße zur Verbindung mit seinen elsässischen Besitzungen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Krankenpflegerinnen mit Gasschutzmasken leisten die erste Hilfe nach einem feindlichen Gasangriff im Westen.

1668. Friede zu Aachen: Frankreich erhält Charleroi, Douai, Courtrai, Lille.

1674. Die Franche Comté fällt an Frankreich.

1678. Friede zu Nimwegen: Frankreich erhält das 1670 abermals eroberte Lothringen, muß es allerdings im Frieden von Ryswijk 1697 seinem angestammten Herrscherhause zurückgeben.

1681. Ludwig XIV. läßt mitten im Frieden die Freie Reichstadt Straßburg besetzen.

1697. Friede zu Riswijk: Straßburg wird dauernd französisch. Spanien erhält das ihm 1684 abgenommene, zu den Spanischen Niederlanden gehörige Luxemburg zurück.

1713. Friede zu Utrecht: Der deutsche Kaiser erhält den nach den französischen Erwerbungen verbleibenden Rest der Spanischen Niederlande.

Auch nach Ludwigs XIV. Tode setzte Frankreich seine Raubpolitik fort:

1732. Frankreich erobert abermals Lothringen, gibt es 1735 an Stanislaus Leszynski, um es nach dessen Tode 1766 ganz einzuverleiben.

Wie man nach dem Gesagten von einem historischen Recht Frankreichs auf Elsaß-Lothringen reden kann, ist also durchaus nicht einzusehen. Und doch wird dieser Glaubensatz nicht nur von Anhängern des Verbands, sondern auch von „Neutralen" täglich nachgebetet.

(Schluß folgt.)

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

In den Kampf, den die Staatsmänner beider kriegführenden Gruppen in den letzten Tagen des Monats Januar mit geistigen Waffen führten, dröhnte plötzlich der Geschützdonner einer großen Schlacht an der **italienischen Front** (siehe die Bilder Seite 161 und 163). Die äußerst gefahrvolle strategische Lage der Italiener im Gebirge veranlaßte sie, im Norden einen Verteidigungsgürtel anzulegen, auf den sie sich auch bei Ausfällen gegen die neuen österreichisch-ungarischen Linien stützen konnten. Ihre letzten Angriffe hatten der Entlastung ihrer Grappastellungen gegolten (siehe die Karte Seite 98), wo die k. u. k. Truppen zusammen mit den Deutschen beharrlich stehen blieben, in der Absicht, zu gelegener Zeit dieses letzte Hauptbollwerk der Feinde zu zerschmettern und damit den Weg in die oberitalienische Tiefebene (siehe Bild Seite 163 unten) vom Norden her zu öffnen. Die Erkenntnis dieses Vorhabens bestimmte die Italiener, die Erschütterung der k. u. k. Stellungen zwischen Brenta und Piave vom westlichen Ufer der Brenta aus zu versuchen. Dort hielten die Österreicher und Ungarn als Gewinn ihrer letzten Vorstöße den Col del Rosso und den Monte Sisemol nahe bei Asiago (siehe auch die Karte in Band VII, Seite 82). Gelang es, sie auf dem westlichen Brentaufer zurückzuwerfen, sie also aus dem von ihnen eroberten nördlichen Teil der „Sieben Gemeinden", deren Südteil die Italiener zähe festhielten, zu vertreiben, dann erleichterte sich auch die Lage der italienischen Truppen im Raume der Grappastellungen, die um diese Zeit am meisten bedroht waren.

Zur Lösung ihrer Aufgabe brachten die Italiener an Geschützen und Mannschaften eine Streitmacht in Bewegung, wie sie seit dem Herbst 1917 von ihnen nicht wieder ins Feuer geführt worden war. Schwerste Kaliber hämmerten auf die Bergstellungen der Österreicher und Ungarn, die noch nicht in betonierten, nach den Erfordernissen des Stellungskrieges ausgebauten Gräben und Unterständen lagen, sondern nur hinter Stacheldraht und Steinriegeln notdürftige Deckung fanden. Verschlimmert wurde die Lage der Angegriffenen noch durch Maschinengewehrfeuer, das starke Flugzeuggeschwader gegen sie richteten. Der glänzend vorbereitete Infanteriesturm brach am 28. Januar los und führte am Col del Rosso und am Monte di Val Bella zu erbitterten Kämpfen. Die k. u. k. Streitkräfte leisteten in der Abwehr der ihnen an Zahl weit überlegenen Feinde Übermenschliches und warfen sie an allen Punkten nieder. Im Gegenstoß nahmen sie 10 Offiziere und 350 Mann gefangen. Nur vorübergehend hatten die Italiener auf dem Monte di Val Bella und in Abschnitten zwischen der Frenzelaschlucht und der Brenta Fuß fassen können.

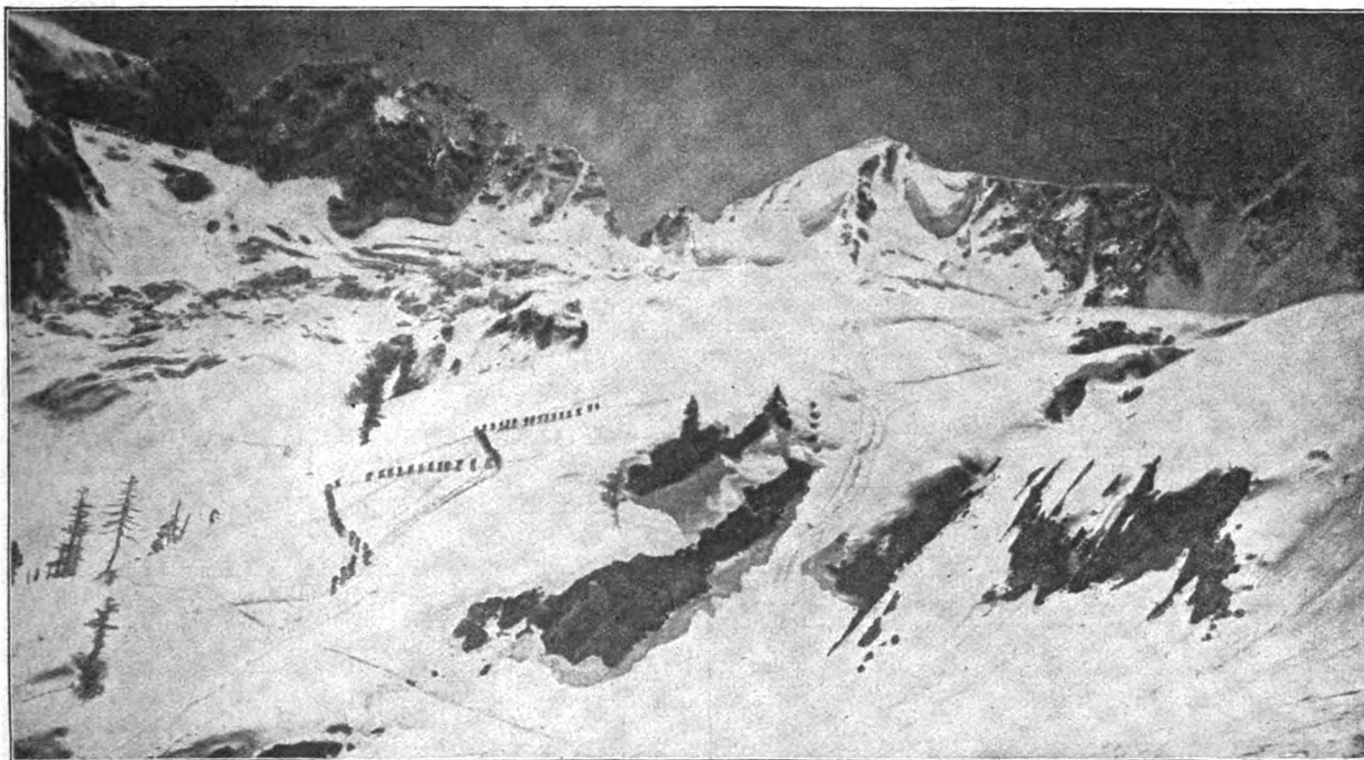
Allein am nächsten Tage rückten sie mit stärkeren Truppen an, und nun gelang ihnen nach verzweifeltem, für sie äußerst verlustreichem Ringen die Verdrängung der Verteidiger vom Col del Rosso und vom Monte di Val Bella, wobei sie 100 Offiziere und 2500 Mannschaften, dazu 6 Kanonen, 100 Maschinengewehre und zahlreiche Bombenwerfer erbeutet haben wollten. Weitere Fortschritte vermochten sie aber nicht zu erzielen. Im Gegenteil, die Österreicher und Ungarn machten noch mehr Gefangene und wirkten mit Minen und Geschützen vernichtend auf die ihnen entrissenen Stellungsteile ein. Vier neue italienische Sturmläufe am 31. Januar vermehrten nur die schweren Opfer der Angreifer.

War der Teilsieg der Italiener auch strategisch zunächst von untergeordneter Bedeutung, so hatte er doch moralische Wirkungen. In Italien vergaß man für einen Augenblick die Not und den Hunger und Orlando fühlte sich neu gestärkt zur Vertretung der italienischen Ansprüche bei dem Kriegszielrat in Versailles, der in dieser Zeit tagte. Es gelang ihm auch, die Gleichstellung der Ansprüche Italiens auf Trient und Triest mit den französischen Forderungen nach Elsaß-Lothringen zu erreichen.

Wie weit diese Ansprüche gingen und welch große Gebiete Italien auf Kosten Österreich-Ungarns vom Verband zugesichert erhielt, zeigt der Geheimvertrag, dessen wesentlichste Punkte nach dem „Manchester Guardian" lauteten (siehe hierzu die Karte Seite 162):

Artikel 4.

Im künftigen Friedensvertrag soll Italien das Gebiet von Trient erhalten; das ganze Südtirol bis zu seiner natürlichen geographischen Grenze, dem Brennerpaß; Stadt und Gebiet von Triest; die Grafschaft Görz und Gradisca; das ganze Istrien bis zum Quarnero einschließlich Volosca und der istrischen Inseln Cherso und Lussina, ebenso die kleineren Inseln Plavnica, Unie, Canidole, Palazzoli, San Pietro dei Nembi, Asinello und Gruica samt den benachbarten Inselchen.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Abstieg einer österreichisch-ungarischen Abteilung auf dem Marsche zu einer Stellung auf der Cima di Presanella.

Artikel 5.

Ebenso wird Italien erhalten: die Provinz Dalmatien in ihren gegenwärtigen Grenzen einschließlich Lisserica und Tribani im Norden und alles Land im Süden bis zu einer Linie, die sich von der Küste beim Vorgebirge Planka ostwärts der Wasserscheide entlang hinzieht derart, daß sie alle Täler der in den Golf von Sebenico fließenden Flüsse einschließt — nämlich: Cikola, Kerka und Budisnica mit allen ihren Zuflüssen. Italien wird ebenso alle Inseln erhalten, die nördlich und westlich der Küste von Dalmatien liegen, beginnend mit Premuda, Selve, Ulbo, Skarda, Maon, Pago und Puntadura, ebenso die weiter nördlich gelegenen und bis nach Meleda im Süden, einschließlich der Inseln Sant Andrea, Busi, Lissa, Lesina, Torcola, Curzola, Cazza und Lagosta mit allen benachbarten Felsen und Inselchen (ebenso Pelagosa), aber ohne die Inseln Groß- und Klein-Zirona, Bua, Solta und Brazza.

Folgende Gebiete werden für neutral erklärt:

1. Die ganze Küste von Planka im Norden bis zu der äußersten Südküste der Halbinsel Sabbioncello mit Einschluß dieser Halbinsel in ihrer Gesamtheit.

2. Der Teil des Ufers von einem Punkt 10 Kilometer südlich des Vorgebirges Regusa Vecchia bis zum Wojusafluß, so daß in die neutrale Zone eingeschlossen sind: der ganze Golf von Cattaro mit seinen Häfen Antivari, Dulcigno, San Giovanni di Medua und Durazzo, wobei die Rechte Montenegros intakt bleiben, die auf den von den beiden vertragschließenden Parteien im April und Mai 1909 ausgetauschten Erklärungen beruhen. Nichtsdestoweniger sollen diese Rechte in Anbetracht der Tatsache, daß sie für Montenegro in seinen gegenwärtigen Grenzen garantiert wurden, nicht auf jene Territorien und Häfen ausgedehnt werden, die vielleicht schließlich an Montenegro gegeben werden. Es soll also keiner der Häfen der Küste, die jetzt zu Montenegro gehört, zu irgendeiner künftigen Zeit neutralisiert werden. Anderseits sollen die Beschränkungen, die auf Antivari liegen und denen Montenegro selbst 1909 zugestimmt hat, in Kraft bleiben.

3. Schließlich alle Inseln, die nicht an Italien gegeben werden.

Anmerkung: Die folgenden Territorien in der Adria werden von den Mächten des Vierverbandes Kroatien, Serbien und Montenegro einverleibt werden:

Im Norden der Adria die ganze Küste von der Voloscabucht an der Küste Istriens bis zu der Nordgrenze Dalmatiens einschließlich der ganzen Küste, die jetzt zu Ungarn gehört, und der ganzen Küste Kroatiens, des Hafens Fiume und der kleinen Häfen Novi und Carlopago, ebenso die Inseln Veglia, Pervicchio, Gregorio, Goli und Arbe; und im Süden der Adria, wo Serbien und Montenegro Interessen besitzen, die ganze Küste von Planka bis zum Fluß Drin mit den Haupthäfen Spalato, Ragusa, Cattaro, Antivari, Dulcigno und San Giovanni di Medua mit den Inseln Groß-Zirona, Klein-Zirona, Bua Solta, Brazza Jakljan und Calamotta.

Der Hafen Durazzo kann dem unabhängigen mohammedanischen Staatswesen Albanien gegeben werden.

Artikel 7.

Nachdem Italien das Trentino und Istrien gemäß Artikel 4 erhalten hat, Dalmatien und die adriatischen Inseln gemäß Artikel 5, sowie die Bucht von Valona, wird es im Falle der Schöpfung eines kleinen autonomen und neutralen Staates Albanien dem möglichen Wunsche Frankreichs, Großbritanniens und Rußlands nicht widerstreben, die nördlichen und südlichen Teile Albaniens zwischen Montenegro, Serbien und Griechenland aufzuteilen. Das Südufer Albaniens von der Grenze des italienischen Bezirks Valona bis zum Cap Stylos soll für neutral erklärt werden. Italien soll das Recht haben, die auswärtigen Beziehungen mit Albanien zu führen. Jedenfalls soll Italien zustimmen, daß Albanien ein Gebiet erhält, genügend groß, um seine Grenzen an diejenigen Griechenlands und Serbiens westlich vom Ochridasee anstoßen zu lassen.

Artikel 9.

Frankreich, Großbritannien und Rußland gaben grundsätzlich die Tatsache von Italiens Interesse an der Aufrechterhaltung des politischen Gleichgewichts im Mittelmeer zu, und seine Rechte im Falle einer Aufteilung der Türkei zu einem Anteil von derselben Größe wie die übrigen im Gebiet des Mittelmeeres — nämlich in dem Teil desselben, der an die Provinz Adalia angrenzt, in welcher Italien bereits besondere Rechte und Interessen erworben hat, die in dem italienisch-britischen Vertrag festgelegt sind. Die Zone, die Italiens Eigentum werden soll, soll zu gegebener Zeit genauer festgesetzt werden in Übereinstimmung mit den vitalen Interessen Frankreichs und Großbritanniens. Italiens Interessen werden ebenso in Betracht gezogen werden, im Falle daß die Mächte die Integrität des Gebiets der asiatischen Türkei für einen gewissen künftigen Zeitraum noch aufrecht erhalten, und wenn sie nur dazu schreiten sollten, unter sich selbst Einflußsphären zu errichten. Im Falle, daß Frankreich, Großbritannien und Rußland im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges irgendwelche Gebiete der asiatischen Türkei besetzen sollten, soll das ganze Gebiet, das an Adalia angrenzt und das weiter unten genauer beschrieben ist, Italien überlassen werden, welches sich das Recht vorbehält, es zu besetzen.

Übersichtskarte über die großen Gebiete, die Italien auf Kosten Österreich-Ungarns vom Verband zugesichert erhielt.

Die ——— Linie zeigt die bisherige Grenze Italiens.

Die ——— Linie zeigt, wie weit die Grenze Italiens nach dem Verbandsabkommen auf das österreichisch-ungarische Gebiet ausgedehnt werden sollte.

Artikel 10.

In Libyen soll Italien alle jene Rechte und Privilegien genießen, die jetzt Kraft des Vertrages von Lausanne dem Sultan zustehen.

Artikel 12.

Italien hält sich an die Erklärung, die von Frankreich, England und Rußland darüber abgegeben ist, daß Arabien und die heiligen Stätten der Mohammedaner den Händen einer unabhängigen mohammedanischen Macht überlassen werden sollen.

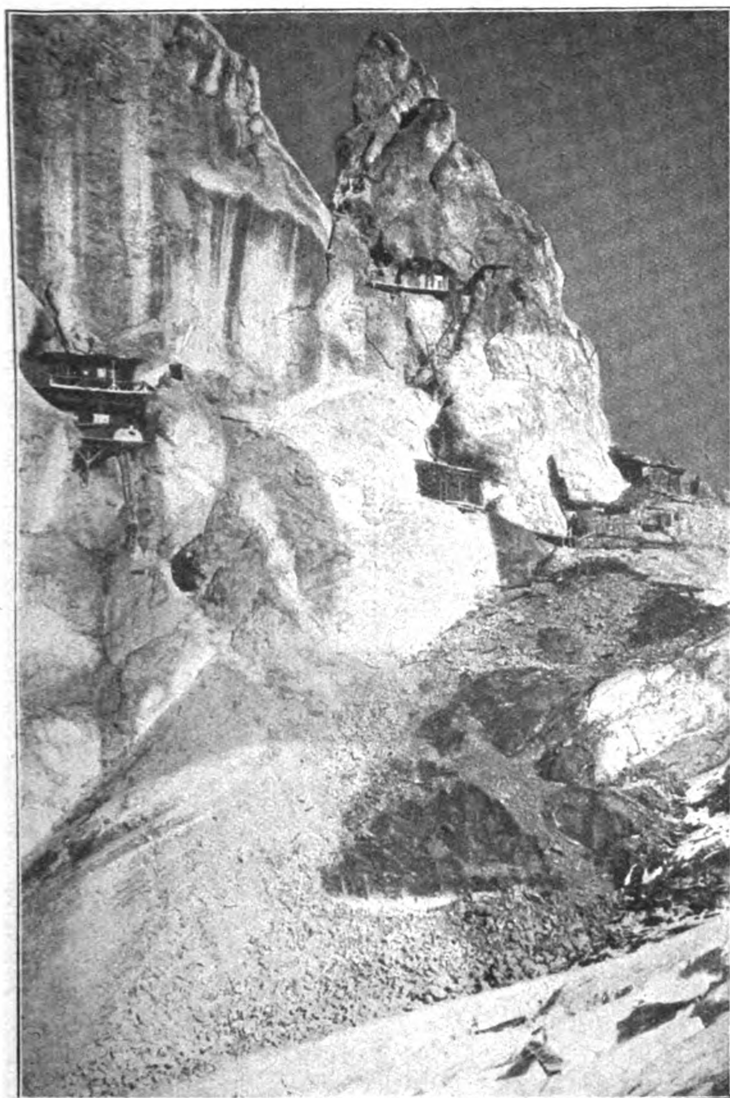
Artikel 14.

Großbritannien übernimmt es, für Italien auf dem Londoner Markt eine Anleihe im Betrag von nicht unter 50 Millionen Pfund zu vorteilhaften Bedingungen flüssig zu machen.

Wie aus dem Schlußprotokoll hervorgeht, ist dieser Vertrag am 26. April 1915 in London von Grey, Cambon, Imperiali und Benckendorf unterzeichnet worden. —

* * *

Das Bangen vor der Zukunft ließ es den Leitern des Krieges gegen die Mittelmächte auf dem westlichen Kriegschauplatz geraten erscheinen, sich nach neuen Verstärkungen



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.
Schwalbennester. Österreichisch-ungarische Unterstände auf der Marmolata.

ihrer Mannschaftsbestände umzusehen. Sie waren eifrig bemüht, den Truppen jeden nur irgendwie kriegsdienstfähigen Mann, komme er, woher er wolle, zuzuführen. Das von Revolutionstürmen zerrissene, ohnmächtige, kleine Portugal mußte neue Soldaten liefern, und mit den äußersten Zwangsmaßregeln besorgten die Franzosen die Ergänzung der stark gelichteten Bestände ihrer Senegaltruppen. Der Negerabgeordnete Djagne durfte nach seiner Ernennung zum Beauftragten Frankreichs mit dem Range eines Generalgouverneurs in seiner Heimat in französischen Zeitungen über die Pflicht der Senegalneger schreiben, ebenfalls die bedrohte Freiheit der Welt an der Seite Frankreichs zu verteidigen, und der Kolonialminister Simon mahnte die Kolonialbehörden, den Negern begreiflich zu machen, daß die Leistung einer Blutsteuer für Frankreich eine Ehre sei. Diesen Ehrungs- und Freiheitsbestrebungen entzogen sich die Schwarzen, die so viele ihrer tapferen Brüder für immer hatten verschwinden sehen, durch die Flucht in die Wildnis. Um diese gar nicht kriegslüsternen Männer zum Waffendienst zusammenzutreiben, sahen sich die Franzosen genötigt, Militärexpeditionen auszurüsten. Das geschah in derselben Zeit, als der General Smuts vor den von ihm frei erfundenen Militarisierungsbestrebungen der Deutschen in Afrika warnte!

Der fieberhaften Tätigkeit hinter den Fronten entsprach bei beiden Parteien die wachsende Neigung, einander die Pläne durch immer zahlreicher werdende und größeren Umfang annehmende Überfälle von Erkundungsabteilungen zu verwirren. In den ersten Februartagen begannen auch neue Artilleriekämpfe auf der ganzen Front, die in Flandern, wo die englischen Truppen standen, zum stärksten Munitionseinsatz führten. Die Engländer veranschlagten ihre Gesamteinbuße im Jahre 1917 auf über 900 000 Mann; dennoch waren sie zu weiteren Angriffen entschlossen, weil ihre Absichten nur durch einen vollkommenen Sieg erreichbar waren.

Doch auch die Deutschen mußten sich zu neuen Schlägen rüsten, wenn sie die Feinde zum Frieden zwingen wollten. Hinter ihrer so zähe gehaltenen Front vollzog sich der Aufmarsch eines Millionenheeres für einen überwältigenden Stoß gegen den Westen (siehe Bild Seite 164/165). Es hatte anders als im Jahre 1914 den Rücken frei, mußte aber dafür mit einem ungemein verfeinerten Verteidigungsystem rechnen. Was die Engländer und Franzosen neben den Feldheeren an Mannschaften auftreiben konnten, arbeitete Tag und Nacht an der Verstärkung und Vertiefung der Verteidigungsanlagen. Das Bestreben der Feinde war offenbar, den längst erwarteten deutschen Hauptstoß aufzuhalten und dann zu gelegener Zeit selbst wieder zum Angriff überzugehen. Nachdem sie drei Jahre hindurch nutzlos einen Angriff dem anderen hatten folgen lassen, blieb die Verteidigung für sie der letzte Ausweg, womit sie die Hoffnung auf das Mißlingen der deutschen Anstrengungen verbanden.

Von diesen Zielen ließen sich die Feinde nicht abbringen. Bei einer neuen Zusammenkunft in Versailles faßten Staatsmänner und Generale der Westmächte den Beschluß, den Krieg weiterzuführen. Trotz der Einmütigkeit in ihrer Raubgier konnten sie sich doch nicht über einen gemeinsamen militärischen Leiter

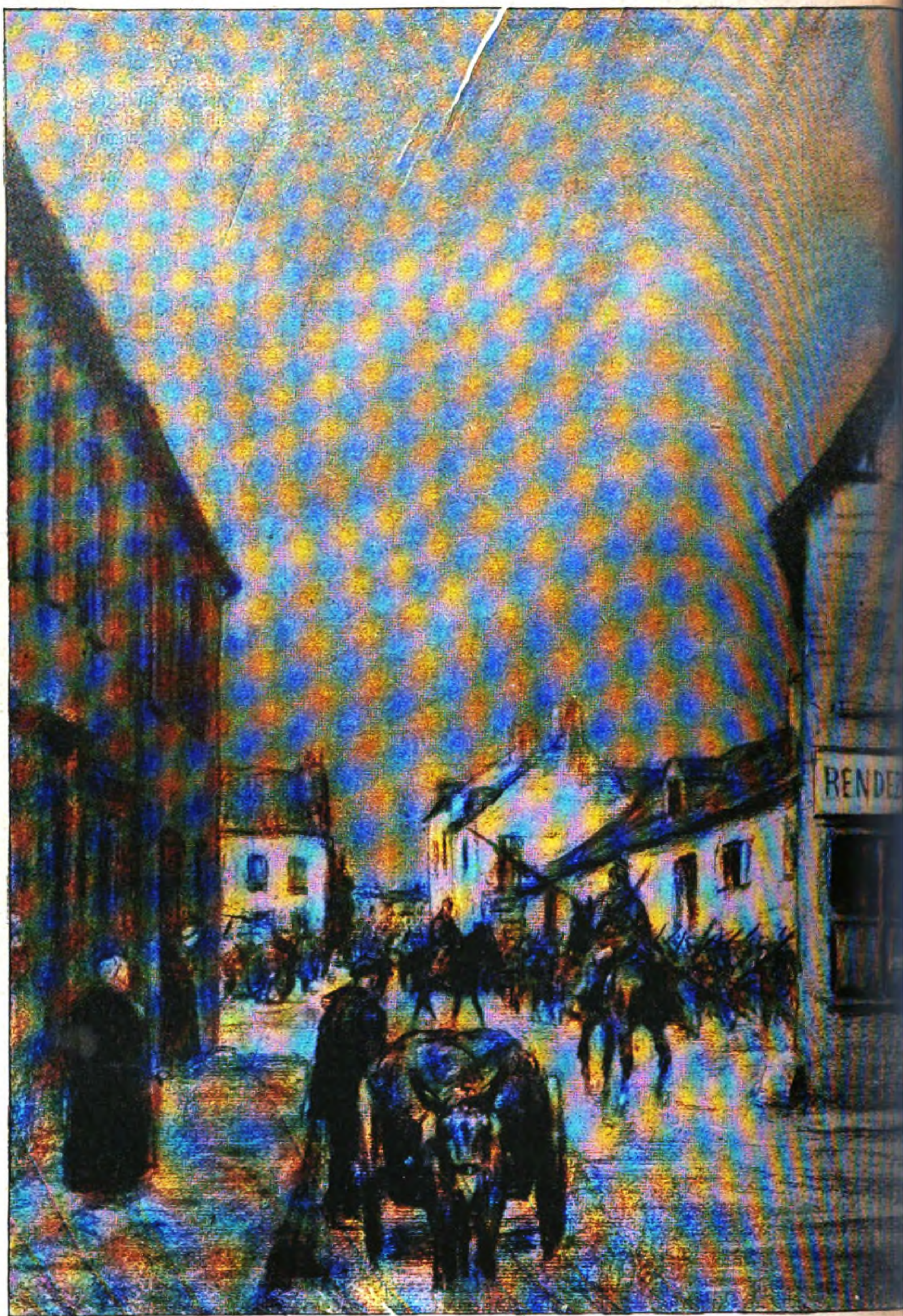


Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.
Bosnisch-herzegowinisches Infanterieregiment begibt sich auf dem Vormarsch in Italien aus der Höhenstellung ins Tal.

einigen. Wohl aber gelang zur Befriedigung des französischen Stolzes die Einsetzung eines höchsten Kriegsrates, dessen Weisungen sowohl Haig als auch Pétain zu folgen hatten und in dem der französische Einfluß, verkörpert durch den General Foch (siehe Bild in Band IV Seite 83), der die Wiederherstellung der italienischen Front geleitet hatte, das Übergewicht besaß. Diesem Kriegsrat stand eine schon fertige Armee zur Verfügung, die je nach Bedarf an den bedrohtesten Punkt der Front gebracht werden sollte. Sie setzte sich aus den besten französischen Truppen zusammen; die durch ihre Wegnahme aus der Front entstandenen Lücken wurden von den Engländern ausgefüllt. —

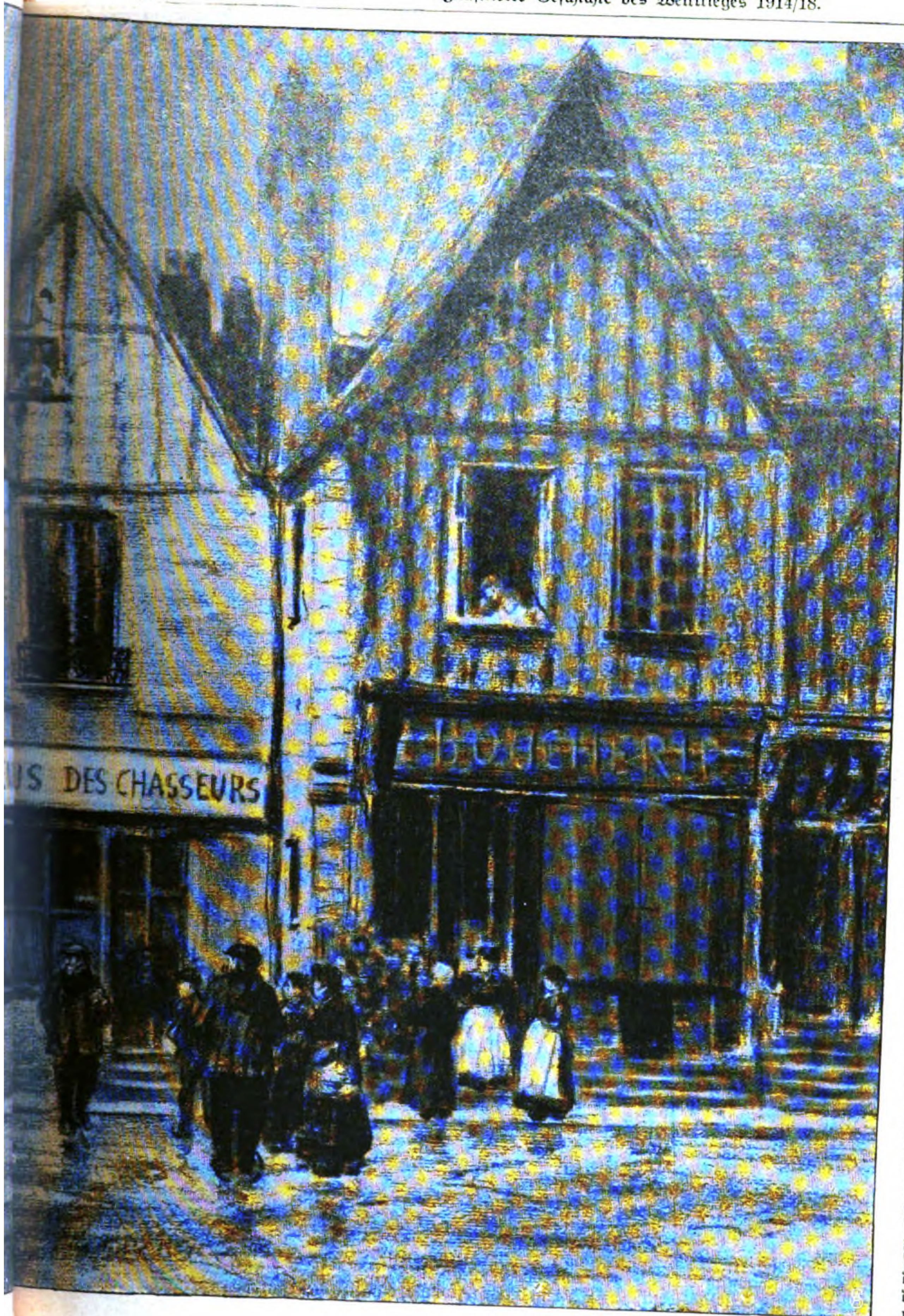
* * *

Der **Luftkrieg** wurde von beiden Seiten mit steigender Erbitterung fortgesetzt. Der Vernichtung des englischen Luftschiffes C 27 durch Oberleutnant z. S. d. Res. Christiansen (siehe die Bilder Seite 166 und 167) reihten sich weitere empfindliche Verluste für die Feinde an. Am 28. Januar schossen deutsche Jagdflieger 13 feindliche Flugzeuge ab, am nächsten Tage 8 und 2 Fesselballone, am 3. und 4. Februar wurden insgesamt 18 Flugzeuge und 2 Fesselballone der Gegner außer Gefecht gesetzt und Tags darauf 7 Flugzeuge und 1 Fesselballon, wobei Leutnant Bongartz seinen 29. Luftsieg errang. Vizefeldwebel Eßwein brachte in dieser Zeit an drei Tagen insgesamt 6 feindliche Flugzeuge zur Strecke.



Stimmungsbild aus einem französischen Städtchen: Immer mehr Soldaten!

Die deutschen Flieger unternahmen auch Angriffe auf die befestigten feindlichen Hauptstädte London und Paris. London erhielt ihren Besuch zusammen mit Sheerneß am 28. Januar; am folgenden Tage erschienen die Flieger wieder, wobei auch Southend mit Bomben beworfen wurde. Die Engländer bezeichneten den Angriff am 28. Januar als den längsten aller der zahlreichen Luftüberfälle, die bis dahin London betroffen hatten. Ununterbrochen kämpften die englischen Abwehrgeschütze bei hellem Mondschein fünf Stunden lang mit den einander ablösenden deutschen Bombengeschwadern, ohne diese an der Ausführung ihres Vorhabens hindern zu können. Der angerichtete Schaden war groß. Eine der abgeworfenen Bomben durchschlug die Betondecke eines Zufluchts-



Nach einer Originalzeichnung von Erich Mattschaß.

Dächern gesehen. Der erste planmäßige Angriff auf die französische Hauptstadt wurde in der Nacht zum 31. Januar durchgeführt und war eine Vergeltungsmaßregel für die zahlreichen Bombenwürfe französischer Flieger auf offene deutsche Städte außerhalb des Kriegsgebietes, wie jener am 24. Januar auf Mannheim, Ludwigshafen, Freiburg und Lahr, sowie auf deutsche Lazarette innerhalb des Kriegsgebietes. In der Zeit zwischen elf Uhr dreißig bis ein Uhr dreißig erreichten nach französischen Beobachtungen sechs deutsche Geschwader von je zehn Flugzeugen die Stadt und verbreiteten sich über ihr, ohne sich durch das große Aufgebot von Abwehrmitteln, bestehend in zahlreichen Geschützen, Maschinengewehren und sechzig für die Verteidigung geschulten Fliegern, stören zu lassen.

In Paris und seiner unmittelbaren Nachbarschaft forderte der Angriff schwere Opfer. Über 50 Tote und 200 Verwundete wurden in den amtlichen Berichten gemeldet. An zweiunddreißig Stellen entstanden große Brände, und zahlreiche Häuser wurden von oben bis unten von Bomben durchschlagen. Die Anstrengungen der französischen Flieger, den Deutschen entgegenzuwirken, hatten fast gar keinen Erfolg. Nur über dem Vorort Chelles wurde ein deutsches Flugzeug zur Landung gezwungen; seine Insassen gerieten in Gefangenschaft. Eines der französischen Flugzeuge stürzte auf die Place de la Concorde ab; der Führer Lejuge wurde getötet, sein Begleiter verwundet. Ein zweites französisches Flugzeug wurde

raumes. Die mehr als hundert Menschen, die im Vertrauen auf die Sicherheit des als Unterstand amtlich empfohlenen Raumes dorthin geflüchtet waren, wurden sämtlich getötet oder verwundet.

Paris hatte im Verlauf des Krieges nur hin und wieder ein deutsches Flugzeug oder einen Zeppelin über seinen

in der Umgebung von Paris abgeschossen. Sein Führer, der Jagdflieger Halphen, dem die Flucht aus deutscher Gefangenschaft geglückt war, fand dabei den Heldentod. —

* * *

Der U-Bootkrieg wurde zu Beginn des Jahres 1918 mit der gleichen Schärfe wie im Jahre 1917 fortgesetzt.

Die englische Regierung sah sich zu Anfang Februar gezwungen, zur Zwangsverteilung der Lebensmittel zu schreiten. Sir A. Yapps, der englische Minister, dessen Aufgabe es gewesen war, die Bevölkerung zu einer freiwilligen Einschränkung des Lebensmittelverbrauchs zu bewegen, gab die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen zu und trat am 5. Februar von seinem Amte zurück. Gleichzeitig erklärte der englische Landwirtschaftsminister Prothero, daß England in den nächsten acht Monaten die gefährlichste Zeit seiner Geschichte als Nation und Reich erleben werde. Aus der Berechnung der im Lande vorhandenen Mengen von Viehfutter habe sich ergeben, daß eine unzureichende Ernährung des Viehs, auch des Milchviehs, zu erwarten sei. „Meilenweite Polonäsen" von Lebensmittelbedürftigen waren nach amtlichen englischen Feststellungen in London und anderen Städten des Reiches nichts Seltenes mehr (siehe Bild Seite 168 unten). Die Minister und Parteiführer wurden von Abgeordneten der Hausfrauen oder von Wählern bestürmt, andere Zustände herbeizuführen, und die unter der englischen Arbeiterschaft herrschende Beunruhigung, die schon mehrfach zu umfangreichen Arbeitseinstellungen Anlaß gegeben hatte, vermehrte sich von Tag zu Tag. Die seebeherrschende englische Flotte hatte die Wirksamkeit der deutschen U-Boote nicht beeinträchtigen können; sie vermochte nicht einmal zu verhindern, daß in der Nacht zum 15. Januar leichte deutsche Seestreitkräfte (siehe Bild Seite 169) wieder einen Überfall auf Yarmouth ausführten, das mit 300 Granaten beschossen wurde.

Die beengte Lage Englands zur See war die Ursache, daß die Arbeiter, die unter der Lebensmittelverteilungswillkür, so wie sie bisher bestand, am meisten leiden mußten, immer entschlossener gegen die Regierung auftraten. Diese hatte mindestens hundert der einflußreichsten Gewerkschaftsführer durch Überweisung einträglicher Kriegsämter mundtot und sich gefügig gemacht. Die von Mißtrauen erfüllten Arbeiter folgten den durch Amtsübertragungen bestochenen früheren Führern nun überhaupt nicht mehr, sondern hielten sich an die Beschlüsse der „Arbeiterräte", die aus der Mitte der Arbeiter durch freie Wahl hervorgegangen waren und untereinander eine immer fester werdende Verbindung anknüpften. Diese Arbeitervertretungen wollten aber Lloyd George nicht mehr bedingungslos Gefolgschaft leisten. Am 27. Januar tagte eine Massenversammlung englischer Metallarbeitervertretungen in der Alberthall, dem größten Versammlungsraum Londons, und nahm eine Entschließung an, worin die englische und die ihr verbündeten Regierungen aufgefordert wurden, unverzüglich einen Waffenstillstand auf allen Fronten zu schließen und den Mittelmächten einen Frieden auf der Grundlage „keine Annexionen, keine Entschädigung, Selbstbestimmungsrecht der Völker" anzubieten. Wenn die englische Regierung dieser Entschließung nicht entsprechen wollte, drohten die Arbeiter mit geschlossenem Widerstand gegen die Durchführung des Mannschaftsersatzgesetzes. Ähnliche Massenkundgebungen fanden in anderen Metallindustriegebieten, besonders am Clyde, am Tyne, in Sheffield und in Barrow statt. —



Phot. W. Müller, Wyk a. Föhr.

Oberleutnant z. S. d. Res. Fr. Christiansen,
erfolgreicher deutscher Marineflieger, der bei einem Flug über den Hoofden am 11. Dezember 1917 das englische Luftschiff „C 27" vernichtete, erhielt den Orden Pour le Mérite.

* * *

Für die **Friedensverhandlungen** in Brest-Litowsk bildete der für den 28. Januar angekündigte (siehe Seite 152) und in Berlin wie einigen Großstädten auch auf einige Tage zum Ausbruch gekommene Streik eines Teils der deutschen Arbeiterschaft insofern eine Gefahr, als die Russen in ihm ebenso wie in jenem, der in Österreich-Ungarn stattgefunden hatte, das Gelingen ihres Versuches erblickten, bei den Mittelmächten den Boden für eine Revolution vorzubereiten. Die umfangreichen Arbeitseinstellungen in Frankreich, England und Italien schienen ihnen in ganz gleichem Sinne die Anzeichen für eine nahe bevorstehende Weltrevolution zu sein, aus der sie für die Verwirklichung ihrer Anschauungen Gewinn ziehen könnten. Wenn die Russen aber nach dem Wiederzusammentritt der Friedenskonferenz in Brest-Litowsk am 29. Januar eine weitere Reife ihrer Pläne erhofft und geglaubt hatten, die Verhandlungen wieder verschleppen zu können, sollten sie sehr bald eines anderen belehrt werden. Nach langwierigen, durch Trotzki veranlaßten Meinungsäußerungen über Finnland, Polen und die Ukraine wahrten sich zunächst einmal die Unterhändler der Ukraine, die von der Kiewer Rada entsandt worden waren, ihr Recht auf selbständige Einigung mit den Mittelmächten. Zur rechten Zeit führte Lubynsky den Nachweis, daß die Kiewer Regierung der überwältigenden Mehrheit des Landes entsprechend aus Bürgerlichen und Sozialrevolutionären zusammengesetzt und von der Charkower Bolschewikirada in ihrem Bestande wohl angegriffen, aber nicht gefährdet worden sei. Die Vertreter Deutschlands und Österreich-Ungarns erkannten die Kiewer Rada im Widerspruch zu Trotzki als rechtmäßige Regierung der Ukraine an und suchten vor allem erst einmal mit ihr zu einer Einigung zu kommen.

Der damit beginnende vierte Abschnitt der Verhandlungen in Brest-Litowsk mußte Trotzki sehr bald vor die endgültige Entscheidung stellen: Abbruch der Besprechungen oder sofortigen Friedenschluß, denn wie Czernin bereits erklärt hatte, war man nicht zu einem geistigen Ringkampf, sondern zu tatsächlicher Arbeit in Brest-Litowsk zusammengekommen. Dabei war die Zahl der Feinde der Bolschewiki innerhalb der Grenzen des ehemaligen Zarenreiches ständig im Wachsen.

Zu Beginn des Monats Februar führten die Bolschewiki Krieg mit der Ukraine, Rumänien und Kaledin. Die Ukraine und Rumänien wirkten zusammen, mit dem Ziele, die Bolschewikiwirren in Beßarabien zu beenden. Die Ukraine begünstigte im Norden auch die Polen gegen die Leninisten. Diese versuchten die polnischen Truppenteile für ihre Zwecke gegen das übrige mit ihrer Regierung nicht einverstandene Rußland dienstbar zu machen. Dahingehende Befehle des russischen Oberbefehlshabers Krylenko (siehe Bild Seite 146) befolgten die Polen aber nicht, wie denn überhaupt Krylenkos Oberkommando in Mohilew nirgends besondere Beachtung genoß. Als Lenin mit der Verhaftung der polnischen Generale drohte und Krylenko sie befahl, führten die Generale ihre 25 000 Mann starken Truppen gegen das russische Hauptquartier, schnitten nach der Einnahme von Minsk den russischen Generalstab schon am 2. Februar in Mohilew ab und nahmen dann Krylenko mit seinem ganzen Stabe gefangen. Die Gefangennahme Krylenkos wurde später allerdings widerrufen. Die Polen nahmen die Gelegenheit zur weiteren Ausdehnung ihres Machtbereiches wahr und eroberten schon wenige Tage später Smolensk.

Auch die Weißrussen und die nördlicheren Esthen fügten den im Lande umherstreifenden Räuberbanden der Petersburger Regierung soviel Schaden wie möglich zu. Diese Zustände verhinderten Lenin nicht, sich auch noch mit Waffengewalt in die inneren Zustände Finnlands einzumischen, wo der Klassenkampf zwischen der bürgerlich-sozialistischen Regierung und bolschewistischen Arbeitern blutige Formen annahm.

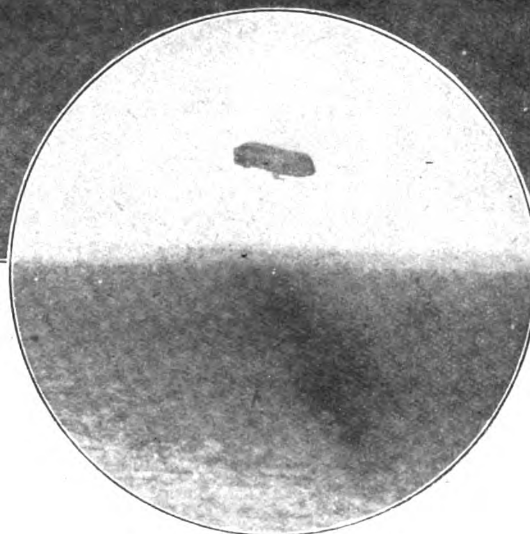
Zu diesen Feinden schufen sich die Bolschewiki noch einen neuen Gegner in der russischen Priesterschaft durch Trennung der Kirche vom Staat und Enteignung der Kirchengüter. Mit einer Regierung, die so wie die Bolschewiki das russische Reich immer wieder in neue Schwierigkeiten brachte, konnte ein Friede, dem man zunächst mit so großen Erwartungen entgegengesehen hatte, nicht mehr unter allen Umständen erstrebenswert sein. Zumal mit so schwer zu behandelnden streitlustigen Unterhändlern, wie sie die Russen unter Trotzki geworden waren, schien die Erzielung von beide Teile befriedigenden Ergebnissen so gut wie aussichtslos zu sein.

Der **erste Friedensschluß**, den die Bolschewiki trotz aller Bemühungen nicht verhindern konnten, erfolgte geradezu aus dem Wunsche, sich vor dem nordrussischen Wirrwarr so rasch wie möglich zu retten. Er veranlaßte

Die Vernichtung des englischen Luftschiffes „C 27“, das ein deutsches Marineflugzeug, Führer Oberleutnant z. S. d. Res Fr. Christiansen, über den Hoofden (Nordsee) in Brand schoß.

Die Photographie zeigt den Augenblick, da das Luftschiff brennend in die See stürzt.

den einzigen zu dieser Zeit noch einigermaßen gesicherte Verhältnisse aufweisenden Teil des ehemaligen Zarenreiches, die Ukraine, zur wesentlichen Beschleunigung der Unterzeichnung des Friedensvertrages. Das denkwürdige Ereignis vollzog sich am 9. Februar um zwei Uhr nachts. In so später Stunde erst stand das Ergebnis der Schlußsitzung fest, weil der Text des Vertrages in fünf Sprachen festgelegt werden mußte: deutsch, russisch, ungarisch, bulgarisch und türkisch. Um ein Uhr neunundfünfzig unterzeichnete der deutsche Unterhändler v. Kühlmann als erster den Vertrag, der den Mittelmächten eine beachtenswerte Erleichterung nicht nur hinsichtlich ihrer Ernährung, sondern auch ihrer Versorgung mit Rohstoffen bringen sollte. Die Ukraine erreichte für sich wirtschaftliche und wesentliche



Das englische Luftschiff „C 27“,
aufgenommen vor dem Angriff des deutschen Marineflugzeuges.

politische Vorteile. Ihre Grenzen konnten einstweilen nur nach Westen festgelegt werden und fielen gegen Österreich-Ungarn mit der alten Grenze zusammen; dann wurde den Ukrainern der größte Teil des Bezirkes Cholm von dem ehemaligen russischen Polen zugesprochen. In diesem Ge-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Korvettenkapitän Heinecke, unter dessen Führung leichte deutsche Seestreitkräfte vor der Tynemündung ein erfolgreiches Gefecht mit englischen Vorpostenschiffen geführt haben.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kapitänleutnant Wenninger, erfolgreicher deutscher U-Bootkommandant, versenkte im Ärmelkanal trotz beträchtlicher feindlicher Gegenwirkung rund 20 000 Tonnen Schiffsraum.



Phot. Otto Barkhausen, Wilhelmshaven.

Kapitänleutnant Remy, der als deutscher U-Bootkommandant im Ärmelkanal und an der französischen Westküste 10 Schiffe mit zusammen 28 000 Tonnen Raumgehalt versenkte.



Phot. F. v. Baczko, Bremen.

Kapitänleutnant Otto Schultze, erfolgreicher deutscher U-Bootkommandant, der im westlichen Mittelmeer eine Anzahl feindlicher Dampfer versenkte.

biete lag auch Brest-Litowsk. Allen Widerständen zum Trotz hatten die Ukraine und die Mittelmächte gegen die Weiterführung des Krieges den ersten Schritt getan (siehe die Bilder und die Karte Seite 170 und 171).

Dem darin liegenden moralischen Druck konnte sich Trotzki nicht länger entziehen; in den am 9. und 10. Februar mit den Russen fortgesetzten Besprechungen wagte er nicht mehr, es auf den Abbruch der Verhandlungen ankommen zu lassen. Die eigensinnige Verbissenheit der Bolschewiki ließ es aber nicht zu, daß sie einen formellen Friedensvertrag unterzeichneten. Unter ausgesprochener Ablehnung eines solchen erklärten sie vielmehr nur die **Aufhebung des Kriegszustandes** zwischen Rußland und dem Vierbund und schufen somit eine Lage, die von den Mittelmächten nicht als bindend aufgefaßt werden konnte. Für diese waren damit noch nicht die Bedingungen zum Eintritt in den Friedenszustand gegeben, vielmehr mußte die einseitige Erklärung Trotzkis wie ein Abbruch der Verhandlungen wirken.

Der **rumänische Frontabschnitt** verharrte noch im Waffenstillstand. Aber Rumänien befand sich schon im Kampfe mit seinem früheren Bundesgenossen, und da es keinen Zweifrontenkrieg gegen die Bolschewiki und gegen die Mittelmächte führen konnte, so unterlag es keinem Zweifel, daß auch für dieses Land der Friede in kurzer Zeit kommen mußte. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Brückenbau deutscher Pioniere in Pont-à-Mousson.

Von Hugo L. Braune.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Zwei deutsche Generalstabsberichte von kriegsgeschichtlicher Bedeutung aus der ersten Kriegszeit lauten:

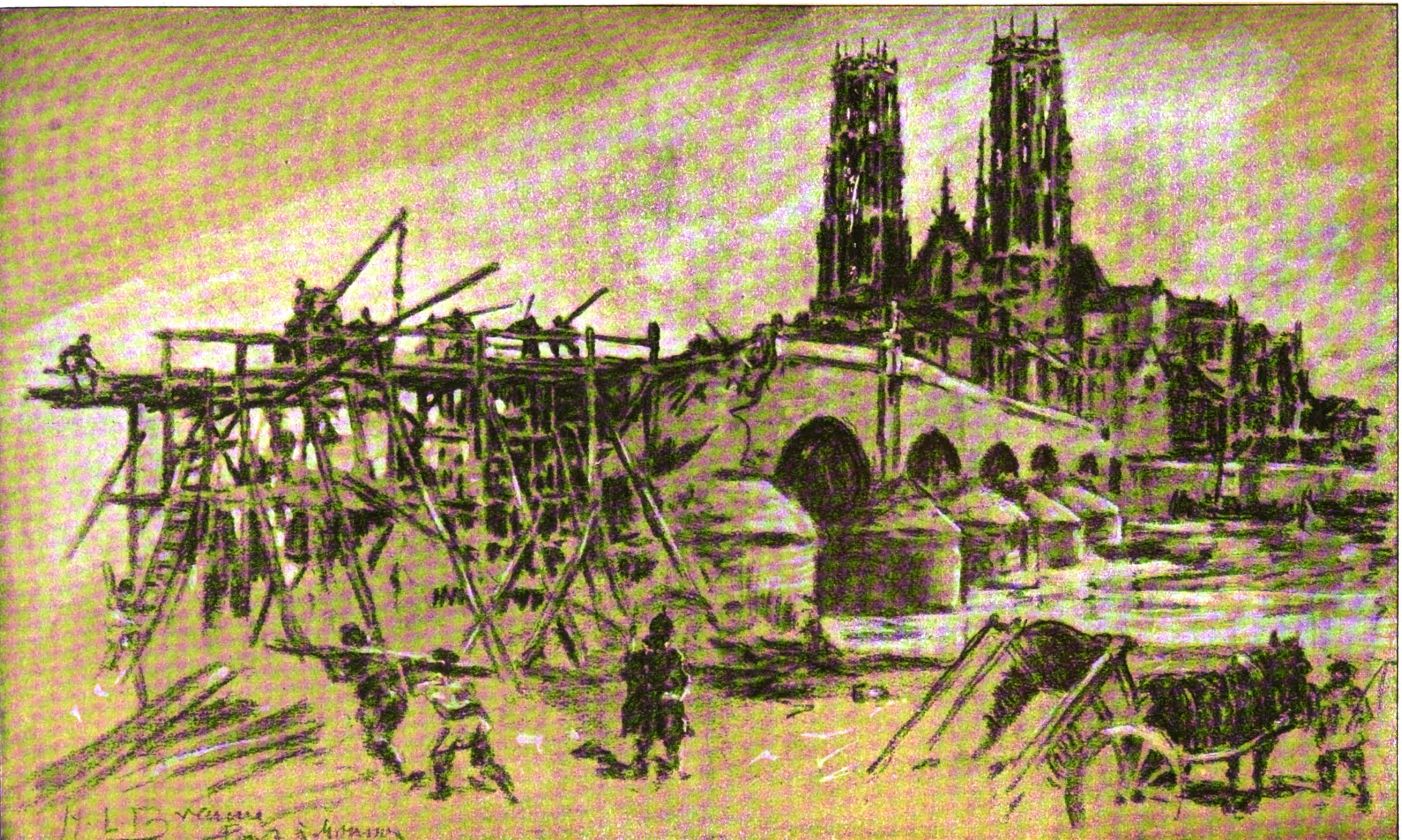
„Großes Hauptquartier, 21. August 1914.

Unter Führung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme gestern in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erkämpft. Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten geworfen. Viele tausend Gefangene und zahlreiche Geschütze sind ihm abgenommen. Der Gesamterfolg läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen größeren Raum einnimmt als in den Kämpfen von 1870/71 und unsere ganze Armee in Anspruch nahm. Unsere Truppen von unaufhaltsamem Drang nach vorwärts, folgen dem Feind und setzen den Kampf auch heute fort.



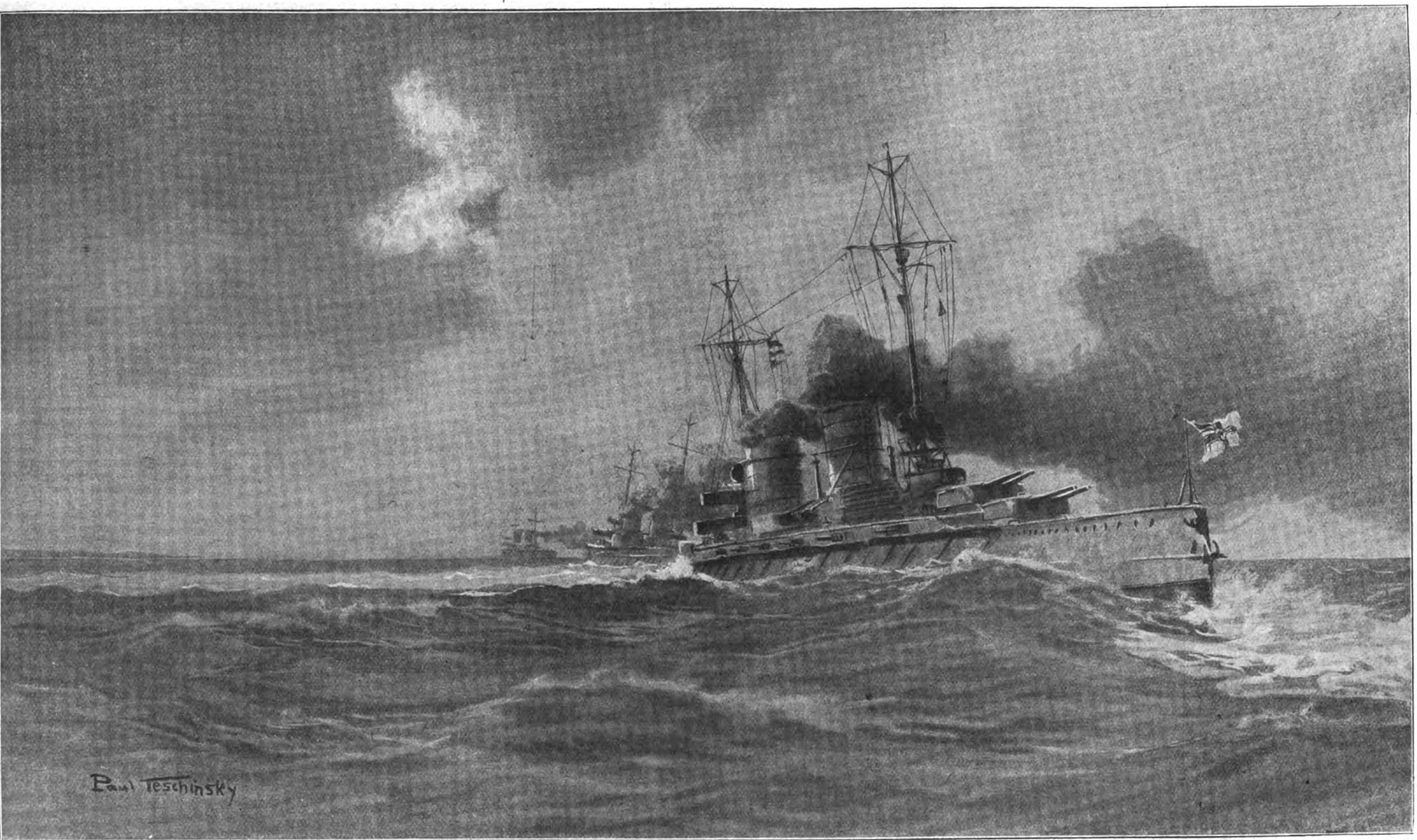
Phot. Bild- und Film-Amt.

Die Lebensmittelknappheit in England, ein Erfolg des deutschen U-Bootkrieges. Eine Kartoffelpolonäse in London.



Wiederaufbau der zerstörten Moselbrücke in Pont-à-Mousson durch deutsche Soldaten.

Nach einer Originalzeichnung nach der Natur von dem Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Deutsche Hochseestreitkräfte auf der Streife nach der englischen Ostküste.

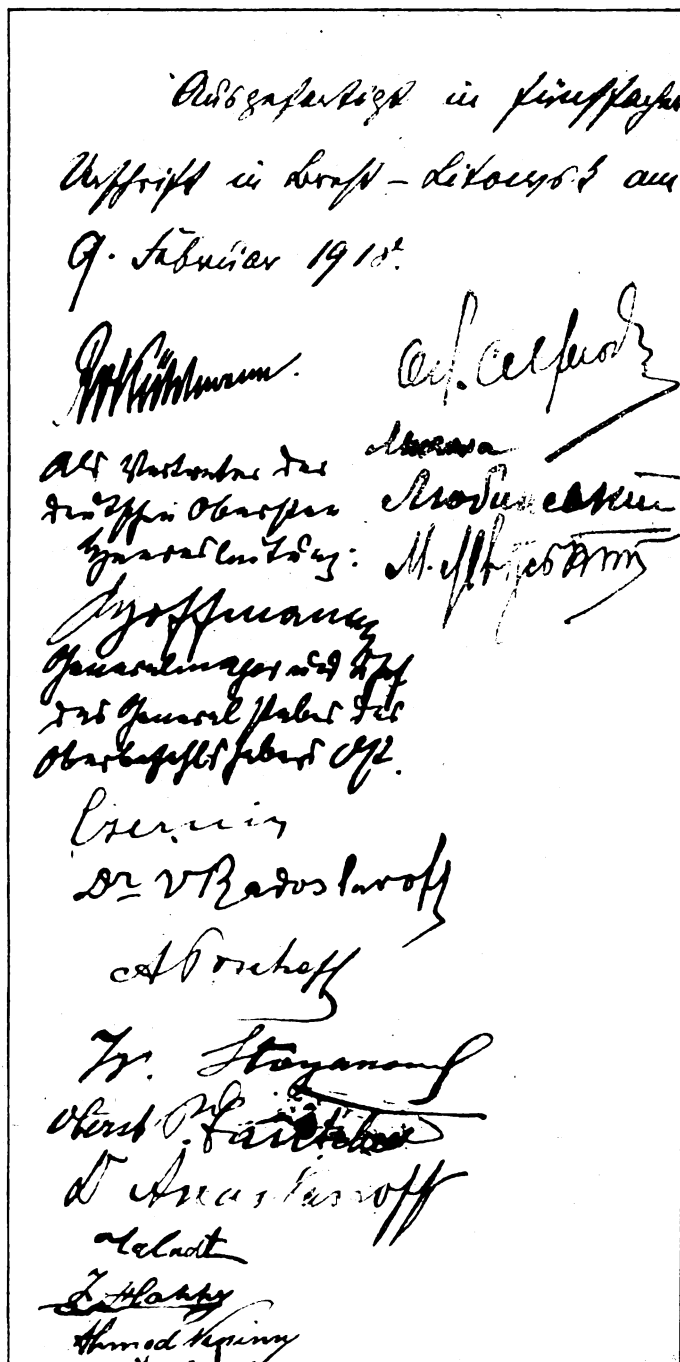
Nach einer Originalzeichnung von Paul Teschinsky.

22. August. Die von unseren Truppen zwischen Metz und den Vogesen geschlagenen französischen Kräfte sind verfolgt worden. Der Rückzug der Franzosen artet in Flucht aus. Bisher sind mehr als 10 000 Gefangene gemacht und mindestens 50 Geschütze erobert worden. Die Stärke der geschlagenen feindlichen Truppen ist auf mehr als 8 Armeekorps festgestellt."

Über das Lothringerland deutscher und französischer Herrschaft ergossen sich in jenen denkwürdigen Augusttagen die zurückweichenden französischen und die verfolgenden deutschen Truppen. Die schönen Städte an der still dahinfließenden Mosel, die so beschaulich und friedlich an ihren Ufern liegen, als wenn in ihnen alle Tage Sonntag wäre, hatten viel auszustehen. Über die deutsche Grenze fluteten die Franzosen zurück, plündernd und zahlreiche deutsche Einwohner mit sich schleppend. Die deutschen Moselstädtchen atmeten nach Abzug des Feindes auf, aber um so schlimmer erging es den zwischen den Fronten liegenden oder ihre Besitzer wechselnden französischen Ortschaften. Zu ihnen gehört das betriebsame, altertümliche Städtchen Pont-à-Mousson, etwa 25 Kilometer westlich von Metz gelegen, das die Greuel der Kriegsfurie wiederholt kennen lernte. Ohne große strategische Bedeutung, hat es das Unglück doch auskosten müssen, sich drei Jahre lang in unmittelbarer Berührung mit den sich bekämpfenden Fronten zu befinden. Zerstört und wieder aufgebaut und wieder zerstört zu werden, war ihr Schicksal.

Unser Bild zeigt die deutschen Pioniere an der Arbeit, die von den Franzosen vernichtete alte Moselbrücke für den Verkehr wieder herzustellen.

Die kraftvolle deutsche Front, den stärksten Forts der Festung Metz vorgelagert, bildet die eine Seite des Rahmens um dieses kennzeichnende Bild aus dem Weltkriege.



Ausgefertigt in fünffacher Urschrift in Brest-Litowsk am 9. Februar 1918.

Phot. Bild- und Film-Amt.

Das Schlußstück des Friedensvertrages zwischen dem Vierbund und der Ukraine mit den Unterschriften der Bevollmächtigten.

Selige Augen.

Eine Erzählung aus den Kriegstagen in Flandern.

Von Armin Steinart (F. A. Loofs).

Vierzehn Tage hatte Vizefeldwebel Gräfe mit seinem Zug in der Hölle der Flandernschlacht gelegen. Dann waren sie zurückgezogen worden.

Und jetzt war Ruhe, wirklich Ruhe.

Langsam schlenderte er vor dem kleinen flämischen Dorfe am Ufer des breiten Baches hin. Fast konnte er es nicht glauben, daß er noch lebte, daß er mit heilen Gliedern durch diesen wundersam friedlichen Herbstabend einherschritt.

Ein Mann seines Zuges begegnete ihm. Er ging wie Gräfe, ganz der Ruhe hingegeben, und grüßte mit einem Blick dankbaren Vertrauens, der ihm wohltat.

Die Mannschaften hingen an ihrem Zugführer. Er wußte es und war stolz darauf. Zu verstehen war es, daß sie ihm unbedingt vertrauten. Gräfe gehörte zu den Tausenden im deutschen Heere, von denen man im Frieden nie geglaubt hätte, daß ihr zarter Körper, ihre feinempfindende und leichtschwingende Seele all das Furchtbare würde ertragen können. Und es waren schwere Monate gewesen, bis er alles überwunden und ganz Soldat geworden war. Aber dann war er auch stärker als viele andere; denn seine Kraft ruhte auf Überwindung. Nicht nur auf glücklicher Anlage wie bei den meisten. Seitdem konnte ihn nichts mehr schrecken. Im furchtbarsten Toben des Trommelfeuers, bei allem Zittern der Glieder, allem Stocken des Herzens, immer blieb im Grunde seiner Seele eine Stille, wie wir sie empfinden, wenn an ruhigem Sommerabend die Glocken fernher über das Land klingen. Zwei Jahre des Krieges hatte er an allen Kämpfen seiner Kompanie teilgenommen, hatte die Herbstschlacht in der Champagne, die Schlacht an der Somme und jetzt die Flandernschlacht miterlebt. Diese letzten vierzehn Tage waren das Grauenhafteste gewesen, was Menschenkraft zu ertragen vermag. Und es war nur zu ertragen gewesen, weil sich das Grauen überstiegert hatte, weil das Übermaß des Entsetzlichen das Entsetzliche aufhob.

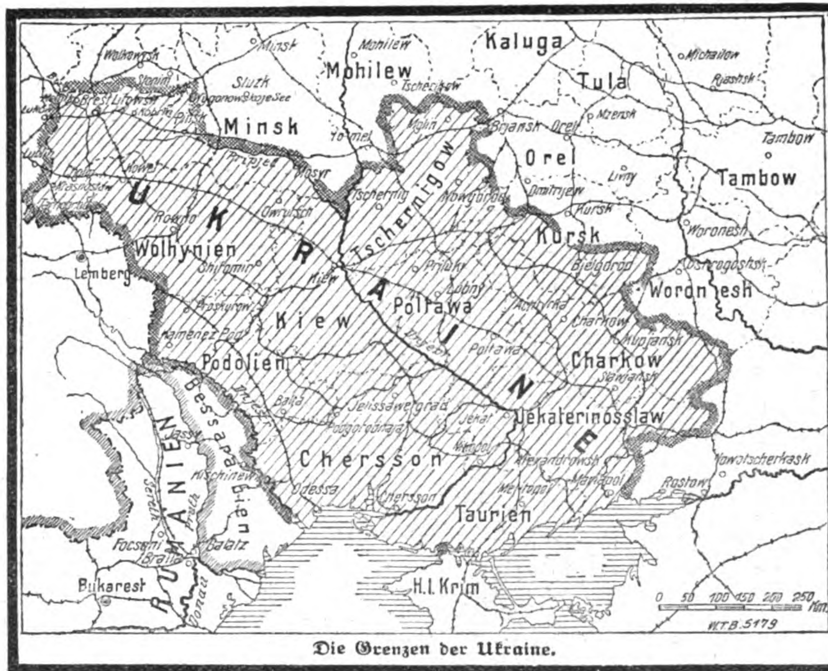
Und nun war er doch zurückgekommen. Unverletzt! Eine Brandwunde am Handgelenk von einem glühenden Granatsplitter, auf den er achtlos die Hand gelegt hatte, das war alles.

Wie er die Ruhe genoß! Noch war ein Flimmern und Zittern in ihm: der Nachklang dieser entsetzlichen Tage. Heute nacht erst waren sie abgelöst worden. Und doch war es ihm, als lägen Jahre, eine ganze Welt zwischen gestern und heute.

Wie Heimat wehte ihm der herbe Duft des Abends entgegen. Geruhsam den Himmel spiegelnd, glitt der Bach zwischen den Wiesen hin. In durchsichtigen Farben leuchtete der Himmel. Unendlich fern, und doch so nahe, daß er meinte, ihn mit all dem Unfaßbaren der Ewigkeit greifen zu können. Durch alles, was er sah, fühlte er sich beschenkt, reich und dankbar. Und doch bestand sein Glück nur darin, daß die Qual aufgehört hatte, daß ihn die Empfindung seines gesunden, kräftigen Körpers auf Schritt und Tritt begleitete, daß sein Herz ruhig schlug und das Blut warm durch alle Adern strömte.

Seine Gedanken gingen den Weg, den sie in stiller Einsamkeit immer nahmen: zu der Geliebten. Unbewußt formten sie sich zu den Versen, die er ihr in den ersten glücklichen Tagen ihrer Liebe geschrieben hatte:

Die seligen Augen sehen
Nur noch der Deinen Schein;
Wir schweben, wir vergehen
In uns, ins All hinein — — —

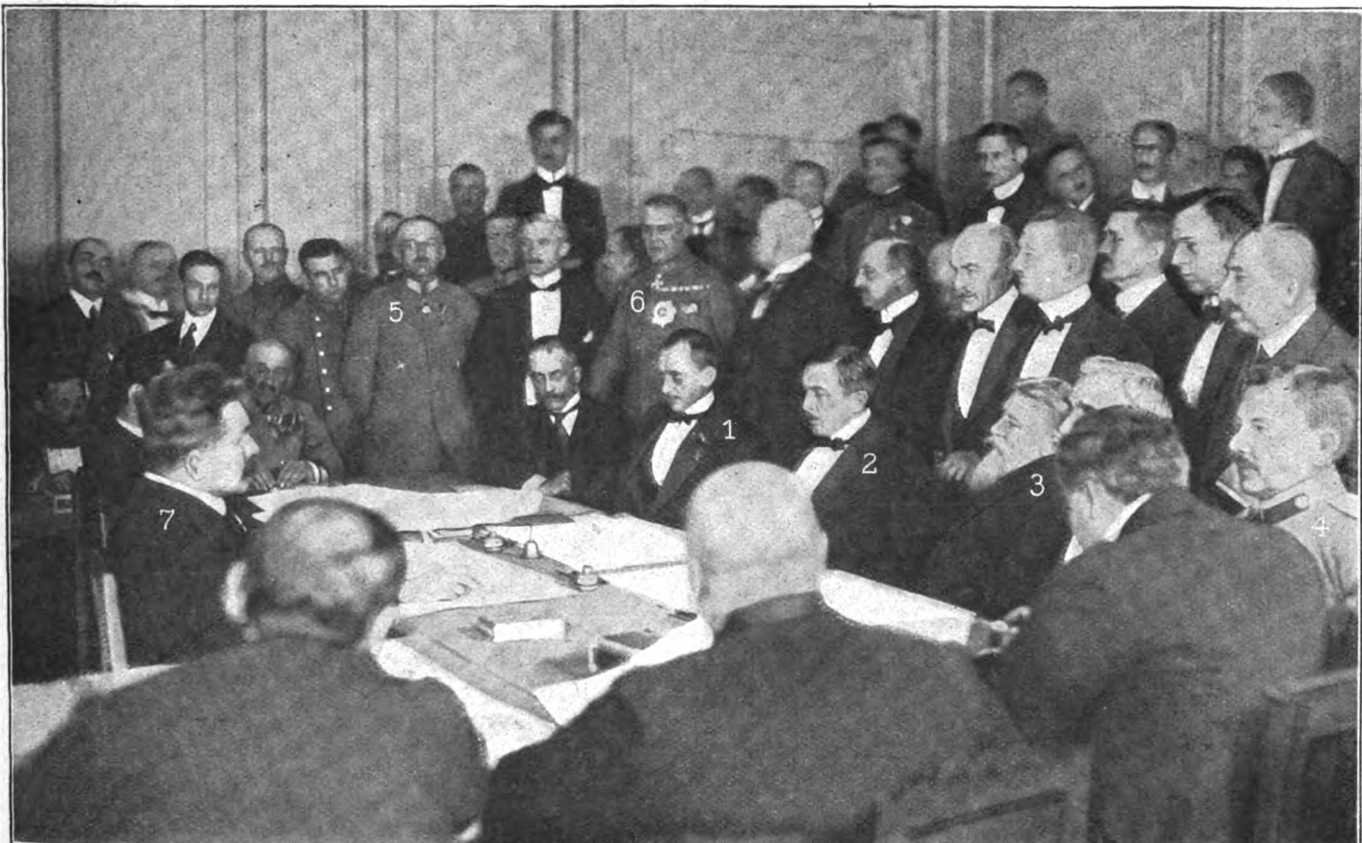


Die Grenzen der Ukraine.

Seine Maria! Ein ganz tiefer Atemzug dehnte seine Brust. Er blieb stehen und schloß die Augen, die beiden Arme halb erhoben, die Hände zur Faust geballt. Dann seufzte er auf und schritt weiter. Von den Träumen seiner Liebe begleitet.

Vor drei Jahren hatte er sie kennen gelernt, wenige Monate vor Beginn des Krieges. Sie war die Tochter eines Großbauern und Gastwirtes in einem kleinen Schwarzwalddorfe, unfern von Freiburg. Man wußte von ihrer Schönheit in der Stadt, und die Studenten zogen in ganzen Rudeln hinaus, fünf Stunden Weges, um sie zu sehen. Aber länger als zwei Minuten hatte noch keiner mit ihr gesprochen. Bis e r kam. Hungrig und naß von einem Marsch durch das Gebirge. Auch ihm hatte sie freundlich und kühl Speise und Trank gebracht. Aber er hatte es gar nicht versucht, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. Armselig und gering kam er sich vor, seitdem er sie gesehen hatte. Seltsam still und andächtig war es ihm ums Herz geworden. Er scheute sich vor seinen eigenen Worten, als fürchte er durch sie ein wundersames Lied zu stören. Und sie war wie ein Lied. Tief aus der Seele klang es heraus, voll Sehnsucht und süßer Schwere. Fern in seiner herben Reinheit und doch nahe, weil es Seele war. In seinen Augen mußte die Andacht gestanden haben, denn sie sah ihn oftmals prüfend an.

Und als er gegessen hatte, setzte sie sich mit einer Flickarbeit an seinen Tisch. Vertrauen und Sicherheit in jeder Bewegung. Nur zuweilen ein Sinnen im Blick, das ihm das Herz schneller schlagen ließ. Sie waren allein, die anderen Gäste gegangen. So fragte sie ihn aus; wie man einen Menschen fragt, von dem man hören möchte, daß er so ist, wie man es nach seinem Äußeren gedacht hatte. Er erzählte ihr, daß er Ingenieur sei, sein Examen soeben bestanden habe und in einigen Wochen über den Ozean fahren wollte, um einen Maschinentransport zu den Kraftwerken am Niagarafall zu begleiten. Wie es gekommen war, das konnte er sich nicht entsinnen: aber auf einmal hatte er von seiner Mutter erzählt, über die er zu niemandem sprach, seit der Vater gestorben war. Von ihrer stillen, treuen Sorge erzählte er, von ihrem unerschütterlichen Glauben an ihn, trotz aller Not, die er ihr gemacht hatte. Zum ersten Male brannte ihm ihr Kummer heiß auf der Seele, und es war ihm, als müsse er wegen seiner leichtsinnigen Torheiten auch dieses Mädchen um Verzeihung bitten. Wie still sie ihm gegenüber saß! Er hörte das feine Knirschen des Fadens, wenn sie ihn durch das Linnen zog, und sein Blick haftete wie gebannt auf ihren halbgesenkten Augen. Aber wenn sie aufblickte, sah er zur Seite, als habe er ein schlechtes Gewissen.



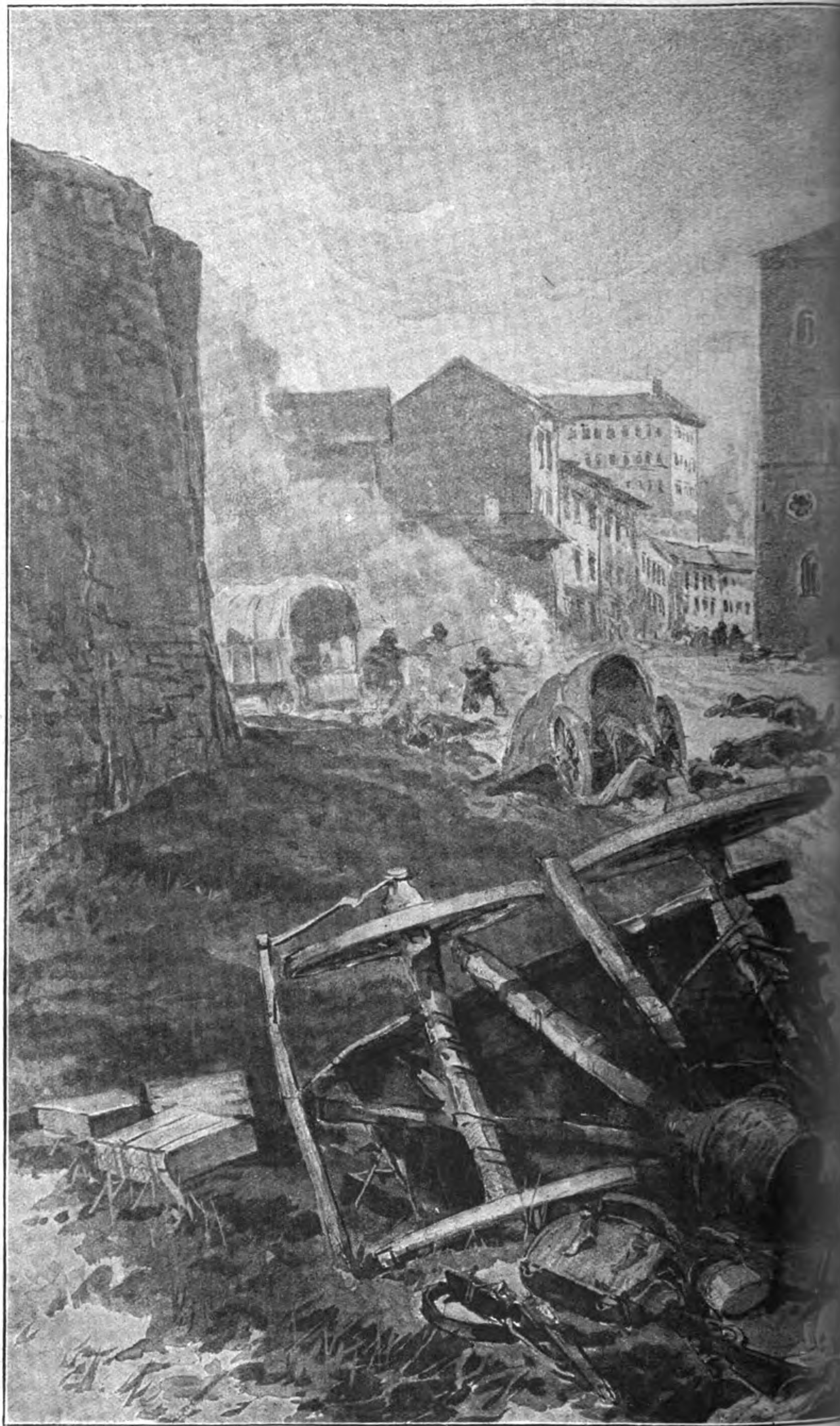
Phot. Bild- und Film-Amt.

Die Schlußsitzung der Friedensverhandlungen mit der Ukraine in der Nacht vom 8. zum 9. Februar 1918 in Brest-Litowsk.

1. Graf Czernin, der österreichisch-ungarische Bevollmächtigte. 2. Staatssekretär v. Kühlmann, der deutsche Bevollmächtigte. 3. Ministerpräsident Radoslawoff und 4. Oberst Gantschew, die bulgarischen Bevollmächtigten. Im Vordergrund die türkischen Bevollmächtigten. 5. Major Brinkmann. 6. Generalmajor Hoffmann. 7. Mykola Lewytskyi, ukrainischer Bevollmächtigter.

Zum Abschied hatte sie ihm die Hand gereicht wie einem nahen Freunde, und er war noch einmal die Berge hinaufgestürmt, von denen er vor wenigen Stunden herabgestiegen war. Am Morgen erst kam er heim. Voll glückseliger Müdigkeit.

Dann schlug die Leidenschaft in sein Blut. Wie im Fieber lief er einher, rüttelte im Walde an den mächtigen glatten Stämmen der Buchen, warf sich in Kleidern in den Fluß, rannte an kopfschüttelnden Spaziergängern vorbei, bis er trocken und von neuem naß war von hartem Lauf. Und als sie ihn einige Tage danach wieder sah, da wußte sie sofort, wie es um ihn stand. Wie einen Fremden behandelte sie ihn. Sekundenlang nur blieb sie bei ihm stehen, und in ihrem Gesicht war es wie Trauer und Enttäuschung. So war es ein drittes und ein viertes Mal. Und als er zum fünften Male in der niedrigen Gaststube saß, sie ihn von der Tür aus kaum grüßte und die Schwester schickte, um ihn zu bedienen, als er fühlte, daß trotzdem von Zeit zu Zeit ihr Blick auf ihm ruhte, wenn sie durch das Zimmer ging, da stellte er sie und bat. Worum, das wußte er selbst nicht. Um einen Spaziergang, ein Zusammensein, um nichts, um alles, er müsse sie sprechen, müsse ihr sagen, wie es ihm ums Herz sei. Kühl und freundlich wies sie sein Ungestüm zurück. Es sei zu viel in der Wirtschaft zu tun. Und wenn das auch nicht wäre — sie könne es nicht. Da war er vor Verzweiflung, Trotz und Zorn unbändig geworden. Mit der Faust schlug er auf den Tisch und schrie: „So trinke ich mich toll und voll!" Noch heute sah er ihre erschrockenen Augen, noch heute fühlte er die tiefe Beschämung vor ihrem Blick. Langsam trank er aus und schlich wie ein gestraftes Kind zur Tür. Es war schon Nacht. Aber wenn es auch noch hell gewesen wäre, er hätte nichts gesehen. Da hatte sie auf einmal vor ihm gestanden und leise seinen Namen genannt. Nur ihre Augen konnte er im Dunklen sehen. Es war, als leuchteten sie von einem Licht, das nicht von außen kam. Und dann bat sie ihn um seiner Mutter willen, die tolle Drohung nicht auszuführen; er hörte mit einem inneren Aufjauchzen, daß ihre Stimme zitterte, und wußte, daß sie nicht nur um seiner Mutter willen bat. Da schluchzte er laut auf und wollte davon rennen. Aber sie hielt ihn auf. Wie es kam, das wußte er nicht mehr. Er wußte nur, daß er ihre beiden Hände ergriff und gegen sein Gesicht preßte und vergeblich dem Schluchzen zu wehren suchte, daß etwas Fremdes, Gewaltiges, das doch in ihnen war, sie zueinander hindrängte; er fühlte einen letzten schwachen Widerstand, dann lag sie in seinen Armen und weinte wie er.



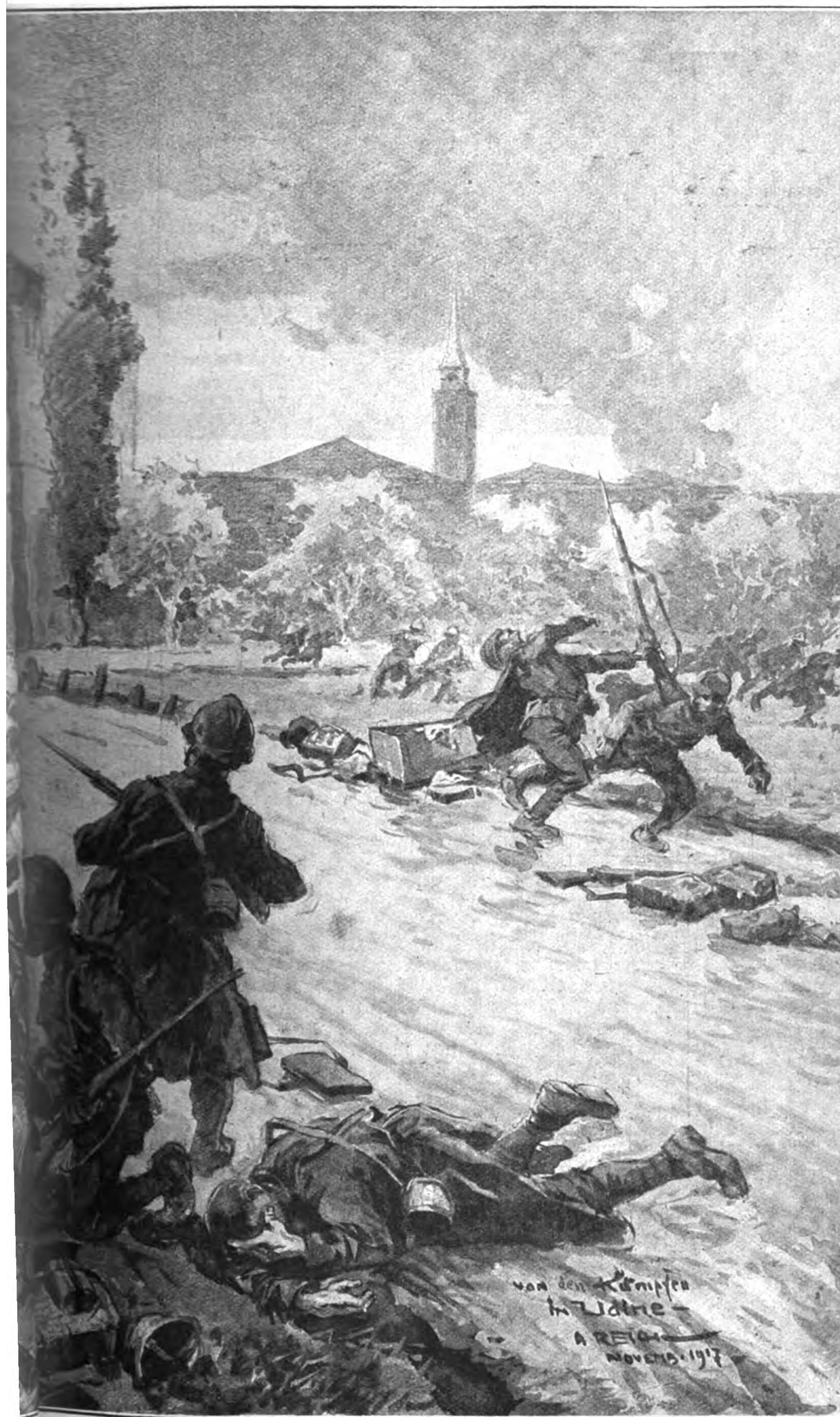
Im Kampf um Udine.

Das war ihre Verlobung gewesen. Am nächsten Tage hatte er sie zu seiner Mutter geführt.

Dann kam der Krieg. Immer wieder meldete er sich als Freiwilliger. Aber erst im zweiten Jahre wurde er genommen. Jetzt stand er vor seiner Beförderung zum Offizier.

Gräfe blieb in seinem langsamen Schlendern stehen und sah zu dem abendlich klaren Himmel auf. Von feindlicher Seite war ein Flieger herübergekommen. Rings um ihn pufften die weißen Ballen deutscher Abwehrgeschosse auf, zwischen denen das Flugzeug als kleiner schwarzer Punkt ruhig seinen Weg weiter verfolgte. Fliegen! Ja, Fliegen! Das war seine Sehnsucht. Wenn er das noch einmal erleben könnte! Das Leben war ja so reich! So unendlich reich. Und vielleicht gerade darum, weil all dieser Reichtum jeden Tag, jede Stunde von dem erbarmungslosen Tode in Frage gestellt war.

Wieder schweiften seine Gedanken ab zu der Geliebten. Ganz eingehüllt in seine Träume ging er weiter. Als er wieder zum Himmel aufsah, war das Surren des Fliegers und das Krachen der Abwehrgeschosse ganz nahe gekommen.



Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Albert Reich, München.

Bald mußte er über ihm sein. Wunderbar, diese Kühnheit, mit der er unbeirrbar seinen Weg zog! Umkläfft von der wütenden Meute des Todes. Ein Feind zwar, aber ein Mann, dessen Mut er achtete, um den es ihm leid gewesen wäre, wenn sie ihn in seinem kühnen Flug herabgestürzt hätten.

In der Luft über ihm war ein seltsames Schwirren, Heulen und Pfeifen. Die Sprengstücke der Abwehrgeschosse. Sie waren schon manchem gefährlich geworden. Er lächelte. Durch die Hölle der vier großen Abwehrschlachten war er unverletzt hindurchgegangen. Und nun sollte ihn — Er lächelte von neuem und warf einen kurzen Blick nach der Seite, wo eben die Erde aufstäubte, als ein Splitter mit leichtem Knall aufgeschlagen war. Dann ging er ruhig weiter.

Da war es ihm plötzlich, als schlüge ihm etwas mit furchtbarer Gewalt über den Kopf. Ein rotes, wallendes Meer wogte vor seinen Augen auf, dann wurde es Nacht, und er sank zusammen.

Erst zwei Stunden später fanden sie ihn. Er war nicht tot, aber schwerverletzt und noch immer ohne Bewußtsein. Der Splitter eines Abwehrgeschosses oder eine Schrapnellkugel hatte ihm vom Scheitel her das Schädeldach durchschlagen und war in das Gehirn eingedrungen. Fünf Tage danach kam er im Lazarett wieder zur Besinnung. Es war ein seltsames Erwachen. Wie ein Auftauchen aus einer unendlichen Tiefe. Er wußte nichts von seinem Körper, nichts von seinem Ich. Aber er fühlte, daß da etwas lebte. War es er, oder wer war es sonst? Da lebte etwas! War er schon gestorben und erwachte jetzt zu einem neuen Dasein? Es quälte ihn, daß er nicht finden konnte, wer es war, der da jetzt erwachte. Eine ungewisse Vorstellung hatte er, daß doch auch ein Körper, ein Ich da sein müsse. Aber so sehr er sich mühte, beides blieb seinem Bewußtsein unauffindbar. Da fühlte er irgendwo einen dumpfen, drängenden Schmerz, der zunahm, als er seine Aufmerksamkeit darauf richtete. Immer heftiger steigerte er sich, bis er fast unerträglich wurde. Einen Widerstand, einen Druck schien dieser Schmerz sprengen zu wollen. Und mit einem Male wußte er, daß es sein Kopf war, der ihn schmerzte. Nun fand sich langsam, Stück für Stück und Glied für Glied, sein Körper zusammen. Er fühlte, daß er in einem Bette lag, bewegte mit großer Mühe die Finger der rechten Hand, entsann sich, daß er auch noch eine andere Hand haben müsse, suchte auch diese zu bewegen und machte Anstrengungen, die Augen zu öffnen. Aber sie stießen gegen einen weichen Widerstand, den er sich nicht erklären konnte. Jetzt erst fiel es ihm auf, daß es Nacht war, vollkommenes Dunkel. Mühsam tastete er mit der Hand nach den Augen. Sie waren fest und dicht verbunden. Nun kam ihm eine dumpfe, ferne Erinnerung, daß ihn etwas getroffen oder über den Kopf geschlagen hatte. Was es jedoch gewesen war, wo und wann, das vermochte er nicht zu finden.

Die Schwester sagte ihm, wie alles gekommen war. Wie wohl das tat, die Stimme der Schwester zu hören! Wie man die Freude aus ihren Worten heraushörte, daß er aus seiner langen Ohnmacht erwacht war. Wenn nur der starke Schmerz im Kopfe nicht gewesen wäre! Aber trotz seiner Schmerzen lag er still und glücklich. Mit dem fernen klingenden Gefühl, das er so gut kannte, mit dem Bewußtsein, geborgen zu sein in der Hand eines Unsichtbaren, von dem er nichts wußte, aber dem er dennoch vertraute. Zwischenhinein dämmerte er wieder ein. Und wenn er wieder erwachte, fand sich ein neues Stück der Erinnerung hinzu. Einmal, als die Schwester gerade das Zimmer verlassen hatte, stand plötzlich das Bild seiner Braut vor seinen Augen. Etwas Warmes, Strömendes füllte ihn bei diesen Gedanken aus. Aber dann zuckte ein jähes Erschrecken über ihn hin. Wußte sie, daß er verwundet war? Wie hatte sie es aufgenommen? Hatte ihr jemand geschrieben? Von

ihm selbst hatte sie ja seit über fünf Tagen keine Nachricht, und er war doch gewohnt, ihr täglich zu schreiben! Er rief nach der Schwester. Sie war nicht da. Aber er mußte es wissen! Sofort! Atemlos kam die Schwester auf sein stürmisches Klingeln gelaufen und trat erschrocken an sein Bett. Ja, der Oberarzt hatte gleich nach seiner Einlieferung an seine Mutter eine kurze, beruhigende Mitteilung geschickt. Zuerst war er es zufrieden. Maria war ja bei seiner Mutter. Aber das dauerte nicht lange. Er verlangte zu wissen, was man an sie geschrieben hatte. Die Schwester hatte einen harten Kampf mit der Ungeduld des Verwundeten zu bestehen, der durchaus selbst schreiben wollte und verlangte, daß sie ihm den Verband abnehme, damit er sehen könne. Sie mußte ihn auf den Besuch des Arztes vertrösten, der den Verband wechseln und den neuen so anlegen würde, daß wenigstens ein Auge frei blieb. Seine Augen seien vollkommen unverletzt, er könne sich beruhigen. Alles dies hatte ihn so erschöpft, daß er gleich danach wieder eindämmerte und erst aufwachte, als ihn der Abteilungsarzt ansprach. Langsam setzte er sich im Bette auf, hörte noch immer halb im Traume die Fragen des Arztes, das Klappern der Instrumente in einer Schale, das Ab- und Zugehen der Schwestern und Wärter. Dann fühlte er, daß man den Verband zu lösen begann. Leichter und kühler wurde es um seine Stirn. Binde auf Binde wurde abgenommen. Jetzt lockerten sich auch die Kompressen vor seinen Augen und fielen ab. Er öffnete die Augen — faßte mit einer halbirren Bewegung nach der Stirn — sein Gesicht erstarrte zu dem Ausdruck eines fassungslosen Entsetzens. Dann stöhnte er auf wie ein wundes Tier und sank bewußtlos zurück —

Er war blind! (Schluß f. folgt.)



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Reste einer von den Italienern vor ihrer Flucht mit Benzin übergossenen und in Brand gesteckten Schlachtviehstallung mit Haufen verkohlter Rinder.

Kämpfe um Udine.

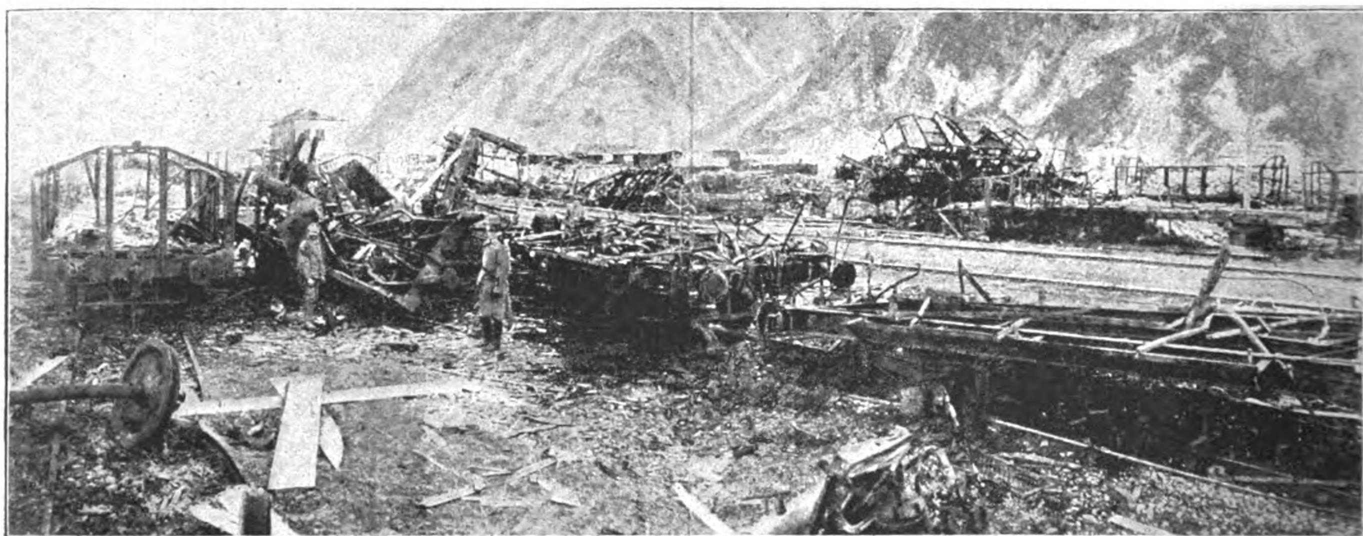
(Hierzu die Bilder Seite 172—175.)

Die zwölfte Isonzoschlacht, von der ganz Italien hoffte, sie würde endlich Cadornas Heere nach dem „unerlösten" Triest führen, brachte dem treulosen Bundesgenossen den verdienten Lohn. Von Tolmein bis nach Karfreit durchbrachen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die italienische Front und stießen in raschem Siegeslaufe über die frühere Grenze bis in die Venetianische Ebene vor. Hier, wo die Alpen und die unwirtlichen Berge des Karstes allmählich in sanften Hügeln auslaufen, liegt die Kreishauptstadt Udine. Sie ist reich an herrlichen Denkmälern der Renaissance, die einst die hier residierenden kunst- und prachtliebenden Kirchenfürsten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts errichtet haben. Die Stadt hatte allmählich ihre Bedeutung verloren und spielte nur noch als Knotenpunkt der von hier aus über Cormorns nach Görz und Venedig führenden Eisenbahnen eine einigermaßen beachtenswerte Rolle.

Aber der Weltkrieg hatte wieder neues Leben in die bis dahin so ruhige Stadt gebracht, als General Cadorna sein Hauptquartier dorthin verlegte. Nun wimmelte es auf den Straßen von Offizieren und Soldaten aller Waffengattungen; ungeheure Magazine wurden in fieberhafter Eile errichtet, und Tag und Nacht brachten ununterbrochen endlose Eisenbahnzüge und Autokolonnen Munition, Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände aus allen Arsenalen und Fabriken des Landes herbei. Noch größere Mengen lieferten die englischen und französischen Bundesgenossen, denn der italienischen Armee sollte es zum Siegesmarsche nach Triest und Trient an nichts fehlen.

Nachdem der große Durchbruch der Verbündeten gelungen und die italienische Front von den verschneiten Alpenpässen bis zur Adria ins Wanken geraten war, bildete Udine das erste Ziel der siegreichen Truppen. Auf denselben Straßen, auf denen sie wenige Wochen vorher noch unter klingendem Spiel siegessicher herbeimarschiert waren, fluteten jetzt in wilder Auflösung die geschlagenen italienischen Heere zurück, verfolgt von den ungestüm nachdrängenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen.

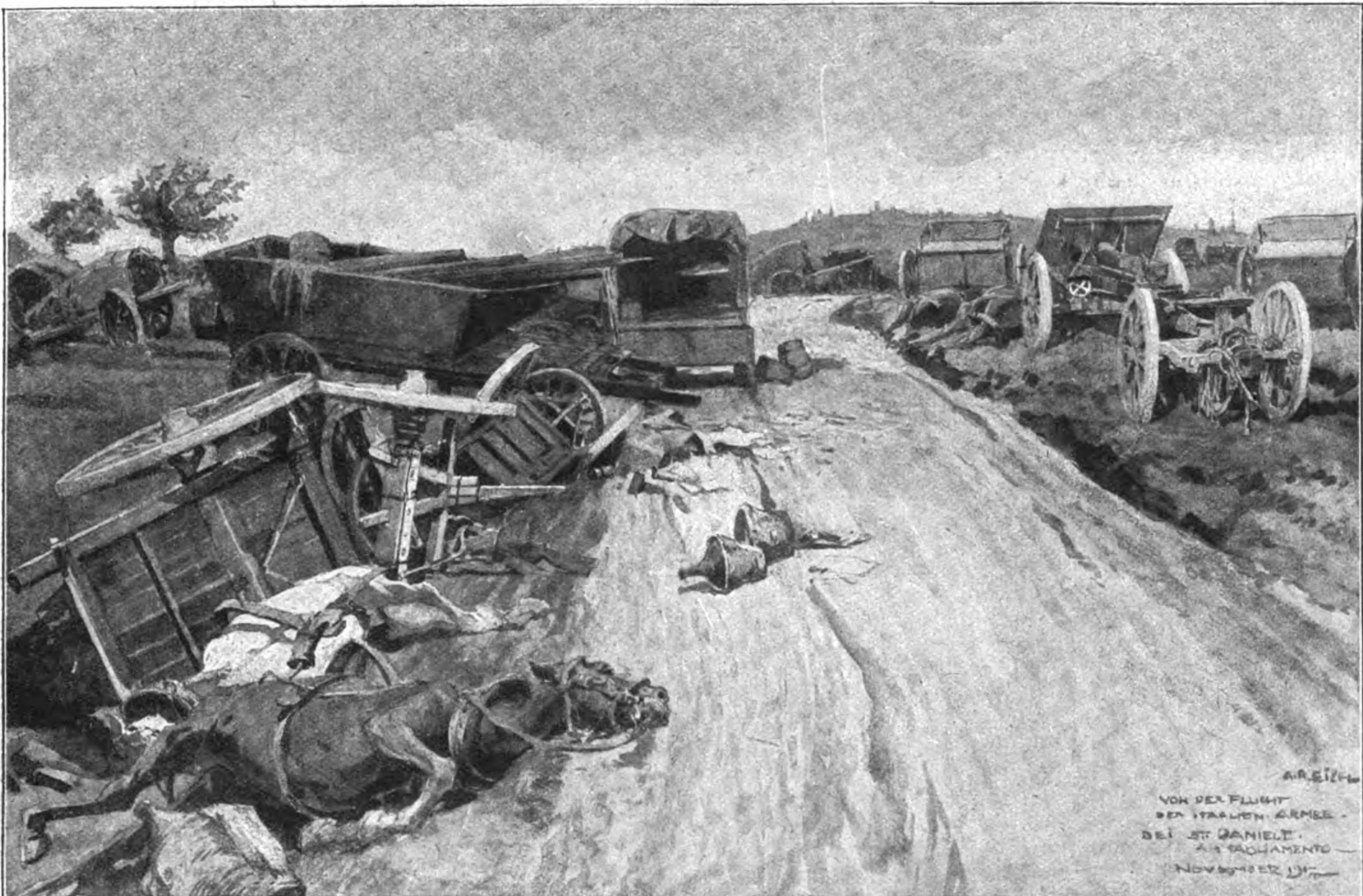
In dem wilden Durcheinander der fliehenden Massen, über die die italienische Heeresleitung nach dem katastro-



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Von der österreichisch-ungarischen Artillerie in Brand geschossene italienische Eisenbahnzüge in Stazione per la Carnia.

phalen Zusammenbruch am Isonzo jegliche Herrschaft verloren hatte, war es unmöglich, die großen Arsenale und Magazine in Udine noch rechtzeitig vor dem Eintreffen des Feindes zu räumen. Längs den Straßen lagen zahllose, schwer beladene Wagen, Lastauto, ganze Berge von Waffen und neuen Ausrüstungstücken. In den Vororten Udines dasselbe Bild des Zusammenbruches und der Auflösung. Dichte Rauchwolken lagerten über der Stadt; die abziehenden Italiener hatten noch einige Magazine und Munitionsniederlagen in Brand gesteckt und in die Luft gesprengt, um den wertvollen Inhalt nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Aber dieser war dem Gegner so hart auf den Fersen, daß das Zerstörungswerk nur zum kleinsten Teil durchgeführt werden konnte. Noch wälzten sich fliehende Haufen durch die Straßen der von der Zivilbevölkerung aus unangebrachter Furcht vor den deutschen „Barbaren“ Hals über Kopf geräumten Stadt Udine, als schon vor den alten Mauern der ehemaligen Befestigungswerke die ersten Feldgrauen erschienen. Nur wenige Nachzügler blieben zurück und feuerten, sich hinter den allenthalben am Wegrand liegenden umgestürzten Wagen deckend, auf den näher und näher kommenden Feind. Die allgemeine Flucht riß schließlich auch sie mit fort, und wenn sie von den Kugeln verschont blieben, fielen sie auf dem Rückzug als Gefangene in die Hände der Sieger. Der Tag von Udine, wo Italiens Waffenehre verloren ging, war der Tag der Rache für den schnöden Verrat, den Viktor Emanuel an seinen alten Bundesgenossen begangen hatte.



Auf einer italienischen Rückzugstraße bei St. Daniele am Tagliamento.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Albert Reich, München.

Die französischen Kriegsziele in geschichtlicher Beleuchtung.

Von R. v. Crueger, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

Nach Ausbruch der französischen Revolution ging Frankreich, um auch andere Völker mit seinen neuen Ideen beglücken zu können, schon im Jahre 1792 zur Eroberungspolitik über und nahm damit die Pläne Ludwigs XIV. wieder auf. Die österreichischen Niederlande (Belgien) und alle deutschen Lande bis zum Rhein wurden erobert, erstere durch den Frieden von Campo Formio 1797 Frankreich einverleibt. Napoleon Bonaparte, damals Erster Konsul, gewann im Frieden von Lunéville 1801 die deutsche Rheingrenze für Frankreich.

Dann endlich nach langen Jahren des Kriegselends ein anderes Bild. Napoleon bei Leipzig geschlagen; Blücher ist in der Neujahrsnacht 1813/14 bei Caub über den Rhein gegangen, mit dem alten Marschall Vorwärts fliegen die Herzen der deutschen Vaterlandsfreunde, eines E. M. Arndt, eines Görres und anderer: „Der Rhein wieder deutsch und soll deutsch bleiben!“ Selbstverständlich war es für alle wahrhaft deutschen Männer, ihnen voran für Blücher, daß Frankreich nun auch das geraubte Elsaß und Straßburg wieder herausgeben müsse. Aber die Erbärmlichkeit der deutschen Vielstaaterei und die undeutsche Politik Metternichs verdarben alles. Nachdem die Verbündeten am 31. März 1814 in Paris eingezogen waren, kam am 30. Mai der Friede zu Paris zustande. Der großen Gewandtheit Talleyrands gelang es gegenüber der unbegreiflichen Nachgiebigkeit des Kaisers Alexander von Rußland und der Eifersucht Österreichs auf Preußen, daß Frankreich gegen die Grenzen von 1792 um hundert Geviertmeilen größer und eine Million Einwohner stärker aus den Kriegen hervorging. Die preußischen Bevollmächtigten, die einzigen, die große deutsche Ideen vertraten, hatten es bei der allgemeinen Rücksichtnahme auf Frankreichs Interessen gar nicht einmal gewagt, die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Deutschland zu beantragen. Und so mußte denn Frankreich noch nicht einmal alle im Frieden von Lunéville erbeuteten deutschen Landstriche zurückgeben.

Auch der nach Napoleons Herrschaft der hundert Tage und seinem Zusammenbruch in der Schlacht von Belle-Alliance am 20. November 1815 zu Paris geschlossene zweite Friede änderte kaum etwas an dem traurigen Ergebnis. Die von Preußen nunmehr dringend geforderte Rückgabe von Elsaß-Lothringen scheiterte am Widerstande Metternichs. Ja, selbst die ins französische Elsaß eingesprengten, 1790 noch deutsch gewesenen Gebiete (ein Fünftel des Landes) blieben bei Frankreich. Der preußische



Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3. Abb. 4. Abb. 5. Abb. 6.

Abb. 7. Abb. 8. Abb 9. Abb. 10. Abb. 11. Abb. 12.



Abb. 13.

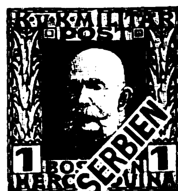


Abb. 14.



Abb. 15.

Besetzungsmarken der Mittelmächte.

Staatskanzler Hardenberg erlangte mit Mühe, daß Frankreich Landau(!), das an Bayern kam, und Saarlouis-Saarbrücken (für Preußen) herausgeben mußte. So wurde dank der deutschen Uneinigkeit der Erfolg zweier Feldzüge in eine diplomatische Niederlage verwandelt.

Daß sich die Franzosen mit dem Ergebnis der beiden Pariser Frieden 1814 und 1815 nicht zufrieden geben, sondern die erste Gelegenheit ergreifen würden, ihre Ansprüche auf die deutschen linksrheinischen Lande zu erneuern, sollte sich 1866 zeigen. Napoleon III. sah während des Krieges zwischen Preußen und Österreich den Zeitpunkt als gekommen an, seine Hand nach Belgien und den deutschen linksrheinischen Landen auszustrecken und damit seine eigene Stellung in Frankreich zu befestigen. Bismarcks überlegener Staatskunst, die Napoleons Absichten durchschaute, gelang es, diesen hinzuhalten und schnell mit Österreich und den süddeutschen Staaten zu Nicolsburg-Prag einen Frieden zu schließen, der dank seiner Mäßigung das spätere Deutsche Reich und dessen Bündnis mit Österreich vorbereitete.

Die Gelegenheit war für Frankreich verpaßt; 1870 sollte sie sich erneuern. Der Ruf „An den Rhein!", der damals durch die Straßen von Paris erschallte, ist kennzeichnend.

War es nun nicht ebenso eine Selbstverständlichkeit wie auch ein Zeichen großer Mäßigung, daß Deutschland nach den beispiellosen Erfolgen des Krieges von 1870/71 nur die Rückgabe des Elsasses und eines Fünftels von Lothringen mit Metz forderte? Damals hat man in England diese Forderung als ganz gerechtfertigt anerkannt!

Nur grobe geschichtliche Unkenntnis oder böser Wille erklären es, daß das ganze, Deutschland feindliche Ausland immer von einem den Franzosen 1871 angetanen großen Unrecht faseln kann, das wieder gutzumachen England und Amerika sich verpflichtet haben.

Sorgen wir dafür, daß die Diplomatie nicht abermals, wie 1814/15, alles verdirbt, was unsere herrlichen Heere erstritten und wofür unsere Söhne ihr Leben gelassen haben! Denken wir vor allem auch in Zukunft immer daran, daß die Franzosen ihr vermeintliches „natürliches" Recht auf das linke Rheinufer nie vergessen werden!

Die Besetzungsmarken der Mittelmächte.

Von Hans Schipper.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Von dem siegreichen Vordringen der Heere der verbündeten Mittelmächte legen die Briefmarken ein deutliches Zeugnis ab, die nach der Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in den besetzten Gebieten zur Ausgabe gelangten.

Schon am 13. Oktober 1914 kamen die ersten Besetzungsmarken, und zwar für Belgien, in Umlauf. Hierzu verwendete man die deutschen Marken, die mit dem schwarzen Aufdruck „Belgien" und der Wertangabe in Centimes und Franken versehen wurden. Auf diese Weise erschienen die Werte zu 3, 5, 10, 25, 50 und 75 Centimes, 1.—, 1.25 und 2.50 Franken (Abb. 1 und 2). Um dem Sprachgefühl der beiden Rassen, die Belgien bewohnen, den Flamen und Wallonen, entgegenzukommen, erhielten die Marken 1916 nur noch die abgekürzten Wertbezeichnungen F. für Franken und Cent. für Centimes (Abb. 3). Im Gegensatz zu diesen von der Zivilverwaltung herausgegebenen Marken führen diejenigen der Etappenverwaltung den Landesnamen nicht mehr.

Im Osten gelangten die deutschen Briefmarken mit dem Aufdruck „Russisch-Polen" am 10. Mai 1915 in Verkehr (Abb. 4). Nach den herrlichen Siegen von 1915 in Galizien und Polen trat eine Änderung ein. Russisch-Polen wurde in einen deutschen und einen österreichisch-ungarischen Verwaltungsbezirk getrennt, in die Generalgouvernements Warschau und Lublin. Für den deutschen Verwaltungsbezirk erschienen Marken mit dem Aufdruck „Gen.-Gouv. Warschau" (Abb. 5). Außerdem wurden für das Etappengebiet des Oberbefehlshabers Ost, das die früheren Generalgouvernements Kurland, Wilna, Kowno, Grodno und Suwalki umfaßt, Marken mit dem Aufdruck „Postgebiet Ob.-Ost" ausgegeben (Abb. 6).

Österreich-Ungarn gab für das Generalgouvernement Lublin im April 1915 die Marken Bosniens mit dem Aufdruck „K. u. k. Feldpost" heraus (Abb. 7). Im Juli des gleichen Jahres erschien dann eine neue Reihe, nun aber mit der Inschrift „K. u. k. Feldpost" (Abb. 8—12). Außerdem gab es vom August 1916 ab auch eine Anzahl von Zeitungsmarken (Abb. 13). Diese Marken haben auch Gültigkeit für die Generalgouvernements Belgrad und Cetinje.

Für Serbien gelangte im März 1916 eine Sonderausgabe in den Verkehr, die jedoch bereits im Mai wieder außer Kurs gesetzt wurde. Diesmal erhielten die bosnischen Marken den schrägen Aufdruck „Serbien" (Abb. 14 und 15).

Zur Erinnerung an die einjährige Besetzung von Montenegro bekamen am 1. März 1917 die Werte zu 10 und 15 Heller der Feldpostmarken den Aufdruck „K. u. k. Milit. Verwaltung Montenegro".

Für das besetzte Rumänien erschienen im März 1917 drei Werte zu 5, 10 und 25 Stolinki der bulgarischen Marken mit dem bulgarischen Aufdruck „Post in Rumänien 1916 bis 1917".

Die Türkei endlich gab am 1. März 1916 fünf Werte mit dem Aufdruck „Tûr-i-Sina" heraus, die für das besetzte Sinai bestimmt waren.

Die wiedergegebenen Markenabbildungen sind sämtlich in der neuesten Auflage von Schaubeks Briefmarken-Album enthalten. Verlag C. F. Lücke G. m. b. H., Leipzig.



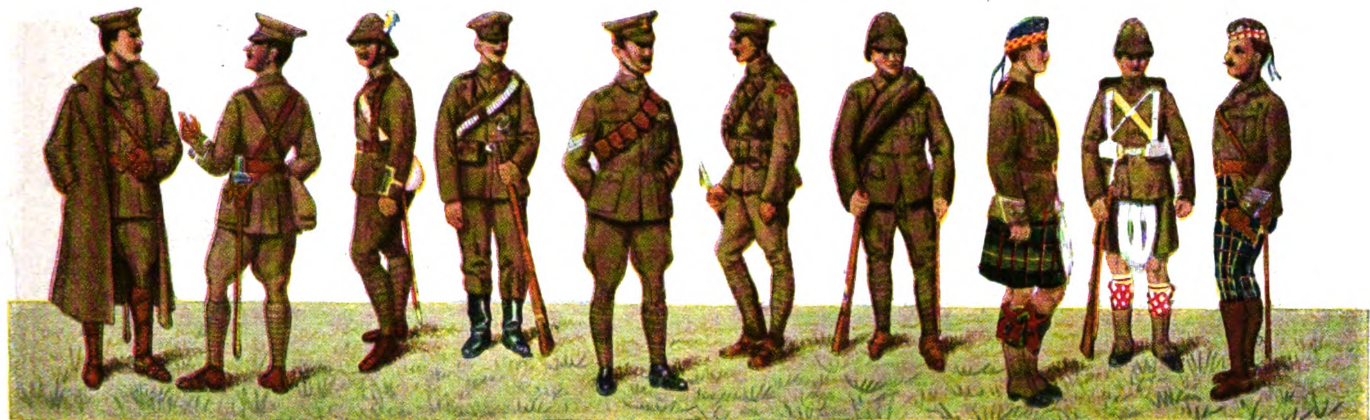
General. Gardeinfanterieoffizier. Infanterieoffizier im Mantel. Gardeinfanterist im Mantel. Gardeinfanterist. Infanterist. Kavallerist. Don-Kosak. Kuban-Kosak. Feld-Artillerist.

Russische Armee.



Divisions-General. Hauptmann des Generalstabes. Leutnant der Infanterie. Infanterist. Infanterist mit Helm und Mantel (Korporal). Alpenjäger. Unterleutnant der Kürassiere. Dragoner. Feldartillerist. Turko (Tirailleur algérien).

Französische Armee.



Berittener Infanterieoffizier mit Mantel. Unberittener Infanterieoffizier (Hauptmann). Hauptmann der Royal-Inniskilling-Füsiliere. Infanterist. Sergeant der berittenen Truppen. Berittener Infanterist. Kavallerist. Leutnant der Cameron-Hochländer. Seaforth-Hochländer. Berittener Offizier (Major) der schottischen Regimenter.

Englische Armee.



Generalmajor. Major des Generalstabes. Infanterist. Alpino (Alpenjäger). Bersaglieri-Korporal. Unterleutnant der Cavalleggeri. Soldat der Dragoni. Sergeant der Feldartillerie. Gebirgsartillerist. Arzt mit Leutnantsrang.

Italienische Armee.



Die feldgrauen Uniformen der russischen, französischen, englischen und italienischen Armee.

Zusammengestellt unter Benutzung farbiger Tafeln aus dem Verlage von Moritz Ruhl, Leipzig.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Mit großer Begeisterung war der Eintritt der **Vereinigten Staaten** in den Krieg bei den europäischen Westmächten gefeiert worden, mit enttäuschter Nüchternheit stellten sie um Mitte Februar 1918 fest, daß Wilsons Wege nicht mehr vollständig die des Obersten Kriegsrates in Versailles seien. Innerhalb der langen Frist von neun Monaten seit Eintritt in den Krieg war die Kriegspartei der Vereinigten Staaten unter Wilsons Leitung nach drei Richtungen tätig gewesen: Bekämpfung der Kriegsgegnerschaft im eigenen Lande, Vergewaltigung der kleinen Neutralen, umfassende Vorbereitung auf den Krieg und teilweise Beteiligung daran.

Die Kriegsgegnerschaft wurde planmäßig von Sozialdemokraten, Gewerkschaftlern und Fortschrittlern geführt. Der angesehenste fortschrittliche Politiker, Senator Lafollette, beschuldigte Wilson in öffentlichen Reden der bewußten Irreleitung des amerikanischen Volkes über die „Lusitania"-Angelegenheit. Lafollette brachte den Nachweis, daß der Präsident um die Munitionsladung der „Lusitania" gewußt hat, aber trotzdem Entrüstung heuchelte, um sich um Englands Angelegenheiten verdient zu machen, soweit er und der ihm befreundete Munitionsfabrikantenkreis daraus Vorteil ziehen konnten. Diese Mitteilungen wurden Lafollette von Wilsons Gesinnungsgenossen so verübelt, daß sie einen Antrag auf Ausstoßung Lafollettes aus dem Bundessenat stellten. — Arbeiter, Kleinbürger und Bauern waren gegen den Krieg; die Behörden gingen deshalb scharf gegen sie vor. Die Versammlungen dieser Kriegsgegner wurden aufgehoben, Redner verhaftet, Zeitungen verboten oder von der Postbeförderung ausgeschlossen.

Unter der Wut der Kriegsfreunde hatten besonders die Deutschen, die bisher ruhig ihren Geschäften nachgegangen waren, zu leiden. Man strengte Prozesse gegen sie an und verurteilte sie womöglich zu Zuchthausstrafen. Bald schritt man auch zur Einweisung von Deutschen und Österreichern in Internierungslager, wo sie eine möglichst rücksichtslose Behandlung erfuhren. Am 5. Februar legte Wilson den Ausdruck „Feind" in dem Gesetz über den Handel mit dem Feinde so aus, daß alle Untertanen feindlicher Staaten darunter zu verstehen wären, die vom Kriegsamt dauernd im Internierungslager festgesetzt worden seien. Diese Begriffsbestimmung gestattete der amerikanischen Regierung die Aneignung des Eigentums der internierten Deutschen entgegen dem mehrfach gegebenen Versprechen Wilsons, daß in den Vereinigten Staaten das Eigentum der feindlichen Ausländer unantastbar wäre.

Die Vergewaltigung der Neutralen bezweckte die Abschließung Deutschlands von den letzten noch spärlich fließenden Hilfsquellen seines Außenhandels und zugleich die Gewinnung neuen Schiffsraumes. Wie die Engländer, so streckte Wilson seine Faust besonders gegen Holland, Norwegen und Schweden aus. Während Schweden etwas vorsichtiger behandelt wurde, traf Norwegen und



An die Front! Nach einem Originalgemälde von Professor W. Georgi.

Holland die ganze Schwere amerikanischen Eigennutzes. Bunkerkohle, Nahrungsmittel und alle für die Schiffahrt nötigen Dinge sollten nur solche Schiffe erhalten, deren Besitzer sich verpflichteten, keine Frachten für Deutschland oder Angehörige der ihm verbündeten Staaten zu übernehmen. Überhaupt sollte für jede Verfrachtung erst die Genehmigung des Kriegsamtes der Westmächte eingeholt werden. Kein Fahrzeug, das nicht durch ein Ursprungszeugnis den Nachweis für die Herkunft der Ladung aus einem neutralen Lande bringen konnte, sollte auch Frachten nach Holland, Skandinavien, Spanien und der Schweiz führen. Ja, sogar die Apparate für drahtlose Telegraphie mußten versiegelt werden. Auch der Kauf oder die Auflegung von Schiffen wurde der Genehmigung des Kriegsamtes der Westmächte unterstellt. Die Amerikaner versuchten auch, die Vermietung von Schiffen für Zwecke des Verbands zu erzwingen. Das gelang zuerst bei Norwegen, dessen Reeder im Hinblick auf die reichen Gewinnaussichten ihre Schiffe und Mannschaften den Gefahren des U-Bootkrieges aussetzten.

Die Niederlande, die in amerikanischen Häfen 82 Schiffe mit wertvollen Ladungen liegen hatten, mit deren Wegnahme gedroht worden war, vermochten nach langwierigen Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag abzuschließen, nach dem die Schiffe außerhalb des Sperrgebietes in amerikanischem Auftrag verwandt werden sollten.

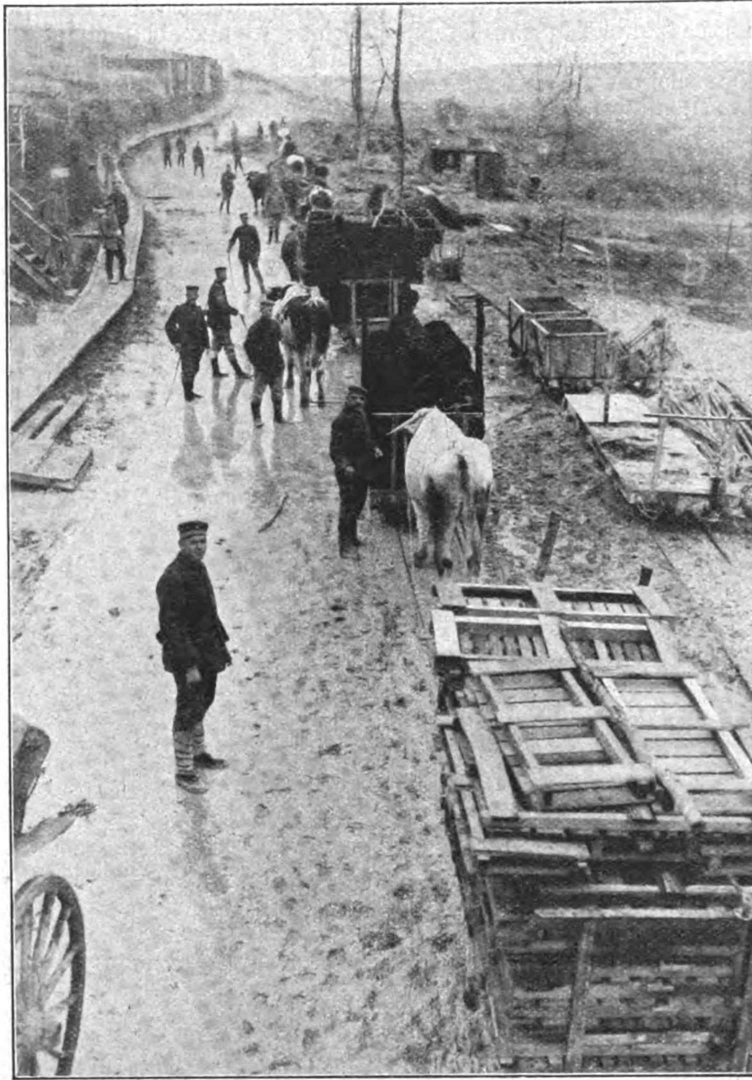
Mit Schweden fanden ebenfalls Verhandlungen statt. In einer Riesenversammlung in Stockholm wehrte sich zwar das schwedische Volk gegen eine Neutralitätsverletzung und legte der Regierung nahe, die Verhandlungen abzubrechen. Dennoch sah sich auch die schwedische Regierung genötigt, eine Haltung einzunehmen, die vom deutschen Standpunkt als höchst bedauerlich bezeichnet werden mußte. Schweden, das der englischen Regierung bereits eine stattliche Flotte von 100000 Tonnen zur Verfügung gestellt hatte, überließ auch den Vereinigten Staaten seine Schiffe und leistete damit den Feinden des Vierbundes in einer Zeit, die sich für die Wirkungen des Tauchbootkrieges als besonders wesentlich erweisen mußte, äußerst wertvolle Dienste.

Während Amerika so die Knebelung der kleinen neutralen Staaten durch die Drohung, ihnen Lebensmittel und Rohstoffe vorzuenthalten, erfolgreich betrieb und mit den Kriegsgegnern im Lande fertig zu werden suchte, setzte es auch in großartigem Umfange seine Kriegsvorbereitungen fort. Starke Aufgebote waren bereits nach Frankreich geschafft worden (siehe Bild Seite 181), aber von diesen stand bisher nur ein geringer Teil in der Front; die Mehrzahl war mit dem Straßen-, Bahn- und Lagerbau beschäftigt. Die Amerikaner bauten von ihren Ankerplätzen an der französischen Küste unmittelbar an die Front eigene Straßen und Bahnen, die möglichst geradlinig geführt wurden. Durch Käufe und auf fünf Jahre abgeschlossene Pachtverträge brachten sie, ähnlich wie die Engländer, einen großen Teil von Frankreichs Boden in ihren Besitz und veränderten ihn recht gründlich.

Den übertriebenen Vorstellungen der europäischen Verbündeten von der Schnelligkeit und dem Umfange der amerikanischen Hilfe gegenüber wurde aber Ende Januar in einer Neuyorker Wochenschrift ausgeführt, daß die Last des Krieges wenigstens noch bis zum Herbst 1918 ganz auf den Franzosen und Engländern liegen würde. Erst bis zum Frühling 1919, also nach etwa zweijähriger Vorbereitung, könnte Amerika dreißig Divisionen dauernd auf französischem Boden bereit halten, vorausgesetzt, daß die Verbündeten auf die Lebensmittelzufuhr im bisherigen Umfange verzichteten und der U-Bootkrieg die Truppentransporte nicht allzu stark gefährde.

Die Befürchtungen hinsichtlich des U-Bootkrieges bestätigten sich durch die Versenkung des amerikanischen Truppentransportdampfers „Tuskania" (siehe Bild Seite 180). Das der Anchorlinie gehörige Schiff mit einem Raumgehalt von 14348 Tonnen wurde in der Nacht zum 5. Februar in der Nähe der Irischen Küste torpediert. Von den 2397 an Bord befindlichen Menschen konnten nur etwa 200 nicht gerettet werden, die anderen kamen mit dem Schrecken davon.

Auf die letzten Reden der Grafen Hertling und Czernin erwiderte Wilson am 11. Februar. Aber ein Bekenntnis zum Krieg bis zur Vernichtung der Gegner war seine Rede nicht mehr. Wohl betonte er die Macht und die Raschheit der amerikanischen Hilfe, dann aber griff er die Gedanken über den Weltfrieden und einen Weltgerichtshof wieder auf und regte an, im Austausch der Ansichten wie bisher fortzufahren. Als Grundlage für die über das große Wasser lose angeknüpften Besprechungen stellte Wilson vier Punkte auf, die so allgemein gehalten waren, daß sie auch allgemeine Zustimmung finden konnten. —



Phot. Rich. Sperling, Berlin.

Materialtransport mittels Ochsengespanns und Straßenbahn bis in die vordersten Linien an der Westfront.

* * *

In **England** bemühte man sich zunächst, die Rede des Präsidenten Wilson als Bekenntnis zum Kriege bis zum Äußersten hinzustellen. Als aber am 12. Februar Lloyd George den beiden Staatsmännern der Mittelmächte seine Antwort erteilte, wurde es doch offenbar, daß zwischen der Auffassung der Lage durch Wilson und durch Lloyd George ein großer Unterschied bestand. Nun erst wurde verständlich, weshalb sich die Vereinigten Staaten an der Zusammenkunft in Versailles nicht in dem erwarteten Maße beteiligt hatten. Sie wollten eben dem kriegswütigen Clemenceau und dem die gleiche Geistesverfassung aufweisenden Lloyd George nicht bedingungslos Gefolgschaft leisten.

Die Beschlüsse des neuen Versailler Kriegsrates wurden im englischen Unterhause und in der englischen Öffentlichkeit recht ungünstig aufgenommen. Asquith wandte sich mit großer Schärfe gegen sie, besonders soweit sie den englischen Generalen Haig und Robertson eine Unter-

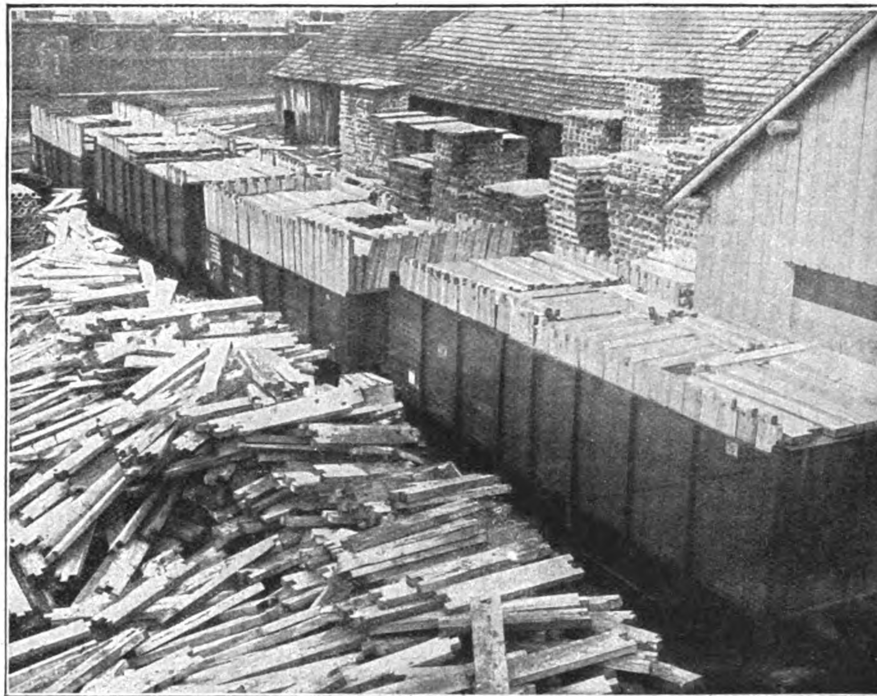
ordnung unter den in Versailles gebildeten Militärrat aufzuerlegen schienen. Der Generalstabschef Robertson (siehe Bild in Band V Seite 90) trat von seinem Posten zurück und machte dem Lloyd George ergebenen General Wilson (siehe Bild Seite 180) Platz. —

* * *

Auf den **Kriegschauplätzen** blieb es vorwiegend bei kleineren Infanteriegefechten und Zusammenstößen von Erkundungsabteilungen. Das Vorfühlen einer schwachen deutschen Sicherungsabteilung am 8. Februar bei Fontaines les Croisilles löste beim Feinde auf breiter Front kräftiges Artilleriefeuer und lebhafte Betätigung der Grabenwaffen aus. Nach einem Überfall nördlich von Xivrai, wobei die Amerikaner wieder eine größere Zahl Gefangene verloren, setzte der Feind auch dort, im Frontabschnitt der Heeresgruppe Herzog Albrecht, seine Batterien stärker ein. Zwischen Flirey und der Mosel unternahmen die Franzosen nach heftiger Feuersteigerung am 12. Februar mit mehreren Kompanien einen größeren Vorstoß. Bei Remeneauville und im Ostteile des Priesterwaldes kamen ihre Sturmabteilungen an die deutschen Linien heran. Es entspann sich ein heftiger Kampf, aber schon nach kurzer Zeit mußten die Franzosen unter schwersten Verlusten die Flucht ergreifen, wobei sie auch zahlreiche Gefangene einbüßten.

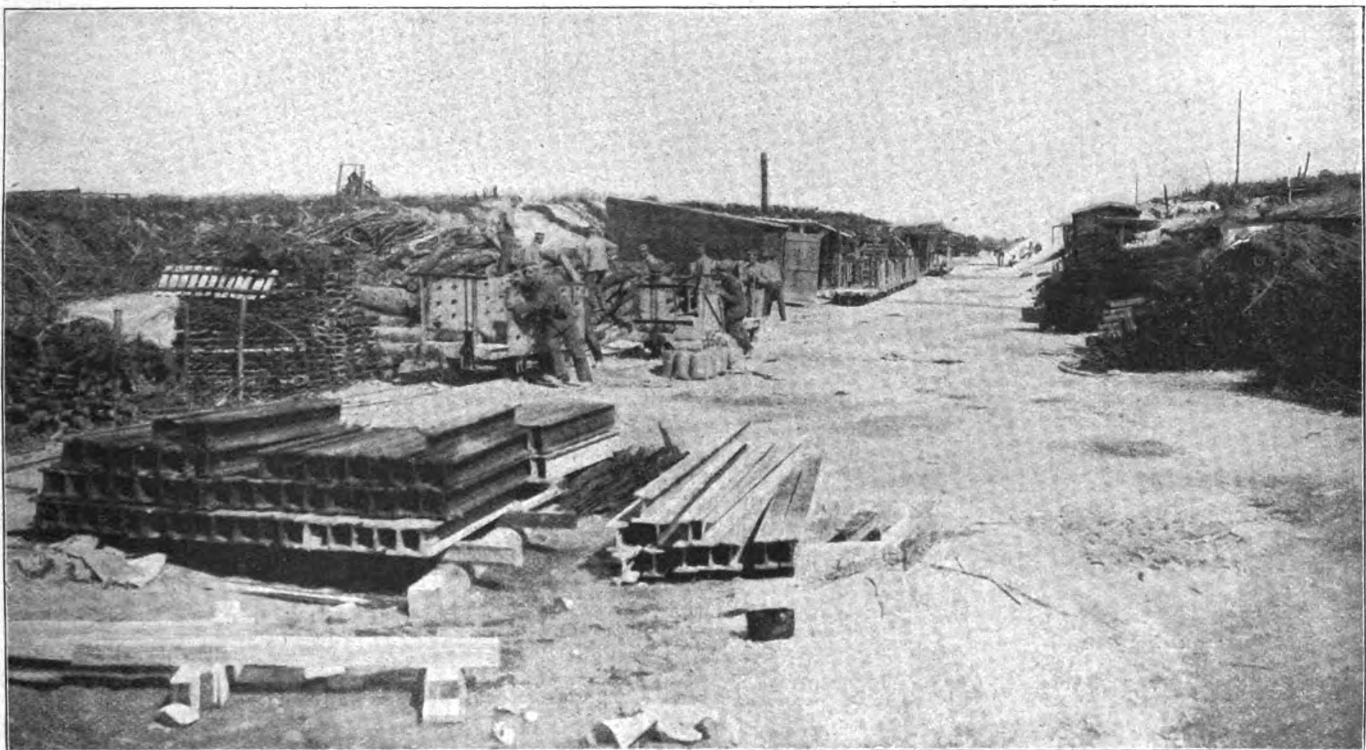
Ähnliche Ereignisse trugen sich am nächsten Tage an verschiedenen Stellen der Westfront zu, besonders in der Gegend von Lens und in der Champagne. Dabei gelang es den Franzosen, sich nach verzweifeltem Ringen und Einsatz starker Kräfte südöstlich von Tahure in einem vorspringenden Teil der deutschen Linien einzunisten. Das gab den Anlaß zu erbitterten örtlichen Gefechten, die nach mehreren Tagen zum Vorteil der Deutschen abgeschlossen wurden.

Im Sundgau unternahmen die Franzosen einen größeren Vorstoß. Am 23. Februar feuerten sie dort von zehn Uhr dreißig vormittags an aus 52 Batterien, Kaliber bis zu 28 Zentimeter, und aus schweren Minenwerfern an 30 000 Artilleriegeschosse und 450 schwere Flügelminen gegen die vorderen deutschen Linien, das Batteriegelände und die Straße im Abschnitt Niederaspach—Exbrücke—Niederburnhaupt. Um ein Uhr mittags ließen sie aus dem Kreuzwalde gegen Niederaspach Gas ab, das über Norden nach Nordwesten drehte und in das Thannertal zog. Auch mit Granaten suchten sie den Abschnitt zu vergasen. Nach siebenstündigem Feuer stürzten drei völlig ausgeruhte, durch Wochen hinter der Front zum Angriff geschulte Bataillone vor. Streckenweise brach der Sturm schon im deutschen Feuer nieder. Bei Exbrücke wurde er im Angriff Mann gegen Mann erstickt. In Niederaspach drang der Feind ein. Die Besatzung war an Zahl unterlegen, geschwächt, erschüttert und betäubt von zahllosen Detonationen. Aber sie zögerte keine Sekunde, wartete keine Reserven, keine Hilfe ab. Sie griff den Feind an und warf ihn hinaus. Die ganze vordere Linie blieb fest in deutscher Hand. In-



Phot. Rich. Spelling, Berlin.

Stapelplatz fertig geschnittener Hölzer zum Bau von Unterständen und Minengängen in den vordersten Gräben hinter der Front in Flandern.



Phot. Rich. Spelling, Berlin.

Lagerplatz von Baustoffen hinter der deutschen Front im Westen.

fanterie und Artillerie haben sich glänzend geschlagen; der Feind hat in ihrem Feuer schwer bluten müssen.

Auf dem italienischen Kriegschauplatz spielten sich im Raume der Frenzelaschlucht und im Abschnitt von Zenson örtliche Kämpfe ab, die am Besitzstande der Gegner nur wenig änderten. Inzwischen wurde auch in den besetzten italienischen Gebieten die Industriearbeit, zum Teil unter deutscher Verwaltung, wieder aufgenommen und ebenso wie vorher in Rußland und Rumänien den Zwecken der Mittelmächte dienstbar gemacht (siehe die Bilder Seite 182). —

* * *

Der **Luftkrieg** wurde von beiden Parteien nachdrücklich fortgesetzt. Während die Deutschen im Januar insgesamt 68 Flugzeuge und 4 Fesselballone verloren, büßten die Gegner 151 Flugzeuge und 20 Fesselballone (siehe die Bilder auf Seite 183) ein. Auf das deutsche Heimatgebiet führten die Feinde im gleichen Monat 31 Luftangriffe aus, von denen 15 dem lothringisch-luxemburgischen Industriegebiet und 14 offenen deutschen Städten wie Ludwigshafen, Freiburg, Trier, Mannheim, Heidelberg, Rastatt, Karlsruhe, Offenburg und Friedrichshafen galten. Nur wenige Bomben fielen auf Anlagen der deutschen Rüstungsindustrie; sie verursachten keine nennenswerten Betriebstörungen. Leider waren aber insgesamt 5 Tote und 9 Verletzte zu beklagen. Vier der angreifenden Flugzeuge wurden abgeschossen.

London erlebte in den Nächten zum 17., 18. und 19. Februar neue deutsche Fliegerangriffe; viele tausend Kilogramm Sprengstoffe wurden auf die befestigte Hauptstadt abgeworfen, wo sie schwere Schäden hervorriefen. —

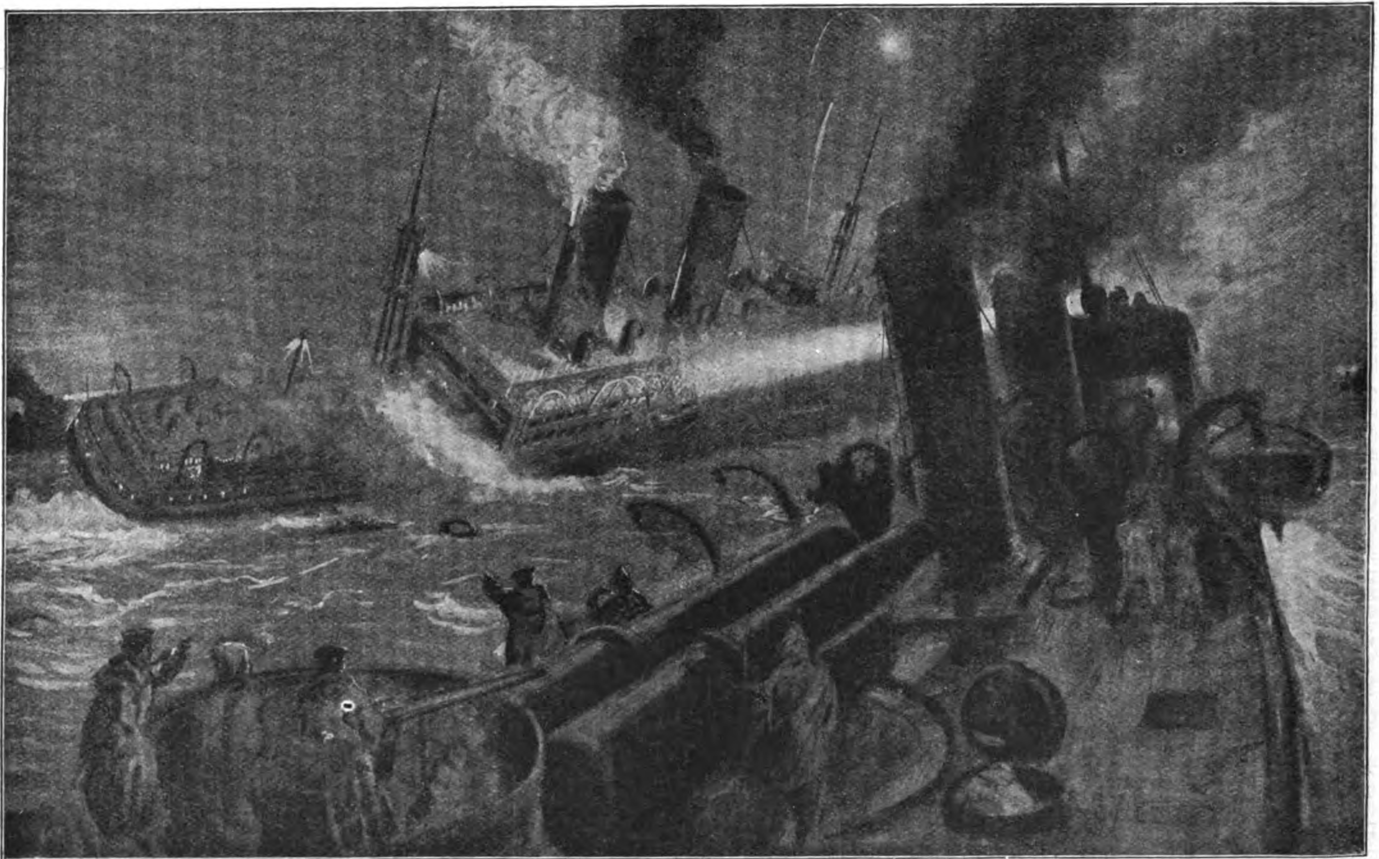
* * *

Beträchtliche Verluste erlitten die Engländer auch wieder im **Seekrieg**. In der Nacht zum 15. Februar stießen deutsche Torpedoboote in den Ärmelkanal vor und trafen zwischen Dover und Folkestone auf der englischen, Calais und dem Kap Gris Nez auf der französischen Seite auf die starke Kanalbewachung. Torpedoboote, U-Bootzerstörer, bewaffnete Dampfer aller Größen und Motorschnellboote stellten sich ihnen in den Weg. Weithin erleuchteten Scheinwerfer und auf dem Wasser schwimmende Magnesiumleuchtkugeln den Kampfplatz. Deutsche und Engländer entwickelten ein mächtiges Artilleriefeuer. Die Deutschen vereinigten ihr Feuer zunächst auf die mit Scheinwerfern ausgerüsteten größeren feindlichen Fahrzeuge. Als erstes wurde das Leitfahrzeug der Kanalbewachung, ein älterer Kreuzer oder ein Spezialschiff, in Brand geschossen und versenkt. Die vier mit Artillerie und mit Torpedo ausgerüsteten Motorschnellboote stürzten sich zum Gegenangriff auf die Deutschen; sie wurden jedoch durch Volltreffer geradezu zersplittert und völlig vernichtet. Ein älteres Torpedoboot kenterte ebenfalls unter deutschen Artilleriegeschossen. Der englische U-Bootjäger 1113 erhielt auf dreißig Meter Entfernung einen Treffer in den Kessel und wurde dann durch weitere Schüsse versenkt. Noch zwölf andere bewaffnete Fahrzeuge der Feinde wurden zum Sinken gebracht, und wenigstens noch elf so schwer getroffen, daß mit dem Untergang dieser Schiffe gerechnet werden konnte. Die Deutschen hatten wieder einen glänzenden Erfolg erstritten.

Auch der U-Bootkrieg fügte den Engländern sowie ihren Verbündeten und Freunden täglich neue Verluste zu, wie die von der deutschen Admiralität veröffentlichten Versenkungsziffern erwiesen. Bis zum Februar vernichtete unter anderen Kapitänleutnant Remy (siehe Bild Seite 168) allein im westlichen Teil des Ärmelkanals und an der fran-



General Sir Henry H. Wilson, der an Stelle des zurückgetretenen Generals Robertson englischer Generalstabschef wurde.
Nach einer englischen Darstellung.



Die Versenkung des amerikanischen Truppentransportdampfers „Tuskania" westlich von der irischen Küste durch ein deutsches U-Boot in der Nacht zum 5. Februar 1918 trotz stärksten Schutzes durch englische Zerstörer.
Nach einer englischen Darstellung.



An der Westfront ankommender amerikanischer Truppentransport wird von deutschen Fliegern beschossen.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Phot. Rich. Spelling, Berlin.

Eine italienische Seidenspinnerei unter deutscher Verwaltung in Vittorio, in der die Seidenkokons bis zum fertigen Seidenfaden verarbeitet werden.

Innenansicht der Spinnerei: Die Bürstenanlage. Etwa 50—60 Kokons werden in 40 Grad heißes Wasser gelegt und ihre Fadenanfänge durch Bürsten losgelöst.

zösischen Westküste acht Dampfer und zwei Segler mit rund 28000 Tonnen Raumgehalt. Weitere fünf Dampfer und sieben Fischerfahrzeuge waren in unmittelbarer Nähe der englischen Küsten versenkt worden. Zu der erheblichen, aus dem Mittelmeer gemeldeten Beute gehörte auch der 13 528 Tonnen große Truppentransportdampfer „Minnetonka“.

Das Gesamtergebnis des U-Bootkrieges im Januar belief sich auf 632 000 Tonnen. Damit waren im ersten Jahre seiner uneingeschränkten Führung 9 590 000 Tonnen feindlichen und den Feinden nutzbaren Handelschiffraumes vernichtet worden. —

* * *

So vollständig der Krieg mit **Rußland** nach der von Trotzki angeordneten Demobilisierung des russischen Heeres beendet schien, so wechselvoll und militärisch folgenschwer gestalteten sich die durch die Schuld der Bolschewiki entwickelten weiteren Ereignisse. Die Demobilisierung des russischen Heeres war nur scheinbar, denn aus den aufgelösten Truppenteilen wurde in Nordrußland sofort eine Rote Garde aufgestellt. Das war die Leibarmee Lenins, die in Petersburg eine wahre Schreckensherrschaft ausübte (siehe die Bilder Seite 188) und mit deren Hilfe er die Pläne seiner Parteifreunde im Innern durchführen wollte. Zum Beginn des Monats Februar zählte die rote Revolutionsarmee bereits eine Million Mann, von denen jeder monatlich 450 Rubel erhielt.

Das Verhältnis Rußlands zu den Mittelmächten war durch das Verhalten Trotzkis in Brest-Litowsk sehr wenig geklärt. Aber v. Kühlmann hatte dort schon darauf hingewiesen, daß das Verfahren Trotzkis Rußland nicht den Frieden brächte und die Voraussetzungen für den Waffenstillstand aufhöbe, die Mittelmächte also bei Ablauf des Waffenstillstandes am 17. Februar wieder freie Hand gegenüber Rußland gewännen.

Die sogenannten Randvölker des früheren russischen Reiches gingen mit großem Eifer an die Ordnung ihres bereits erreichten oder noch erhofften Besitzstandes. So tauschten die **Ukrainer** mit Österreich-Ungarn die gegenseitig besetzten Gebiete an ihren Grenzen aus. Sie standen östlich von Tarnopol noch auf österreichischem Boden, während die Österreicher und Ungarn nördlich von Chotin einen Teil des früheren Rußlands innehatten. Schon am 13. Februar rückte ein k. u. k. Jägerbataillon in Brody, das seit Ende Juli 1916 in russischem Besitz gewesen war, ein, wo es von dem Bürgermeister in Gegenwart der Rada der 115. ukrainischen Division begrüßt wurde.

Ihre freigewordenen Truppen zog die Ukraine in das Innere des Landes zur Herstellung und Aufrechterhaltung der Ordnung, die von den Charkower Bolschewiki immer noch stark bedroht wurde. Die ukrainische Regierung, an deren Spitze der Ministerpräsident Wsewolod Holubowicz (siehe Bild Seite 187) stand, verlegte ihren Sitz aus dem gefährdeten Kiew (siehe Bild Seite 187) nach Shitomir. Es stellte sich aber bald heraus, daß sie nicht nur mit inneren Widersachern, sondern auch mit einem erregten äußeren Feind zu rechnen hatte.

Die **Polen** waren mit der Führung der westlichen Grenze der Ukraine nicht zufrieden. Das ehemals russische Gouvernement Cholm (siehe die Bilder Seite 186) war nach der russischen Revolution im Jahre 1905 aus Teilen Russisch-Polens gebildet worden, um seine ukrainische Bevölkerung, die mindestens die Hälfte betrug, den polnischen Bestrebungen zu entziehen. In Brest-Litowsk waren diese Gebiete der Ukraine zugefallen. Die Folge war nicht nur ein Entrüstungsturm der österreichisch-ungarischen Polen gegen ihre Regierung, sondern auch erhebliche Aufregung im neuen Königreich Polen. Am 12. Februar reichte der Ministerpräsident Kucharczewski dem polnischen Regentschaftsrate die Demission des Ministeriums ein, als Zeichen der Mißbilligung der von den Deutschen eingeschlagenen Politik. Gleichzeitig legten polnische Truppen im Gebiete von Minsk (siehe die Karte Seite 190 unten) ihre Hand auf Gebiete, die zweifellos nicht polnisch waren. Die polnischen Legionen breiteten sich in Weißrußland aus und erreichten nach Osten in der Nähe von Smolensk annähernd die weißrussischen Grenzen gegen Innerrußland. Mit Gewalt strebten sie danach, sich ein ganzes Land anzueignen, das eben schwache Versuche unternommen hatte, nach dem Grundsatze des Selbstbestim-



Phot. Rich. Spelling, Berlin.

Abwiegen von Kokons.

Eine Spinnerin erhält täglich 4 Kilogramm Kokons zugewiesen, die sie im Laufe des Tages verarbeitet.

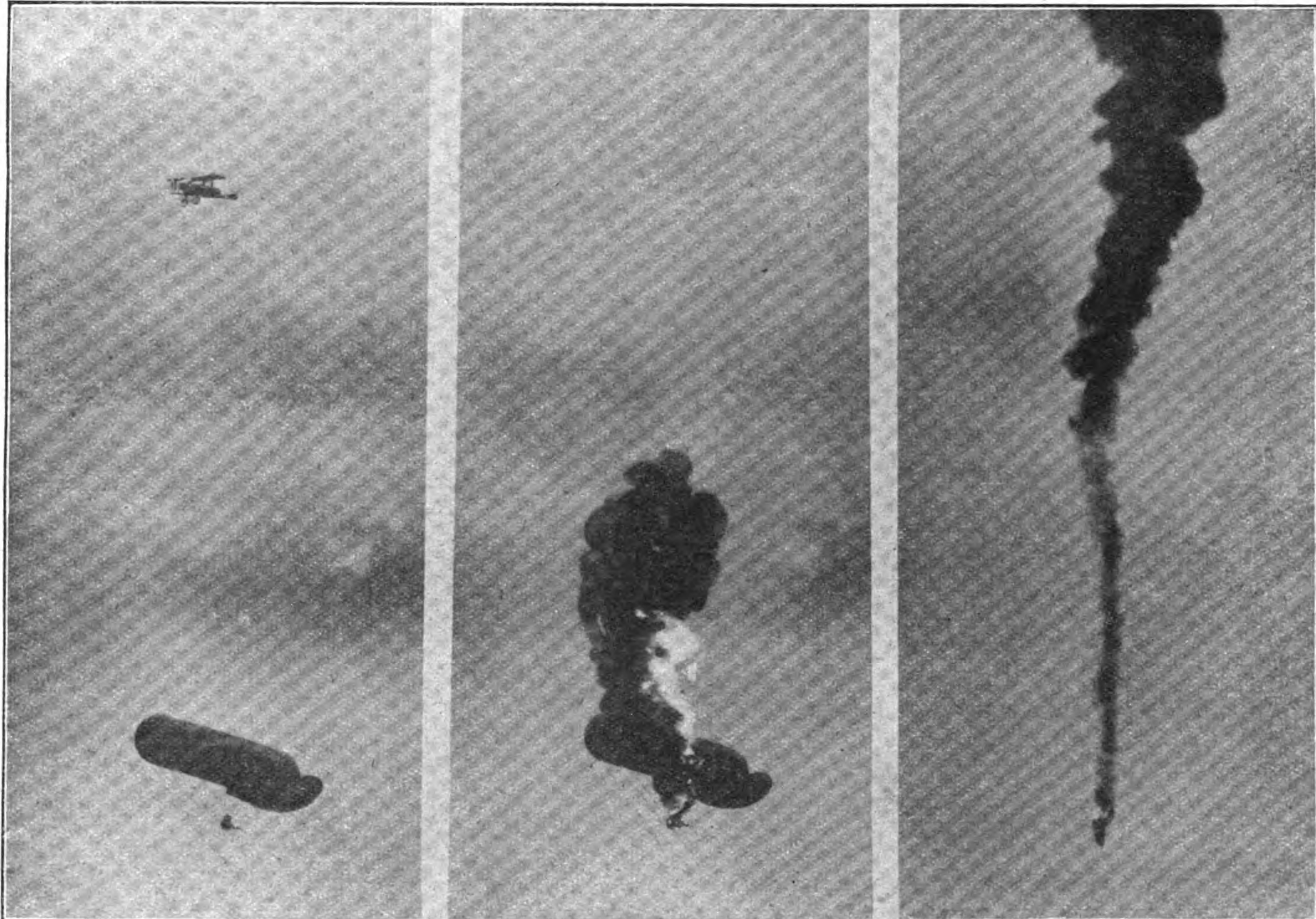
mungsrechtes der Völker selbständig zu werden. Abgesandte dieser polnischen Eroberungstruppen in Weißrußland erschienen auch in Warschau, um die Bildung eines polnischen Heeres einzuleiten. Als es sich noch um die Befreiung Polens handelte, überließen die Polen trotz mancherlei Versprechungen ruhig den Deutschen, Österreichern und Ungarn den schwierigeren Teil dieser Befreiung, die Waffenarbeit. Nachdem die Deutschen ihnen trotz polnischer Widerstände ein einigermaßen festes Staatsgebilde errichtet hatten, fand sich mit einem Male ein Heer zusammen, das aber nicht dem Schutze Polens, sondern der Bedrängnis anderer Völker dienen sollte. —

In den hochgehenden Wogen des politischen Durcheinanders bewahrte Deutschland seine Festigkeit. Eine Anzahl Gouvernements in Litauen wurde zu gemeinsamer Verwaltung zusammengelegt, um so ein Litauisches Reich vorzubereiten, dessen Grenzen sich im Süden mit der Ukraine berührten, Polen also von Innerrußland trennten. — Rumänien erhielt von Deutschland eine Aufforderung, sich bis zum 14. Februar abends über seine zukünftige Haltung zu entscheiden. Es wurden neue Verhandlungen festgesetzt, die am 25. Februar in Bukarest beginnen sollten. —

Entschlossen gingen die Deutschen auch daran, mit den Bolschewiki abzurechnen, indem sie am 18. Januar, mittags zwölf Uhr, der Stunde des Ablaufes des Waffenstillstandes, einen neuen Vormarsch gegen Nord- und Mittelrußland begannen. Kraftvolles, nicht mißzuverstehendes Handeln war notwendig geworden, weil die Bolschewiki in ihrem Deutschenhaß die Deutschbalten vom zwölften Lebensjahre ab für vogelfrei erklärt hatten und durch die Rote Garde grauenvolle Blutbäder (siehe Bild Seite 189) unter ihnen anrichten ließen. Schon am 18. Januar besetzten deutsche Bataillone die Festungen Dünaburg und Luck. Das in Auflösung begriffene russische Heer leistete nur stellenweise Widerstand, der geringfügig war und überall bald gebrochen wurde. Er war auch um so aussichtsloser, als die Deutschen durch den gleichzeitig angesetzten Vormarsch in Livland und Estland (siehe die Karte Seite 190 oben), dessen Küste sie von den Inseln aus im Marsch über das Eis erreichten, im Rücken und in der Flanke der russischen Verteidigungsabteilungen erschienen.

Dieses Vorgehen der Deutschen tat sehr rasch seine Wirkung. Schon am 19. Februar konnte der Staatssekretär v. Kühlmann im Reichstage mitteilen, daß sich Trotzki und Lenin nach einem Funkspruch zur Annahme der deutschen Bedingungen, die sie in Brest-Litowsk nicht anerkennen wollten, bereit erklärten. Die von Deutschland verlangte schriftliche Bestätigung des Funkspruches mit den Unterschriften Lenins und Trotzkis wurde bereits am 21. Februar bei den deutschen Truppen in Kurland abgegeben.

Der Vormarsch der Deutschen konnte durch die plötzlich bekundete Friedensbereitschaft der Russen nicht aufgehalten werden. Riesige Marschleistungen wurden von den deutschen Truppen auf der ganzen Linie vollbracht, und neben großer Beute lohnte die Anstrengungen die Befreiung der von der Roten Garde übel behandelten Bevölkerung. Nicht nur von den deutschen Balten, sondern auch von den lettischen Bauern wurden die deutschen Truppen beim Vormarsch überall als wirkliche Befreier aus Unordnung, Not und Elend freundlich begrüßt (siehe Bild Seite 185). Am 20. Februar betrug die Beute schon 8700 Gefangene, darunter viele hohe Offiziere, 1353 Geschütze, 120 Maschinengewehre, etwa 5000 Fahrzeuge, Eisenbahnzüge mit 1000 Wagen, die vielfach mit Lebensmitteln beladen waren, Flugzeuge und anderes Kriegsmaterial in unübersehbaren Mengen. Etwa die gleiche Gefangenenzahl brachte der nächste Tag. Die deutschen Truppen hatten trotz der Ohnmacht des Feindes keine leichte Aufgabe, da der Winter ihrem Vorgehen Schwierigkeiten bereitete (siehe Bild Seite 191). Dennoch drangen die Tapferen unverdrossen im Eilmarsch vor, um den Feldzug gegen Rußland so rasch wie möglich zu beenden. —



Erfolgreicher Angriff eines deutschen Fliegers auf einen feindlichen Fesselballon.

1. Das deutsche Flugzeug überfliegt den Ballon. 2. Der Ballon ist durch die Brandgeschosse des Fliegers in Brand geraten. 3. Die Überreste des Ballons stürzen brennend ab.

Nach Aufnahmen eines deutschen Fliegers.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Selige Augen.

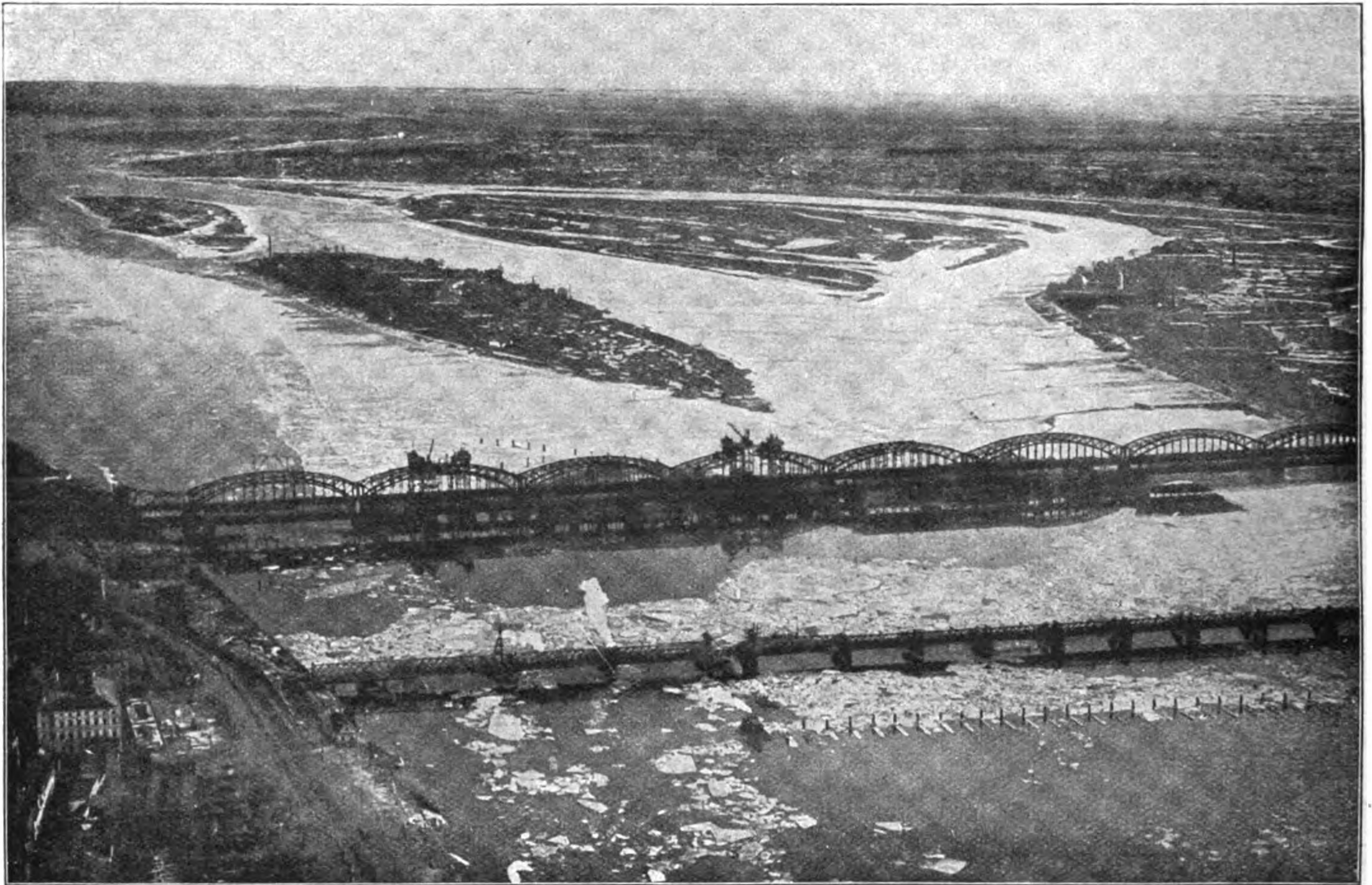
Eine Erzählung aus den Kriegstagen in Flandern.
Von Armin Steinart (F. A. Loofs).
(Schluß.)

Es waren furchtbare Tage, die nun folgten. Zuerst lag er vollkommen teilnahmlos. Aber das Zucken seiner Finger, das immer wiederholte Hinauftasten nach den Augen ließ erkennen, daß er wach war. Es schien, als habe die furchtbare Überraschung die Lebenskraft des Verwundeten tödlich getroffen. Auch die Ärzte waren überrascht worden. Wohl hatte der Oberarzt angenommen, daß sich infolge der Hirnverletzung Störungen zeigen würden. Da jedoch kein Ausschuß vorhanden war und man den Schwerverwundeten noch nicht hatte durchleuchten können, wußte man nicht, wie der Schußkanal verlief und welche Hirnteile verletzt waren. Nun schien es leider allzu gewiß, daß das Geschoß die Sehnerven durchschlagen hatte.

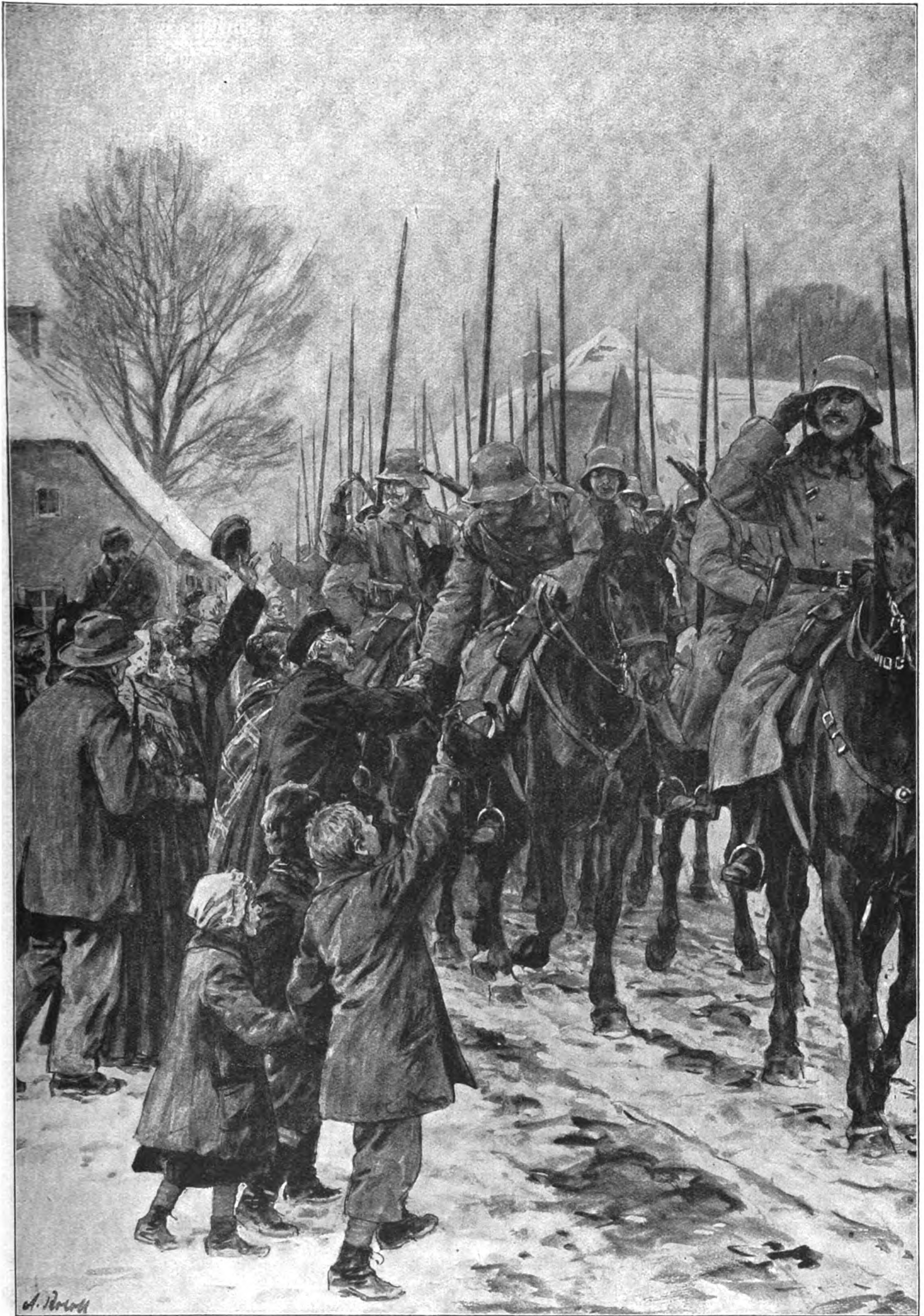
Drei Tage nach dem verhängnisvollen ersten Verbandwechsel begann Gräfe zu fiebern. Je höher die Körperwärme stieg, desto unruhiger wurde er. Und am Abend des vierten Tages warf er sich unaufhörlich hin und her, sprach laut vor sich hin und stöhnte zuweilen jammervoll auf. Man telegraphierte seiner Mutter, weil man das Schlimmste befürchten mußte. Zwei Tage danach, ganz in der Frühe kamen die beiden Frauen in dem kleinen französischen Städtchen an. Stundenlang mußten sie warten, bis das Lazarett geöffnet wurde. Als sie dann endlich den Arzt sprechen konnten, durfte er ihnen nicht die Erlaubnis geben, den Verwundeten zu besuchen. Es wurde ihm schwer, ihnen das antun zu müssen, und er tröstete sie, so gut es gehen wollte.

Ebenso war es am nächsten Tage. Am Abend hielt es Maria nicht mehr aus. Sie ging noch einmal ins Lazarett. Heute mußte sie ihn sehen, oder sie brach zusammen! Der Arzt kämpfte mit sich, ehe er es ihr erlaubte. Dann brachte er sie selbst zu dem Verwundeten. In der Tür blieb er stehen, während sie leise, mit weit offenen Augen zu seinem Bette schlich. Der Verwundete warf den Kopf unaufhörlich hin und her. Der große Verband, der mit den Augen die größere Hälfte des Gesichtes verdeckte, machte ihn vollkommen unkenntlich. Qual und Glück, Verzweiflung und Hoffnung rissen sie zu ihm hin. Die Schwester stand leise auf und verließ das Zimmer. Mit gefalteten Händen trat Maria an das Bett. Auch dem Arzt krampfte es die Hände zusammen. Nur Sekunden konnte es gedauert haben, daß dies Mädchen dort am Bette des Verwundeten stand, aber es war ihm, als stünde sie dort schon seit Beginn des Krieges, länger schon! Seit Menschen sterben und Liebe ohnmächtig neben ihrem Lager leidet.

Leise nannte sie seinen Namen. Er hörte es nicht. Ruhelos warf er den Kopf von links nach rechts, von rechts nach links. Noch einmal rief sie ihn an und wieder. Kein Erkennen! Kein Aufhören der furchtbaren Bewegung. Da knickte sie neben seinem Bett in die Kniee und legte den Kopf neben dem seinen auf die Kissen. So lag sie eine Weile. Bis sie plötzlich auffuhr. Seine Hand hatte sich langsam über die Decke zu ihr hingetastet und sein Kopf lag still. Furchtsam, als wage sie nicht noch einmal die Enttäuschung, rief sie ihn wieder an. Jetzt war es, als ob der Verwundete den Kopf ein wenig hebe, um besser hören zu können. Dann wichen seine trockenen Lippen auseinander und nannten ihren Namen. Ganz außer sich warf sie sich wieder auf die Kniee und neigte sich nahe zu ihm hinüber. Und noch einmal sagte er ganz leise, daß nur sie es hören konnte: „Maria." — „Ja, ich bin hier, ich bin hier! Ich höre dich!" Es klang trotz aller Qual ein solches Glück in ihrer Stimme, daß den jungen Arzt, der noch immer an der Tür stand, ein Schauer der Ergriffenheit überfloß. Wieder war es eine Weile so still, daß man in der Ferne das Grollen der Geschütze hörte. Dann schien der Verwundete vollends zu sich zu kommen. Mühsam, aber deutlich sagte er: „Maria, weißt du, daß ich blind bin?" — „Ja," sagte sie, und ihre Stimme war Liebe, die über alles siegt, „ich weiß es, aber ich bin bei dir und will immer bei dir bleiben!" — „Ich möchte dich sehen," klagte er. „Ist jetzt Nacht? Warum ist kein Licht da?" — „Ich weiß es nicht, ich bin ja bei dir!" Da war es, als ob eine ungeheure Spannung sich in ihm löse. Langsam, wie ein



Deutsche Fliegeraufnahme der Düna hinter Riga mit der von deutschen Pionieren geschlagenen Notbrücke im Vordergrund.



Freudige Begrüßung deutscher Reiter auf ihrem Vormarsch in Livland durch die von der russischen Gewaltherrschaft befreite Bevölkerung.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



Kind, das sich zum Schlafen zurechtlegt, wandte er den Kopf zur Seite, so daß er ihre Wange berührte. Dann streckte er die Arme über der Decke mit einer unendlich müden Bewegung aus und schlief ein.

So blieben sie, bis der Arzt zu ihnen trat und sie hinwegführte. —

Das war die Krisis gewesen. Als die beiden Frauen am nächsten Morgen den Abteilungsarzt aufsuchten, streckte er ihnen mit hellem Gesicht beide Hände entgegen: „Er hat die ganze Nacht geschlafen, und heute morgen ist er fieberfrei!"

* * *

Er genas. In seine Genesung hinein kam eine doppelte, große Freude. Er wurde zum Offizier befördert und erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Erstaunlich rasch erholte sich der von den Strapazen des Krieges gestählte Körper. Schon vierzehn Tage später konnte er in sein Heimatlazarett nach Freiburg verlegt werden. Wenn er dort, von der Geliebten geführt, durch die Straßen ging, die grüne Brille vor den Augen und mit dem Stock vorsichtig vor sich hintastend, aber in Gesicht und Haltung die vollkommene Ruhe der Überwindung, dann blieben wohl hier und dort die Menschen stehen oder streiften das Mädchen an seiner Seite mit einem Blick, in dem das Beste lag, dessen sie fähig waren. Sie hatten während der langen Dauer des Krieges viele gesehen, denen der Hader mit ihrem Schicksal im Gesicht stand. Mit denen hatten sie gelitten, sich mit ihnen gequält, wohl auch in furchtsamer Neugier ihnen nachgestarrt und waren dann aufatmend weitergegangen mit dem schlechten Dank im Herzen, daß das Schicksal ihn getroffen und nicht sie. Aber der Anblick dieser beiden starken Menschen rief alles Gute in ihnen wach. Sie dankten ihrer Überwindung mit einem befreiten Lächeln, in dessen Tiefe Tränen standen. Maria hatte zuerst unter der allgemeinen Aufmerksamkeit gelitten. Aber als sie immer öfter denselben Blick sah und ihn verstand, richtete sie den Kopf um ein Weniges höher auf und sah mit unendlicher Zärtlichkeit auf den Geliebten, dem sie den Dank gab für alles Große, das in ihr war.

* * *

Im Lazarett war Besichtigung durch einen berühmten Chirurgen. Vor Leutnant Gräfe blieben die Ärzte lange stehen. Er hörte den Vortrag des Stationsarztes, hörte an dem leisen Knirschen der Glasplatten, wie man die Röntgenaufnahmen auspackte, hörte mit wachsender Erregung die Fragen des Chirurgen, die alle auf dasselbe Ziel hinauswollten, und erschrak, als dieser ihn anredete und fragte, ob er denn keinen Schimmer von Licht mehr sehe. Doch, auf dem rechten Auge, ganz außen, konnte er bei hellem Licht etwas wie einen fernen Schein wahrnehmen.



In unbeschreiblicher Erregung blieb er zurück, als die Ärzte sein Zimmer verlassen hatten. Wenn jetzt doch die Geliebte da wäre! Diesen Funken von Hoffnung konnte er allein fast nicht ertragen. Wie am ganzen Körper gelähmt saß er auf dem Stuhle vor seinem Bett. Da ging die Tür. Er hoffte, es sei die Geliebte, und tastete sich ihr entgegen. Aber es war der Chirurg, der aus der Haltung des Blinden gesehen hatte, was in ihm vorging, und selbst versuchen wollte, ihn zu beruhigen. Er faßte ihn bei der Hand und führte ihn zu seinem Platze zurück. „Mit Ihnen kann ich offen reden," begann der Arzt



Phot. Paul Nettelbeck, Berlin.

Bilder aus dem Cholmer Gebiet.

Oberes Bild: Straßenbild von Cholm. — **Mittleres Bild:** Ukrainische Juden am Sabbat in Cholm. — **Unteres Bild:** Ukrainische Bäuerin am Spinnrad.

ohne Umschweife, „wir haben Ihre Röntgenbilder noch einmal durchgesehen und die genaue Lage des Geschosses berechnet. Es ist eine mittelgroße Schrapnellkugel, wie Sie wohl wissen, die sich durch den Anprall ein wenig abgeplattet hat. Sie liegt unmittelbar neben, aber nicht an der Stelle, wo die beiden Sehnerven nach dem Austritt aus dem Gehirn sich kreuzen. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Sehnerv nicht durchschlagen, sondern nur durch Druck, vielleicht auch durch einen Bluterguß gelähmt ist. Die Möglichkeit ist also vorhanden, daß nach Entfernung des Geschosses die Sehkraft wenigstens zu einem Teile wieder zurückkehrt. Die Operation ist nicht leicht, der Erfolg ungewiß. Besprechen Sie es mit Ihrer Fräulein Braut — ich habe viel Freundliches über sie von den Herren Kollegen gehört — und sagen Sie mir morgen Bescheid. Wir können dann den Eingriff in der nächsten Zeit vornehmen."

* * *

Vierzehn Tage vor Weihnachten war die Operation. Maria saß, die Hände um das Taschentuch gekrampft, im Wartezimmer der Privatklinik. Von Zeit zu Zeit schaute eine junge Schwester zu ihr hinein und sprach ihr mit ein paar guten Worten Mut zu. Endlich — es waren über zwei Stunden vergangen — trat der Chirurg ein und sagte fröhlich: „Die Gefahren der Operation sind glücklich überwunden! Leicht hat er es uns nicht gemacht. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, mein gnädiges Fräulein!"

„Kann er sehen? — Sieht er?" fragte sie atemlos.

Der Arzt lächelte kaum merklich; dann sagte er mit zwingender Ruhe: „Das werden wir in frühestens vierzehn Tagen wissen. Die Sehkraft kann nur ganz allmählich wiederkehren. Bis dahin müssen die Augen streng verbunden bleiben." Ernster fuhr er fort: „Wenden Sie Ihren ganzen Einfluß auf, daß er nicht vorher den Verband entfernt. Es könnte ihm sonst gehen wie dem Kinde, das vor der Weihnachtsbescherung durch das Schlüsselloch sah.



Tschernow,
Führer der russischen Minimalisten, ein erbitterter Gegner Trotzkis und Lenins.



Wsewolod Holubovicz,
wurde am 5. Februar 1918 zum Ministerpräsidenten der neugegründeten Republik Ukraine gewählt.

Also warten und Geduld! Aber dann dürfen wir auch hoffen, daß Sie beide ein Weihnachten haben wie nur wenige Menschen in dieser schweren Zeit."

* * *

Vierzehn Tage, die ihnen namenlos schwer wurden. Gräfe wußte es aus den Schlachttagen in Flandern und an der Somme, daß nichts so schwer zu ertragen ist wie ein Funken Hoffnung, an den man doch nicht mehr glauben kann. Wäre Maria mit ihrer mutigen Liebe nicht unermüdlich an seiner Seite gewesen, er hätte den Verband abgerissen, um Gewißheit über sein Schicksal zu haben. Die unerwartet glückliche Heilung der Operationswunde machte es ihm nicht leichter. Wohl nahmen die Aussichten auf einen glücklichen Erfolg der Operation dadurch zu, aber Schmerzen und Fieber, der Kampf um Gesundheit und Leben, sie wären wie tätige Abwehr eines Angriffes gewesen. So aber blieb ihm nichts übrig, als tatenlos abzuwarten. Es war ihm unbedingt zu glauben, daß er die vierzehn Tage der letzten Flandernschlacht leichter überwunden hatte als dieses Warten in immer wieder verzweifelnder Hoffnung. —

Der 24. Dezember! Ein frostklarer Tag. Auf den hohen Bergen am Abschluß des Dreisamtales lag blinkender Schnee. Maria eilte die wenigen Schritte von der Wohnung seiner Mutter zum Lazarett. In einer Stunde wollte der Chirurg kommen, in einer Stunde war die Entscheidung da. Vergebens suchte sie sich einzureden, was sie ihm schon hundertmal gesagt hatte, daß es für ihre Liebe ja keine Entscheidung sei. Nichts auf der Welt konnte zwischen sie treten. Und doch — sie konnte ihn sehen; aber er? Er würde blind neben ihrer Schönheit einhergehen. Vergebens würde sie für ihn blühen und sich mit ihrer Jugend schmücken! Er sah es nicht! Er sah es nicht! Wieder dachte sie daran, daß Gott ein Wunder geschehen lassen und ihr Opfer für seines annehmen müsse. Sie verwarf



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Gesamtansicht von Kiew, der Hauptstadt der Ukraine.

es wieder, wie sie es schon tausendmal verworfen hatte. Denn dann konnte sie ja nicht für ihn sorgen, nicht mehr ihm jeden Wunsch von den Augen, jede Regung seiner Seele aus dem Gesicht ablesen!

Das Schwerste an diesen vierzehn Tagen war die letzte Stunde, das Warten, bis der Chirurg kam. Es war vier Uhr, als er ins Zimmer trat. Er begrüßte sie herzlich, aber sichtlich selbst erregt. Auf sein Geheiß setzte sich Gräfe so, daß sein Gesicht halb dem Fenster zugewendet war. Maria hielt die Hände des Geliebten, während der Arzt Binde für Binde langsam löste. Da — ein krampfhafter Druck seiner Hand und ein Stöhnen. Der Verband über den Augen, nur noch schwach gehalten, hatte sich verschoben, und durch die dünne Lage Mull hindurch hatte sich ein Schimmer des



Straßenkämpfe in Petersburg unter der Schreckensherrschaft der Bolschewiki.
1. Kampf um den Winterpalast mit Panzerwagen. 2. Wirkung eines Artilleriegeschosses. 3. Vernichtung von Zeitungen auf dem Newsky-Prospekt. 4. Straßenkampf. Nach einer englischen Darstellung.

Tages geschlichen. Er stammelte etwas, das niemand verstand. Aber sie sah es an seinen Lippen, was es bedeuten sollte.

Dann fiel der letzte Rest.

Regungslos saß er. Die geblendeten Augen in das Dunkel des Zimmers gewandt. Aufschluchzend warf sie sich vor ihm hin.

Er sah!

Große Tränen tropften auf ihren Scheitel. Dann beugte er sich zu ihr nieder, faßte unendlich behutsam ihren Kopf zwischen beide Hände und richtete ihr Gesicht auf. Bis ihre Blicke ineinander ruhten. Dann sagte er schlicht, aber vor Jubel zitternd: „Ich sehe dich!"

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Frhrn. v. Mackay.

9. Leo Nikolaus Trotzki.

(Hierzu das Bild Seite 28.)

Als im Jahre 1905 nach dem Zusammenbruch der zarischen Heere auf den mandschurischen Schlachtfeldern in Rußland die Umwälzung ausbrach, wurde ein junger fünfundzwanzigjähriger Student Vorsitzender des Petersburger Arbeiterrats: Leo Dawidowitsch Bronstein. Er beschäftigte sich in dieser Stellung damit, gluthauchende Reden über die große gesellschaftliche Weltdämmerung zu halten, die aus dem „Mutterschoß der Menschheit" erstehen und das Morgenrot des allbeglückenden Arbeiterstaats heraufführen werde. Zu dessen Begründung ließ er öffentliche und private Kassen, Werkstätten und Verkehrsmittel beschlagnahmen. Nachdem Polizei und Kosaken des zarischen Regimentes wieder die Oberhand gewonnen hatten, wurde er alsbald mit seinem ganzen Rat nach Sibirien abgeschoben. Es gelang ihm, seinen Häschern zu entkommen und, auf einem Renntierschlitten dreitausend Kilometer zurücklegend, den Weg nach der Newa zurückzufinden, nachdem er sich vorsichtigerweise mit falschen Papieren versehen und seinen jüdischen Namen in den echtrussischen „Nikolaus Trotzki" verwandelt hatte. Lange duldete es ihn aber auf dem heißen Petersburger Boden nicht. Er wanderte nach Paris aus und führte nun das echte, rechte Ahasverleben des politischen Flüchtlings aus Halbasien. Er wurde Schriftleiter der an der Seine erscheinenden umstürzlerischen russischen Zeitung Nasche Slowo, eignete sich Kenntnis der wichtigsten europäischen Kultursprachen an, wurde Mitarbeiter aller möglichen radikalen Zeitschriften und spielte auf slawischen und sozialistischen Kongressen aller Herren Länder eine führende Rolle. Ein Gedenken verdient sein Auftreten auf der allslawischen Versammlung in Sofia 1909, auf der Kramarsch und Gutschkoff den Ton angaben und für den „Obstschestwo sojedinennisch slavjan", die Gesellschaft der vereinigten Slawen warben, worunter die „echtrussischen Leute" in Wirklichkeit nichts anderes verstanden als großrussische Gewalthaberschaft über sämtliche slawischen Völker. Damals war es Trotzki, der die Doppeldeutigkeit und Gefährlichkeit dieses Programms klar stellte. Großrußland sei geräumig genug, um für sich bestehen zu können. Geschichtliche Notwendigkeiten erforderten unbedingt, daß die osteuropäischen Randstaaten, insbesondere die Ukraine, vom Joch des Zarismus befreit würden und ihre nationale Selbständigkeit genau so erhielten wie die Balkanstaaten; nur so lasse sich der europäische Frieden dauernd sicherstellen, und nur



Die Schreckensherrschaft der Roten Garde in Livland.

Sie verbreitete sich über den ganzen, von den Deutschen bisher nicht besetzten Teil Livlands. Die meisten Hofbesitzer wurden ausgeraubt und von Haus und Hof verjagt. Wer sich widersetzte, wurde sofort erschossen (siehe Seite 183).

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



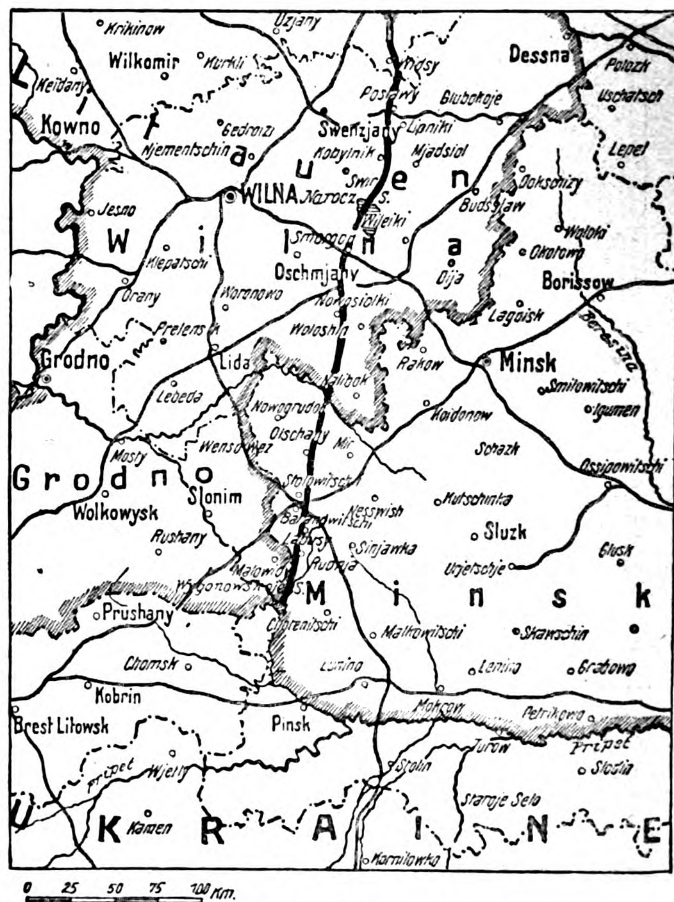
Nordteil der deutschen Front gegen Großrußland vor Beginn des neuen Vormarsches nach Ablauf des Waffenstillstandes.

unter solchen Voraussetzungen könne sich der Gedanke der slawischen Verbrüderung vernünftig und segensreich auswirken. Die Belehrungen und Warnungen waren natürlich in die Luft gesprochen.

Drei Jahre später brach der Balkankrieg aus, den die Petersburger Ränkeschmiede entfesselt hatten, um die slawischen Brüder für ihren Herrenehrgeiz verbluten zu lassen, und zwei Jahre danach der Weltkrieg, der den unersättlichen moskowitischen Machthunger durch Landbeute in riesenhaften Ausmaßen stillen sollte. Jetzt wurde Trotzki neuerdings auf die Wanderschaft getrieben. Frankreich wies ihn auf die Winke der Petersburger Ochrana aus und schob ihn nach Spanien ab; von dort reiste er nach Neuyork, wo er unter den ausgewanderten Russen seine sozialistische Propaganda weiter betrieb. Als aber der Märzsturm des Jahres 1917 in Petersburg die Romanows vom Thron stieß, hielt es ihn auch in der Neuen Welt nicht mehr. In Halifax schiffte er sich auf einem norwegischen Dampfer ein, um alsbald die Erfahrung zu machen, daß das angeblich freiheitliche England in Polizeischnüffelei und -willkür dem Zarismus nichts nachgab: er wurde verhaftet und erst auf dringenden Einspruch des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats freigelassen.

So also kehrte er zur Newa zurück, wo unterdessen das Unterste zu oberst gekehrt war. Die Kadetten hatten abgewirtschaftet, Kerenski und seine Minimalisten waren, statt daß sie dem Volk den ersehnten Frieden gebracht hätten, lediglich die Schrittmacher in die politische Wirrnis. Ihre Nachfolger aber, die Bolschewiki oder Maximalisten, will sagen die russischen Marxisten strengster Richtung, hatten zu keiner Zeit unter den sozialistischen Gruppen, geschweige denn unter den politischen Parteien Rußlands überhaupt über eine Mehrheit verfügt; sie waren stets nur eine politische Sekte mit radikalsten Anschauungen von der vollständigen Freiheit in Staat, Kirche, Gesellschaft. Diese also waren nach ihrem gelungenen Staatsstreich von vornherein auf die Maschinengewehre zur Behauptung ihrer Gewalt angewiesen. Je mehr sie mit solchen Beweismitteln neuzeitlicher Technik arbeiteten und je deutlicher gewissenlose Fahrlässigkeit in der Durchführung irgendwelcher praktischer Reformarbeit ihre Unfähigkeit zur Einlösung der verschwenderisch gegebenen Versprechungen offenbarte, desto schneller rann ihnen die geringe wirkliche Parteimacht aus den Händen; was ihnen an Stelle des Arbeiterproletariats zur Stütze blieb, war Soldatenpöbel. Das Genossenpaar wäre also zweifellos schnell im Wildstrom der Umwälzung versunken, wenn es nicht die Friedensehnsucht des Volkes, der es klüger als Kerenski entgegenkam, über Wasser gehalten hätte. Nach dem Waffenstillstandsbeschluß wurden die Verhandlungen in Brest-Litowsk eröffnet und Trotzki dorthin mit unbegrenztem Vertrauen auf glänzende Erfolge seiner politischen Künste entsandt, die sich in Wirklichkeit als Nieten erwiesen; immerhin wird der Staatsakt in der Festungstadt am Bug stets als ein eigentümlicher Markstein in der Entwicklungsgeschichte der Diplomatie gelten. Denn Tag und Nacht können sich nicht schärfer scheiden als ein staatsmännisches Turnier alten Stils von der Geschäftsführung in Brest-Litowsk. Es wurde nicht nur in aller Öffentlichkeit, sondern auch von den Mittelmächten mit Vertretern einer Petersburger Regierung verhandelt, der jede ordentliche Legitimation, im Namen des russischen Volkes aufzutreten, fehlte.

Vom staatsmännischen Handwerk verstand Trotzki soviel wie nichts. Er behandelte die gewaltige europäische Schicksalsfrage nach einseitigen sozialistischen Gedankengängen. Er wollte keinen „Gewaltfrieden" und überhaupt keinen Sonder-, sondern allein einen proletarischen Frieden schließen. Aber die Wirklichkeit ging einen anderen Weg als seine Einbildungen, und nun sank er auf die Stufe eines politischen Winkeladvokaten hinab, der durch unehrliche Kniffligkeiten einen so gut wie verlorenen Prozeß zu gewinnen sucht. Er verriet die Ukraine, für deren Freiheit er sich begeistert hatte, und hatte schließlich nach der Enttäuschung seines Vertrauens auf die Gemeinbürgschaft der roten Internationale überhaupt nur noch das Ziel im Auge, sich durch die Kreuz- und Querzüge des Paktierens mit dem Vierbund freie Hand für die Ausdehnung der Schreckensherrschaft seiner roten Garden auf alle Gliedstaaten des einstmals zarischen Reiches zu schaffen. Und als auch diese Hoffnung an der Härte des Vierbundmachtwortes wie Glas am Fels zersplitterte, suchte er sich einen glänzenden Abgang dadurch zu verschaffen, daß er jählings den Kriegszustand für beendet erklärte.



Südteil der deutschen Front gegen Großrußland vor Beginn des neuen Vormarsches nach Ablauf des Waffenstillstandes.

Wie sein Äußeres, so ist sein Charakter. Ein schmächtig gewachsener Mann mit nervösen Bewegungen, bleichen Gesichtszügen, dünnem Spitzbart, schwärmerisch flackernden Augen, etwas kindlich-unreif in seinem Gebaren und stets dem Grund der Seele nach der echte russische Student geblieben, der einen förmlichen Kultus mit Redensarten treibt, dem uferloses Erörtern bei Tee und Zigaretten das Leben ist und von dem das Wahrwort gilt, daß die Hunde, die bellen, nicht beißen. Gewiß kein schlechter Mensch, sondern einer jener gutgläubigen Träumer, bei denen sich notwendig der alte Erfahrungsatz bewährt, daß, je schärfer die Spannung zwischen ihren phantasievollen Idealen und der hinter ihnen stehenden Macht ist, desto ärger diese zur angeblichen Verwirklichung jener mißbraucht wird. Mit solchem trüben Ausblick fällt der Vorhang über sein und seiner Genossen kurzlebiges, aber verwüstendes Jakobinerregiment.

Der Vormarsch nach Livland.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

„Von Riga bis südlich von Luck sind die deutschen Armeen im Vormarsch nach Osten". Die Welt horcht auf. Ein kurzer Satz, aus dem ein starker Wille spricht, aus dem ein Stolz strahlt, den niemand Überhebung schelten wird. Wochenlang meldet die Verbandspresse: Deutschland bricht den Waffenstillstandsvertrag, es hat bis auf leichte Postierungen, die mehr einer Ortspolizei und einer Feuerwehr, denn einem Ostheer ähneln, alles an die Westfront geworfen — und nun marschieren plötzlich mit einem Glockenschlage Armeen los, von Riga bis Luck schiebt sich eine Menschenmauer gen Osten, deren Zahlenstärke nach einem ziemlich hohen Mindestmaß sich jeder Laie berechnen kann, wenn er die Breite dieses Operationsabschnittes mit der täglich wachsenden Tiefe des Etappen- und Nachschubraumes vergleicht. Und dieser Menschenwall rückt nach Osten zu, nachdem noch acht Tage vor Beginn des Unternehmens kein Mensch an neuen Krieg gedacht hatte! Man hat in Brest-Litowsk das Diplomatenhandwerk aufgegeben und treibt wieder Strategie. Man ist nicht eingerostet vor lauter Reden: in knappen sieben Tagen einen solchen breitfrontigen Vormarsch aus einem Nichts herauszuzaubern, das ist eine militärische Organisationsarbeit ganz großen Stiles, das heißt mit bescheidenen Mitteln Größtes leisten. Man kann es nur mit dem geschulten Stabe eines deutschen Offizierkorps, man kann es nur mit dem Geiste deutscher Truppen!

Herr Trotzki sprach es ja offen aus: er erhoffte von seiner Brest-Litowsker Verschleppungstaktik eine durch nachdrückliche Werbetätigkeit an der Front zu erzielende Revolutionierung der deutschen Armee. Hier hat er den Beweis: am 18. Februar steigt das deutsche Ostheer wie ein Mann aus dem Graben und marschiert Esten, Finnen und Letten, Polen und Ukrainern zu Hilfe gegen den angeblich allein seligmachenden Bolschewismus! Und es gibt kaum einen Mann unter den vielen Zehntausenden, der es nicht gerne täte. Sie mögen zur Frage des Friedens und der Annektionen stehen wie sie wollen. Das eine ist Gemeingut ihrer Überzeugung: wenn es nicht in ehrlicher Verhandlung geht, muß es die rasche Tat schaffen. Die Stimmung deutscher Heere ist immer glänzend, wenn es zum Vormarsch geht, aber sie war nie besser als jetzt, da es im Gefühle aller steckt: nun sind wir die Diplomaten und erzwingen den Frieden. Rußland wird schwer gestraft für die schwärmerische Redesucht seines Volkskommissars Trotzki, dem das Reden höher stand, als das Handeln. Rechnet man allein Rußlands Materialverlust in den ersten Tagen des Unternehmens, die vielen Hunderte von Geschützen, die Lager von Munition, die Tausende von Fahrzeugen, die vielen Dutzende von Kraftwagen, Flugzeugen, Funkenstationen — so bedeutet das kurz vor dem ja nun doch bald zu erwartenden Friedenschluß eine empfindliche Einbuße an Wehrkraft und Geldwert, eine nicht unerhebliche Stärkung der Mittelmächte im Kampf gegen die Feinde im Westen.



Phot. Bild- und Film-Amt.

An der großen Verkehrstraße Riga—Petersburg durch die Hügellandschaft Livlands: Übergang deutscher Truppen über die Bahnstrecke Riga—Petersburg.

Der Sinn und Zweck des neuen Feldzuges liegt neben dem ideellen Ziele einer Erzwingung eines baldigen Gesamtfriedens im Osten in dem praktischen Ziele raschester Hilfe für den bedrohten jungen Staat der Ukraine und für die alte deutsche Kultur der liv- und estländischen Balten. Seit die Truppen der 8. Armee im Januar 1917 gegen Radko Dimitriews zaristische Truppen die verzweifelte Winterschlacht im Mitauer Kronforst und im Tirulsumpf schlugen, um die Front gegen den geplanten Durchbruch nach Kurland zu halten, hafteten die Blicke der Heimat schon immer auf dieser Nordostecke der deutschen Front. Und nach dem Siegeszug durch Ostgalizien und die Bukowina kamen pünktlich die Tage von Üxküll, Riga und Jakobstadt, kam die Woche der glänzenden Eroberung von Ösel, Moon und Dagö. Nun gilt es zu vollenden, was damals begonnen ward.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Im Januar 1917 schlug sich die 12. russische Armee noch mit alterprobtem Heldenmute, es kostete alle Mühe, sie aufzuhalten. Im Herbste 1917 war ihre Angriffskraft gebrochen, aber sie ver-

teidigte sich doch noch soldatisch brav. Die Zeit von Kerenski bis Trotzki hat das letzte Mark zerfressen: heute vertreiben wir habgieriges Räubergesindel von Roten Garden aus einem Lande, das ihnen Freistatt ihres ungezügelten Übermutes erschien. Es ist nicht mehr die alte 12. Armee. Die hat sich langsam aufgelöst und nach rückwärts verflüchtigt. Ihren Kern bildeten einst lettische Freiwilligenbataillone.

Des Letten hervorstechendster Charakterzug ist der Zweckmäßigkeitssinn. Er wandelte sich fabelhaft schnell zum Maximalisten. Und da die Letten an Klugheit dem Durchschnittsrussen überlegen und unter jahrhundertelanger deutscher Herrschaft geschult sind, so errangen in Petersburg und überall in den Sovjets neben Juden die Letten Stellungen und Ämter. Daher erklärt sich die Heranziehung der bolschewikitreuen Lettenregimenter an die Front gegen Kaledin. Die Regimenter folgten dem Rufe, wenn auch ein Teil der Mannschaften zu ihren Bauerngesinden zurückkehrte und so kleine Lettentruppe im Lande blieben. Die übrige 12. Armee verschwand langsam. In Walk saß immer noch ihr Stab, zum Schluß ein General Gudnadse, dem alle Stabsoffiziere bis auf drei davongelaufen waren, und den zumeist Streike seiner Telegraphisten von jedem Verkehr mit seinen etwa noch vorhandenen Truppen abschnitten. Nachschub blieb aus, man lebte gleich mittelalterlichen Söldnerscharen aus dem Lande, das man wie ein Heuschreckenschwarm überflutete und leerfraß. Es fehlte an Futter für die Tiere; für etwa dreißig Rubel konnten die Bauern von den Soldaten Pferde kaufen. Überflüssig zu sagen, daß die Stellungen verkamen, daß die Wege nicht mehr unterhalten wurden — es kam eine herrliche Zeit für die Roten Gardisten, jenes halbwüchsige Gesindel, das sich nun „Hüter der Ordnung" nannte. Sind schon die zarentreuen russischen Soldaten keine Muster von Sauberkeit gewesen, waren schon die späteren Revolutionsheere in ihrer gelockerten Disziplin immer mehr verlumpt — welche Ironie, daß diese Russen den Deutschen an den Fronthandelstellen als kostbarstes, vielleicht allerdings für sie entbehrlichstes Gut, Seife verkauften! — so waren die Roten Gardisten eben nur noch eine Räuberbande, der nie verstandene Schlagworte und Ideen Trotzkischen Bolschewismus rechtmäßiges Aushängeschild für ihre Taten wurden. Es begann jenes Wüten gegen den Besitz deutscher wie estnischer und lettischer Herren und Bauern, das zu einem Schreckensregimente im Baltikum wurde. Parke wurden abgeholzt, Gutsvorräte gestohlen, Geldmittel enteignet, Möbel versteigert, Bauernhöfe gebrandschatzt. Wer konnte, entfloh und trug den Notschrei eines gequälten Volkes durch die deutschen Linien der Öffentlichkeit der Welt zu. Je klarer aus dem Redeschwall von Brest-Litowsk der Wunsch Deutschlands nach dem wirklichen Selbstbestimmungsrecht der Ostseeprovinzen herausstach, desto zerstörender arbeiteten Trotzkis Scharen. Deutschland sollte dann wenigstens ein geistig wie wirtschaftlich verpestetes Land vorfinden. Im Februar 1918 ging die Sache so weit, daß man in Stadt und Land alles was deutsch war und auch angesehene besitzende Letten und Esten unter der Beschuldigung der Spionage verhaftete und in Dorpat wie in Reval einkerkerte. Frauen und Kinder wurden zwar wieder entlassen, aber die Haft der Führer des Landes blieb bestehen. Zur selben Zeit wurden in Brest endlich die Schliche Trotzkis erkannt, man machte Schluß und pünktlich nach dem Ablauf des Waffenstillstandes marschierten die deutschen Truppen.

Es ist keine Kleinigkeit, jetzt einen solchen Vormarsch nach Livland hinein zu organisieren; er bleibt eine an sich und als solcher bedeutsame Leistung, obgleich von einem feindlichen Widerstande ja eigentlich so gut wie nichts zu sagen ist. Im Herbst 1917 waren unsere Vortruppen weit über Riga vorgestoßen. Sie hielten durch ihre Plänkeleien den haltenden und zurückdrängenden Gegner auf, bis in der ungefähren Linie Lilastsee—Hinzenberg—Planup—Oger Galle eine neue feste Stellung ausgebaut war, auf die man sich dann zurückzog. Beim Rückzug wurde dafür gesorgt, daß eine tote Zone zwischen uns und dem Russen lag, der so nur schwer nachfühlen konnte und dauernd weit, stellenweise zwanzig Kilometer, von uns entfernt lag. In diese unbewohnte und lebenlose Zone marschierte man nun ein, und hinter ihr kam man in ein so ausgeplündertes Land, daß der ganze Vormarsch vollkommen auf den eigenen Verpflegungsnachschub gegründet werden mußte. Zwar arbeiteten die Eisenbahner mit Macht, um die Hauptbahn über Riga hinaus gegen Wenden und Walk zu wieder benutzbar zu machen; zwar wurde alles, was man auftreiben konnte, zur Herstellung der Landstraßen angesetzt, aber es blieb eine gewaltige Leistung, mehrere Divisionen in breiter Front hier vorzutreiben, deren Spitzen und Vortruppen der Hauptmacht stets weit vorauseilten. Daß das alles bei zehn bis sechzehn Grad Frost geschehen mußte, hat sein Gutes und sein Schlechtes. Biwake in solcher Kälte, wie sie unseren Truppen trotz aller Tagesmarschleistungen zugemutet werden mußten, sind eine harte Sache. Aber besser noch Frost zum Vormarsch, als die gefürchtete Rasputnica, die Wegelosigkeit der Regenzeit, die nach alten Erfahrungen der Kältezeit nachfolgen wird. Nur in strenger Winterzeit, die die deutschen Eroberungen vom Herbst 1917, die Ösel-Moon-Dagö-Inselgruppe, durch einen dicken Eispanzer abschließt und doch dadurch wieder mit dem Festlande erst verbindet, ist es ja möglich, durch eine Abzweigung einer Nordgruppe auch gleich nach Estland hinein vorzustoßen. Über die in mächtigen Eisschollenfelsen erstarrte Meeresfundfläche zog man nach der Insel Worms, über die Eilande Schildau und Paternoster und landete in den Riffen des Festlandes zum Vorstoß nach Osten und Nordosten. Mit gewaltiger Schnelligkeit vollzog sich der Einmarsch. Am zweiten Tage war Wenden, das kleine Landstädtchen mit dem jedem Livländer ans Herz gewachsenen alten Ordensschlosse, erreicht, am dritten schon Wolmar, von wo aus die Bahnlinie hinüber nach dem kleinen Hafen Hainasch abzweigt. Nun ging es auf Walk zu, dem wichtigen Schnittpunkt der Pernau—Pleskauer mit der Riga—Dorpater Bahn. Der Widerstand war gering, die Beute hier oben zunächst nicht gar so üppig, denn es war einfach nichts mehr da!


Das neue Abzeichen für deutsche Fliegerschützen (in 1/2 Größe), das für diejenigen Mannschaften bestimmt ist, die als Maschinengewehrschützen zur Flugzeugbesatzung gehören.

Viel lohnender gestaltete sich der Vormarsch auf Dünaburg zu, wo man entlang der Bahnlinie Rieshiza—Pleskau ungefähr gleichlaufend mit der livländischen Grenze in das Gouvernement Witebsk hinein vorstieß, um in der allgemeinen Richtung auf Pleskau vorzukommen. Hier unten am Dünaknie war ja auch noch das letzte nach Osten auslaufende Zipfelchen Kurlands zu befreien, das in Russenhand geblieben war, mit ihm das Grab Hamilkar v. Völkersams, des kurländischen großen Bauernbefreiers. Wie lange hat dieses Dünaburg mit seiner an sich veralteten, sternförmigen Zitadelle, aber mit seinen allermodernsten Feldbefestigungen als „Brückenkopf" auf dem Westdünaufer gemeinsam mit den Brückenköpfen von Jakobstadt und Riga die russische Dünafront behütet! Was war es für ein Riesenwaffenplatz! Und jetzt fiel es kampflos als reife Beute. Als Punkt zwölf Uhr am 18. Februar die ersten Kanonenschüsse gelöst waren, zum Zeichen, daß nun wieder Krieg sei, drangen auf Motorrädern und Lastkraftwagen die Kolonnen vor, eilten über die Dünabrücken (siehe Bild Seite 184), zerschnitten die elektrischen Kabel, die die Sprengung bewerkstelligen sollten, und besetzten die Stadt. Flieger bewarfen die Bahnstrecke so erfolgreich mit Bomben, daß der gesamte Zugverkehr lahmgelegt wurde. 50 Lokomotiven und 500 Wagen, über 1000 Fahrzeuge, über 200 Geschütze, 22 Flugzeuge, 5 Funkenstationen, 70 Kraftwagen zählte man flüchtig als Beute des ersten Tages! Von Stunde zu Stunde wurde sie größer. — Der Vormarsch zur Befreiung des Baltikums ging weiter. Die Heere marschierten. Pünktlicher Erfolg: Trotzkis Regierung bittet erneut um Frieden. Der Held der Rede ist kleinlaut geworden. Nun erst ist der Weg zum wirklichen Ostfrieden offen!



Sie kommen!

Nach einem Originalgemälde des bei der Kronprinzenarmee zugelassenen Kriegsmalers Professor Georg Schöbel.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Der Vormarsch der Deutschen in **Rußland** ging so rasch vonstatten, daß die über das Eis des Rigaischen Meerbusens von den früher eroberten Inseln her angerückten Truppen der am weitesten nördlich marschierenden Kolonne der Armeegruppe Eichhorn am 23. Februar schon dicht vor Reval standen. Eine von Riga vorgehende Streitermasse hatte in der Richtung auf Dorpat und den Peipussee dank der schneidigen Attacke einer weit vorgestoßenen Husarendivision Walk vor der Einäscherung bewahrt, und die über Dünaburg auf Pleskau (Pskow) am Südausläufer des Peipussees angesetzte Gruppe war über Ljusan hinausgekommen und drang unaufhaltsam weiter vor. Eine vierte Kolonne Eichhorns bewegte sich im Raume von Minsk gegen den Dnjepr, und die von Pinsk ausgegangene Kolonne dieser Armeegruppe kam über Kolenkowitschi etwa längs der Nordgrenze der Ukraine dem wichtigen Dnjeprübergang von Rjetschiza immer näher (siehe die Bilder Seite 193 und 194).

Weiter im Süden kämpfte die Heeresgruppe Linsingen; sie hatte bereits das russische Festungsdreieck Luck—Rowno—Dubno genommen. Dieser Teil der deutschen Truppen war auf Drängen der ukrainischen Regierung in Marsch gesetzt worden und suchte Shitomir, den Notsitz der ukrainischen Regierung, zu erreichen. Der Weg nach Kiew lag für das Armeekorps des Generals Gröner offen. Shitomir geriet am 24. Februar in die Hand der Deutschen, die sich hier mit ukrainischen Truppen zur weiteren Säuberung des Landes von seinen maximalistischen Bedrückern vereinigten.

Auch im äußersten Norden des Kampfraumes schlossen sich eingesessene Regimenter mit den vorrückenden Deutschen zu gemeinsamem Handeln zusammen. Estland, die Gebiete von Reval, Hapsal, Weißenstein, Wesenberg, Ösel, Dagö, Pernau, Fellin, Dorpat und Werro, die schon von der vorläufigen russischen Regierung im März 1917 als selbständiges Gebiet zusammengefaßt worden waren, stand zur Zeit des deutschen Einmarsches gerade vor den Wahlen zur estnischen verfassunggebenden Versammlung, die am 23. Februar zusammentreten sollte. Dieser höchsten gesetzgebenden Körperschaft sollten für die entscheidende Beratung über die politische Zukunft des Landes vier Vorschläge unterbreitet werden: Selbständigkeit Estlands unter Anlehnung an Rußland, Selbständigkeit Estlands unter Anlehnung an Deutschland, Unabhängigkeit Estlands unter Eingehung eines Bündnisses mit den skandinavischen Staaten und endlich Unabhängigkeit Estlands als neutraler Staat. Hierin spiegelten sich die Wünsche der verschiedenen politischen Gruppen wider. Die Anlehnung an Rußland war zweifellos der Mehrheit der Esten völlig unerwünscht, deshalb marschierten die Truppen Eichhorns auch nicht wie im Feindesland, sondern sie wurden überall mit Freude aufgenommen.

Am 24. Februar wurde unter dem Jubel der vorwiegend deutschen Bevölkerung Dorpat besetzt. Deutsche Fahnen erschienen in den Fenstern der Häuser, und Frauen und Männer steckten sich schwarzweißrote Abzeichen an. Vor der Stadt sammelten sich die froh erregten Einwohner, um die später eintreffenden deutschen Abteilungen mit Hurrarufen zu empfangen und Truppen und Pferde mit frischem Tannengrün zu schmücken. Aber nicht nur die Deutschen, sondern auch die Esten beteiligten sich an den Kundgebungen.

Mit der Dorpater Kolonne hatten die anderen Truppen Eichhorns vollkommen Schritt gehalten. Am 25. Februar vormittags wurden von den Truppen des Generalleutnants Freiherrn v. Seckendorff auch Reval, die starke Festung am Finnischen Meerbusen (siehe die Bilder Seite 195), und Pleskau, der wichtige Straßen- und Bahnknotenpunkt am Südende des Peipussees, nach heftigem Kampf eingenommen. Russische Regimenter und rote Garden hatten sich in beiden Orten zum Widerstande festgesetzt. Aber schon die deutschen Vortruppen, Radfahrer, Reiter und auf Schlitten herbeigeführte Maschinengewehrabteilungen, griffen die Feinde ungestüm an. Die Russen vermochten diesen Truppen, die weit über 200 Kilometer in vier Tagen vorgedrungen waren, nicht standzuhalten. Sie flohen so eilig, daß, allerdings in seltenen Fällen, sogar ihre eigene Eisenbahn ihrer Verfolgung nutzbar gemacht werden konnte.

Der estnischen Besatzung von Pernau kündigte sich am 24. Februar eine deutsche Abteilung telephonisch an; sie erreichte die Stadt nach sechsstündiger Eisenbahnfahrt. Durch ihr rasches Eintreffen konnte unter anderem eine große Stoffweberei vor der bolschewikischen Zerstörungswut gesichert werden. Der Rohstoffbestand, der in die Hand der Deutschen fiel, reichte aus, die große Fabrik drei Monate zu beschäftigen.

Während so die Truppen Eichhorns unter meist leichten Kämpfen rasch vorwärtskamen, drangen Linsingens Streit-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Generalfeldmarschall v. Eichhorn (links) und General v. Bredow (rechts) mit Offizieren des Stabes bei der Besichtigung von Minsk nach der Einnahme der Stadt.

kräfte, oftmals hart kämpfend, ebenfalls weiter nach Osten. Was die Russen noch an schlagkräftigen Truppen aufzubringen vermochten, war zum größten Teil zum Kampf gegen die Ukraine abgeschoben worden. Gegen diesen Teil des russischen Heeres fochten nun die Divisionen Linsingens im Verein mit ukrainischen Streitkräften. Am 25. Februar hatten diese deutschen Truppen teils zu Fuß, teils auf Eisenbahnen und Kraftwagen, über 300 Kilometer hinter sich gebracht und den plündernden russischen Banden sowohl, wie den noch einigermaßen geordneten Soldatenmassen der Feinde nur wenig Zeit zur Flucht gelassen. Russische Offiziere, darunter auch Generalstäbe, und Soldaten waren zu Tausenden gefangen worden. Am 26. Februar standen die Streitkräfte Linsingens 30 Kilometer östlich von Shitomir, das etwa 100 Kilometer von Kiew entfernt ist.

General Gröner begann nun schon mit der Ordnung der Verkehrswege und traf Vorbereitungen zur Aufnahme des friedlichen Verkehrs zwischen der Ukraine und Deutschland, um letzterem die in der Ukraine tatsächlich vorhandenen großen Vorräte, die von den deutschen Truppen bei ihrem Vormarsch gesichert worden waren, möglichst bald nutzbar zu machen. Am 1. März schlugen die über Rjetschiza vorwärtsstrebenden Truppen den Feind aufs neue und nahmen Gomel; gleichzeitig erfolgte auch die Befreiung der ukrainischen Hauptstadt Kiew (siehe Bild Seite 187) durch Ukrainer und Sachsen.

In der Nordukraine sahen sich die Deutschen schon am Ziel, als in der Südukraine nach langem Zögern auch der österreichische General v. Boehm-Ermolli mit seiner Heeresgruppe zur Befreiung des geplagten Landes einrückte. Für das Zögern der Österreicher und Ungarn mit ihrem Vormarsch, der von den Ukrainern immer dringender verlangt wurde, waren in erster Linie innerpolitische Rücksichten maßgebend gewesen. Seit dem großen Streik in Österreich-Ungarn besoßen die Sozialdemokraten stärksten Einfluß selbst auf die Kriegführung und drängten darauf, daß auch der Anschein vermieden würde, als wolle sich Österreich-Ungarn in neue kriegerische Unternehmungen an seinen Ostgrenzen stürzen. Hatte so die öffentliche Meinung in Österreich-Ungarn zunächst auf das schlagbereite Schwert gedrückt, so drängte sie einige Tage später zum Vormarsch in Podolien, wieder aus innerpolitischen Gründen, um Österreich-Ungarn den Anteil an den ukrainischen Getreidevorräten zu sichern. Die österreichisch-ungarischen Sozialdemokraten erhoben jetzt nur noch schwachen Einspruch, und Boehm-Ermolli konnte durch Gefangennahme russischer plündernder Heerhaufen von insgesamt 10 000 Mann gar bald den Nachweis liefern, wie notwendig das Einschreiten leistungsfähiger Truppen zur Wiederaufrichtung der Ordnung in der Ukraine gewesen war.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Russische Gefangenentypen: Mohammedaner aus Astrachan.

Die österreichisch-ungarischen Sozialdemokraten, die aus ihrer Hinneigung zu den russischen Bolschewiki nie ein Hehl gemacht hatten und einen Zusammenstoß österreichisch-ungarischer Truppen mit ihren Freunden im Osten geradezu fürchteten, brauchten dieserhalb schon in den nächsten Tagen keine Sorgen mehr zu hegen, denn bereits am 3. März abends schlossen die russischen Unterhändler, die am 28. Februar zum zweiten Male nach Brest-Litowsk gefahren waren, Frieden. Drei Tage nach der Ankunft der Russen in Brest-Litowsk sollte der Friedensvertrag, mit dessen grundlegenden Bedingungen sie sich schon vorher einverstanden zu erklären hatten, unterzeichnet werden. Tatsächlich erfolgte der Friedenschluß, und der Kampf gegen Großrußland


Phot. Bild- und Film-Amt.
Der Friedensplatz mit der polnischen Kirche und dem Gouvernementsgebäude in Minsk.

wurde an demselben Tage auf der ganzen Linie eingestellt. Die Russen hatten sich unter anderem auch zur Zurückziehung ihrer Truppen aus der Ukraine und aus Finnland verpflichten müssen.

Die russischen Unterhändler, die einst so zuversichtlich von Brest-Litowsk heimgekehrt waren, brachten nun einen Friedensvertrag mit, durch den die Russen 1 Million Quadratkilometer ihrer bestentwickelten Provinzen, den doppelten Umfang des Deutschen Reichs, mit einer Bevölkerung von 50 Millionen Menschen verloren. Wenigstens 6800 Offiziere und 57 000 Mann, ferner 2400 Geschütze, über 5000 Maschinengewehre, viele tausend Fahrzeuge, darunter 500 Kraftwagen und 11 Panzerkraftwagen, 2 Millionen Schuß Artilleriemunition, 128 000 Gewehre, 800 Lokomotiven und 8000 Eisenbahnwagen hatte die verfehlte Politik Trotzkis den Russen innerhalb zweier Wochen gekostet. Am 9. März trat Trotzki von seinem Posten als Volksbeauftragter für auswärtige Angelegenheiten zurück.



Phot. A. Groß, Berlin.
Svinhufvud, finnischer Ministerpräsident.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generalleutnant Freiherr v. Seckendorff, der Eroberer von Reval.

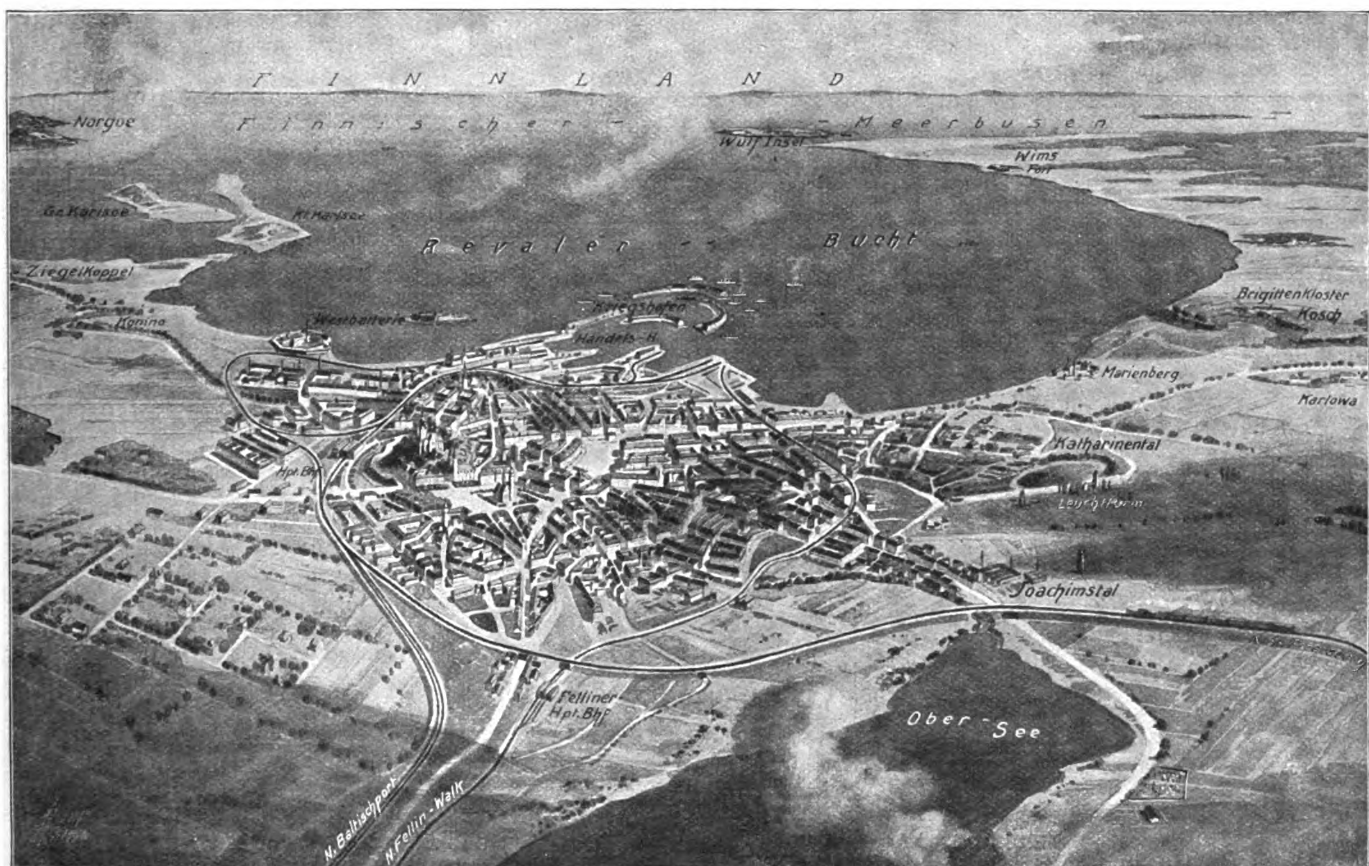
Als der Friede vereinbart wurde, waren die Deutschen in eine Linie eingerückt, die bei Hungerburg am Finnischen Meerbusen begann und, der Narwa folgend, den Peipussee erreichte. Östlich von Pleskau verlief sie nach Süden östlich von Polozk, Borissow, Bobruisk nach Gomel. Im Osten von diesem Orte erreichte sie die ukrainische Grenze. Dann ging die Linie quer durch die Ukraine, leicht nach Osten vorschwingend, östlich von Kiew leicht nach Südwesten streifend, zur bessarabischen Grenze (siehe die Karte Seite 196). Im südlichen Teil wurde sie, trotz der Rücknahme der russischen Truppen aus der Ukraine, noch dauernd verändert, weil sich die bolschewistischen Räuberbanden wenig an die Befehle Krylenkos kehrten, außerdem ein Wettlauf zwischen Österreichern, Ungarn und Rumänen in der Richtung Odessa eingesetzt hatte.

Im Friedensvertrag war die bezeichnete Linie bis an die Grenze der Ukraine als vorläufige Grenze der Militär- und Polizeiaufsicht der Mittelmächte festgelegt worden. Der Vertrag nannte außerdem eine weiter westlich liegende Linie, die, zwischen Dagö und Moon beginnend, östlich von Riga, westlich von Dünaburg, südöstlich von Wilna bis nahe an Brest-Litowsk an der ukrainischen Grenze verlief, westlich von der Rußland auf seine ehemaligen Oberhoheitsansprüche dauernd verzichtete.

Der Abschluß des Friedens vertrieb auch die Gesandtschaften der mit Rußland verbündeten Staaten aus Petersburg. Im größten Zorn verließen sie den für sie so unfruchtbar gewordenen Boden der russischen Hauptstadt, weil sie jetzt alle Bemühungen, den russischen Bären zu neuem Widerstand zu ermuntern, für aussichtslos hielten. —

* * *

Hand in Hand mit der Ordnung des Verhältnisses der Mittelmächte zu dem völlig geschlagenen Rußland gingen die Vorbereitungen zum Friedenschluß mit **Rumänien.** Dieses Land verfügte noch über eine schlagfertige Armee, die aber strategisch in einer unrettbaren Lage war, seitdem die Heeresgruppe Boehm-Ermolli in Podolien und dem nordöstlichen Teil Bessarabiens eingerückt war und damit im Rücken der rumänischen Streitkräfte erschien, so daß diese zwischen den Truppen Boehm-Ermollis und Mackensens standen. Die Rumänen hatten aber noch Zeit gewonnen zur Vervollständigung ihrer Gebietserwerbungen in Bessarabien, wodurch sie zum Überfluß noch mit den Russen Krieg bekamen. Gegen Ende Februar drängten die Mittel-



Vogelschaukarte der Festung Reval, die am 25. Februar 1918 von deutschen Truppen nach Kampf genommen wurde.

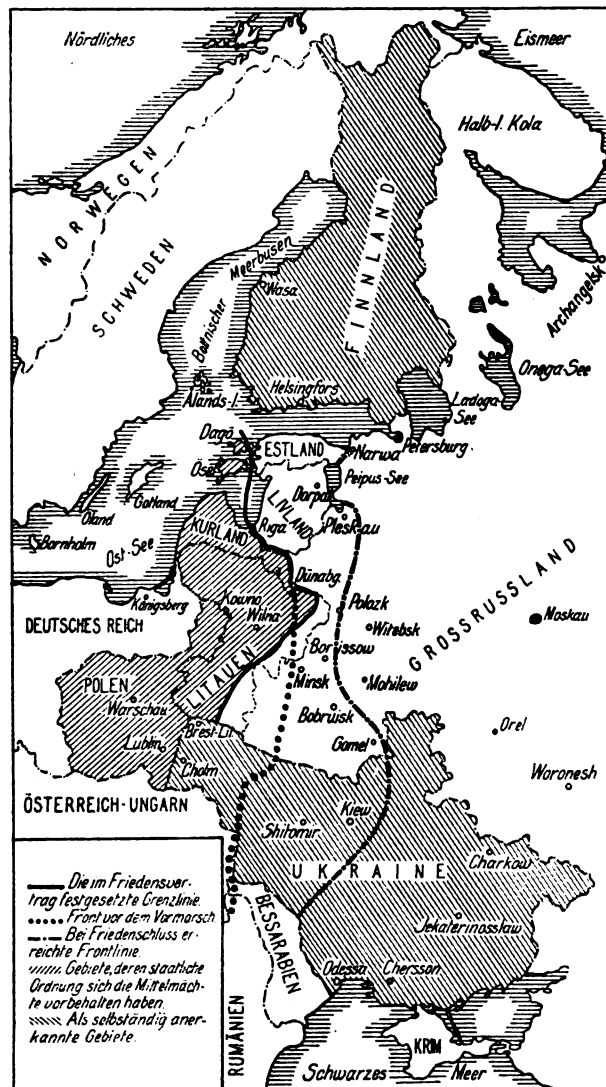
mächte aber auch die Rumänen zu einem Entschluß, die trotz ihrer aussichtslosen Lage Schwierigkeiten zu machen versuchten. Die Vorbesprechungen in Bukarest, an denen der neue Leiter der rumänischen Politik, der General Averescu, teilnahm, führten zu keinem befriedigenden Ergebnis. Erst nach einer Unterredung des Grafen Czernin mit dem König Ferdinand in Jassy zeigten sich die Rumänen nachgiebiger. Sie stellten sich am 2. März auf den Boden der Vorschläge der Mittelmächte und erkannten am 4. März die neuen Waffenstillstandsbedingungen der Mittelmächte, die sie in letzter Stunde am 2. März angenommen hatten, auch als Vorfriedensbedingungen an. In der Hauptsache bestanden diese in der Abtretung der Dobrudscha, Berichtigung der ungarisch-rumänischen Grenze, wirtschaftlichen Begünstigungen der Mittelmächte und Verzicht auf die etwa eine Milliarde betragenden Requisitionsgelder. Deutschland war nicht um dieser Erfolge willen in den Krieg gegangen, er war ebensowenig von ihm gewünscht worden, wie der Krieg überhaupt. Aber er hatte noch das Besondere, daß er Deutschland von einem Staate aufgezwungen wurde, von dem es erwartete, daß er ihm als Bundesgenosse zur Seite träte, der nie etwas Übles von ihm erfahren hatte, und dessen tieferes Eigeninteresse ihn mindestens zu einer wohlwollenden Neutralität hätte nötigen sollen. Statt dessen erlebten wir, daß die Regierung dieses Staates bei Beginn des Krieges nicht nur, nach dem Vorbild Italiens, seine Bündnispflicht leugnete, sondern von Anfang an in schnödester Weise einen Handel mit ihrer Neutralität trieb, daß die Mitglieder der Regierung zum Nutzen ihrer privaten Taschen die zeitweilige Notlage der Mittelmächte und der Türkei für eine schmutzige Erpresserpolitik ausbeuteten, bis unter einem charakterlosen König das Land durch eine gewissenlose Hetze von innen, durch den Druck Rußlands und der anderen Verbandstaaten von außen her in den Krieg hineingetrieben wurde. Am 5. März lief der neue Waffenstillstand ab und wurde unter Annahme der bezeichneten Bedingungen durch die Rumänen in eine vierzehntägige Waffenruhe mit dreitägiger Kündigungsfrist verwandelt. Die nun folgenden Friedensverhandlungen machten so rasche Fortschritte, daß am 9. März bereits mit der schriftlichen Festlegung der Bedingungen begonnen werden konnte. —

* * *

Im Osten kam es noch zu einem dritten Friedenschluß, und zwar zwischen Deutschland und **Finnland**. Unter allen russischen Randvölkern hatten die Finnen und die Ukrainer in ihren Bestrebungen, eine feste staatliche Ordnung herbeizuführen, die meisten Fortschritte gemacht und sich dadurch den Haß der Bolschewiki zugezogen. Die finnische Regierung war den Bolschewiki ebenso wie die ukrainische nicht radikal genug; außerdem hatte sich die erstere deutschfreundlich gezeigt. An Deutschland hatte sich die Regierung Svinhufvuds (siehe Bild Seite 195) zuerst wegen der Anerkennung der Selbständigkeit Finnlands gewandt, die von Deutschland auch zuerst erfolgt war. Finnische Freiwillige waren in eigenen Verbänden und unter finnischen Offizieren auch schon an der Eroberung der Inseln im Rigaischen Meerbusen beteiligt gewesen, und ein in Deutschland ausgebildetes finnisches Jägerbataillon führte in seiner Fahne neben dem finnischen gelben Löwen auch den deutschen schwarzen Adler.

Um den verderblichen Einflüssen der Bolschewiki zu begegnen, brachte die Regierung Svinhufvuds im Landtage eine Landesverteidigungsvorlage ein, die auch angenommen wurde. Damit waren aber die Sozialdemokraten nicht einverstanden, die eine „Rote Garde“ bildeten, mit deren Hilfe sie die Regierung und ihren Anhang heftig bekämpften. In den ersten Tagen des Februars wurde die Regierung gestürzt, und an ihre Stelle trat eine rein sozialistische unter dem Landtagspräsidenten Manner. Ohne fremde Hilfe konnte die alte Regierung gegen die Umstürzler nichts ausrichten. In ihrer Not wandte sie sich deshalb an Deutschland um Unterstützung gegen die Rote Garde, die mit den Russen gemeinsame Sache machte. Daraufhin brachte am 2. März der deutsche Gesandte in Stockholm dem schwedischen Minister des Auswärtigen zur Kenntnis, daß Deutschland auf Verlangen der finnischen Regierung Truppen nach Finnland senden würde und im Verlauf dieser Unternehmung die Alandsinseln (siehe die Karte Seite 198) als Etappe einzurichten beabsichtige. Dabei betonte der deutsche Gesandte, daß Deutschland keine Landerwerbungen in Finnland und im Gebiete der Alandsinseln vorhabe, sondern lediglich die Ordnung in Finnland wiederherstellen wolle.

Am 5. März landeten deutsche Abteilungen auf der genannten Inselgruppe, und zwei Tage später wurde ein Friedensvertrag zwischen Deutschland und Finnland unterzeichnet, in dem sich Deutschland für die Selbständigkeit Finnlands verbürgte, und der auch noch andere Bestimmungen enthielt, die ihm das Wesen eines Bündnisvertrages gaben. Das deutsche Auftreten, nicht zum wenigsten auch die Friedensbedingung für Rußland, seine Truppen aus Finnland zurückzuziehen, brachte die finnischen Sozialisten wieder zur Besinnung; Manner erklärte unter den gegebenen Verhältnissen jeden Widerstand für zwecklos. —



Die deutsche Front zur Zeit des Friedenschlusses mit Großrußland am 3. März 1918.

* * *

Auf dem Kriegschauplatz im **Westen**, wo die Franzosen den Engländern wieder ein neues Stück der Front, das sich bis weit südlich von St. Quentin erstreckte, überlassen hatten, entwickelten sich die Erkundungsunternehmen beider Parteien, hauptsächlich südlich von Ypern nnd im Raume von Lens und Cambrai, schon zu Kampfhandlungen schlachtmäßiger Art, die immer mehr zum Ausbruch der großen Entscheidungschlacht hindrängten.

Am 1. März machte ein Vorstoß der Deutschen, deren Front durch neue Truppen fortgesetzt verstärkt wurde (siehe Bild Seite 197), einer für sie ungünstigen Lage ein Ende, die durch einen französischen Sturmerfolg zwischen Tahure und Ripont geschaffen worden war. Die Franzosen hatten sich auf 1200 Meter breitem Raum in einem Vorsprunge der deutschen Stellungen festgesetzt. Ein deutscher Gegenstoß am 18. Februar entsprach in seinem Endergebnis nicht den in ihn gesetzten Erwartungen. Die Feinde sahen in den folgenden Tagen neuen Angriffen



Auf der Kleinbahn zur Front in den Argonnen.

Nach einer Originalzeichnung auf Grund eigener an Ort und Stelle gefertigter Skizzen von Professor Hans W. Schmidt.

entgegen und eröffneten schon bei der geringfügigsten Bewegung der Deutschen innerhalb der umstrittenen Abschnitte schwerstes Sperrfeuer. Dennoch wurden sie am 1. März völlig überrascht. Unversehens stürmte die deutsche Infanterie trotz kniehohen Schlammes die steilen Hänge zu dem erstrebten Ziele hinan und gelangte, erbitterte feindliche Gegenwehr überwindend, dank dem glücklichen Zusammenwirken aller Waffen, schon nach zwanzig Minuten in den Besitz der alten Linien. An einigen Punkten waren die deutschen Sturmabteilungen sogar beträchtlich über das Ziel hinausgekommen. In den zertrommelten, dem Feinde entrissenen Stellungen trotzten die siegreichen Truppen erfolgreich den hartnäckigen Gegenunternehmungen der Franzosen (siehe die farbige Kunstbeilage).

Am gleichen Tage zerstörten die Deutschen auch das Fort de la Pompelle, südöstlich von Reims, das zwar veraltet, aber durch Einbeziehung in das Netz der französischen Stellungen zu einem starken Bollwerk und Stützpunkt im Stellungskriege umgewandelt worden war. Minenwerfer und schwere Artillerie hatten gut vorgearbeitet. Hinter der Feuerwelle der deutschen Artillerie drangen die Sturmabteilungen mutig vorwärts, und bald war das Fort im Besitz der Deutschen, die dann die zahlreichen feindlichen Maschinengewehrnester, zum Teil unter Verwendung von Feuerwerfern, gründlich säuberten. Der Feind hatte schwere blutige Verluste und büßte 40 Gefangene ein. Nach der Ausführung ihres Vorhabens gingen die Deutschen in ihre Stellungen zurück, worauf die Franzosen die Reste des zertrümmerten Forts wieder besetzten. —

* * *

Englische Flugzeuggeschwader führten am 26. Februar, einem der heißesten Tage im **Luftkriege**, einen Massenangriff auf die deutschen Fesselballone zwischen Oise und Aisne aus. Der Angriff wurde jedoch abgeschlagen; nicht weniger als 15 feindliche Flugzeuge verloren die Feinde im Luftkampf. Die Deutschen unternahmen dann einen Gegenangriff, dem 3 feindliche Fesselballone zum Opfer fielen, wovon der Gefreite Kaffner 2 vernichtete. Hauptmann Ritter v. Tutschek errang an demselben Tage seinen vierundzwanzigsten Luftsieg.

In den Nächten zum 8. und zum 9. März wurden nacheinander London und Paris abermals von deutschen Fliegern heimgesucht. Eine Stunde lang dauerte der Angriff auf die englische Hauptstadt, die in allen ihren Bezirken von Bomben getroffen wurde. Die gute Wirkung der Geschosse konnte von den deutschen Flugzeugen aus deutlich beobachtet werden.

Der Luftvorstoß gegen Paris geschah zur Vergeltung für die Angriffe, die feindliche Flieger am 19. und 20. Februar auf die offenen deutschen Städte Trier, Mannheim und Pirmasens unternommen hatten. Wieder schwebten deutsche Flugzeuge über dem inneren Teil der französischen Hauptstadt. Gewitzigt durch die früher gemachten bösen Erfahrungen, strebte die Bevölkerung diesmal schon nach dem ersten Alarm gegen acht Uhr fünfzig Minuten abends in ihre Schlupflöcher. Trotzdem ereigneten sich eine Anzahl Todesfälle. Der letzte deutsche Flieger verließ Paris erst zwanzig Minuten nach zwölf Uhr. Auch dieser Vorstoß hatte Erfolg, obwohl die Gegenwirkung, an der sich viele französische Jagdflieger beteiligten, sehr stark war. —

* * *

Neue Aufregung gab es im feindlichen Lager, als bekannt wurde, daß den Deutschen schon wieder ein Heldenstück **zur See** gelungen war. Am 23. Februar kehrte der Hilfskreuzer „Wolf“ unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Nerger (siehe Bild Seite 199 oben) nach fünfzehnmonatiger Kreuzfahrt durch den Atlantischen, den Indischen und den Stillen Ozean in seinen Heimathafen zurück (siehe die Bilder Seite 200 und 201). Über 210000 Tonnen feindlichen Schiffsraumes, vorwiegend große englische Dampfer mit wertvollen Ladungen, waren von den Deutschen auf den Grund des Meeres geschickt worden. Außerdem hatte Fregattenkapitän Nerger Gelegenheit gefunden, wertvolle Beute an Bord des Hilfskreuzers zu nehmen. Er brachte Gummi, Kupfer, Zink und andere für Deutschlands Kriegführung wichtige Waren im Werte von 80 Millionen Mark heim. In heißen und kalten Zonen hatte das deutsche Schiff den Feinden geschadet, obwohl an ihm fünfviertel Jahr lang keine Ausbesserungs- und Reinigungsarbeiten vorgenommen werden konnten. Fürwahr, eine unerreichte seemännische und technische Glanzleistung!

Nicht so glücklich wie der „Wolf“ war der von ihm erbeutete englische Dampfer „Turitella“, der unter dem Namen „Iltis“ als Hilfskreuzer ausgerüstet und unter Führung des Kapitänleutnants Brandes (siehe Bild Seite 199 oben) in den Golf von Aden geschickt wurde. Nachdem er dort eine erfolgreiche Tätigkeit entfaltet hatte, wurde er von englischen Kriegschiffen gestellt, worauf ihn die eigene Mannschaft unbrauchbar machte. Als Begleitdampfer diente



Vogelschaukarte der Alandsinseln.



Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Fregattenkapitän Nerger,
Kommandant des deutschen Hilfskreuzers „Wolf".



Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Kapitänleutnant Franz Becker,
erfolgreicher deutscher U-Boot-Kommandant im Mittelmeer.



Phot. R. Dührkoop, Hamburg.

Kapitänleutnant Sieß,
erfolgreicher deutscher U-Boot-Kommandant im östlichen Mittelmeer.



Kapitänleutnant Brandes,
Kommandant des deutschen Hilfskreuzers „Iltis".

dem „Wolf" der gekaperte spanische Dampfer „Igotz Mendi", dem es jedoch nicht beschieden war, den deutschen Hafen zu erreichen. Im schweren Sturm wurde er am letzten Reisetage in der Nähe der dänischen Küste auf eine Sandbank getrieben. Der wackeren Mannschaft gelang es nicht, das Schiff wieder flott zu machen, weil sie von den Dänen daran gehindert wurde. Als die Mannschaft schließlich in Dänemark an Land gehen mußte, wurde sie sogar interniert, worauf die deutsche Regierung unverzüglich bei der dänischen Protest einlegte.

Im U-Boot-Krieg zeichnete sich besonders das Boot des Kapitänleutnants Spieß (siehe untenstehendes Bild) aus, von dem am 9. März berichtet wurde, daß ihm auf einer Fahrt die Vernichtung von 35 000 Tonnen feindlichen Schiffsraumes geglückt war. Unter der Beute befand sich neben einem 10 000 Tonnen großen, schwerbeladenen Dampfer der Vereinigten Staaten auch der „Clagarian", ein englischer Hilfskreuzer von 17 500 Tonnen. Dieses Schiff wurde nach dem ersten Torpedotreffer von seinen Begleitschiffen ins Schlepptau genommen, aber trotz der für sein Boot von herbeieilenden Zerstörern und Bewachungsfahrzeugen drohenden Gefahr schoß der deutsche Kommandant noch einen zweiten Torpedo ab und brachte dadurch den Engländer zum Sinken. Das Schiff war erst 1914 vom Stapel gelaufen und besaß besondere Einrichtungen für den Lebensmitteltransport aus Kanada. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Deutschtum in den baltischen Landen.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Heute, wo der beispiellose Vormarsch der deutschen Truppen die Peipusgrenze erreicht und gesichert hat, wo das ganze baltische Land im Schutz der deutschen Waffen aufatmen kann von der furchtbaren Not, in der es um seines Deutschtums willen gefangen lag, da lohnt es sich, einen Blick in die Zeit zurückzuwerfen, wo seine deutsche Art gegründet wurde. Begleiten wir ihre Entwicklung und Bewahrung kurz durch die Jahrhunderte!

Es hat schon einmal eine Zeit gegeben, wo Deutsche und Russen miteinander um die Peipuslinie kämpften. Fast genau vor siebenhundert Jahren, 1224 n. Chr., erstürmte das deutsche Pilgerheer, das Bischof Albert von Riga im Frühjahr aus der Heimat mitgebracht hatte, zusammen mit den Rittern des Schwertbrüderordens die von einer starken russischen Streitmacht verteidigte Festung Dorpat, im Estengebiet am Embach. Alle Russen wurden niedergehauen, nur einen ließen die Eroberer am Leben, kleideten ihn in ein gutes Gewand, setzten ihn auf ein gutes Pferd und schickten ihn heim zu seinem Großfürsten nach Susdal, damit er ihm berichte, was geschehen war. Mit dem Fall von Dorpat war der Kampf zwischen Deutschen und Russen um die Vorherrschaft in Livland entschieden; die Russen, die schon damals an die Ostsee zu gelangen trachteten, waren endgültig hinter den Peipussee zurückgeworfen, die Grenze des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bis in das Estenland vorgetragen. Bald drängten die Deutschen bis nach Rußland hinein vor und nahmen Pleskau, russisch



Hofphot. Otto Witte, Berlin.

Kapitänleutnant Spieß,
erfolgreicher Führer eines deutschen U-Bootes.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Flugzeugbeobachter Leutnant Hans Jürgen Horn,
Ritter des Ordens Pour le Mérite.

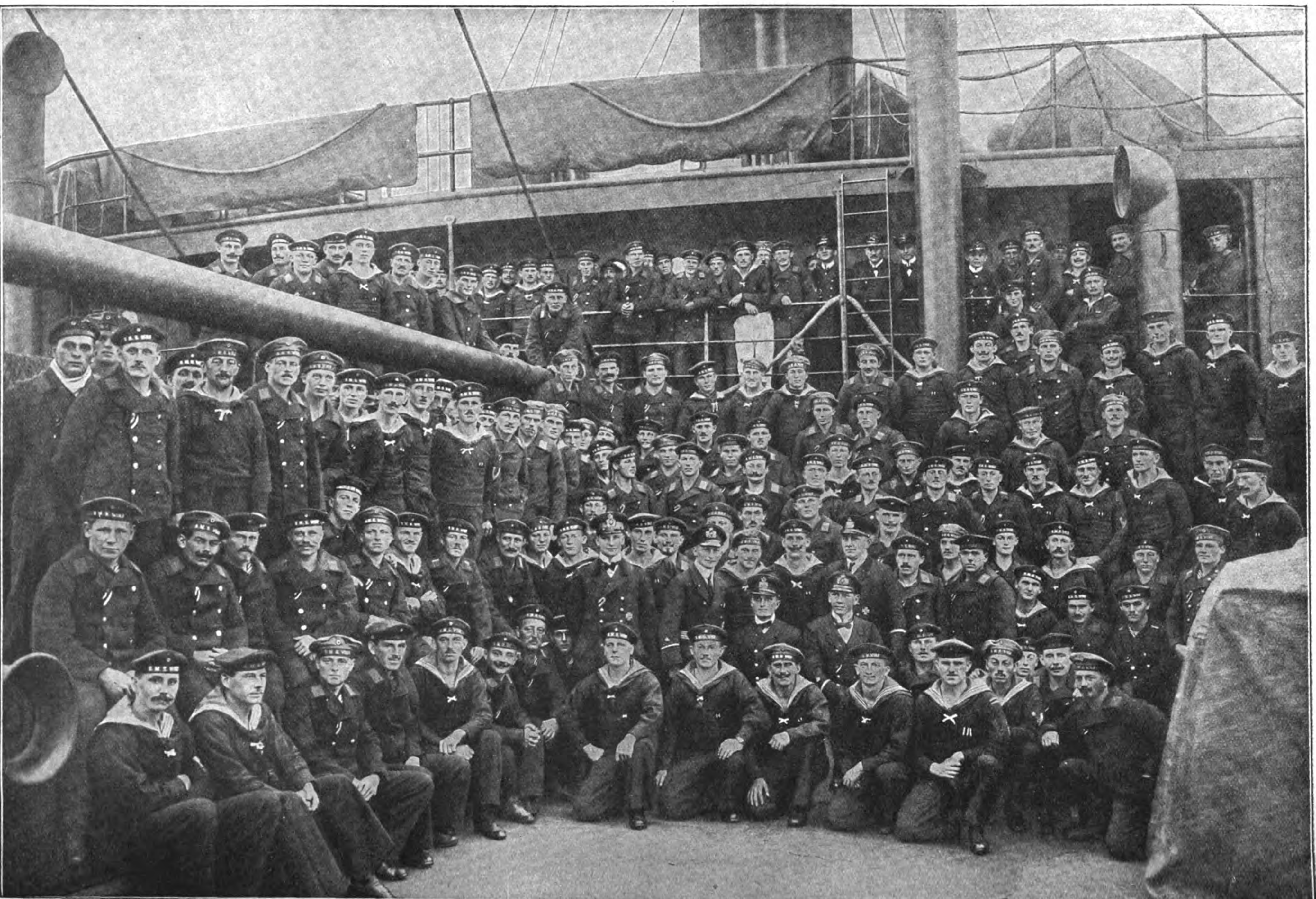


Phot. A. Groß, Berlin.

Leutnant Bongartz,
erfolgreicher deutscher Kampfflieger, Ritter des Ordens Pour le Mérite.



Oberleutnant z. S. Karl Neumann,
erfolgreicher Führer eines deutschen U-Bootes im Mittelmeer.



Phot. A. Renard, Kiel.

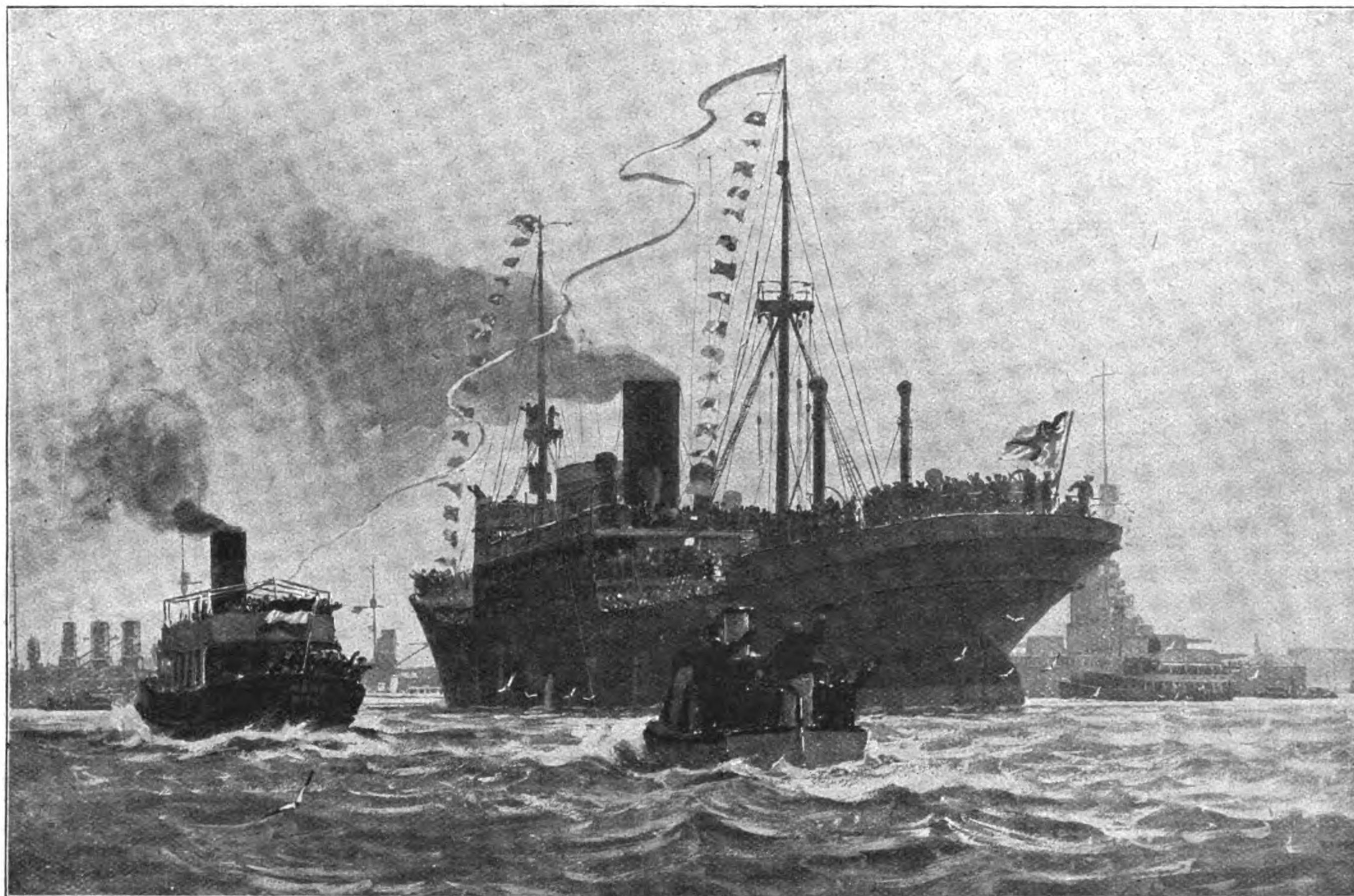
Die Mannschaft des deutschen Hilfskreuzers „Wolf“ nach ihrer Rückkehr von fünfzehnmonatiger Kreuzfahrt durch den Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean.

Pskow genannt, ein, die Stadt dicht südlich vom Peipus, die bei dem letzten überraschend schnellen Vordringen nach Osten und Norden gleichfalls von deutschen Truppen besetzt worden ist. Ob einer von den braven Feldgrauen, als er diese erste wirklich russische Stadt betrat, bis zu der deutsche Truppen im Laufe des Weltkrieges gelangt sind, wohl gewußt hat, daß hier schon einmal zur Hohenstaufenzeit das Deutschordensbanner wehte?

In dem ersten deutschen Sprachdenkmal aus baltischen Landen, das uns erhalten ist, der Älteren livländischen Reimchronik aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die wahrscheinlich ein alter Ordensbruder geschrieben hat, der selbst noch ein großes Stück der Eroberung und Kolonisation Livlands durch die Deutschen mitgemacht hatte, lesen wir die berühmten, heute besonders bedeutsamen Verse:

Wêre Plezcowe dâ behût
Daz wêre nû dem cristentûme gût
Biz an der werlde ende!

Nicht nur Pleskau hatten die Ritter in kühnem Vordringen nach Rußland hinein genommen, sondern auch Koporje



Einlaufen des deutschen Hilfskreuzers „Wolf" in den Kieler Hafen.
Nach einem Originalgemälde nach der Natur von R. Schmidt, Hamburg.

am Finnischen Meerbusen, halbwegs zwischen Narwa und dem heutigen Petersburg. Schon schien Groß-Nowgorod selbst bedroht, und bedeutende weltgeschichtliche Folgen hätten davon kommen können, wenn damals ganz Nordwestrußland unter den Orden gelangt wäre. Da entstand den Russen ein Retter in dem Großfürsten Alexander Newski. Ihm gelang es, Pleskau zu befreien und das Ordensheer im Frühjahr 1242 etwas nördlich von der Stadt auf dem Eise des gefrorenen Peipussees zu schlagen. Daß Pleskau vom Orden nicht gehalten werden konnte, war die Ursache dafür, daß in späteren Jahrhunderten der Moskowiter von hier aus nach Livland einbrechen und die Kolonie des alten Reichs vernichten konnte. Wie eine Prophezeiung klingen die Verse des alten Bruders: Wäre Pleskau damals behütet worden, das wäre bis an das Ende der Welt gut für das Christentum — wir Heutigen würden sagen für die abendländische Kultur und Gesittung — gewesen!

Auf jenen ersten deutsch-russischen Kampf um das baltische Land in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts folgte um die Mitte des 16. der zweite. In den Jahrhunderten dazwischen hatte sich das Deutschtum in den drei Hansestädten Riga, Reval und Dorpat befestigt; überall auf dem Lande saßen deutsche Adelsgeschlechter in ihren Schlössern und festen Häusern, der Ordensmeister und die Bischöfe von Riga, Dorpat und Oesel regierten als Reichsfürsten ihre Gebiete. Das Land war reich und blühend, Livland war sprichwörtlich für üppiges Leben: Lifflandt—Bliwland, ein Land wo man gerne blieb, sagte man im Deutschen Reich. Der Bauer war undeutsch, estnisch im Norden, lettisch im Süden, leibeigen, wie es seine Standesgenossen damals auch in Deutschland wurden. Das war der Unterschied zwischen der Kolonisation Livlands und des ostelbischen Deutschlands, daß die Bauern aus dem stark bevölkerten deutschen Westgebiet zwar zu Lande weit ostwärts wanderten, bis nach Siebenbürgen und bis an den Pregel, aber übers Meer in die überseeische Kolonie Livland gingen sie nicht.

Iwan der Schreckliche ließ seine Heerscharen 1559 nach Livland einbrechen. Narwa und die festen Schlösser an der Grenze gegen Rußland südlich vom Peipussee fielen in die Hand der barbarischen Horden, die der Zar entsandt hatte. In zwanzigjährigem Kampf wurde das Land verheert: die erste große Verwüstung, die Livland von den Russen erlitten hat. In der Ordensburg zu Wenden sprengten sich die Verteidiger mit den Frauen und Kindern aus der Stadt, die sich zu ihnen geflüchtet hatten, in die Luft, nachdem sie gemeinsam knieend in der Kapelle das Abendmahl genommen hatten. Sie wußten, welch ein Schicksal ihnen drohte, wenn sie lebendig dem Ungeheuer in die Hände fielen. Iwan ließ seine Gefangenen spießen, rädern, lebendig schinden und verbrennen. Livland war eine Wüste, als schließlich Polen und Schweden den Zaren nötigten, zu weichen und ihnen die Beute zur Teilung zu überlassen. Das Deutschtum aber hatte sich gehalten und hielt sich weiter. Die deutsche Stadt Riga war unter Gustav Adolf der erste Handelsplatz des Schwedischen Reichs. Von Gustav Adolf stammt auch die Gründung der Universität Dorpat.

Von neuem nahte das Schicksal den baltischen Ländern, als Peter der Große im Nordischen Kriege dort einbrach. 1708 berichtete ihm sein Feldmarschall Scheremetjew, mit des allmächtigen Gottes Gnade und dem Beistand der heiligen Jungfrau sei ganz Livland so verwüstet, daß nichts mehr aufrecht stände, außer Pernau und Reval und hier

und da vielleicht ein Hof am Meere! Das war die **zweite** Russenverwüstung. 1710 ergab sich das Land dem Zaren, der seine deutsche Art und sein deutsches Recht zu erhalten und zu schützen gelobte. Als er auf dem Schloß zu Reval seine Unterschrift unter die Urkunde zu setzen im Begriff war, mahnte ihn der estländische Ritterschaftshauptmann: „Wenn Kaiserliche Majestät den Pakt nicht zu halten gedenken, so mögen Sie ihn nicht unterschreiben.“ „Bei Gott, ich werde ihn halten!“ rief der Zar und unterschrieb. Er und seine Nachfolger bis auf Alexander II. sind im großen und ganzen ihrem Worte treu geblieben. Erst unter Alexander III. begann die brutale Russifizierung. Unterdessen hatte der baltische grundbesitzende Adel von sich aus schon am Anfang des 19. Jahrhunderts die Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft durchgeführt, und der Livländer Hamilcar v. Völkersam legte ein halbes Jahrhundert später den Grund zu der Ausstattung der lettischen und estnischen Bauernschaft mit freiem Landbesitz. Heute ist in den drei baltischen Provinzen je etwa die Hälfte des privatbesitzlichen Grundes und Bodens in den Händen des Großgrundbesitzes und der Bauern, ein landwirtschaftlich-agrarischer Zustand, wie er sich so gesund kaum ein zweites Mal auf der Welt wiederfindet. Nach Sprache und völkischem Gefühl sind die Letten und Esten nicht germanisiert worden und konnten es bei ihrer großen Überzahl auch nicht werden. Nach ihrer Kultur, ihrer Erziehung zur Arbeit, ihrer Art zu wirtschaften, zu lernen und zu wohnen sind sie es aber wohl. Im ganzen baltischen Gebiet gibt es nicht Bauerndörfer nach russischer Art, sondern nur bäuerliche Einzelhöfe, wie in Nordwestdeutschland, von wo die Mehrzahl der deutschen Kolonisatoren stammte. Das ganze Kulturbild ist deutsch, in den Städten wie auf dem flachen Lande. Die russischen Kirchen dazwischen, die heute leer stehen, weil die russischen Beamten und Soldaten alle geflohen sind, sehen aus wie byzantinisch-tatarische Fremdkörper in abendländischer Umgebung.

Aus derselben Feindschaft gegen das deutsche Wesen und aus demselben asiatisch-brutalen Streben nach Eroberung, wie der Eidbruch gegen die baltischen Deutschen, entsprang auch der russische Wille, Deutschland durch den Weltkrieg niederzuwerfen und zu berauben. So war es kein Zufall, sondern ein geschichtlich unvermeidbares Verhängnis für das Russentum, wenn es in diesem dritten russisch-deutschen Kampf um Livland dahin gekommen ist, daß mit dem Zusammenbruch der russischen Macht im ganzen auch das baltische Land den russischen Händen wieder entrissen worden ist. Nach Iwan dem Schrecklichen und nach Schermetjew haben nun zum **drittenmal** die Mordbrenner der Bolschewiki Livland und Estland verwüstet, ausgeraubt und Mord und Brand nicht nur auf die Deutschen, sondern auch auf die Letten und Esten gehäuft. Dies aber wird nun menschlicher Voraussicht nach die letzte Russenheimsuchung des endlich wieder unter den Schutz deutscher Waffen gekommenen Baltenlandes gewesen sein. Fortan blüht dem baltischen Deutschtum gemeinsam mit den Letten und Esten, die ihre kommende nationale Entwicklung auch nur im Anschluß an die deutsche Kultur sehen können, eine endlich gesicherte Zukunft.

Kriegshunde.

Von Hauptmann Emil Igner.

(Hierzu die Bilder Seite 203.)

In der deutschen Armee wurden Ausgang der achtziger Jahre die ersten Versuche gemacht, Hunde zum Kriegsdienst abzurichten. Ganz besonders nahmen sich die Jägerbataillone der Sache an; allein man verfiel hier in den Fehler, zuviel Jagdhunde zu benutzen, deren Arbeit im Gelände zu unsicher ist, weil diese Tiere durch ihre Jagdleidenschaft von ihrem Beruf abgelenkt werden. Was sonst zur Verwendung gelangte, waren zum größten Teil Fixköter. Man hatte eben damals nicht die geeigneten Hunde zur Verfügung, wie sie heute dank der mustergültigen Zuchtarbeit einzelner Vereine vorhanden sind. Dazu kam noch, daß die Anforderungen, die man stellte, viel zu hoch waren. Kurz und gut, die ganze Kriegshundebewegung schlief ein.

Erst der Stellungskrieg im Weltkriege brachte wieder Hunde, und zwar zunächst auf französischer Seite, zur Anwendung. Die deutsche Armee folgte alsbald, und mit der dem Deutschen eigentümlichen Gründlichkeit wurde aus ganz bescheidenen Anfängen eine mustergültige Organisation im Meldehundwesen geschaffen. Der Drehpunkt, um den sich hier alles bewegt, ist die Kriegshundeschule, als deren Leiter Leutnant und Feldjäger Mueller berufen wurde, der es verstanden hat, Großes in seiner Art zu schaffen. Der Anfang begann mit etwa 30 Mann und einigen Hunden; später waren ungefähr 3000 Mann mit einigen tausend Hunden tätig. Die im Deutschen Reich verteilten Sammelstellen ziehen aus den Kreisen der Hundebesitzer das geeignete Material heran, um es der Kriegshundeschule zur weiteren Ausbildung zu überlassen. Von hier aus werden die fertig abgeführten Hunde den Meldehundtruppen bei den einzelnen Truppenverbänden überwiesen; diese Truppe versorgen die Front mit den erforderlichen Kriegshunden. Das ganze Kriegshundewesen ist dem Chef des Nachrichtenwesens unterstellt worden und hat damit seinen dienstlichen Platz in den deutschen militärischen Einrichtungen erhalten.

Der Verfasser in seiner Eigenschaft als Leiter einer Meldestelle hatte Gelegenheit, auf einer Dienstreise zur Westfront die ganzen Einrichtungen aus eigenen Anschauungen kennen zu lernen. Von Station H. brachte uns ein kleiner Ackerwagen in kurzer, holperiger Fahrt zum Stab der Kriegshundeschule. Eine halbstündige Wanderung folgte durch den Wald zu einem kleinen Gut, wo Mannschaften und Hunde untergebracht waren. In den luftigen Ställen und Scheunen waren in langen Reihen Boxen aus Brettern aufgeschlagen. Jeder Insasse hatte ein warmes Strohlager und darüber ein sogenanntes Sommerlager zur Verfügung, die er beide nach Wahl benützen konnte. Für kranke Hunde gab es besondere Abteilungen. Ganz vortrefflich war die Fütterung der Hunde geregelt, so daß keines der Tiere Mangel zu leiden brauchte. Als hauptsächlichstes Futter diente Pferdefleisch, das vom Kriegschauplatz immer leicht zu haben war, und Gemüse verschiedener Art. Wie unser erstes Bild veranschaulicht, waren die Portionen recht reichlich bemessen. Täglich wurde einmal gefüttert.

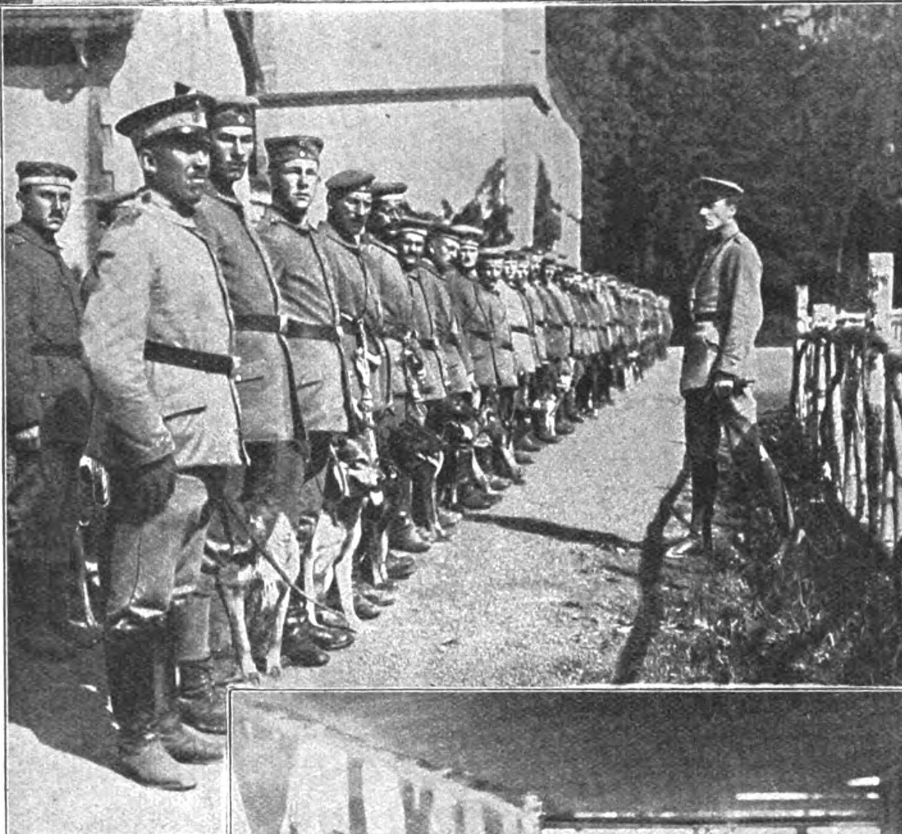
Der Tagesdienst bei der Kriegshundeschule beginnt mit ausgiebiger Bewegung und Haarpflege der Hunde. Mit Kardätsche und Kamm wird das Haar behandelt; alle ausgekämmten Haare werden sorgfältig gesammelt und zur weiteren Verwendung in die Heimat gesandt. Nichts darf verloren gehen.

Hieran schließt sich der Morgenappell von Führern und Hunden, wie ihn unser zweites Bild zeigt. In Reih' und Glied stehen Menschen und Tiere; auch letzteren ist der militärische Drill und die Ordnung in Fleisch und Blut übergegangen. Auf einer großen Wiese folgen dann die täglichen Dressurübungen. Hierbei werden ganz neue Wege eingeschlagen, die von dem bisherigen Dressurverfahren vollkommen abweichen.

War es früher üblich, jeden Hund nur einzeln vorzunehmen, so ist man heute mit sehr gutem Erfolge zur Massenabrichtung übergegangen. Die Ausbildung von einigen hundert Hunden gründet sich vornehmlich darauf, daß jeder Hund zwei Führer hat, die sich nur mit ihm befassen. Im Gefecht ist der eine Führer vorne bei der kämpfenden Truppe, während sich der andere bei den Reserven befindet. Im Bestreben, seine Herren wieder aufzusuchen, pendelt der Hund zwischen beiden hin und her und vollführt so die notwendigen Meldegänge. Die Botengänge fangen natürlich auf ganz kleine Entfernungen an und werden allmählich gesteigert. Recht interessant zu sehen ist es, wie die Führer mit den kurzgeleinten Hunden die verschiedensten Marschbewegungen ausführen. Dort kriecht eine Schützenlinie langsam auf dem Bauch vor, und auch die Hunde haben es gelernt, sich in solcher Weise fortzubewegen, um Deckung gegen feindliches Feuer zu nehmen. Ein ganz besonderes Interesse beansprucht die Vorführung ausgebildeter Hunde im Gefecht. Es ist wirklich erstaunlich, mit welcher Sicherheit die braven Tiere die Botengänge ausführen. Das dichteste Sperrfeuer feindlicher Geschütze, die auffliegenden Minen, die sausenden Handgranaten und die nicht unbeträchtlichen Hindernisse, wie Gräben und Geschoßtrichter, beachtet der Hund gar nicht, um seiner Aufgabe gerecht zu werden.

Die Soldaten würden auf keinen Fall durch diesen Kugelregen hindurchkommen; der Hund dagegen bietet





ein ziemlich kleines Ziel, und daher glückt meistens das Vorhaben. Man braucht sich nur ins Gedächtnis zurückzurufen, daß oft das Schicksal ganzer durch Sperrfeuer abgeschnittener Truppenteile von einer schnell und sicher überbrachten Meldung abhängt. Auch noch andere Dienstleistungen kommen in Frage. Es handelte sich zum Beispiel darum, schnell eine telephonische Verbindung mit einem vorgeschobenen Posten herzustellen. In zwei Minuten war es möglich, in einer Entfernung von 600 Metern das Gespräch aufzunehmen. Auch für Nahrung und Schießbedarf zu sorgen ist Aufgabe des Kriegshundes, der sich somit einen anerkannten Platz beim kämpfenden Heer errungen hat, auf dem er unersetzlich und unentbehrlich ist.

Von Riga bis nach Dorpat.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

Es sind rund 280 Kilometer! Den ersten Teil, bis nach Hinzenberg, also bis dicht hinter die deutschen Linien, legte die schon von Ösel und Orrisar her rühmlichst bekannte Sturmabteilung Winterfeld am Abend des 18. Februars auf Lastkraftwagen zurück. Das war aber nur eine schöne, glatte Einleitung von 40 Kilometern. Das Mittelstück, von Hinzenberg bis Walk, also rund 150 Kilometer, marschierte man zu Fuß und erst das letzte Ende, von Walk bis Dorpat, fuhren Infanterie und Radfahrer dank der gütigen Versorgung durch die russischen Truppen in langer Schlittenkette. Eine prächtige Leistung. Und die Hauptmacht, die am 19. Februar früh aufbrach, mußte sich recht fest dranhalten, um sich diese fliegende Schar nicht ganz enteilen zu lassen, von der man ja nicht mehr durch den Draht oder durch Meldegänger, sondern nur noch durch Fliegerfeststellungen herausbekommen konnte, wie weit sie schon vorgedrungen war. In sieben Tagen wurden rund 250 Kilometer mit Sack und Pack, ohne Ruhetag zurückgelegt, trotz Kälte und Frost, trotz vereister, verschneiter Straßen. Für sieben Tage gerade hatte man Verpflegung zum Marsch in das ausgeplünderte Land mitgenommen. Schwere Geschütze und Munitionsvorräte allerdings hatte man zurücklassen dürfen, als die Führung erkannte, wie glatt und fast kampflos alles ging. Angetreten war man, da eine in der Nacht zuvor vorgehende Erkundungspatrouille regelrecht von den Russen beschossen worden war, zum Sturm auf eine mit vielfachem Drahtverhau und dazu noch mit doppeltem, verschneitem und daher sehr unangenehmem Astverhau bewehrte Stellung.



Oberes Bild: Die Vorbereitung der Mittagmahlzeit durch die Köche. — Mittleres Bild: Antreten und Appell der Hundeführer vor dem Ausmarsch zur Übung. — Unteres Bild: Die Kriegsmeldehunde beim Mittagmahl in ihren Stallungen.

Aus einer Kriegsmeldehunde-Schule dicht hinter der deutschen Front.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Greß, Berlin.

Bei gründlichster Prüfung erschien doch der ganze winterliche Vormarsch so schwer, daß man mit einer längeren Dauer rechnen mußte. Und dann kam alles ganz anders, kam die Spitze ins Laufen und riß die Hauptmacht mit sich fort, da war „Begeisterung in den Beinen“ und man stellte einen neuen Kriegsrekord auf.

* * *

Die interessantesten Dinge erlebte natürlich die Sturmabteilung v. Winterfeld, weil sie immer vorneweg war. Nach kurzer Morgenrast bei Hinzenberg zog man der Bahn entlang auf Lipat zu. Schon sah die Spitze auf dem Bahnhof den letzten abfahrtbereiten Zug unter Dampf und stürmte querfeldein drauf los; es gab eine wilde Schießerei, aber der Zug entwischte unter einem zischenden Sausen des Maschinengewehrhagels, der aus allen Wagenfenstern prasselte. Ein paar Russen lagen tot auf dem Bahnhof, ein paar Dutzend wurden gefangen. Weiter ging's noch bis zum Bahnhof Ramotzki, wo man die erste große Beute an Protzen, Bagagen, Feldküchen machte. Dort blieb man die Nacht, und am nächsten Morgen saß schon ein Teil der Leute, mit dem Gepäck wenigstens, auf Schlitten. Schon gegen elf Uhr fuhr man am 20. Februar auf dem dichtgefüllten Marktplatz in Wenden ein, ließ sich aber wenig Zeit, das Marktleben zu betrachten. In der Gegend des Bahnhofs Lohde dampfte den Schlitten ein russischer Zug entgegen. Leider paßte der Führer auf und gab rechtzeitig Gegendampf, noch ehe ein paar beherzte Leute auf die Lokomotive gesprungen waren. Nun dunkelte es, und ein merkwürdiges Schauspiel begann. Rätselhafte Leuchtkugeln stiegen auf. Bald kam man dahinter. Die Russen ließen Posten stehen, die das Nahen der Deutschen durch Raketen melden und dann eilends flüchten mußten.

Als man abends gegen neun Uhr nach Wolmar kam, gab es da zum Empfang ein Brillantfeuerwerk von erklecklichem Umfang. Aber wieder dampfte der letzte Zug im rechten Augenblick ab. In später Nacht, aber bei hellem Mondschein, erstürmte man dann Wolmar. Die Aabrücke war bewacht. Aus einem Hause stürzten fünf oder sechs Rote Gardisten; sie wurden rasch niedergemacht und in dem Hause die Brückenwache von achtzig Mann gefangen. Zwei bis drei Stunden tobte dann in den engen winkeligen Gäßchen der Stadt ein wildes Geschieße. Aber man besetzte die Stadtausgänge, es wurde allmählich ruhig, man ging in die Quartiere, um endlich zu schlafen. Da plötzlich schreckte die Meldung auf: Die Russen kommen! Und tatsächlich rückten durch einen Stadtzugang, den man in der Dunkelheit nicht gefunden hatte, Russen ein. Ein paar Schüsse, und sie ergaben sich höchst erstaunt dem nächtlich unbekannten Feinde. Zweitausend Mann mit fünf Riesenwagenkolonnen — die Beute hatte das Aufstehen gelohnt! Weniger schön war, daß das Gesindel von Wolmar die gute Gelegenheit benutzte, die Bagagen zu plündern, und daß der deutsche Führer einfach keine Leute hatte, das zu hindern. Ein paar der Verbrecher, die solches und zudem das Leben braver deutscher Bürger auf dem Gewissen hatten, konnte man fassen und zur Warnung auf dem Marktplatze aufknüpfen. Den ganzen nächsten Tag mußte hier erst einmal Ordnung geschaffen und auch das Nachkommen von Truppen abgewartet werden, ehe man weiter konnte.

Am 21. Februar rückte zuerst eine Husarenschwadron weiter. Gegen acht Uhr abends kam sie nach Walk, wo es auch heftiges Geschieße mit viel üblem Gesindel gab. Schon als die Husaren da waren, wurde am Güterbahnhof eine große Munitionsniederlage angezündet; sie flog unter stundenlangem Krachen in die Luft. Die Husaren sprengten zum Hauptbahnhof und attackierten dort schneidig eine Menge von zwei- bis dreihundert Plünderern, noch ehe diese einen mit Artillerie- und Sprengmunition beladenen Zug anzuzünden vermochte. Tags darauf fuhr die Abteilung v. Winterfeld den Husaren nach und erreichte sie noch am Abend in Walk. Auch hier war das Ordnungschaffen keine leichte Aufgabe.

Am nächsten Tage brach man nachmittags wieder auf. Die ganze schöne Vollmondnacht durch trabten die Reiter und knirschten die Schlitten. Der Plan war, in aller Morgenfrühe von allen Seiten her Dorpat zu erreichen und zu umstellen. Aber es gab wieder unvorhergesehenen Aufenthalt. Von Ringen an fuhren fortwährend russische Bagagen unserem Vortrupp in die Flanken, teilweise überraschte man in den Dörfern Hunderte von schlafenden Russen. Es waren Teile einer Division, die von Pernau im Abzug nach Pleskau begriffen waren. Bis man die dreitausend Mann entwaffnet, die zum Teil Fliehenden eingeholt, die rund fünfzehnhundert Fahrzeuge geordnet hatte, das dauerte lange. Fix und fertige Maschinengewehrkompanien waren dabei! Mit einem Mann Bewachung für je hundert Gefangene wurde alles nach Walk abgeschoben, dann ging es weiter. Dorpat zu umstellen war gar nicht mehr nötig. Wenige Tage zuvor hatten estnische Regimenter mit deutscher Bürgermiliz vereinigt das Maximalistenregiment gestürzt. Als man gegen neun Uhr in endloser Schlittenkolonne ankam, ordnete man sich gleich zum Einmarsch. In strammen Gruppenkolonnen hielten Sturmabteilung, Radfahrer und Husaren ihren festlichen Einzug, unter tosendem Jubel aller Deutschen, ohne klingende Musik, aber unter einem Blumenregen sondergleichen. Nur schrittweise kamen die Kraftwagen durch die sich drängende Menge vor das Rathaus, wo es festliche Ansprachen und das erste Kaiserhoch im neuen deutschen Dorpat gab. Inzwischen hatte von Walk aus eine schneidige, kleine Gruppe von einem Unteroffizier und zwölf Mann gegen Hunderte roter Gardisten das Städtchen Werro erobert. Und Hunderte nun befreiter, aus dem Inneren Rußlands unter entsetzlichen Qualen geflüchteter deutscher Kriegsgefangener halfen zum schönen Gelingen des Ganzen mit, indem sie im schönsten Räuberzivil in den eroberten Städten beim Abzug der Truppe den Sicherheitsdienst und die Innenposten übernahmen. Von Riga bis Dorpat hatte alles tadellos geklappt. Nur der Verlust eines Toten und weniger Verwundeter war zu beklagen.

* * *

Die Bilder und Erlebnisse dieses Schlußaktes unseres russischen Feldzuges waren so wirkungsvoll, so märchenhaft, daß man wie betäubt war von der Fülle der Eindrücke. Es war schon seltsam genug, wenn man in Wenden auf der Straße von einem ganz richtig uniformierten russischen Soldaten angesprochen wurde, der einem in reinstem Deutsch sagte: „Gott sei Dank, daß Sie endlich kamen, es ist ja jetzt eine Schande, russischer Soldat zu sein.“ Und an das volkliche und soldatische Durcheinander mußte man sich auch erst gewöhnen. Da gab es zunächst reguläre russische Soldaten alten Stils, die sich im ganzen recht anständig betrugen, aber in starker Minderheit waren, zum Teil schon als Demobilisierte sich nur noch im Lande aufhielten. Dann waren da lettisch-maximalistische, in eigenen Verbänden vereinigte Soldaten, denen wieder lettisch-bürgerliche in machtloser Minderheit gegenüberstanden. Ferner bestanden estnische Regimenter, die in ihrer Mehrheit maximalistenfeindlich waren und mit uns bei unserem Einzug gemeinsame Sache machten. Diese drei Soldatengruppen unterschieden sich äußerlich überhaupt nicht. Völlig verschwunden waren die Roten Gardisten, die ihr einziges Erkennungszeichen, die Waffe, natürlich sofort abgelegt hatten. Soweit sie landesfremd waren, hatten sie die Flucht ergriffen, das eingeborene Gesindel war dagegen dageblieben und bildete eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Wer diese Scharen hinter unseren vordringenden Spitzen nach Walk und Riga zurückströmender Gefangenen gesehen hat, wie sie in ihren braunen Mänteln und weißgrauen Pelzmützen, mit den grellroten und zum weißen Schnee so seltsam leuchtenden violetten Halsbändern lässig auf den Schlitten lagen oder zu Pferde saßen, auf jenen struppigen kleinen Böcken mit den gewaltigen Mähnen und dem oft reich silberbeschlagenen Lederzeug — wer diese Bilder in sich aufnahm, wird an Taras Bulbas Zeiten erinnert worden sein. Freilich, manchmal war ein ganz wild aussehender Mann darunter, so einer, dem man nicht gerne bei Nacht ohne Waffe auf der Landstraße begegnen wollte, und er grüßte höflich und sprach ein reines Deutsch — das war dann ein zur Flucht „maskierter“ baltischer Baron oder einer unserer tapferen deutschen Kriegsgefangenen, der sich aus dem Inneren Rußlands in Bauernverkleidung bis hierher durchgeschlagen hatte. Diese zum Teil wirklich recht zerlumpten Gestalten als Posten in den Städten und beim Rücktransport nunmehr russischer Kriegsgefangener, dazu dann auch noch Österreicher und Ungarn in ihren



Der Durchbruch der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe unter Führung des Generalmajors v. Lettow-Vorbeck über den Rowuma-Grenzfluß auf portugiesisches Gebiet.

Nach einer Originalzeichnung von C. Arriens.

Uniformen und die vom Maximalistenjoch befreiten alten russischen Offiziere mit neuen Achselstücken und strahlenden Georgskreuzen und Ordenssternen — wahrlich, es ging schon recht bunt und merkwürdig zu in Livland in diesen Befreiungstagen.

* * *

Das alte deutsche Dorpat macht eigentlich, wenn man es ehrlich aussprechen will, einen ziemlich russischen Eindruck. Es ist schwer zu sagen, woran das liegt. Der Winter mag schuld sein, mit den pelzvermummten Iswoschtschiks und den zahllosen kleinen Schlitten, auf denen die Fahrer nach russischer Art nicht sitzen, sondern stehen. Vielleicht auch das viele russische Militär, das man auf allen Straßen sieht. Sicherlich auch die verwahrloste Art der zahlreichen Holzhäuser im Gegensatz zu der gepflegten Behaglichkeit des Potsdamer Stiles von Mitau. Dorpat liegt ja im übrigen auch am weitesten östlich, und da es geistiger Mittelpunkt des Deutschtums war, richtete sich die besondere Russifizierungswut der Machthaber dagegen. Seit 1895 durften ja die Professoren nicht mehr deutsch, sondern sie mußten in „Jurjew" russisch lesen. Nur theologische Vorlesungen blieben deutsch. Ende 1916 wurde auch das verboten, doch die Professoren weigerten sich standhaft, russisch zu lesen. Sieht man sich die Besucherzahlen der Universität im Wintersemester 1917/18 (allerdings Kriegssemester) an, so findet man unter 1779 Studenten 483 Juden, 453 Russen, 233 Esten, 206 Deutsche, 128 Polen, 125 Letten, 30 Grusier, 20 Litauer, 18 Armenier. Also keine Hochburg des Deutschtums mehr, die es einstens war. Es gibt ja unter den 1,3 Millionen Bewohnern Livlands überhaupt neben je 600 000 Letten und Esten nur 100 000 Deutsche, und sie wohnen zu zwei Dritteln in der Hauptstadt Riga. So haben die Landstädtchen wie Wenden, Wolmar, Walk auch nicht im entferntesten den alt traulich-deutschen Charakter etwa des kurischen Goldingen. Führende Schicht ist kulturell das Deutschtum auch hierzulande, und deutsch spricht, auch unter den Letten und Esten, alles, was ein wenig Bildung hat. Inwieweit aber das ganze Livland ein deutsches Land wieder werden kann, das wird erst die ausgesprochene Stellungnahme der Letten und Esten zeigen und erweisen, also der Schichten, die uns als Befreier vom bolschewistischen Wirrwarr begrüßten, uns aber in bezug auf die politische Zukunft einstweilen kühl und zurückhaltend gegenüberstehen.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Eintreffen der deutschen und österreichisch-ungarischen Austauschgefangenen auf einem schwedischen Dampfer in Saßnitz.

Der Durchbruch der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe nach Portugiesisch-Ostafrika und die Kämpfe dort im Dezember 1917.

(Hierzu das Bild Seite 205.)

In der zweiten und dritten Novemberwoche des Jahres 1917 war es den vereinigten englischen, belgischen und portugiesischen Streitkräften, die ihren Gegnern zahlenmäßig vier- bis fünffach überlegen waren, durch weit ausholende, umfassende Angriffe gelungen, die deutsche Schutztruppenhauptmacht auf der Makondehochfläche (siehe die Karte in Band V Seite 79) einzuschließen. Im Norden, Nordosten, Osten und Südosten rückten Engländer, im Nordwesten Belgier und im Südwesten wiederum Engländer vor und schlossen den Ring immer enger. Im Süden dagegen hatten die Portugiesen beinahe ihre gesamten verfügbaren Truppen auf ausgedehnter Front südlich von Newala-Tschipi-Nangadi-Mnari am südlichen Rowumaufer zusammengezogen. Diese verschanzten sich dort, um einen etwaigen Übergang der Deutschen über den Grenzfluß zu verhindern. Ein solcher stand jedoch an der genannten Flußfront für die deutsche Schutztruppe außer Frage; denn im Angesichte eines starken, verschanzten Gegners, dem auch noch bewaffnete Motorboote zur Verfügung standen, den Übergang über den breiten Fluß und zugleich den Durchbruch durch die portugiesischen Stellungen zu wagen, wäre ein verzweifeltes Beginnen gewesen, das wegen der Unzulänglichkeit der Kampfausrüstung und des Mangels an Brückenbaumaterial leicht mit einer Katastrophe hätte enden können.

Während des ganzen Feldzuges in Ostafrika hatte sich die Schutztruppe in keiner ähnlich gefährlichen Lage befunden. Deshalb forderte der englische Oberbefehlshaber Van Deventer die Deutschen auf, sich zu ergeben. Deren Führer lehnte dies jedoch ab. Er hatte den kühnen Plan gefaßt, die starken englischen Linien im Südwesten zu durchbrechen, mehrere Tagemärsche flußaufwärts zu gehen, an einer günstigen Stelle den Rowuma zu überschreiten und in portugiesisches Gebiet einzudringen. Es gelang ihm, gegen Ende November seine noch sehr ansehnlichen, kampffähigen Truppen mit erstaunlicher Geschicklichkeit von der britischen Hauptmacht loszulösen und an einem Punkte südwestlich von Newala unauffällig wieder zu vereinigen, während andere, ganz schwache deutsche Abteilungen, bei denen sich auch die Verwundeten und Kranken befanden, Befehl erhielten, dem Feinde auf der Makondehochfläche nach allen Seiten hin Widerstand bis zum Äußersten zu leisten. Infolge der heldenhaften Aufopferung dieser schwachen Abteilungen waren die Briten der Meinung gewesen, daß sie es noch mit großen Teilen der deutschen Hauptmacht zu tun gehabt hätten.

Völlig überraschend für die Engländer setzte nun v. Lettow-Vorbeck den umsichtig vorbereiteten Durchbruch an. Mit ungestümer Wucht warf er sich den langsam von Westen nach Osten vorrückenden britischen Kolonnen zwischen Newala und dem Rowuma entgegen und schlug sie in einem erbitterten, Tag und Nacht andauernden Kampfe schwer. Mehrere englische Kompanien wurden dabei vernichtet. Die Reste der in die Niederlage verwickelt gewesenen britischen Truppenteile flüchteten über Newala nach Norden, verfolgt von starken deutschen Patrouillenabteilungen. Der Durchbruch war glänzend gelungen. Die Deutschen zogen mit ihrer Masse eiligst nach Westen, den Rowuma aufwärts, während die deutschen Verfolgungspatrouillen herbeigeführte Verstärkungen des Feindes bei Newala mehrere Tage im Schach hielten und sich dann vor auftretender Übermacht auf ihre Haupttruppe zurückzogen. Diese hatte einen so großen Vorsprung gewonnen, daß kleine britische Kolonnen, die sich auf die Verfolgung der Deutschen gemacht hatten, diese nicht mehr auf deutschem Boden einzuholen und zum Kampf zu stellen vermochten. — Die englische Hauptmacht mußte wegen beträchtlicher Verluste in den vorhergegangenen Kämpfen auf der Makondehochfläche, die bis



Phot. Bild- und Film-Amt.
Die neu eingekleideten deutschen Austauschgefangenen nach ihrer Ankunft in Saßnitz.

zu dreiundzwanzig vom Hundert ausmachten, sowie infolge von Tropenkrankheiten und durch übergroße Marsch- und Kampfanstrengungen herbeigeführte teilweise Kampfunfähigkeit der Truppe von einer allgemeinen Verfolgung ihrer Gegner vorläufig absehen; sie begnügte sich mit der Besetzung der Hochfläche und der Gefangennahme der auf ihr zurückgebliebenen Deutschen. —

Als die Portugiesen gewahrten, daß die deutsche Schutztruppenhauptmacht den Einschließungsring auf englischer Seite nördlich vom Rowuma gesprengt hatte und im Abmarsch nach Westen begriffen war, verließen sie sofort ihre am südlichen Rowumaufer angelegten Befestigungen und marschierten gleichlaufend mit den Deutschen südlich vom Rowuma ebenfalls westwärts, um sich des Einbruchs der Deutschen in portugiesisches Gebiet zu erwehren. Gleichzeitig folgten bewaffnete portugiesische und englische Motorboote stromaufwärts; westlich von Luisenfelde blieben sie jedoch zurück, weil sie auf Grund gerieten. Die Deutschen, die auch vor den Portugiesen einen Vorsprung hatten, bereiteten an der Stelle, wo der Ludschende in den Rowuma mündet, bei Ngomani, den Übergang vor, der ihnen auch nach Verdrängung schwacher portugiesischer Streitkräfte gut gelang. Die portugiesische Hauptmacht, die in Eilmärschen an dem bedrohten Punkte erschienen war, konnte dies nicht mehr verhindern; sie stellte sich aber dem weiteren deutschen Vordringen entschlossen entgegen. Unverzüglich griff sie v. Lettow-Vorbeck an, während starke deutsche Nachhutabteilungen einen Tagemarsch nordöstlich von Ngomani englische Verfolgungskolonnen erfolgreich aufhielten. Die Portugiesen, die fast mit ihrer gesamten Macht in einer Stärke von etwa 3500 Mann mit Maschinengewehren und Schnellfeuergeschützen auftraten, leisteten den Deutschen hartnäckigen Widerstand. Die blutige Schlacht, die zwei Tage währte, endete mit einer äußerst schweren Niederlage der Portugiesen. Mehr als 600 bis 700 Tote und Verwundete ließen sie auf dem Schlachtfelde, die übrigen wurden nach allen Richtungen zersprengt. Eine Abteilung von ungefähr 700 bis 800 Mann unter Hauptmann Curado wurde über den Ludschendefluß in südwestlicher Richtung in die Mkulaberge getrieben.

Diese Niederlage bei Ngomani Ende November 1917 war die schwerste, die die Portugiesen in Ostafrika je erlitten hatten. Sie büßten dabei nahezu ihren gesamten Train, das Lager, die Geschütze, Maschinengewehre und sonstige Ausrüstungsgegenstände ein; große Mengen von Lebensmitteln und Munition fielen in die Hände der Sieger.

Die Hauptkräfte der deutschen Schutztruppe gingen nach diesem herrlichen Waffenerfolge den Ludschende aufwärts, verteilten sich in viele kleine Kolonnen und drangen erfolgreich nach Osten, Süden und Westen im Nordteile der portugiesischen Kolonie vor. Dabei wurde dem Hauptreste der zersprengten portugiesischen Hauptmacht in den Mkulabergen eine vernichtende Schlappe beigebracht. In einem Gefechte, das vom 6. bis zum 8. Dezember dauerte, wurden die portugiesischen Bergstellungen von den Deutschen im Sturme genommen, die Hälfte der Besatzung getötet oder verwundet und 50 Mann — darunter der Führer, Hauptmann Curado, — gefangen, aber später wieder freigelassen; der Rest konnte sich durch Flucht auf schwierigen Wegen retten. Die Sieger machten große Beute, darunter Maschinengewehre und Gebirgskanonen. — Ein zweites, größeres Treffen fand in der Zeit zwischen dem 10. und 15. Dezember bei dem Fort Louis Philippe am Ludschende statt. Diese Station wurde nach kurzem Gefecht von den Deutschen erobert und die kompaniestarke Besatzung zerstreut.

Ohne weiteren nennenswerten Widerstand zu finden, besetzten die Deutschen im Laufe des Dezembers das portugiesische Gebiet zwischen dem Njassasee und der Küste vom Rowuma bis beinahe zum Lurio, rund etwa 100 000 Quadratkilometer, und machten auf den zahlreichen kleinen und großen eingenommenen Stationen viele Beute.

Deutsch-russischer Gefangenenaustausch in Saßnitz.

(Hierzu die Bilder Seite 206 und 207.)

Zu der allgemeinen Freude über den Frieden im Osten gesellte sich die Hoffnung zahlreicher deutscher Familien, in absehbarer Zeit ihre Angehörigen aus russischer Gefangenschaft zurückkehren zu sehen. Bis an die Gestade des Stillen Ozeans führten die Russen einen Teil ihrer Kriegsgefangenen; Wochen und Monate hatten diese auf der Eisenbahn, auf schlechten Wegen, in üblen Quartieren zubringen müssen, um dann meist mit echt russischer Rücksichtslosigkeit in sibirischen Dörfern und Siedlungen mangelhaft untergebracht zu werden. Den im europäischen Rußland gebliebenen Gefangenen erging es meist nicht besser; selbst die Revolution brachte ihnen keine Erleichterung ihres Loses. Was dort alles von



Phot. Bild- und Film-Amt.
Die wohl aussehenden russischen Gefangenen gehen an Bord.

Gefangenenaustausch in Saßnitz auf der Ostseeinsel Rügen.

den deutschen Feldgrauen erduldet werden mußte — wer mag es schildern! Liebe und Sorgfalt in der Heimat werden jedoch diese Tapferen all das Erduldete bald vergessen machen.

Noch während der Kriegszeit hatte auf nachdrückliches Betreiben der deutschen Regierung trotz mancherlei von den Russen gemachter Schwierigkeiten ein Austausch der invaliden Kriegsgefangenen stattgefunden. Segensreich wirkte dabei das schwedische Rote Kreuz mit, das die Deutschen an der Grenzstation mit großer Fürsorge empfing und durch Schweden weitergeleitete. In der schwedischen Hafenstadt Trelleborg lagen für die Überführung nach Deutschland besonders hergerichtete Dampfer bereit, die in wenigen Stunden die Ostsee überquerten. Vor den Augen der Heimkehrenden tauchten die Kreidefelsen und Buchenwälder Rügens auf, die Klänge deutscher Lieder und Hurrarufe klangen vom Land zum Schiff hinüber, das an der Landungsbrücke festmachte. Für die Rückfahrt nahm das Schiff dann nach Saßnitz übergeführte russische Austauschgefangene an Bord. Aber welcher Unterschied bestand in dem Aussehen der Gefangenen! Die lange Leidenszeit hatte den Deutschen deutlich ihren Stempel aufgedrückt, wenn auch die sauberen, neuen Uniformen schon viel zur Milderung des tiefbewegenden Eindrucks beitrugen. Verglich man damit das Aussehen der Russen, die alle gut genährt waren und in Uniformen steckten, die eine für russische Verhältnisse große Sauberkeit aufwiesen, so konnte man nur feststellen, wieviel besser die Fürsorge für die Gefangenen in Deutschland gewesen war.



Wiedereroberung des Castellaccio (Tonalegebiet).
Nach einem Originalgemälde des Standschützenleutnants und Kriegsmalers Hans Bertle.

Wiedereroberung des Castellaccio (Tonalegebiet) am 14. September 1915.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Am Rande der Vedretta Presena ragt der Castellaccio als südlicher Torpfeiler des Passo Paradiso auf. Ewig wandernde Gletscher haben ihn zernagt und zerklüftet, langsam, langsam, in unendlicher Zeit. Wie das Gerippe eines verschollenen Riesentieres mutet er an, und dräuend reckt sich sein graugelber Spitzschädel gegen Westen, gen Italien. Unbezwingbar erscheint er, und doch: wir müssen hinauf, unseren Kameraden zu helfen. Eine Feldwache von sechs Mann steht oben und liegt schon fast eine Stunde im Kampf mit dem Erbfeind — oder unserem früheren Bundesgenossen — wenn du lieber willst.

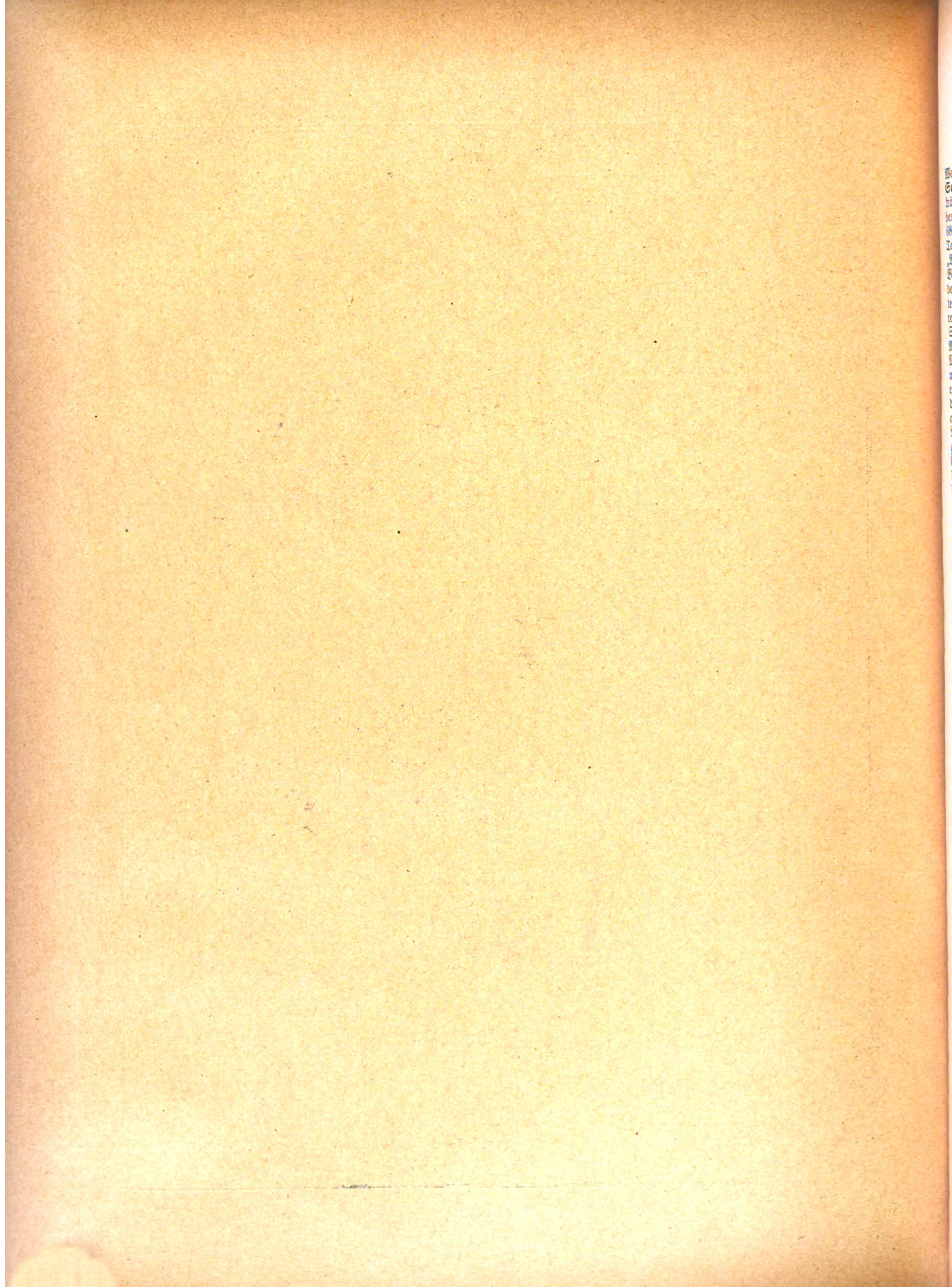
Hei! wie sie klettern, die Kaiserschützen; satzweise geht es aufwärts, gilt es doch Eile, denn immer langsamer und seltener hört man den dumpferen Knall unserer Mannlicherstutzen zwischen dem hellen „Ping" der kleinkalibrigen italienischen Gewehre. Von einer starken Alpinipatrouille — über 30 Mann — wurden sie angegriffen, und gewehrt haben sich die „Blumenteufel" — nun, eben wie — Teufel! Keiner war unverwundet und die Hilfe kam zur rechten Zeit. Von Fels zu Fels springend, schießend, sobald sich nur eine Handbreit welscher Haut zeigte, immer vorwärts, aufwärts, drängten die braven Burschen. Noch ein letzter Sprung, da waren die ersten oben. Einen Augenblick sah man ein paar kreisende Kolben, hörte das Kollern von Steinen, ein urkräftiger Tirolerjauchzer mengte sich mit dem plötzlich einsetzenden Gekläff eines Maschinengewehres, das drei wackere Leute etwas weiter unten in Stellung gebracht hatten, und auch auf dem feindwärts abfallenden Kamm war reiner Tisch gemacht. Wir hatten den Castellaccio wieder!

Die letzten Sonnenstrahlen umflossen ein Häuflein sieghafter Schützen, die sorglich ihre verwundeten Kameraden die Steilhänge hinunter schafften. Mit einem Glase konnte man vom Gletscher aus noch nach Tagen einen breiten, dunkeln Streifen sehen, der eine fast mannshohe, glatte Platte schnitt. Ein Alpini hatte sich an ihrem oberen Rande verblutet.



Ein Blick über den vordersten Graben.

Inmitten des zerschossenen Waldgeländes zieht sich in 75 Meter Entfernung der französische Graben hin. Im Vordergrund bezieht eine Kolonne Feldgrauer die Stellung.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt auf Grund seiner Studien an der Front.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Bis Mitte März 1918 verharrte der Landkrieg an der Westfront noch im Zustand der Vorbereitung, wogegen der **Seekrieg**, hauptsächlich durch die deutschen U-Boote, tatkräftig und erfolgreich weitergeführt wurde. Die Gesamtbeute der U-Boote belief sich im Monat Februar auf 680 000 Bruttoregistertonnen; in diese Zahl war auch ein Teil der von dem heimgekehrten deutschen Hilfskreuzer „Wolf" vernichteten Schiffe eingerechnet, die in den früheren Berichten noch nicht berücksichtigt worden waren. Seit dem Beginn des uneingeschränkten Tauchbootkrieges hatten die Deutschen nun im ganzen 10 270 000 Bruttoregistertonnen feindlichen oder den Feinden dienstbaren Schiffsraums versenkt. Der Weltschiffsraum war seit dem Anfang des Krieges durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte um insgesamt 15 100 000 Tonnen vermindert worden, wovon auf die Engländer 9 400 000 Tonnen entfielen. Der englischen Bevölkerung wurde die Wirkung des Tauchbootkrieges immer stärker fühlbar. Das ging auch aus einer Rede des ehemaligen Ministers Churchill hervor, der verlangte, daß die Amerikaner nicht mehr Rohstoffe, sondern fertige Granaten und andere Kriegswerkzeuge sowie vor allem Lebensmittel nach Europa liefern sollten. Auch die englische Regierung wies Mitte März der Zufuhr von Lebensmitteln den Vorrang vor der Rohstoffzufuhr zu, so daß sogar Fabriken des Munitionsbeschaffungsamtes geschlossen werden mußten, wodurch auf einmal 80 000 Munitionsarbeiterinnen stellungslos wurden.

Besonders gute Ergebnisse erzielte außer dem U-Boot-Kommandanten Glasenapp, der über 22 000 Tonnen versenkte, und dem Kommandanten Sprenger, der im östlichen Mittelmeer während einer Fahrt über 26 000 Tonnen vernichtete, der Kapitänleutnant Gaußer, der im Sperrgebiet um die Azoren gewirkt hatte. Zu den von ihm bis zum 13. März versenkten Schiffen gehörte auch der über 5000 Tonnen große, bewaffnete, italienische Dampfer „Atlantide". Gaußer brachte von den Ladungen der ihm zum Opfer gefallenen Schiffe nicht nur bedeutende Mengen Messing, Zink und Gummi heim, sondern erbeutete außerdem zwei 7,6-cm-Geschütze. An 27 000 Tonnen, die den Feinden bis zum 16. März im Mittelmeere verloren gingen, war U 35 unter seinem bewährten Kommandanten v. Arnauld de la Perière (siehe Bild in Band V, Seite 127) stark beteiligt. Der durch kühne Tauchbootfahrten während zweieinviertel Jahren ruhmvoll hervorgetretene Führer hatte durch seine Tätigkeit bis dahin den Feinden über 1/2 Million Tonnen Schiffsraum entzogen. An den folgenden Tagen veröffentlichte Berichte über die Leistungen der U-Boote wiesen nie weniger als 18 000 Tonnen aus; von 20 000 Tonnen im Sperrgebiet um England vernichteten Schiffsraum, die am 22. März gemeldet wurden, entfiel auf den Oberleutnant z. S. Warzecha (siehe Bild Seite 211) der Hauptanteil.

Nichts konnte die sichere Wirkung des Tauchbootkrieges schlagender beweisen, als ein neuer großer Schiffsraub auf Kosten Hollands, den die Verbandsmächte unter Führung Amerikas unternahmen. Im Gegensatz zu Norwegen, das ganz in englisches Fahrwasser geraten war, und zu Schweden, das trotz aller Betonung seiner nationalen Würde seit Beginn des neuen Jahres mit Riesenschritten die gleiche Bahn wie Norwegen einschlug, und zu Spanien, das sich zu gefährlichen Hilfsdiensten pressen ließ, hatte Holland seine neutrale Haltung am längsten zu wahren gesucht. Erst im Januar hatten die Westmächte 500 000 Tonnen holländischen Schiffsraumes für sich beansprucht, nun forderten sie eine volle Million Bruttoregistertonnen und verlangten auch eine Art Oberverfügungsrecht über den den Holländern bleibenden Rest von Handelschiffen. Als Zwangsmittel bedienten sich die „Beschützer der kleinen Nationen" der Drohung mit dem Hunger, indem sie das Aufhören der Getreidelieferungen in Aussicht stellten. Holland brauchte in den Monaten April und Mai eine Zufuhr von 200 000 Tonnen Weizen. Da es diese von Deutschland nicht erhalten konnte, glaubte der holländische Minister des Auswärtigen, Loudon, keinen anderen Ausweg zu sehen, als sich unter gewissen Bedingungen den englisch-amerikanischen Zumutungen zu unterwerfen. Als Gegenleistung forderte er, daß Holland für seine eigene Versorgung nach seinem Ermessen ausreichenden Schiffsraum zur Verfügung behalten und ihm für diesen die nötige Bunkerkohle zur Verfügung stehen müsse, ferner, daß die niederländischen Schiffe im Sperrgebiet keine Truppen und Kriegsgeräte zu befördern hätten und unbe-

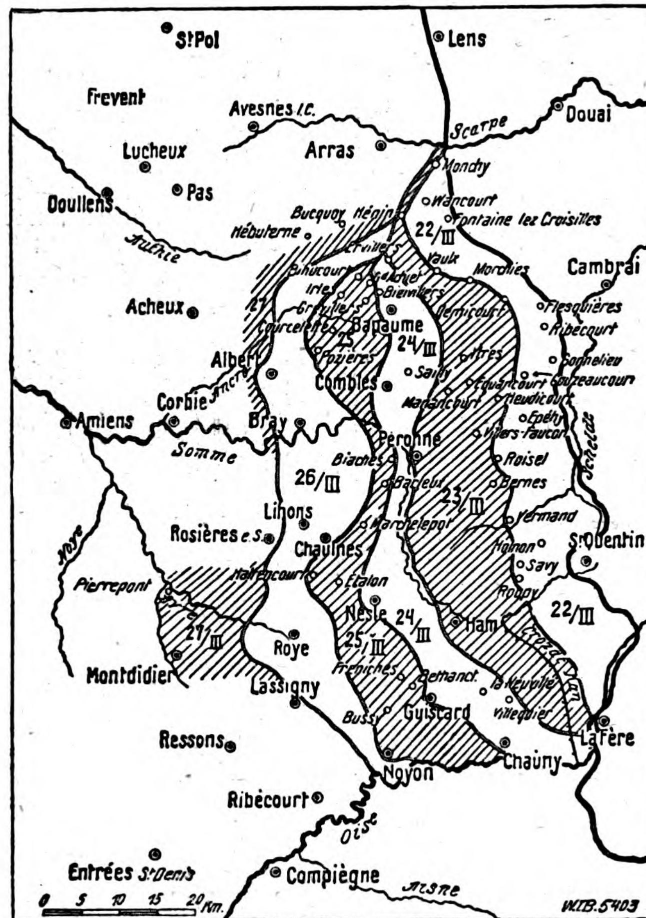


Deutscher Melderelter mit Gasmaske überbringt in feindlichem Feuer eine wichtige Meldung.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

waffnet blieben, daß den niederländischen Bemannungen die Freiheit der Entscheidung über ihre Teilnahme an den Fahrten zuzugestehen sei, und daß endlich etwa vernichtete Schiffe sofort nach dem Kriege durch andere ersetzt werden müßten. Dieser Entschluß rief in ganz Holland größte Entrüstung hervor, weil er als gegen die Würde des Staates verstoßend betrachtet wurde. Allein die Nachgiebigkeit sollte der holländischen Regierung gar nichts nützen. Weder die Vereinigten Staaten noch England kümmerten sich um die Wünsche der Holländer, denn die Westmächte beschlagnahmten am 18. März einfach die ihnen erreichbaren holländischen Schiffe.

Um dieselbe Zeit erklärte sich Schweden bereit, dem Vierverband statt der ursprünglich zugesagten 100 000 Tonnen sogar 400 000 Tonnen Schiffsraum zu überlassen. Die Einsprüche der schwedischen Reeder schnitt die westmächtefreundliche Regierung Eden kurz ab, indem sie den Schiffsbesitzern mit Zwangsmaßnahmen drohte. Durch das neutralitätswidrige Verhalten Hollands und Schwedens wurden den Westmächten fast auf einen Schlag weit über eine Million Tonnen neuen Schiffsraumes zugeführt. — Die Neutralität Norwegens hatte auch doppelten Boden, denn es duldete stillschweigend, daß in seinen Küstengewässern ein bewaffneter englischer Frachtdampfer den deutschen Dampfer „Düsseldorf" nach scharfer Beschießung aufbrachte und ihn zwang, nach England zu fahren. Diesen Völkerrechtsbruch hatte, was besonders hervorgehoben werden muß, ein bewaffneter englischer Handelsdampfer begangen, obwohl die Handelschiffe des Verbands nach dem Vorgeben Wilsons nicht zum Seeraub, sondern zum eigenen Schutze gegen Angriffe bewaffnet worden sein sollten.

Außer den U-Booten fügten auch andere deutsche Kriegsfahrzeuge den Gegnern Schaden zu. Am 21. März morgens machten flandrische Torpedostreitkräfte der Deutschen in drei Gruppen einen Vorstoß und nahmen die Festung Dünkirchen sowie militärische Anlagen bei Bray Dunes und de Panne mit gutem Erfolg unter kräftiges Feuer. —



Kartenskizze zu der fortschreitenden deutschen Offensive in Frankreich. Ende März 1918.

* * *

In den Donner der Beschießung von Dünkirchen mischte sich bereits das Tosen des mächtigen Artilleriekampfes, der die Große Schlacht an der **Westfront** einleitete. Schon von Mitte März an geriet die starre Front im Westen von Tag zu Tag in stärkere Bewegung (siehe die Kunstbeilage). Westpreußische Truppen drangen am 12. März bei Vaudesincourt östlich von Reims tief in die französischen Linien ein, machten etwa 100 Gefangene und erbeuteten mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer. Zahlreiche ähnliche Einbrüche in feindliches Gebiet erfolgten in allen Hauptabschnitten der Front; so waren zum Beispiel Belgisch- und Französisch-Flandern, namentlich in den südlichen Teilen, der Abschnitt von Verdun und die Vogesenfront der Schauplatz besonders erbitterter Zusammenstöße.

Die Häufung der deutschen Truppen an der Westfront trat in dieser Zeit äußerlich durch die Einführung einer neuen Heeresgruppe unter dem Befehl des vom serbischen Kriegschauplatze her bekannten Generals v. Gallwitz (siehe Bild in Band III, Seite 108) hervor. Die neue Heeresgruppe schob sich zwischen die Armee des deutschen Kronprinzen und des Herzogs Albrecht von Württemberg mit Verdun vor sich als Mittelpunkt. Ihr galten am 16. März die Angriffe französischer Streitkräfte, die bei Avocourt nach etwa zehnstündigem Artilleriefeuer mit großer Wucht in breiter Front vorgeschickt wurden. Die Angreifer brachen teils schon im deutschen Feuer zusammen, teils erlitten sie im Nahkampf eine beträchtliche Niederlage. Auf dem Ostufer der Maas stürmten kurhessische, mecklenburgische, sächsische und badische Stoßtruppen und holten bei Samogneux, Beaumont und Bezonvaux mehr als 200 Franzosen, darunter einen Bataillonstab, aus den feindlichen Gräben.

Am 21. März morgens um zwei Uhr begann die un-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Major Freiherr v. Schleinitz, Bataillonskommandeur des Garde-Grenadierregiments Nr. 5.



Oberstleutnant Freiherr v. Lupin, Kommandeur des württ. Grenadierregiments Nr. 123, der sich durch hervorragende Tapferkeit bei der Wegnahme von Fins auszeichnete.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalleutnant Oskar Freiherr v. Watter, Kommandeur einer Division, die sich bei Cambrai rühmlich hervortat.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Major Heinrigs, Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 24.

Ritter des Ordens Pour le Mérite.


General Walter Frhr. v. Lüttwitz.


General Ritter und Edler v. Oetinger.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General v. Conta.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General v. dem Borne.

Hervorragende Führer der Großen Schlacht in Frankreich.

geheure Spannung, die in den letzten Wochen an der Westfront geherrscht hatte, sich zu lösen: Die Deutschen griffen an. Die deutsche Artillerie setzte in Belgisch- und Französisch-Flandern, nördlich von Reims, in der Champagne, vor Verdun und in Lothringen mit ihrer ehernen Stimme ein, doch der erste Schlag erfolgte nicht auf einem dieser Schauplätze, die Brennpunkte der Aufklärungskämpfe in der letzten Zeit gebildet hatten, sondern auf dem verhältnismäßig ruhig gebliebenen Abschnitt vor der deutschen Siegfriedstellung zwischen Cambrai und La Fère (siehe die Karte Seite 210) durch Teile der Armee des Kronprinzen von Bayern und des deutschen Kronprinzen gegen die Engländer.

Die Geschosse der durch österreichisch-ungarische Motorbatterien verstärkten deutschen Artillerie schlugen Bresche für die Infanterie in den Abschnitt der englischen Front südlich von Arras. Auf 80 Kilometer breitem Raum brauste das Ungewitter über die feindlichen Verhaue dahin. Unter Einsatz aller Kaliber vom Feldgeschütz bis zum großen weittragenden Flachbahngeschütz, von den Minenwerfern und leichten Haubitzen bis zum schwersten Steilfeuergeschütz wurde auf beiden Seiten um die Feuerüberlegenheit gerungen. Heulend sausten Hunderttausende deutscher Granaten auf die Verteidigungsanlagen und die Unterstände der englischen Infanterie und auf die feindlichen Batteriestellungen. Die rückwärtigen Verbindungen, Lagerplätze, Etappenorte und Bahnknotenpunkte der Engländer lagen unter dem Feuer weittragender deutscher Geschütze. Unter steter Steigerung wuchs der Artilleriekampf mit einem plötzlichen Ruck gegen vier Uhr morgens zum wuchtigsten Massenfeuer an, das die englischen Batterien nicht mehr einheitlich zu erwidern vermochten. Punkt neun Uhr vierzig Minuten vormittags stieg die deutsche Infanterie aus ihren der Siegfriedstellung vorgelagerten Gräben auf 80 Kilometer breiter Front in den Morgennebel hinaus.


Oberleutnant z. S. Walter Warzecha, erfolgreicher deutscher U-Boot-Kommandant.

Der Nebel, der das weite Schlachtgelände deckte, war ungemein dicht und erschwerte das Vorgehen der Angreifer, die ihr Ziel nicht sehen konnten; nur eine wirklich durchgebildete und erprobte Truppe konnte in ihm mit Vertrauen auf Erfolg zum Angriff vorgeschickt werden. Hielt sie die Ordnung aufrecht, dann konnte allerdings der dichte Nebel auch dazu beitragen, den Feind zu überraschen.

Unter Überwindung der Tücken des Trichterfeldes brachen die Deutschen gar bald mit unwiderstehlicher Kraft in die erste feindliche Linie ein. Kleine Truppe widerstandsunfähiger Feinde sammelten sich und vermehrten sich rasch; bald fluteten Tausende gefangener Engländer hinter den Sturmwellen der deutschen Bataillone nach Osten ab. Mutig draufgehend überwanden die Angreifer die feindlichen Maschinengewehrnester und schickten sich zum Sturm auf die zweite englische Stellung an. Englische Verstärkungen

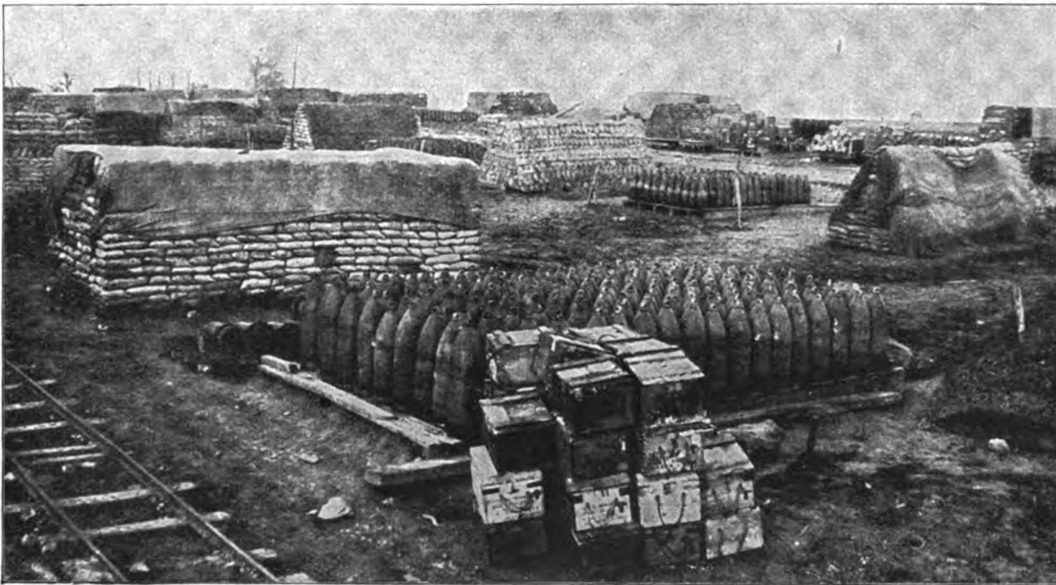

Oberstleutnant Ernst Freiherr v. Forstner, Kommandeur eines badischen Grenadierregiments.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Königlich sächsischer Generalmajor Hammer, führte bei Kriegsausbruch das 104. Infanterieregiment.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generalmajor v. Gabain, im Frieden zuletzt Kommandeur der 12. Infanteriebrigade in Brandenburg.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General v. Wedel, Führer einer brandenburgischen Division, die sich auf dem italienischen Kriegsschauplatz hervorgetan hat.

Ritter des Ordens Pour le Mérite.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Unversehrt erbeutetes englisches Munitionslager bei Aubigny vor Ham.

stört. Durch die Breschen stürzte sich die deutsche Infanterie auf den Feind, warf ihn aus der zweiten Stellung hinaus und auf die dritte zurück.

Im Raume von Cambrai besetzten die Armeen der Generale Otto v. Below (siehe Bild in Band II Seite 188; Band VI Seite 62; Band VIII Seite 35) und v. der Marwitz (siehe Bild in Band V Seite 317) nach hartem Ringen die Dörfer Vaulx-Vraucourt und Morchies. Zwischen Gonnelieu und dem Omignonbach brachen die beiden ersten englischen Stellungen unter dem wuchtigen Ansturm rasch zusammen. Das südlichere Höhengelände war der Schauplatz erbitterter Stürme und Gegenstürme, die der Feind besonders um die Höhen von Epehi ohne Rücksicht auf seine schweren Verluste erfolglos fortsetzte. Die Stellungen wurden von den Deutschen ebenso erstürmt wie die hart verteidigten Höhen nördlich von Vermand. In diesem Kampfraum fielen Demicourt, Flesqieres und Ribecourt, weiter südlich Fins (siehe Bild Seite 210 unten), in die Hand der Angreifer, die dem Feinde folgten und den ganzen weiten Bogen südwestlich von Cambrai säuberten. Im deutschen Tagesbericht wurden als besonders verdienstvolle Truppenführer in den Gegenden von Bapaume und Peronne die Generale v. dem Borne (siehe Bild Seite 211), v. Lindequist, Kühne (siehe Bild in Band VI Seite 46), Grünert und Staabs (siehe Bild in Band VI Seite 324), v. Kathen (siehe Bild in Band V Seite 333 und Band VII Seite 259), v. Gontard und v. Hofacker (siehe Bild in Band VI Seite 337) genannt.

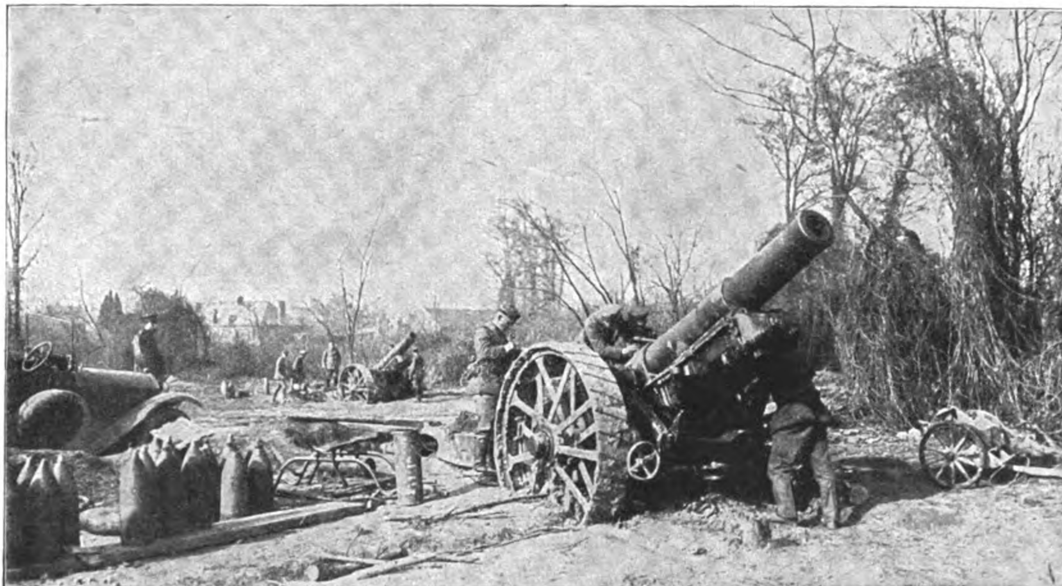
Zwischen dem Omignonbach und der Oise kämpften die Truppen des deutschen Kronprinzen unter Führung des Generals v. Hutier (siehe Bild in Band VII Seite 259). In dem nördlichen Abschnitt bis zur Somme drangen die Korps der Generale v. Lüttwitz und v. Ötinger (siehe die Bilder Seite 211) über die ersten feindlichen Hauptstellungen bis in die dritte ein. Auf dem Abschnitt zwischen Somme und Oise wurde der Feind ebenfalls rasch zum Weichen gebracht und über den Crozatkanal nach Westen zurückgeworfen, wobei als deutsche Truppenführer die Generale v. Webern, v. Conta (siehe Bild Seite 211) und v. Gayl tätig waren. Deutsche Jägerbataillone erzwangen sich westlich von La Fère den Übergang über die Oise und stürmten mit den nachfolgenden Divisionen die mit ständigen Werken gekrönten Höhenstellungen nordwestlich von La Fère. Am Ende des Tages hatte die Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht seit Beginn des Angriffs 15 000 Gefangene gemacht und 250 Geschütze erbeutet, während die Armee des deutschen Kronprinzen 10 000 Gefangene, 150 Geschütze und 300 Maschinengewehre einbrachte. Nach zwei Tagen hatte der Feind also insgesamt 25 000 Gefangene und 400 Geschütze eingebüßt.

Am dritten Kampftage wurde auch die dritte feindliche Linie durchbrochen. Dabei legte ein neues Kampfmittel seine Feuerprobe ab. Deutsche Panzersturmwagen fuh-

eilten herbei und Panzerwagen fuhren dröhnend zur Unterstützung der englischen Gegenangriffe heran. Aber die deutsche Artillerie war trotz aller Schwierigkeiten des Geländes der Infanterie gefolgt und griff nun wieder wirksam in den Kampf mit ein.

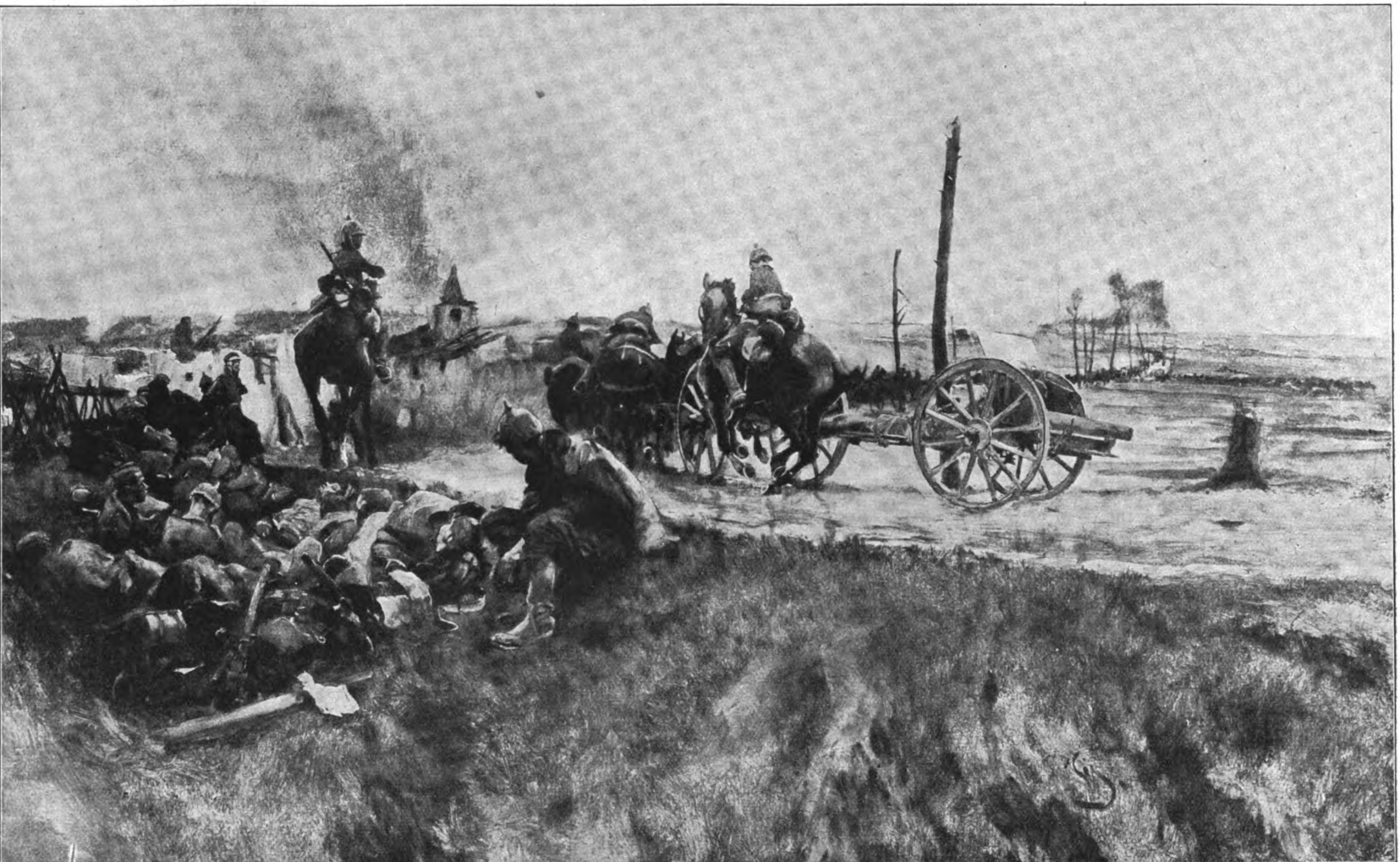
Den Engländern in der zweiten Linie war der Nebel insofern günstig gewesen, als er der deutschen Artillerie die Beobachtung ihrer Schüsse erschwert oder ganz unmöglich gemacht hatte. Infolgedessen war diese Stellung nicht so stark zerstört worden wie die erste. Wütend tackten die Maschinengewehre den deutschen Angreifern entgegen. Standhaftigkeit bewiesen die Engländer auch im Nahkampf. Doch die Deutschen ließen nicht nach. Am Abend des Tages waren sie im Besitz großer Teile der gut gesicherten zweiten englischen Hauptstellung. Gegen 16 000 Gefangene hatten die Engländer verloren und über 200 Geschütze waren von den Deutschen erobert worden (siehe die Bilder Seite 212, 214 und 215).

Auch am 22. März blieben die deutschen Truppen im fortschreitenden Angriff. Es galt, die zweite feindliche Stellung ganz zu nehmen und auch die dritte Hauptstellung zu Fall zu bringen. Wieder herrschte dichter Nebel, der den Engländern besonders in jenen Stellungsteilen zugute kam, wo sie ihre Verteidigungstreitkräfte zurückziehen mußten. Die deutsche Infanterie war zunächst völlig auf sich allein angewiesen; doch bald rückte die Feldartillerie (siehe Bild Seite 213) zu ihr vor, und wenig später prasselten aus nächster Nähe deutsche Granaten in die englischen Verteidigungsanlagen. Nach dreistündigem Wirkungschießen waren die Drahtverhaue vor den feindlichen Gräben zer-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Vor Ham gestürmte schwere englische Batterie.

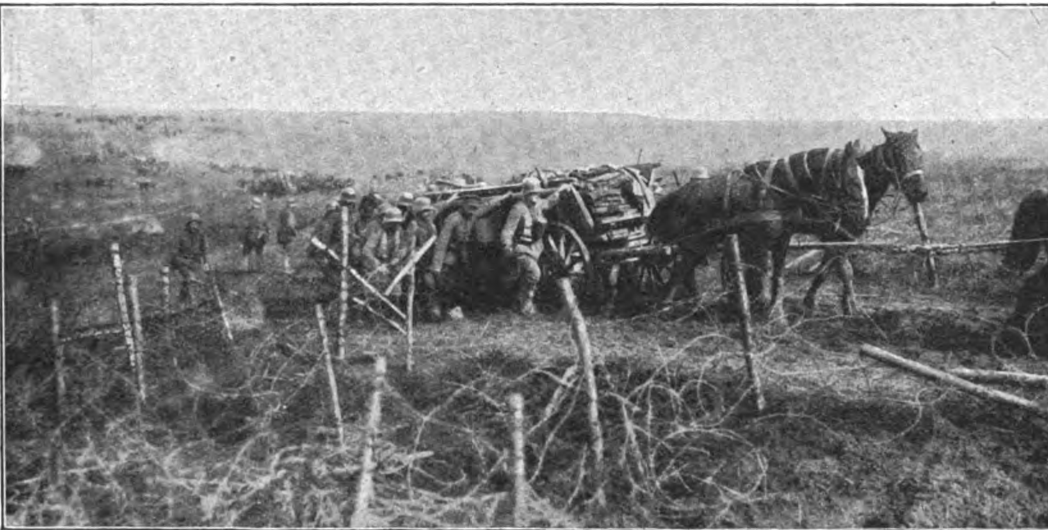


Auffahrende deutsche Artillerie.

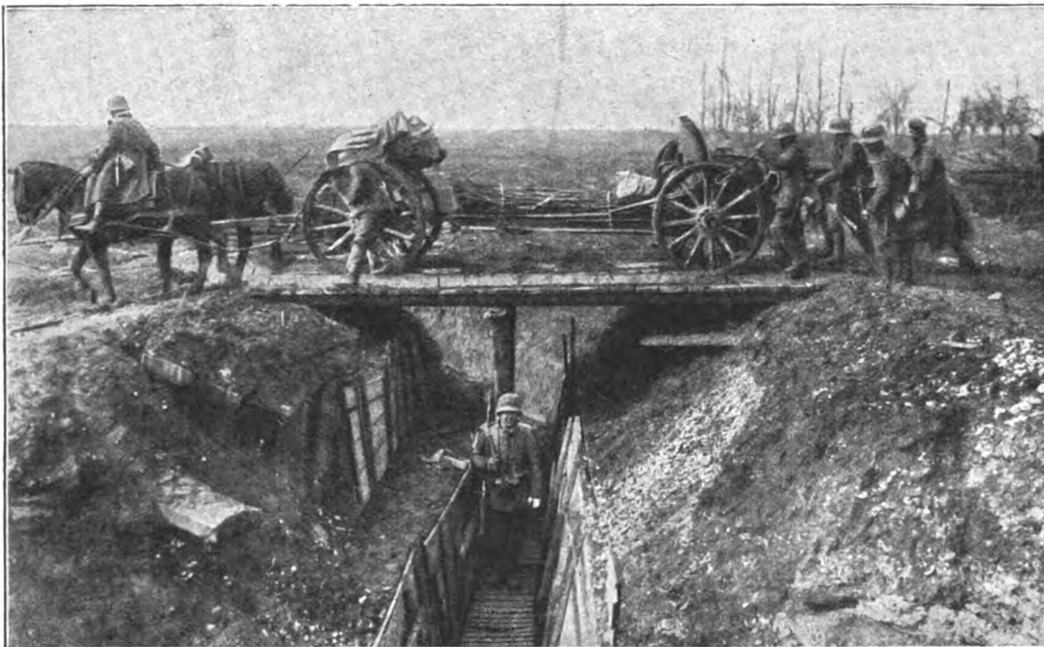
Nach einem Originalgemälde des Kriegsmalers Wilhelm Schreuer.



Über die ersten gestürmten englischen Stellungen vorgehende deutsche Kavallerie.



Über gestürmte englische Stellungen vorgehende deutsche Pioniere.



Über die ersten gestürmten englischen Stellungen vorgehende deutsche Artillerie.

Bilder aus der Großen Schlacht im Westen.

Nach Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.

ren gegen die Hauptpunkte der feindlichen Verteidigungsstellungen vor und bewährten sich glänzend. Sie rissen die tapferen deutschen Fußtruppen mit sich vor und bahnten ihnen den Weg. Der dritte Kampftag führte zu einem Höhepunkt des ungeheuren Ringens. Englische, französische und amerikanische Regimenter stellten sich den Andringenden entgegen, deren Lauf aber nicht aufzuhalten war. An diesem Tage gewannen die Deutschen den größten Teil des Geländes zurück, das einst bei dem berühmten strategischen Rückmarsch Hindenburgs dem Gegner überlassen worden war. Peronne, Ham und Chauny waren wieder in deutscher Hand. Die Dritte und die Fünfte englische Armee hatten in der dreitägigen Schlacht von Arras, Cambrai, La Fère eine vernichtende Niederlage erlitten. In diesen ersten drei Schlachttagen büßten die Engländer 600 Geschütze und 30000 Gefangene ein. Viele Tausende von ihnen deckten den Kampfplatz. Die Kunde von dem deutschen Siege durcheilte die Welt. Die Tage von 1914 lebten in der Erinnerung der Völker wieder auf und Paris erzitterte abermals vor dem deutschen Vormarsch. Dies um so mehr, als es von den Deutschen schon Grüße in Gestalt von Granaten erhielt, die aus einem neuen Geschütz abgefeuert wurden, das nach französischen Berechnungen 120 Kilometer von Paris aufgestellt sein sollte. —

* * *

Die Steigerung der Spannung vor dem Beginn der großen Schlacht kam auch im **Luftkriege** zum Ausdruck, der außerordentlich lebhaft geführt wurde. Im Februar büßten die Feinde insgesamt 18 Fesselballone und 138 Flugzeuge ein, denen ein Verlust von 3 Fesselballonen und 61 Flugzeugen auf deutscher Seite gegenüberstand. Bis zum 20. März waren an der Westfront schon weitere 102 feindliche Flugzeuge und 21 Fesselballone heruntergeholt worden. Infolge der erhöhten Tätig-

keit der Flieger erlitten auch eine Anzahl bewährter deutscher Lufthelden den Heldentod. Unter den Tapferen, die ihre Treue im Dienst des Vaterlandes mit dem Tode bezahlten, befanden sich während der Vorbereitungszeit für die Hauptschlachten im Westen auch der Hauptmann Buddecke (siehe Bild in Band VI, Seite 176), der bekannt geworden war durch seine Erfolge im Luftkrieg bei den Türken, der Hauptmann Ritter v. Tutschek (siehe Bild in Band VII, Seite 202), dessen 27. Luftsieg noch am Tage vor seinem Tode im deutschen Heeresbericht erwähnt worden war, und der Oberleutnant Bethge, der aus zahlreichen Luftkämpfen zwanzigmal als Sieger hervorgegangen war.

Zur Vergeltung feindlicher Fliegerangriffe auf Stuttgart, Eßlingen, Untertürkheim und Mainz griffen die Deutschen in der Nacht zum 12. März aufs neue die französische Hauptstadt Paris an. Zwei deutsche Flugzeuge wurden abgeschossen, wobei die deutschen Flieger Graf Scheibler aus München-Gladbach, Leutnant Freiherr v. Meinsingen und Feldwebel Wulf aus Oldenburg ihr Leben verloren; sie wurden am 18. März auf dem Friedhof von Château-Thierry beerdigt. Trotz dieses Abwehrerfolges der Franzosen machte der neue deutsche Luftangriff auf die Einwohner von Paris einen niederdrückenden Eindruck, denn es zeigte sich, daß die Abwehrmaßnahmen nicht genügten, um Paris gegen Überfälle aus der Luft zu sichern. Über 100 Menschenleben fielen dem Angriff zum Opfer, und zerstörte Häuser und Untergrundbahnhöfe redeten eine deutliche Sprache. Das gab dem französischen Abgeordneten Ferry Veranlassung, in der Kammer einen Antrag einzubringen, nach dem die französische Regierung mit den Gegnern Vereinbarungen treffen sollte, die Überfälle auf offene Städte ausschlössen. Nichtsdestoweniger wiederholten die Engländer



In St. Quentin bereitgestellte deutsche Reserven.



Deutsche Kolonnen auf der Vormarschstraße vor Ham.



Eintreffen der ersten englischen Gefangenen in einer Sammelstelle bei St. Quentin.

Bilder aus der Großen Schlacht im Westen.

Nach Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.

schon in diesen Tagen ihre Fliegerangriffe auf die deutschen Städte Koblenz und Mannheim.

In der Nacht zum 13. März griff ein Geschwader deutscher Marineluftschiffe auch England wieder an und bewarf eine große Anzahl befestigter Plätze und militärisch bedeutungsvoller Anlagen am Humber und in der Grafschaft York mit Bomben. Die starke artilleristische Gegenwehr nützte den Feinden nichts; alle deutschen Luftkreuzer kehrten ohne Beschädigung heim. Ihr Führer, Fregattenkapitän Strasser (siehe Bild in Band VII, Seite 40), und seine Helfer, die oft bewährten Englandfahrer Korvettenkapitän Proelß (siehe Bild in Band VII, Seite 330), die Kapitänleutnante Treusch Freiherr v. Buttlar-Brandenfels (siehe Bild in Band VIII, Seite 56), Herbert Ehrlich (siehe Bild in Band VII, Seite 330), v. Freudenreich und Hauptmann Manger (siehe Bild in Band VII, Seite 330), hatten einen neuen schönen Erfolg erzielt. Die Engländer mußten die Wirkung dieses deutschen Luftangriffes ebenso zugeben, wie die jener Bomben, die Kapitänleutnant Dietrich (siehe Bild in Band VI, Seite 17), der sich im Anschluß an einen Aufklärungsflug in der Nacht zum 14. März nach England wandte, auf den Hafen und die Industrieanlagen von Hartlepool fallen ließ. —

* * *

Rege Tätigkeit der Luftstreitkräfte herrschte auch an der fast völlig erstarrten **italienischen** Front. Weite Aufklärungsflüge (siehe Bild Seite 217) sollten die Unterlagen für die kommenden Ereignisse liefern. Deutsche und österreichisch-ungarische Flieger wagten sich sogar bis nach Neapel vor, das sie in der Nacht zum 11. März mit Bomben bewarfen. In Italien befürchtete man ebensosehr einen neuen Angriff der österreichisch-ungarischen Streitkräfte, wie man bemüht war, eigene Angriffsabsichten als unmittelbar vor der Ausführung befindlich vorzutäuschen. In Wahrheit stand Italien aber dicht am Rande einer inneren Krise, ähnlich der, die die Russen vollends außer Gefecht gesetzt hatte. —

* * *



Wie sich der Flieger gegen Kälte schützt.
Deutscher Flieger beim Anlegen von elektrisch geheizten Handschuhen.

Nach stürmischen Verhandlungen des am 15. März zusammengetretenen vierten außerordentlichen Kongresses der Sowjets von ganz **Rußland** in Moskau entschlossen sich die Bolschewiki schon am 16. März zur Vollziehung des mit den Deutschen geschlossenen Friedensvertrages, der letzten zu erfüllenden Form für den Abschluß des Krieges zwischen Rußland und dem Vierbund.

Während der General Mannerheim in **Finnland** mit den ihm zur Verfügung stehenden Streitkräften seinen Gegnern, der Roten Garde, eine Stadt nach der anderen wieder abnahm, festigten sich auch die Verhältnisse der russischen Randstaaten ziemlich rasch. Am 15. März erkannte die deutsche Regierung das Herzogtum **Kurland** als selbständig an, und am 23. März erfolgte auch die Anerkennung der Selbständigkeit **Litauens** durch das Deutsche Reich unter der Voraussetzung, daß Litauen die Kriegslasten Deutschlands, die auch seiner Befreiung dienten, mittragen werde. Die Erregung der **Polen** wurde in friedlichere Bahnen geleitet durch kleine Zugeständnisse hinsichtlich der Grenzregelung mit der **Ukraine** im Gebiet von Cholm. —

In **Rumänien** wurde die Übergangsregierung Averescu (siehe Bild Seite 218), die die Verhandlungen über den Vorfrieden geführt hatte, am 18. März durch eine neue Regierung unter dem deutschfreundlichen Politiker Marghiloman (siehe Bild Seite 218) abgelöst, dem der Ruf eines hervorragenden Diplomaten vorausging. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen standen um diese Zeit weit im Rücken der Rumänen und säuberten zusammen mit Streitkräften des Landes (siehe Bild Seite 218 unten) die Ukraine von bolschewistischen Banden, denen sich auch tschechische Überläufer zugesellt hatten. Die Deutschen stießen am 13. März bis nach Odessa vor und brachten den großen Hafenplatz in ihren Besitz. —

* * *

Am Schwarzen Meer sollten auch die **Türken** durch die Neuordnung im Osten einen wertvollen Hafenplatz erhalten: Batum, das ihnen zur Wiedergutmachung des ihnen im Jahre 1878 beim Friedenschluß mit Rußland zugefügten Unrechts zusammen mit den Bezirken Ardahan und Kars zugesprochen wurde. Am 12. März besetzten die Türken nach Kämpfen mit Armeniern ihre alte Festung Erzerum wieder. Auch an der **mesopotamischen** Front, der sie Verstärkungen zuführten (siehe Bild Seite 220/221), zeigten sie bedeutende Regsamkeit. Sie vertrieben die Engländer aus Hit, dem wichtigen Straßenknotenpunkt, den diese erst kurze Zeit vorher erreicht hatten.

In **Palästina** endeten im Bereiche von Jerusalem in der ersten Märzhälfte erbitterte englische Angriffe ebenfalls mit einem türkischen Abwehrsieg. —

* * *

Ebensowenig wie in Palästina, gelang es den Feinden in **Ostafrika**, rasch an das Ziel ihrer Wünsche zu kommen. Dort kämpften die letzten Abteilungen der deutschen Schutztruppe unter der Führung Lettow-Vorbecks noch immer heldenhaft auf portugiesischem Gebiet (siehe den Sonderbericht auf Seite 206), wo sie sich nicht nur der Angriffe starker feindlicher Streitkräfte erwehrten, sondern sich auch durch schneidige eigene Unternehmen immer wieder neue Mittel zur Fortsetzung ihrer entsagungsreichen Tätigkeit erbeuteten. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Badener an der Wetterecke am 1. März 1918.

Von Offizierkriegsberichterstatter Oberarzt Dr. Loofs.

Eine lange Lastkraftwagenkolonne wühlt sich mühsam durch die aufgeweichten Wege der Front zu. Enggedrängt sitzen und stehen auf den Wagen die badischen Sturmkompanien, die dem Feinde morgen in der Frühe die am 13. Februar verlorene Stellung an der Wetterecke wieder entreißen sollen. Schon lange war den Franzosen die Stellung ein Dorn im Fleische. Am 13. Februar brachte sie ein überraschender und gut vorbereiteter Angriff in ihre Hand. Ein deutscher Gegenangriff am 18. Februar gewann zwar das Verlorene wieder zurück, wobei 125 Gefangene



Aufklärungsflug an der dalmatinischen Küste. Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

gemacht wurden, doch mußte der Gewinn gegen frisch herangeführte Übermacht wieder aufgegeben werden. Daß dies nur vorläufig geschah, war den Franzosen gewiß. Sie rüsteten während der deutschen Vorbereitungen fieberhaft die Abwehr. Daß sie den Angriff jeden Augenblick erwarteten, bewies ihre große Nervosität. Genügte doch das Einschießen der Artillerie und ein paar ungewohnte Leuchtsignale, um sofort bei den Franzosen ein wütendes Sperrfeuer auszulösen.

Mit großer Sorgfalt war der erneute deutsche Gegenangriff am 1. März vorbereitet worden. War doch jeder einzelne Mann kostbar, und mit mutigem Drauflosstürmen allein war es nicht getan. Die jetzt auf ihren Lastkraftwagen zur Front ratternden Badener hatten volles Vertrauen auf das Gelingen des Angriffes. Hatte ihnen doch der Regimentskommandeur beim Abschluß ihrer Vorübungen gesagt: „Ihr könnt gewiß sein, daß ein derart schwerer Angriff wie dieser nicht unternommen wird, wenn es nicht



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Alexander Marghiloman,
wurde als Nachfolger Averescus zum rumänischen Ministerpräsidenten ernannt mit der Aufgabe, die Friedensverhandlungen zum Abschluß zu bringen.

im Interesse der Allgemeinheit unbedingt nötig ist. Der Franzose hat es sich in den Kopf gesetzt, uns diese Stellung zu entreißen. Auf die geringe Breite von noch nicht zwei Kilometern hat er schätzungsweise hundert Batterien zusammengezogen. Der Feind ist stark. Aber wir sind noch stärker. Schon allein deshalb, weil jeder von euch seine Soldatenpflicht in einer Weise erfüllen wird, wie es unsere Gegner trotz ihrer achtenswerten Tapferkeit gar nicht kennen."

Eine feuchtkalte, trübe Nacht. Ein unaufhörlicher, mit Schnee untermischter Regen hat in den letzten Tagen die Wege grundlos gemacht. Schwer stoßen und schwanken die Wagen durch das Dunkel. An den gespenstischen Ruinen zerschossener Dörfer vorbei. Lange dauert die Fahrt. Die Kälte kriecht tiefer und tiefer in ihre Glieder, schauert über den Körper hin, macht die Hände steif und die Füße gefühllos. Ihre Stahlhelme und Waffen klirren und stoßen gegeneinander. Der heftige Wind bläst Funken von den roten Glimmpunkten ihrer Zigaretten. Selten fällt ein Wort. Nur bei allzu kräftigen Stößen des Wagens ein Hoho, ein Lachen oder eine Mißfallensäußerung. Schweigend und ruhig liegt vor ihnen die Front. Vereinzelte schwere Granaten rauschen über ihren Köpfen hin. Seltene Leuchtkugeln spähen blinzelnd über die Höhen in die Täler und Schluchten der Champagne.

Es sind Männer unter ihnen, die seit Beginn des Krieges an der Front stehen. Gewohnt ist ihnen dies alles wie der Alltag. Friede und Heimatseligkeit liegen fern gleich halbverschollenen Erinnerungen. Aber es hat sie nicht stumpf gemacht. Nur zähe und furchtlos. Ob diesmal eine Granate, eine Maschinengewehrkugel auf sie wartet? Sie wissen es nicht und wollen es nicht wissen. Sie wissen nur, daß die Wetterecke wiedergewonnen werden muß. Muß! Sonst wird ein weiterer Angriff nötig und noch mehr Blut muß fließen. Darum handelt es sich. Nicht darum, wie es ihnen ergehen wird.

Zwei Stunden später sind sie, durch knietiefen Champagneschlamm watend, im Graben. Dort finden sie alle Unterstände überfüllt. Auf den Stollenstufen liegen Kameraden, hocken und lehnen im Graben — schlafend. Ungeheures an Arbeit in zähem Erdulden aller erdenklichen Unbilden der Witterung haben sie bei steter Alarmbereitschaft in den letzten Tagen geleistet. Sie haben die zertrommelten Gräben wieder ausgebessert, neue Drahthindernisse gezogen, halbverschüttete Unterstände wieder ausgegraben, Tote beerdigt und alle Vorbereitungen für den neuen Angriff getroffen. Immer von plötzlichen Feuerüberfällen des Feindes bedroht, der in jedem Schuß den Beginn des deutschen Angriffes vermutete.

Vier Uhr! Überall stehen die Angriffstruppen in den Gräben bereit. Mächtige Spannung in ihren Bewegungen! Sehen sie doch an allem, was um sie vorgeht, die Bedeutung dieses Angriffes. Da ist nichts vergessen, an die geringfügigsten Kleinigkeiten ist gedacht worden. Ein Kunstwerk ist dieser Angriff, in das sie sich mit allen ihren Fähigkeiten einzugliedern haben.

Noch immer ist es ruhig. Nur ganz vereinzelte Schüsse fallen. Da und dort kleckern ein paar Maschinengewehre und brechen schon nach ein paar Schuß wie erschrocken ab.

Dann beginnt es in ihrem Rücken zu wetterleuchten. Das Mündungsfeuer der deutschen Geschütze, die die feindliche Artillerie zu bekämpfen haben. Langsam und zähe fallen die Schüsse. Aber ununterbrochen. Noch schweigt der Feind. Dann aber steigen kurz nacheinander an verschiedenen Stellen die bekannten Sperrfeuerzeichen auf. Unmittelbar danach kommt es angeheult und angebraust. Ringsum reißt sich das grelle Aufzucken der Granateinschläge aus der Nacht. Mehr und mehr steigert sich das Feuer. Ein betäubender Lärm erhebt sich. Da! Ein Treffer in die Nachbarkompanie! Und jetzt auch bei ihnen ein paar Tote! Dann hagelt es hernieder: Sprengstücke, Steine, Schlamm, Erdbrocken — sie sind mitten in einer Hölle von zerberstendem Stahl. Deckung nehmen, so gut es geht! Aber die zerschossenen Gräben gewähren nicht viel Schutz. Auch sind sie bis über die Knie voll Schlamm. Aber keiner denkt daran, sich von seinem Platze zu entfernen. Nur den Augenblick sehnen sie herbei, wo sie vorwärtsstürmen dürfen. Hinaus aus dieser Qual des wehrlosen Stillhaltens in dem immer dichteren Feuer des Feindes.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General Averescu,
der in der Übergangsregierung als rumänischer Ministerpräsident die Vorfriedensverhandlungen geführt hat.

Eine Leuchtkugel nach der anderen steigt auf. Von zahllosen, hell flimmernden Sonnen gießen sich Fluten fahlen Lichtes über sie aus. Fast taghell ist es geworden. Ein großartiges Bild! Wohin sie sehen, überall stehen in den Gräben dichtgedrängt die Angriffskompanien. Ihre Stahlhelme spiegeln das Licht der Leuchtkugeln wider. Und dieses Bild umzuckt hier, dort, überall von den aufspritzenden Feuergarben der Granateinschläge. An verschiedenen Stellen Bewegung. Da hat es Verwundete gegeben, die zurückgebracht werden. Gott sei Dank! dort drüben scheinen die Kompanien vom Sperrfeuer nicht erfaßt! Es liegt hinter ihnen und trommelt heftig immer auf dieselbe Stelle.

Endlich! Kompanie, Marsch! Wie mit abströmender Flut entleeren sich die am Hange gelegenen Gräben. Wohin man sieht, wogt der Menschenstrom in die Mulde hinab. Auf einen riesigen Feuerwall zu, in den jetzt durch ein gewaltiges deutsches Feuer die ersten französischen Gräben verwandelt sind. Erdbrocken und Splitter der eigenen Geschosse trommeln auf ihre Stahlhelme nieder. Das weite Tal hallt von dem Rattern und Tacken zahlloser Maschinengewehre,



Phot. Bild- und Film-Amt.

Offiziere der 1. ukrainischen Division.

deren Geschosse pfeifend über ihnen hinweg zu den feindlichen Gräben hinüberzischen. Vor ihnen, von dem kalten Licht der Leuchtkugeln überströmt und in eine mächtige Rauchwolke eingehüllt, liegt die Höhe, die sie dem Feinde entreißen sollen. Ins Ungeheure verzerrt erscheinen alle Maße, unwirklich, gespenstisch alle Formen. Da! Der Feind hat sein Sperrfeuer vorverlegt und eine der Angriffskompanien gefaßt. Die Verbände lockern sich, aber sie halten zusammen. Einzeln suchen sie sich weiter ihren Weg, von Trichter zu Trichter springend. Der Führer mit ein paar Mann ist voraus. Man sieht, wie die anderen ihm zustreben und immer wieder durch Einschläge aufgehalten werden, die vor ihnen aufzucken.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Aus russischer Gefangenschaft zurückkommende deutsche und österreichisch-ungarische Mannschaften in ihrer Lagerkleidung bereit zur Abfahrt in ihre Heimat.

Noch hat der eigentliche Angriff nicht begonnen. Wird ihnen doch der Weg durch den Wall des eigenen Vernichtungsfeuers versperrt. Aber ringsum strömt es in die Mulde zu den Sprungstellungen zusammen.

Auch dort kämpfen zwei Kompanien mit dem Sperrfeuer. Unerschrocken bringen Sanitätsmannschaften die Verwundeten aus dieser Hölle heraus. Sie zaudern nicht, selbst als ein Volltreffer zwei Träger mit dem Verwundeten, den sie tragen, wegnimmt. Ein rauchender Trichter an der Stelle, wo sie gestanden haben. Von ihnen selbst keine Spur.

Das Stillhalten! O, dies entsetzliche Stillhalten! Kommt nicht endlich der erlösende Befehl? Hundertmal blicken sie auf die Uhr, ob der Zeiger noch immer nicht auf sechs Uhr fünfzehn Minuten steht.

Deutsche Minen beginnen, sich in den Kampf zu mischen. Von allen Seiten sieht man ihre leuchtenden Parabeln in den Himmel steigen, oben in kurzem Bogen wenden und steil in die französischen Linien hinunterzischen.

Beim Feinde erneute Sperrfeuerzeichen, die wohl durch das Einsetzen des Minenfeuers veranlaßt wurden. Der Feind weiß jetzt, an welcher Stelle der Angriff zuerst vorbrechen wird. — Nur noch Sekunden. Die Erde schüttert vor dem entfesselten Toben von fast tausend Geschützen. Tausend Geschützen auf diesem engen Raum von nicht ganz zwei Kilometern Breite!

Jetzt! Die Feuerwelle springt nach vorn! Auf, und ihr nach! Mit dem letzten Sprengstück müssen sie im feindlichen Graben sein.

In den nächsten Minuten flutet der Menschenstrom über die ersten Grabenlinien den steilen Hang hinauf. Wie bei einer Übung, in weiten, lockeren Linien. Jede einzelne Gestalt ist bei der Helle zu erkennen. Aus dem Krachen der Granateinschläge hört man das Blaffen und Puffen der Handgranaten und das wütende Aufmeckern der Maschinengewehre.

Dann löst sich alles in eine Menge scheinbar zusammenhangloser Bilder auf. (Schluß folgt.)



Phot. Bild- und Film-Amt.

Aus russischer Gefangenschaft zurückkommende deutsche Mannschaften bei der Abbeförderung in ihre Heimat.

Die Soldaten tragen noch ihre Lagerkleider.

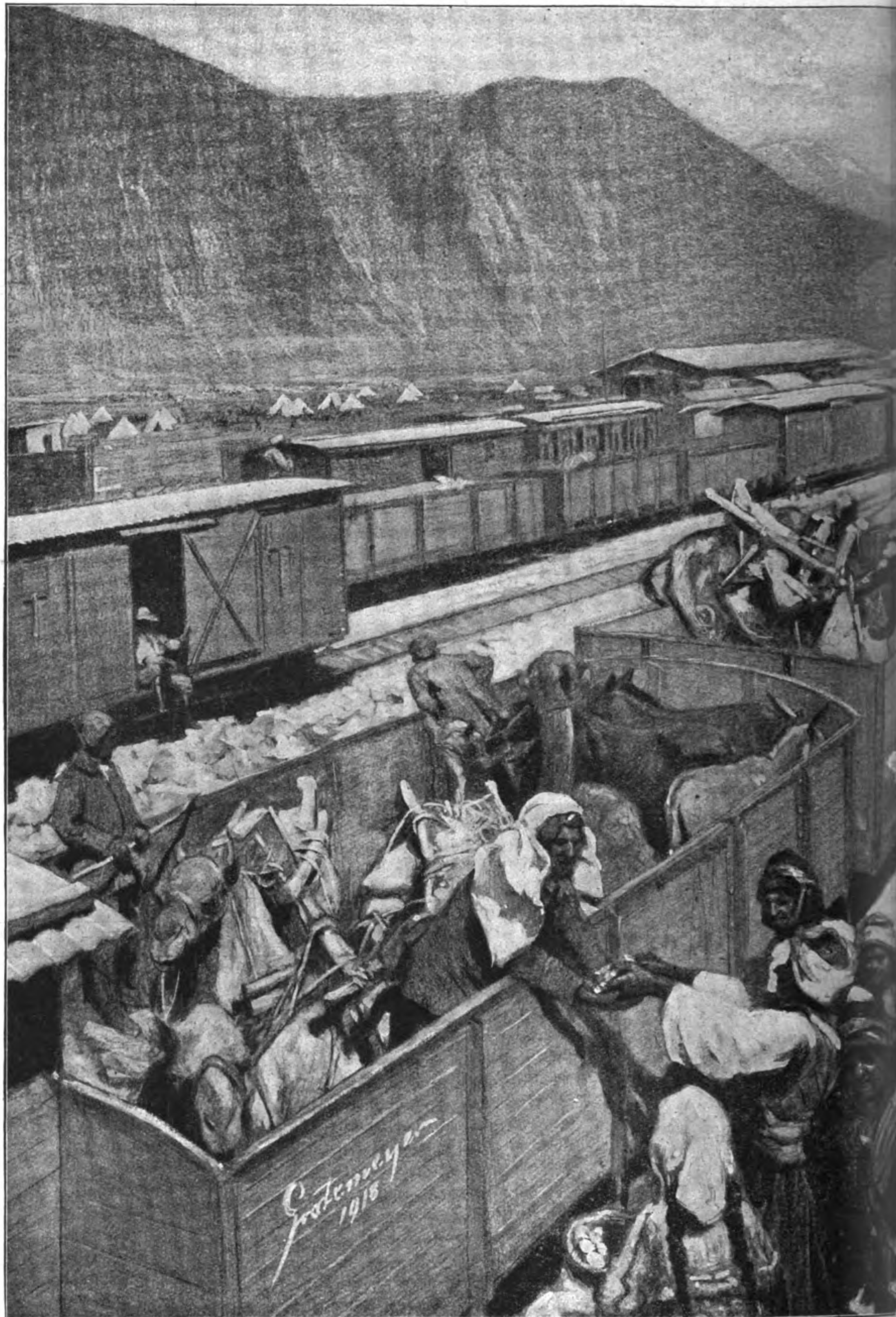
Die Eroberung Estlands.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

(Hierzu die Bilder Seite 223 nach Originalaufnahmen des Verfassers.)

Die Eroberung Estlands wird in der Kriegsgeschichte ihre besondere Rolle spielen, weil sie einen ersten Versuch und eine einzigartige Leistung darstellt. Unser Einmarsch in das Baltikum vollzog sich unter ungewöhnlichen Umständen. Die Not gebot ihn. Jedes Zuwarten bedeutete ein immer maßloser werdendes Wüten der bolschewistischen Schreckensherrschaft gegen Gut und Blut von Letten, Esten und Deutschen. Unser ganzer Vormarsch wurde so zu einer Rettungshandlung, bei der es auf Schnelligkeit des Entschlusses ankam, bei der von der Tatkraft des Handelns Menschenleben abhingen. Und so konnte man auch mit Estland nicht etwa zuwarten, bis die von der Düna in breitem Strome vordringenden deutschen Truppen durch ganz Livland durchgedrungen wären, um erst dann Estlands Grenzen zu überschreiten. Man unterschätzt ja gewöhnlich die Entfernungen in den Ostseeprovinzen: es sind von Riga bis Reval in der Luftlinie über 320 Kilometer, und mindestens ebensoviel von Riga bis zur Narowaecke des Peipussees (siehe Bild Seite 222)! So kam man auf den Gedanken, die Besatzung der Inseln Ösel, Moon und Dagö unter ihrem bewährten Gouverneur, dem General v. Seckendorff (siehe Bild Seite 195), zu einer Expedition nach Osten zu entsenden. Diese Truppen standen seit der Oktobereroberung der Inseln da oben, um den wichtigen Besitz gegen etwa mögliche Angriffe von Osten her zu beschützen. Seit über zwei Monaten lag ein dichter Eisring um die Inselgruppe und verhinderte jeden Schiffahrtsverkehr. Wohl war alles militärisch Wichtige in großen Magazinen als Wintervorrat angehäuft, aber das psychologisch nicht Unwichtige, Heimatpost, hatten alle die Leute seit Monaten nicht erhalten können. Und es ist ein glänzendes Zeichen für das deutsche Heer, daß trotz aller Einförmigkeit des winterlichen Wachtdienstes, trotz des Fehlens der engen Beziehungen mit der Heimat auch dieses „Nordkorps" sich in glänzender Form seiner Aufgabe entledigte.

Als der Operationsbefehl nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen durch den Draht übermittelt wurde, da war insofern eine wichtige Hilfe vorhanden, als die estnischen Bauern und Besitzer der Inseln durch Boten, die häufig übers Eis vom Festland kamen, von der Not und dem Elend ihrer Landsleute drüben wohl unterrichtet waren und gerne ihre Hilfe an Rat und Führern, an Schlitten und Pferden zur Verfügung stellten. Immerhin schien die Aufgabe schwer. Seit der Große Kurfürst übers Haff gezogen, ward kein Feldzug über das Eis mehr gewagt, namentlich keiner mit modernem Troß, mit schwerem Geschütz und gefüllten Protzen, mit Lastkraftwagen und all den Notwendigkeiten eines Nachschubs in ein, wie man doch wußte, ausgeraubtes und armes Land. Man erkundete das Eis. Wohl war es schon am 17. Februar etwa 25 Zentimeter dick und wuchs bei der anhaltenden Kälte von 16 bis 18 Grad täglich um 2 bis 3 Zentimeter. Allein es gab bei wechselnder Strömung immer wieder Hohlräume zwischen dem Wasser und der nicht glatt, sondern sehr ungleichmäßig in Schollenbildung gefrorenen Eisdecke, so daß sich lange Spalten und Risse bildeten, die sich bei starker Kolonnenbelastung vermehrten. Zu Längsrissen traten Querspalten, so daß die Eisfläche schließlich in Fliegerphotographien maschenartig geädert erschien. Am 20. Februar, noch um einen Tag früher, als es geplant war, begann von der Mooninsel der Vormarsch. Die eine Kolonne, die nördlich über die Insel Schildau nach Osten marschierte, hatte 7, die zweite südlicher auf Werder



Verladung türkischer Kamele in Hidja Tschiftchan an der Bagdadbahn.



Nach einer Originalzeichnung des auf dem türkischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Fritz Grotemeyer.

losgehende Abteilung 8 Kilometer Fußmarsch über das Eis zum Festland. Aber in derselben Nacht vom 20. zum 21. Februar brachen auch drei Kolonnen von Dagö auf, die, zum Teil über die Insel Worms, 20, 22 und 32 Kilometer Eismarsch zu überwinden hatten. Eine helle, kalte Mondnacht begünstigte ihren Zug. Es war für Menschen und Tiere eine vollkommen ungewohnte, schwere Leistung. Hie und da brach ein Gespann ein und versank. Immer gelang es, die Bespannung und die Besatzung sofort zu retten, und heute, nachdem die Pioniere auch eine 9 Meter tief zum Meeresboden versunkene schwere Kanone wieder gehoben haben, kann das Nordkorps stolz berichten, daß es mit Verlust nur eines einzigen Fahrzeuges das schwere Werk vollbracht hat. Es war gewaltig anstrengend, Menschen und Tiere dampften, als sie die Eisesglätte überstanden hatten und aufs Festland kamen, aber unverzüglich ging es weiter.

Die Hauptmacht legte 35 bis 40, die Radfahrervorhut 70 Kilometer an diesem ersten Tage zurück. Ein frischer Drang beseelte alle, sie wußten, es galt Rettung zu bringen, und so gaben Württemberger, Bayern und Sachsen, Brandenburger, Rheinländer und Westfalen ihr Bestes. Schon am Morgen wurde von der Moongruppe Leal besetzt; dort hörte die Führung aus einem aufgefangenen Telephongespräch von Hapsal nach Pernau, daß die Nordgruppe Hapsal erreicht und besetzt hatte. Die Deutschen in Leal, die schon die ganze Zeit so viel für unsere durchkommenden deutschen Kriegsgefangenen geleistet hatten, begrüßten ihre Befreier mit rührender Freude, auch die estnischen Bauern bezeigten laut und offen ihre Genugtuung, von ihren Bedrückern erlöst zu werden. Die Besatzung des westlichen Estlands, Matrosen, flohen, wo immer die deutsche Truppe erschien. Glatt ging der Marsch vorwärts. Am 23. Februar störten ihn riesige Schneemassen auf den verwehten Straßen. Die Kraftwagen konnten nicht mehr mitkommen, alles wurde auf Schlitten gesetzt; es mußte gehen. Die Revaler Maximalistenzeitungen ermunterten zu scharfem Widerstand. Bei dem inmitten großer Laubwaldungen am See herrlich gelegenen Schlosse Lodensee und bei dem Stackelbergschen Gute Riesenberg, das um das Jahr 1500 jenem Johann Üxküll gehörte, den der kurländische Dichter und bekannte Literat Karl Stavenhagen in seinem Trauerspiel verherrlicht hat, kam es zu kleinen Gefechten. Nach der Station Kegel der Reval-Hapsaler Bahn hatten die Bolschewiki einen Zug mit mehreren hundert Matrosen Besatzung zur vorgeschobenen Verteidigung Revals entsandt, aber unsere Infanterie wartete gar nicht erst ab, bis die eigene Artillerie zum Eingreifen kam; ein schneidiger Sturmangriff nahm den Zug mit seiner Artillerie und seinen zahlreichen Maschinengewehren. Der Feind hatte schwere Verluste, ein paar hundert Gefangene blieben in unserer Hand. Noch in der Nacht des 24. Februars überrannte man die große, permanente Befestigungslinie, die in weitem Bogen um Reval herumführt, und befreite bei dem kleinen Sommerfrischenflecken Nömme, wo im Sommer etwa fünftausend Gäste Erholung suchen, und der berühmt ist wegen seiner alten Kiefernwälder und weil es dort die gefürchteten estländischen Nebel nicht gibt, 800 Österreicher und Ungarn sowie 12 Deutsche aus ihrem Kriegsgefangenenlager (siehe die Bilder Seite 219).

Am 25. Februar — die Truppe hatte in fünf Tagen ohne Ruhepause über 150 Kilometer zurückgelegt — trat man konzentrisch vom Osten, Süden und Westen mit vorgeschobenen Radfahrern sowie Kavallerie und Artillerie den letzten Marsch auf Reval an, mit dem Befehl, unter allen

Umständen bis zum Mittelpunkt der Stadt, dem Marktplatz, durchzudringen. Bei dieser Tatkraft hörte der Widerstand nach kurzem Gefecht am Nordrand des Obersees und am Kriegshafen bald auf. Nur die im Kriegshafen liegende Flotte von fünf bis sechs großen Schiffen schoß mit Geschütz und Maschinengewehr noch etwas auf die zum Hafen vordringenden Abteilungen, dann dampfte sie durch die von ihren Eisbrechern offen gehaltene Fahrtrinne ab, mit allen Haupträdelsführern an Bord. Reval war frei, Reval atmete auf. Zwar waren rund 250 baltische Deutsche und auch Esten mit der Bahn nach Petersburg verschickt worden, aber die einst auch verhafteten Frauen, die man in den Gefängnissen sehr roh behandelt hatte — selbst wenn sie sich wuschen, mußte ein Gardist mit aufgepflanztem Seitengewehr dabeistehen — und die nach kurzer Zeit der Freiheit nun eben wieder verhaftet und verschickt werden sollten, die konnte man vor Unglück bewahren. Dem Direktor der Lettischen Bank hatten noch am Morgen die Maximalisten befohlen, ihnen bis nachmittags zwei Uhr 500 000 Rubel zu zahlen, sonst würde er aufgehängt. Zu all den letzten Scheußlichkeiten einer zügellosen Bande, die das Ende ihrer Herrlichkeit nahen sieht, kam es nicht mehr, die Deutschen waren zu schnell. Jubel und Freude erfüllte die Straßen, ein Blumenregen ergoß sich auf die Befreier.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Generalleutnant Adams, Führer der deutschen Truppen in Livland, die Dorpat besetzten.

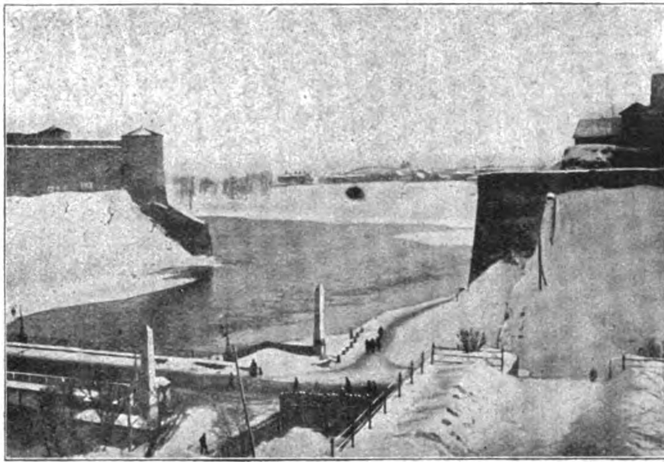
In Hapsal hatte sich das erste Estenregiment dem deutschen Befehl unterstellt, in Reval tat es das dritte mit dem estnischen Divisionsgeneral und dem gesamten Stabe. 6000 Menschen füllten beim Dankgottesdienst die Olaikirche, der alte Dom konnte die Menge der Dankbaren kaum fassen. Brausend erklang die „Wacht am Rhein" beim Einzugsempfang auf dem Marktplatz. Rund 600 Geschütze wurden erobert; man beziffert den Wert der in Reval gemachten rein militärischen Beute an Waffen, Munition, Vorräten und Staatsgut auf rund 300 Millionen Mark. Daneben lagern in der Waggonfabrik, den Spinnereien und Holz- wie Papierfabriken gewaltige Vorräte, deren Nutzbarmachung für uns bevorsteht. Denn man will hier arbeiten. Das bolschewistische Gift hat das Volk angekränkelt, aber das Mark doch noch nicht zerfressen. Große Teile des Volkes sind für Ruhe und deutsche Ordnung. So ist es den Bahnangestellten zu danken, daß die Bahnstrecke im ganzen unzerstört blieb. Von den Bolschewisten konnte zwar heraus was wollte, aber große Mengen an Lokomotiven und Wagen blieben zurück. So konnte sich unser Weitermarsch gegen Osten auf die Bahn stützen. Nach dem Knotenpunkt Taps herauf kamen inzwischen auch von Dorpat her Truppen, und es ging flott weiter. Zwar erschien noch am 3. März der maximalistische Kriegsminister, der Matrose Dybenko, in Narwa, um den Widerstand planmäßig einzurichten, zwar forderte am gleichen Tage ein Leninsches Telegramm zum heiligen Kriege „der Unterdrückten gegen die Unterdrücker" auf. Aber bei Wesenberg und Jewe ward der Bandenwiderstand rasch gebrochen, auch der tollkühne, tapfere Widerstand eines bewaffneten Zuges auf der Eisenbahnstrecke bei Waiwara konnte nur wenig aufhalten. Leider fanden die Banden doch noch Zeit, bei Jewe und in Hungerburg, dem Villen- und Erholungsort der Narwaer an der Narowamündung, eine Reihe von Plünderungen und scheußlichen Mordtaten mit Beraubung und Verstümmelung der Leichen zu begehen. Aber der gesunde Sinn der Arbeiterschaft des bedeutenden Fabrikortes Narwa behütete die Narowabrücken und die Fabriken vor den geplanten Sprengungen. So erbeuteten wir am 5. März auch hier große Vorräte an Fertigwaren und an Rohstoffen, die uns über die moralische Genugtuung der Errettung der Ostseeprovinzen hinaus von hohem, unmittelbarem, militärischem Werte sind.

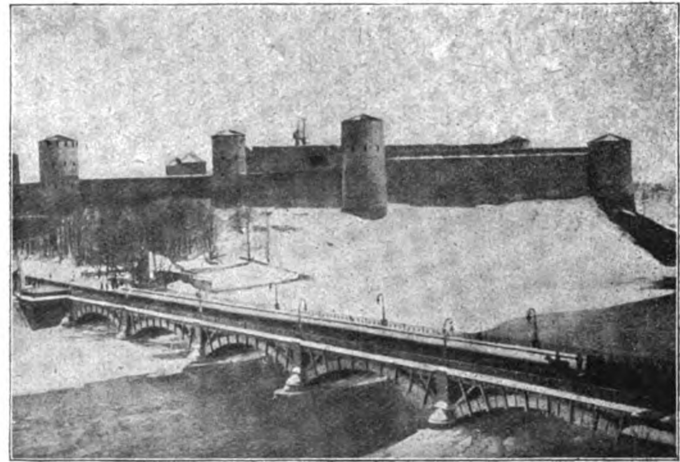
Estland ist frei. Gemeinsam mit den deutschen Soldaten arbeiten die estnischen Soldaten an der Herstellung der Ordnung im Innern, am Wiederaufbau von Handel, Wandel und Verkehr. Und der estnische Bauer, der so viel gelitten hat, der aber immerhin seine Roggen- und Weizenwinterung bestellte und doch gar manches Sommersaatgut vergraben und retten konnte, wird, wenn nun der Schnee bald wegtaut, mit neuer Lust an die Arbeit gehen.



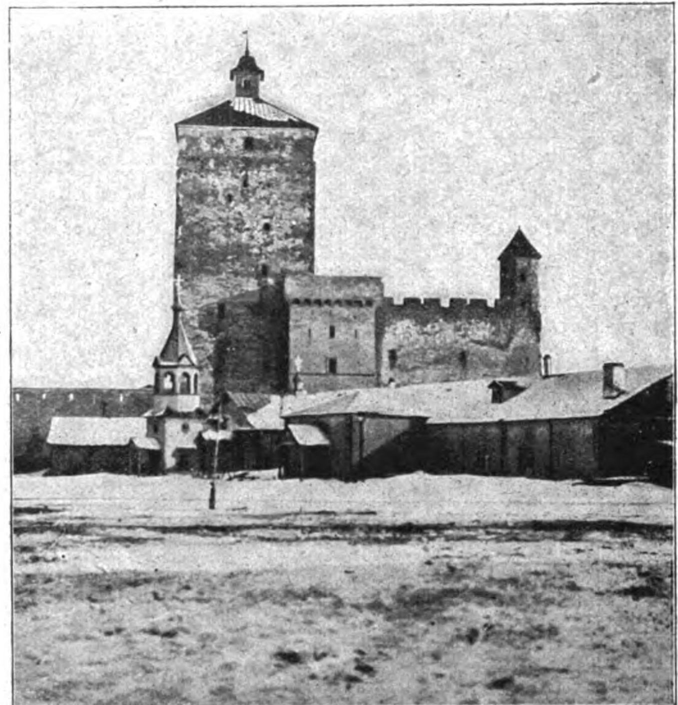
Phot. Bild- und Film-Amt.

Rast deutscher Truppen am Ufer des Peipus-Sees in Livland.

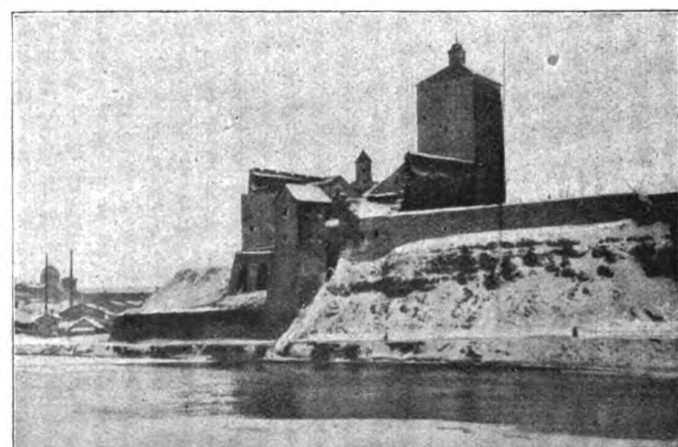

Blick zwischen den Narowafestungen durch auf den Fluß.


Die russische Festung Iwangorod bei Narwa.


Russische Soldaten melden sich auf dem Rathaus in Dorpat.


Die alte Deutschordensritterburg in Narwa.


Blick auf die Altstadt von Narwa von der Narowabrücke aus.


Die Schwedenfestung bei Narwa von der Narowabrücke aus.

Bilder vom deutschen Vordringen in Est- und Livland.

Deutschlands künftige Weltwirtschaft.

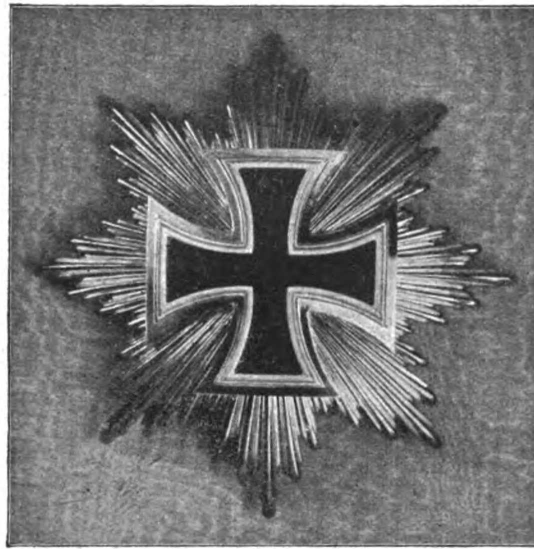
Von Geh. Admiralitätsrat a. D. Paul Koch.

Die Engländer führen ihren Krieg nur, „um des deutschen Militarismus Herr zu werden", aber schon am 11. September 1897 schrieb die Londoner „Saturday Review" im Hinblick auf deutsches Vorwärtskommen „Germaniam esse delendam". Mister Wilson hat nur zum Schwert gegriffen, „um deutsche Greuel zu bestrafen", aber grinsend gesteht er in einer seiner vielen Reden zu, wie er die günstige Gelegenheit ergriffen, um Deutschlands unbequemen Wettbewerb zu vernichten, und wahrlich, wenn wir diesen furchtbaren Krieg richtig beurteilen wollen, so müssen wir wissen, daß es sich dabei für das Angelsachsentum um ein Geschäft handelt, und daß es, wenn der schnöde Streich jetzt mißlingt, zu gegebener Zeit versuchen wird, dieses geschäftliche

Unternehmen von neuem anzuzetteln. Professor Harms in Kiel hat sich das dankenswerte Verdienst erworben, das von ihm während des Krieges gesammelte Material in übersichtlichen, wenn auch sehr umfangreichen Büchern zusammenzustellen, aus denen zu ersehen ist, welche Machenschaften diese Geschäftsfeinde aufwendeten, um dem deutschen wirtschaftlichen Einfluß allenthalben in der Welt das Wasser abzugraben und nach dem Kriege die Ernte dieser schlimmen Saat einzuheimsen. Prüfen wir, was geschehen kann, um diesem schmählichen Willen sein Ziel zu vereiteln.

Wir dürfen unbedingt vertrauen, daß der deutsche Arbeiter im Kontor, im Zeichensaal und am Schraubstock, wenn er erst einmal wieder sein Werkzeug zur Hand nehmen kann, mit grimmigem Ernst und seines Erfolges sicher, den wirtschaftlichen Kampf gegen eine Welt von Feinden wieder aufzunehmen bereit ist; in diesem Kampf werden wir nicht unterliegen, „und wenn die Welt voll Teufel wär'", die Frage nur ist, ob uns das Rüstzeug zur Verfügung stehen wird für diesen Kampf, oder, um uns nüchterner auszudrücken, wie es um Deutschlands Rohstoffversorgung nach dem Kriege bestellt sein wird.

Wir müssen uns darüber klar werden, daß diese Frage für uns ungemein schwierig liegt; gleichwohl dürfen wir das Vertrauen hegen, daß sie nicht verzweifelt ist, wenn auch sehr wichtige Rohstoffe, wie Baumwolle, Wolle und Leder, in der Hauptsache aus Gebieten kommen, die wir als feindliche auch in der Folgezeit werden zu betrachten haben. In unserem Webwarengewerbe sind an Erwerbstätigen, Dienenden und Angehörigen rund 2 Millionen Menschen, das heißt 3,1 Prozent der Gesamtzahl, nach der letzten Zählung tätig, allein an Baumwolle führten wir einen Wert von rund 480 Millionen Mark ein, es handelt sich also um ein sehr ernstes Ding, wenn dieses Gewerbe durch einen Wirtschaftskrieg dauernd unterbunden werden sollte. Hier aber müssen wir einen bisher wenig beachteten Tatbestand ins Auge fassen. In seinem Buche „Die Weißen und die Gelben in China" spricht der Franzose Pène-Siefert von der „extension soudaine du machinisme", der plötzlichen Ausbreitung des Maschinenwesens, das seit einem Jahrhundert das besondere Vorrecht der weißen Rasse zu sein schien, die danach für sich in Anspruch nahm, die übrige Welt mit den Erzeugnissen ihrer Maschinen zu versorgen. Wer sich aber irgend mit diesen Fragen beschäftigte, der weiß, wie dieses Maschinenwesen auch anderwärts, vor allem in Japan, aber auch in Brasilien, in Argentinien, in Chile und selbst bei den Halbwilden mehr und mehr um sich greift und europäische Zufuhr entbehrlich macht. An und für sich muß es als ein wirtschaftlicher Unsinn bezeichnet werden, gerade eine Ware wie Baumwolle über das Meer zu fahren und sie, nachdem sie gesponnen und gewebt, wieder zurückzuschicken. Die Vernichtung von vielen Millionen Tonnen Schiffsraum wird hier noch beschleunigend dahin wirken, daß sich die Baumwollspinnerei mehr und mehr nach den Ursprungsländern verlegt. Das wird England mit seinen 56 Millionen Wollspindeln noch weit mehr verspüren als wir mit nur dem fünften Teil dieser Zahl, nebenbei aber dürfen wir in Rechnung stellen, daß wir allein aus den Vereinigten Staaten für rund 370 Millionen Mark Baumwolle bezogen, und daß die dortigen Pflanzer die deutsche Kundschaft keinesfalls auf die Dauer werden entbehren können. Hier wird also Mister Wilsons Großsprecherei sehr bald schon auf einen durch das Geschäft bestimmten sehr nachhaltigen Widerstand stoßen. Der Grundpfeiler deutscher Volkswirtschaft ist noch immer die Landwirtschaft, wenn auch die Zahl der Erwerbstätigen nicht ganz ein Drittel der Gesamtheit ausmacht. Hier ist anzunehmen, daß die im Kriege erkannte Notwendigkeit, uns in der Nahrungsmittelversorgung ganz auf uns selbst zu stellen, nicht ohne Rückwirkung bleiben kann. Wir führten im Frieden Nahrungsmittel ein im Wert von rund 3 Milliarden Mark und sind während des Krieges nahezu ohne diese Zufuhr ausgekommen. Jedermann hat begriffen, welches Maß an militärischer Widerstandskraft wir durch diese, wenn auch mit Entbehrungen erkaufte Unabhängigkeit gewonnen haben. Die wieder angeknüpfte Verbindung mit Rußland läßt hoffen, daß diese Schwierigkeiten bald ein Ende gewinnen, dringend erwünscht wäre gleichwohl, wenn wir den Siegespreis der Würdigung unserer Landwirtschaft nicht leichtfertig aus der Hand gäben, und wenn die Erwerbstätigen, denen mangelnder Rohstoff einstweilen die Wiederaufnahme der gewohnten Arbeit verbietet, unterdessen aufs Land zurückkehrten und dadurch für die Aufrechterhaltung unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit mitwirkten.



Das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen, das Blücherkreuz, das bisher nur einmal, dem Fürsten Blücher nach der Schlacht bei Belle-Alliance, und jetzt vom Deutschen Kaiser dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg verliehen wurde. Der Orden ist die höchste Klasse des Eisernen Kreuzes und in nur einem Exemplar auf Anordnung des Deutschen Kaisers angefertigt worden.

Nächst der Landwirtschaft bilden Bergbau und Hüttenbetrieb, das Gewerbe der Steine und Erden, Metallverarbeitung und Maschinenbau mit rund 10 Millionen Erwerbstätigen, gleich 16 Prozent der Gesamtheit, eine wesentliche Stütze deutscher Betriebsamkeit, und hier stehen wir vor der erfreulichen Tatsache, daß sich durch den Krieg unsere Lage nicht verschlechtert hat, denn Kohlen besitzen wir über unseren Bedarf, und an Eisen liefern uns das Fehlende Schweden und Spanien, die aller englischen Drangsalierung zum Trotz nach Möglichkeit in ihrer Neutralität verharrten, und auf die wir auch in Zukunft fest und zuversichtlich werden rechnen können. Auch unsere Papierindustrie mit rund 450000 Erwerbstätigen kann sich auf sich selbst verlassen, und ein wesentliches Gewicht auf der Wagschale bilden für unsere Ausfuhr die chemische Industrie und die Elektrotechnik, weil hier die deutsche Leistung nicht entbehrt werden kann, während hinsichtlich der Rohstoffe unüberwindliche Schwierigkeiten nicht anzuerkennen sind. Gerade bezüglich der chemischen Industrie hat England ganz gewaltige Anstrengungen gemacht, sich an die Stelle des gehaßten und gefürchteten Deutschen zu setzen, es hat sich von seinen besten Freunden sagen lassen müssen, daß das bisherige Ergebnis dieses Aufwandes an Kraft und Geld ein durchaus unzulängliches geblieben ist. Gleiches gilt hier übrigens auch von den sonst sehr ernst zu nehmenden Bestrebungen Japans.

Dem Baugewerbe wird sich nach dem Kriege ein reiches Feld der Tätigkeit eröffnen, mit rund 5 Millionen = rund 8 Prozent Erwerbstätigen nimmt es einen guten Teil unserer Zukunftsorgen auf sich, und ihm wird es an Rohstoffen nicht fehlen; gleiche Hoffnungen dürfen wir für unsere Holzindustrie hegen, der mit den Rohstoffen Schweden und Rußland helfen. Eine ernste Frage bildet noch die Lederindustrie, aber hier und in allen anderen Beziehungen ist die Annahme berechtigt, daß ein Volk mit fast 70 Millionen Köpfen auf dem Weltmarkt als Kunde auf die Dauer nicht zu entbehren ist, und daß weder Pariser Beschlüsse noch Schwarze Listen nach der Wiederkehr friedlicher Verhältnisse die Kaufleute hindern werden, ihre Waren an den zu verkaufen, der sie fordert und der sie bezahlen kann.

Noch nie ward ein Krieg aus so frevlen Beweggründen angezettelt wie der gegenwärtige, noch nie ward mit solchen Vernichtungsmitteln und mit so grimmigem Haß gefochten, aber auch noch nie hat ein einziges Volk mit solch zähem Widerstand und fast ohne ernsten Mißerfolg gegen eine ganze Welt von Feinden im Felde gestanden. Wir sind die Sieger, wir sind es, die die Bedingungen vorschreiben können, und wenn wir erst wieder Hammer und Axt mit dem Schwert vertauschen, dann werden wir es sein, die der übrigen Welt, vor allem Leuten vom Schlage eines Lloyd George und Wilson, die Regel vorschreiben.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Schon drei Tage nach dem Beginn der neuen Offensive an der **Westfront** wurde offenbar, daß die deutschen Divisionen unter ihren Generalen v. Below, v. der Marwitz und v. Hutier (siehe Seite 212) den Gegnern auch die dritte und stärkste Schlachtstellung entrissen hatten und der Durchbruch der feindlichen Linien geglückt war. Am 24. März erreichten die Deutschen fast auf der ganzen Linie die Schauplätze der Sommeschlacht vom Jahre 1916 (siehe die Karte Seite 210). Wieder erschienen im deutschen Heeresbericht die Namen der Orte Bapaume, Sailly, Combles, Ham, Nesle, La Neuville, Chauny, wo sich schwere Kämpfe entwickelt hatten. An dem genannten Tage taten die Feinde noch einmal alles, um dem drohenden Durchbruch Einhalt zu gebieten. Auf allen Teilen der weiten Front setzten sie fortwährend frische Divisionen ein und suchten durch massenhafte Verwendung von Panzerwagen die deutschen Sturmtruppen in ihrem Siegeslaufe zu hemmen. Diesen war es aber wieder gelungen, rechtzeitig ihre schwere Artillerie herbeizuführen, die nun aus nächster Nähe in die Kämpfe eingriff. An einer Stelle protzte eine schwere Haubitzenbatterie erst 350 Meter vor dem Feinde ab und zerschmetterte mit ihren Geschossen die feindlichen Stellungen, der deutschen Infanterie so die Bahn freimachend. An anderen Punkten jagten deutsche Feldbatterien im Galopp zwischen Rauch- und Staubwolken hindurch (siehe Bild Seite 229), fuhren noch vor der eigenen Infanterie auf und säten Verderben in die Reihen der Gegner. Die Infanterie kämpfte, gleich der Artillerie, mit todesmutiger Entschlossenheit; Bapaume, von den Engländern zäh verteidigt, fiel nach heißem Ringen nachts in ihre Hände. Dem Stirnangriff hatte diese mit allen möglichen Verteidigungswerken ausgestattete Feldfeste widerstanden; bald umspülte ihre Hauptpfeiler aber von Norden und Süden her der deutsche Angriff, dem sie erliegen mußte. Bei Combles suchten die Engländer durch einen Reiterangriff das drohende Unheil abzuwenden, sahen sich aber auch hier bald aus allen wichtigen Stellungen vertrieben.

Auf dem südlichen Abschnitt des Hauptschlachtfeldes, wo sich ein Teil der Armee des Kronprinzen unter dem General v. Hutier mit dem Feinde maß, gelang es dessen vereinten Kräften nicht, die Deutschen an der Überschreitung der Somme zu hindern. In scharfem Kampfe überquerten diese den Fluß, entrissen den Verteidigern die westlichen Uferhöhen und brachten den Weichenden in schweren Verfolgungsgefechten erhebliche Verluste bei. Zwischen Somme und Oise überwanden die Truppen Hutiers den Crozatkanal und setzten sich auch dort am späten Abend auf den westlichen Uferhöhen fest. In dem schwierigen und unwegsamen, zur Verteidigung ausgezeichnet geeigneten Waldgelände im Raume von La Neuville und Villequier-Aumont leisteten Engländer, Franzosen und Amerikaner gemeinsam vergeblichen Widerstand. Besonders schwere Verluste erlitten hierbei die Franzosen, die sogar Kavalleriedivisionen einsetzten.

Die Franzosen beklagten sich später bitter über die amerikanischen Streitkräfte, die in größeren Verbänden verwendet worden wären, aber völlig versagt hätten. Stürmisch forderte man, die Soldaten der neuen Welt höchstens bataillonsweise in den Kampf zu führen. Sehr bald erklärte sich Wilson auch mit dieser Art der Verwendung amerikanischer Truppen einverstanden, womit er sie zugleich zum Kanonenfutter, das überhaupt nicht mehr geschont zu werden brauchte, bestimmte. Die Soldaten der Vereinigten Staaten wurden demselben Schicksal über-



Eroberung englischer Langrohrgeschütze in der Durchbruchschlacht bei Bapaume.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers A. Reich, München.



Phot. R. Sperling, Berlin.

Deutsche Maschinengewehrkompanie geht in Stellung.

liefert, wie die Kanadier, die mit den Australiern wieder und immer wieder bis zur Erschöpfung ihrer Verbände an den Stätten der schwersten Zusammenstöße eingesetzt wurden.

Mit der größten Schamlosigkeit aber schwächten die Engländer die irischen Truppen. Auf Zuwachs aus Irland brauchte das englische Heer nicht mehr zu rechnen, denn die Iren waren niemals so wie jetzt entschlossen, der englischen Niederlage tatenlos, ja, mit einem Gefühl freudiger Genugtuung zuzuschauen und keine Hand für die Engländer zu rühren. Abgekämpften irischen Truppenteilen gewährten die Engländer deshalb nicht die wohlverdiente Ruhe, sondern sie füllten mit den traurigen Resten verbluteter irischer Regimenter noch einigermaßen kampffähige eigene Truppenteile auf.

Der große Sieg der Deutschen stellte der Leistungsfähigkeit ihrer Infanterie ein glänzendes Zeugnis aus. Wenn die Fußtruppen auch von allen Schwesterwaffen in hervorragender Weise unterstützt worden waren, so ist doch zu bedenken, daß die Infanteriedivisionen, die, um die Absichten der deutschen Heeresleitung nicht vorzeitig zu verraten, erst kurz vor dem Angriff herangezogen werden und nur bei Nacht ihre Märsche ausführen konnten, ferner, daß diese Truppen Tage hindurch kaum Schlaf und Ruhe fanden und sie dann doch ihre beispiellos schweren Aufgaben in jedem Abschnitt des Kampfes so vorbildlich erfüllten.

Die deutsche Sturmflut riß am 24. auch die letzten Stützen des feindlichen Widerstandes zu Boden. Die Kraft zweier englischer Armeen, der dritten und der fünften, war gebrochen, über die Hälfte des englischen Heeres auf dem westeuropäischen Festlande in den Strudel der Vernichtung geraten. Es war hier wie bei der Offensive gegen Italien, wo auch ganze feindliche Armeen der Zerrüttung anheimfielen und unermeßliches Kriegsmaterial einbüßten. Wie dort, so drangen die Sieger nach Überwindung des dritten Hauptbefestigungsringes der Feinde auch hier in die Zone ein, wo die Marine- und Eisenbahngeschütze standen, die trotz aller Opfer den Angreifern preisgegeben werden mußten. Die ungeheuren Vorräte von Konserven aller Art, Weißbrot, Marmelade, Wein und Tabak, die in den hier ebenfalls untergebrachten Stapelplätzen und Magazinen von den Deutschen erbeutet wurden, erleichterten die Versorgung der zahlreichen im Kampf stehenden Divisionen und brachten den frohen Siegern längst entbehrte Genüsse.

Besonders wertvoll war der deutschen Führung, daß die Engländer keine Zeit gehabt hatten, ihr ausgezeichnetes Feldbahnnetz vor Antritt ihres fluchtartigen Rückzuges zu zerstören. Rasch stellten die deutschen Eisenbahner schon in den ersten Angriffstagen den Anschluß zwischen dem eigenen und dem englischen Feldbahnnetz her und trugen dadurch wesentlich zum Gelingen des Vormarsches bei. Englische Panzerwagen blieben nicht nur dutzendweise zerschossen liegen, sondern wurden auch in gebrauchsfähigem Zustand erbeutet und von den Deutschen sofort gegen den Feind ver-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutsche Kolonnen auf dem Vormarsch durch das zerschossene Templeux.

wendet. Zu den eroberten Geschützen und allerhand sonstigem Kriegsgerät kamen noch unübersehbare Mengen gebrauchsfertiger Munition und Maschinengewehre. Schon am vierten Schlachttage meldete die Armee Hutier, daß sie den Feinden mindestens zweitausend Maschinengewehre abgenommen hätte.

Westlich von der Linie Bapaume—Combles—Nesle — östlich von Noyon (siehe die Karte Seite 210) schaffte die rasch nachgerückte deutsche Artillerie, die nun schon vierzig Kilometer weit mit der Infanterie in die feindlichen Befestigungsgürtel eingedrungen war, aufs neue wuchtig Bahn für die deutschen Fußtruppen. Im Norden bewegten sich die Angreifer gegen das Amiens deckende Albert, einen der Stapelplätze für riesige Mengen von Kriegsgeräten der Engländer. Albert sollte deshalb unter allen Umständen gehalten werden. Aber schon entrissen die Truppen der Generale v. Below und v. der Marwitz dem Feinde Achiet le Grand, Bihucourt, Biefvillers und Grevillers, warfen ihn aus Irles und Miraumont und überschritten bei diesen Orten auch die Ancre. Die Engländer führten Division auf Division herbei, die sich in breiter Front gegen die Deutschen vorwälzten. Prachtvoll unterstützt von ihrer Artillerie, fingen diese aber den Gewaltstoß der Engländer auf und drängten den zum Weichen gebrachten Feind bei den Dörfern Courcelette und Pozières über die Straße Albert—Bapaume. General v. Hofacker (siehe Bild in Band VI, Seite 337) überschritt mit seinen Truppen die Somme auch in der Gegend der Maisonettehöhe, die wie die Dörfer Barleux und Biaches, die ebenfalls von den Feinden aufgegeben werden mußten, schon im Jahre 1916 der Schauplatz heißer Kämpfe gewesen war.

Die Armee Hutier hatte sich besonders heftiger Gegenstöße zu erwehren, die gegen ihre neue Flankenfront an der Oise von La Fère bis westlich von Chauny angesetzt waren und die gleichzeitig bezweckten, den Vormarsch auf Noyon zu vereiteln. Mit Erbitterung suchten sich Franzosen und Engländer besonders in Etalon zu behaupten; trotz aller Verstärkungen, die sie heranzogen, mußten sie den Ort den mächtig vordringenden Deutschen überlassen, die alsbald die Bahn Peronne—Roye überwanden und sich auf den Höhen nördlich von Noyon einnisteten. — Die englische Rückzugstraße nach Albert ward seit den Abendstunden des 25. März schon in der Flanke bedroht, ebenso war die Lage der Franzosen in Noyon bereits stark gefährdet. Am 26. März erzielten die Deutschen neue große Fortschritte; Albert, Lihons, Roye und Noyon, diese Hauptorte im Mittelpunkte der feindlichen Gegenwirkung, fielen nach blutigem Ringen in ihre Hände. In Albert und in Noyon kam es zu Straßenkämpfen, die Engländern und Franzosen außerordentliche Opfer kosteten. Die scharfe Gegenwirkung der Feinde, die ihre Regimenter immer wieder in das Feuer der deutschen Artillerie und der Maschinen-



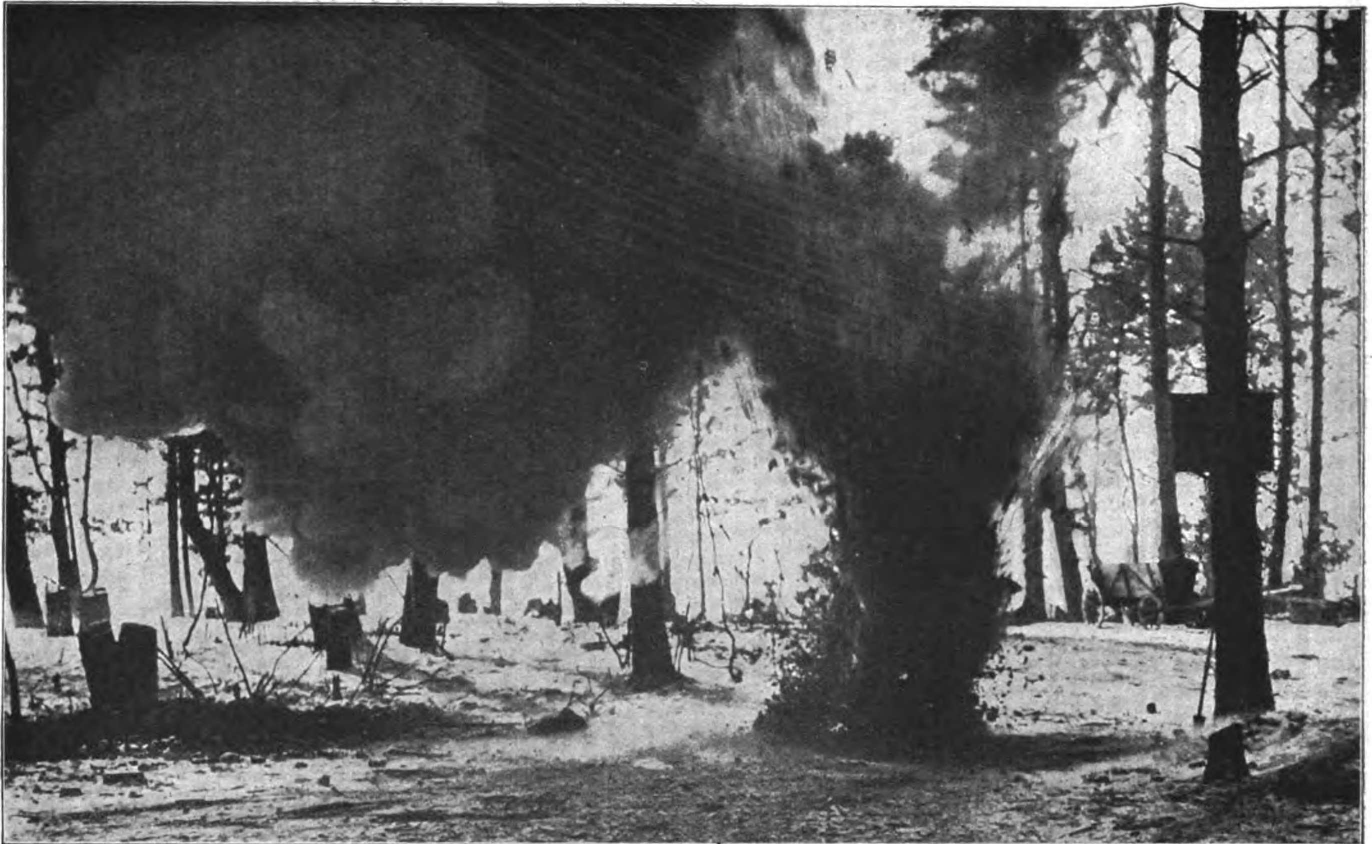
Phot. Bild- und Film-Amt.

Eine Batterie von deutschen 21-cm-Mörsern in den gestürmten englischen Linien im Kampfgelände zwischen Bapaume und Arras.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Gestürmte englische Linien bei Bullecourt—Croisilles zwischen Bapaume und Arras.

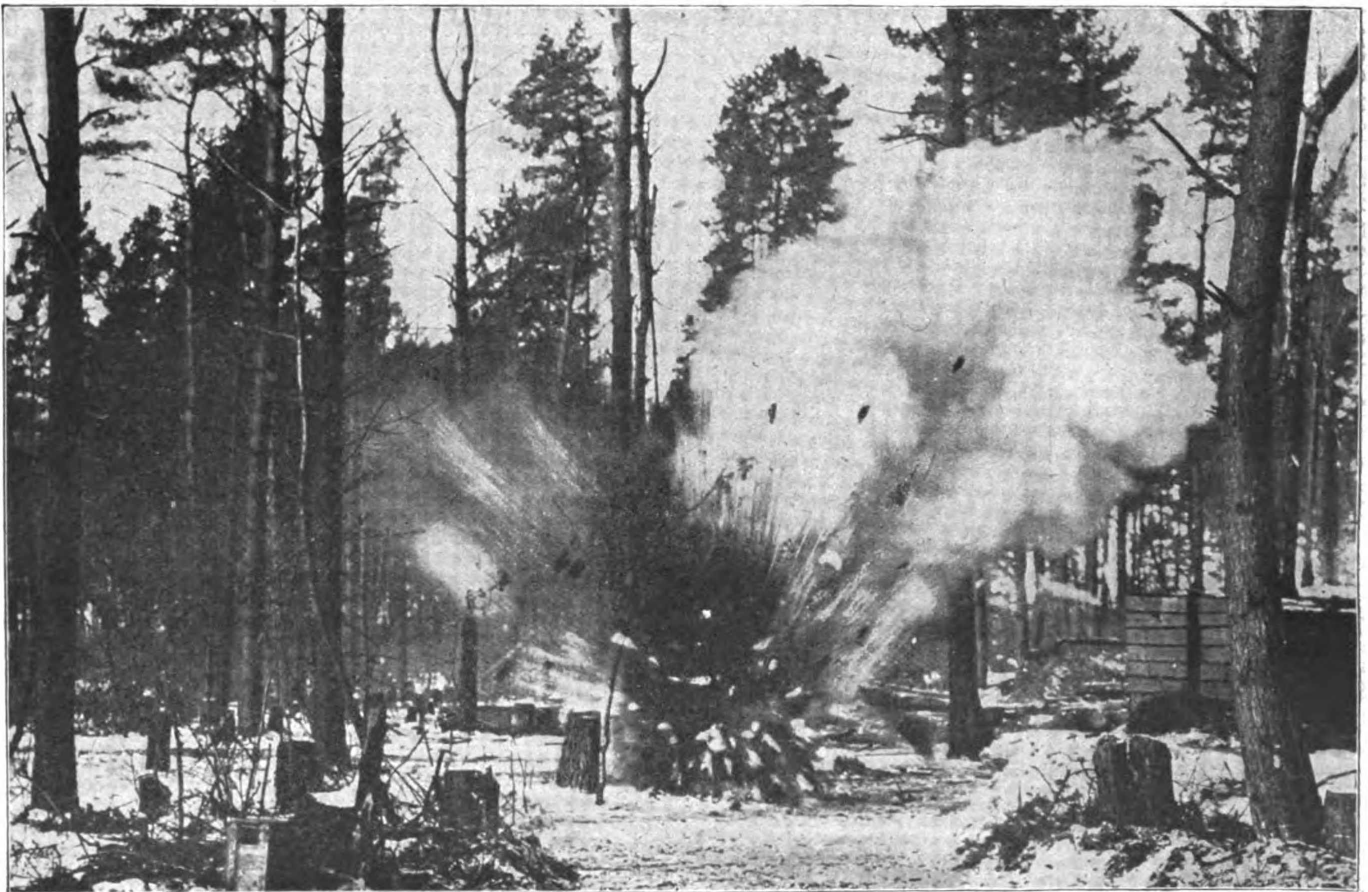


Phot. R. Spelling, Berlin.

Einschlagen einer Gasgranate.

gewehrabteilungen (siehe Bild Seite 226 oben) warfen, verursachte ihnen nie dagewesene Verluste, wogegen die Einbußen der Deutschen wohl an einzelnen Brennpunkten schwer waren, sich im ganzen aber in normalen Grenzen hielten. Der sechste Kampftag brachte den Deutschen reichen Erfolg.

Hatte bis zum 27. März das Schwergewicht der Kämpfe auf dem nördlichen Flügel, bei der Armee Below, gelegen, so schob sich nun südlich von der Somme die dort bereits sieghaft vorgedrungene Armee Hutier am 27. März um 20 Kilometer vor; sie erreichte Pierrepont und nahm noch in der Nacht zum 28. März Montdidier. Hier hatte der deutsche Vormarsch nun 60 Kilometer Tiefe erreicht. Damit war die Unterbindung des Bahnverkehrs auf der Linie Amiens—Compiègne möglich geworden, der einzigen übriggebliebenen Strecke, auf der die Franzosen noch Verstärkungen vom Süden nach dem Norden schaffen konnten, ohne den Weg



Phot. R. Spelling, Berlin.

Einschlagen einer Stahlgranate.



Deutsche Feldbatterien jagen im Galopp über die gestürmten englischen Stellungen in die vorderste Linie zur Unterstützung der Infanterieangriffe aus nächster Nähe.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Englisches Großflugzeug (Typ Handley-Page) mit zurücklegbaren Tragflächen, das von den Deutschen unversehrt erbeutet wurde.

Das Flugzeug ist 30 Meter breit, 20 Meter lang, 6½ Meter hoch und hat 2 Motore zu je 260 Pferdestärken, die 2 vierflügelige Schrauben treiben. Bewaffnung: 3 Maschinengewehre; Besatzung: 5 Mann.

über Paris zu nehmen. Der Gewinn Montdidiers verschaffte den Deutschen also die Gelegenheit, die feindlichen Gegenmaßnahmen in einem Augenblick zu erschweren, in dem allein sie noch von einiger Bedeutung hätten werden können, weil die Deutschen ja auch an den Ausbau ihrer rückwärtigen Verbindungen gehen und seinetwegen den weiteren Vormarsch verzögern mußten. Dazu zwang auch das ungünstiger gewordene Wetter. Am 28. März hatte schneidende Kälte eingesetzt, so daß die Ränder der Schlammtrichter vereisten. Der Wettersturz hinderte zwar die deutschen Truppen nicht, neue Erfolge zwischen Avre und Somme zu erringen, aber der Ausbau der Verbindungswege wurde doch stark beeinträchtigt, zumal sich auch Regenfälle einstellten, die die Wege nach der Front für die schwere Artillerie und die hochbeladenen Wagenkolonnen nahezu ungangbar machten. — Die bis zu diesem Tage festgestellte Beute betrug 70 000 Gefangene und über 1100 Geschütze, wovon auf die Armee Hutier allein 40 000 Gefangene und 600 Geschütze entfielen.

Der in die französisch-englische Front getriebene Keil wurde durch die Wegnahme der Orte Beaucourt und Mezières auch nördlich, westlich und südlich ausgeweitet und an den nächsten Tagen planmäßig vertieft. Seit dem 29. März gewann auch der feindliche Widerstand allmählich die Form einer großzügigen Gegenunternehmung. General Foch, der Führer der „Manövrierarmee", übernahm an diesem Tage das Oberkommando an der ganzen feindlichen Westfront. England mußte sich widerwillig beugen und unter dem Zwange der Verhältnisse die bessere militärische Schulung der französischen Generale anerkennen und sein Heer ihrer Führung unterstellen. Es blieb kein Geheimnis, daß die englische Führung in der großen Schlacht völlig versagt hatte.

General Foch sollte nun die Lage retten. Während die Engländer ihre blutigen, aber ergebnislosen Vorstöße gegen Albert mit unverminderter Heftigkeit fortsetzten und alle irgendwie entbehrlichen Truppenteile ins Feuer führten, suchte er unter starker Heranziehung englischer Streitkräfte mit seinen Franzosen im weiten Halbkreise um Noyon zu wirken. Dennoch kamen die Deutschen im Avreabschnitt weiter vorwärts und entrissen den Feinden zwischen dem Lucebach und der Avre wichtige Höhenstellungen.

Foch verdoppelte in diesem Raum seine Anstrengungen, wo die Deutschen schon bis auf 15 Kilometer an Amiens herangekommen waren. Trotzdem glaubte er, sich für die Behauptung dieses wichtigen Ortes verbürgen zu können, weil nach seiner Ansicht für Amiens keine Gefahr mehr bestände. Seine Siegeszuversicht wurde jedoch im Lager des Verbandes nicht überall geteilt; man warf dem General auch vor, daß er seine Armeekorps durch tropfenweisen Einsatz verzettele. Dazu kam noch das Unbehagen, das die Nachrichten von der Beschießung Laons und die fortschreitende Zerstörung anderer Städte, wie Noyon, Nesle und Ham, durch die eigenen französischen Geschütze hervorriefen. Bei ihrem Rückzuge im Jahre 1917 hatten die Deutschen die französischen Städte mit ihren reichen Kunstschätzen geschont, nun vernichteten die Franzosen selbst ihre Kunstschätze und verstärkten damit die Wirkungen der Zerstörungswut, die die Engländer in dem Lande ihrer Verbündeten an den Tag legten.

Am 2. April eroberten die Deutschen eine beherrschende Höhe bei Moreuil, an deren Wiedergewinnung Foch am nächsten Tage nutzlos schwere Menschenopfer verschwendete. Schon zwei Tage später setzten die Deutschen im Raume von Moreuil ein neues Unternehmen an. Hinderte der aufgeweichte Boden die Sturmwellen auch, ihre volle Schwungkraft zur Geltung zu bringen, und boten Waldstücke den Feinden ausgezeichnete Gelegenheit zur Verlangsamung und Störung des Angriffes, so gelang es doch, den Feind zum Weichen zu zwingen. Unter für ihn äußerst verlustreichen Rückzugsgefechten endete der heiße Kampftag mit der Wegnahme von Hamel, Castel und Mailly durch die Deutschen.

Bereits Tags darauf setzte Foch zwischen Montdidier und Moreuil heftige Gegenangriffe an, um den Deutschen den Gewinn vom 4. April wieder streitig zu machen. Franzosen und Engländer, die den Sturmlauf unternahmen, erlitten dabei ungeheure Verluste und mußten ihr Vorhaben schließlich aufgeben. Während die Deutschen an diesem Tage ihren Gewinn im Süden behaupteten, erweiterten sie im Norden ihre Brückenkopfstellung zu beiden Seiten von Albert auf dem Westufer der Ancre. Alles deutete auf einen neuen Stoß der Deutschen auf breiter Front hin.

Die Beute, die sie bisher gemacht hatten, belief sich auf mehr als 90 000 Gefangene und über 1300 Geschütze; das waren Zahlen, die an die schwersten russischen Niederlagen erinnerten. —



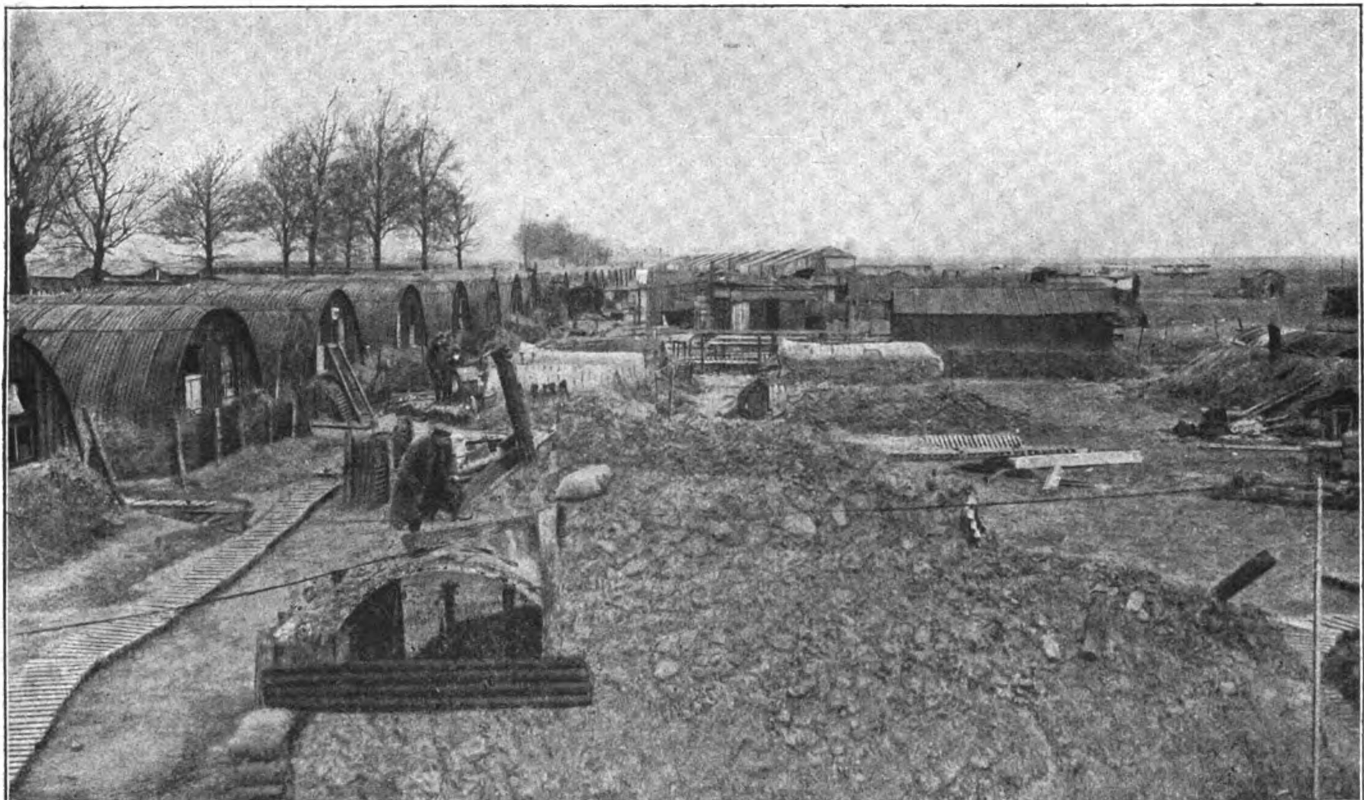
Von den Deutschen erbeuteter französischer Nieuport-Kampfeinsitzer mit einem Maschinengewehr, das an den oberen Tragflächen angebracht ist.

Von beispielloser Erbitterung der Kämpfenden zeugte während der Frühlingschlacht in der Picardie auch der **Luftkrieg** (siehe die Bilder Seite 230 bis 232). Unablässig wirkten die deutschen Flieger über dem Feinde. Nach Paris und Calais glückten mehrere Durchbruchsversuche deutscher Bombenflieger, die den feindlichen Anlagen bedeutenden Schaden zufügten, und deren Bomben in den genannten Städten, aber auch an anderen Orten viele Menschenleben forderten. Seit Beginn der Schlacht schossen die Deutschen bis zum 25. März, dem fünften Kampftag, einschließlich 93 feindliche Flugzeuge und 6 Fesselballone ab. In den Luftkämpfen taten sich besonders die Leutnante Bongartz (siehe Bild Seite 199), Kroll und Thuy (siehe Bild in Band VII, Seite 331) hervor, ebenso Oberleutnant Loerzer und Vizefeldwebel Bäumer (siehe die Bilder Seite 232); am meisten genannt wurde Rittmeister Freiherr v. Richthofen, der am 2. April seinen 75. Luftsieg errang. An diesem Tage war der feindliche Verlust im Luftkampfe seit Beginn der Schlacht schon auf 192 Flugzeuge und 11 Fesselballone gestiegen. Davon hatten die Flugzeugabwehrgeschütze der Deutschen allein 46 Siege zu verzeichnen. Die Verluste der Feinde an Fesselballonen stiegen durch ein Heldenstück des Leutnants Noeth (siehe Bild Seite 232) vor Arras innerhalb zehn Minuten um vier Stück, zu denen ein Überfall des Vizefeldwebels Wagner (siehe Bild Seite 232) noch einen fünften in derselben Zeit beisteuerte, wodurch in der kurzen Frist die gesamte englische Ballonaufstellung in jener Gegend beseitigt wurde, trotz der schwersten Gegenwirkung der englischen Abwehrgeschütze (siehe Bild Seite 233).


Verwundet gefangener Führer eines abgeschossenen englischen Flugzeuges.

Aber nicht nur an der Kampffront herrschte reger Flugbetrieb, auch weit im Süden waren die Luftstreitkräfte des Vierbunds eifrig am Werk und führten lange Erkundungsfahrten aus. So wurde am 21. März ein Luftschiff an der ägyptischen Küste gesichtet, und am gleichen Tage abends erschien ein solches über der Insel Kreta. —

Die Beschießung von Paris aus großer Entfernung wurde fortgesetzt und bildete die Ursache starker Beunruhigung der Einwohner. Während ganze Luftgeschwader die deutsche Front nach dem Wundergeschütz erfolglos absuchten, mehrten sich die Treffer in der französischen Hauptstadt. Als am Karfreitag ein verirrtes Geschoß in eine Pariser Kirche einschlug und die Steinsplitter eines zusammenstürzenden Hauptpfeilers unter anderen auch ein Mitglied der schweizerischen Gesandtschaft und seine Frau begruben, gab es im feindlichen Blätterwald sofort wieder eine große Aufregung über die Barbarei der Deutschen, wogegen kein Anstoß daran genommen wurde, daß in Laon und in anderen Städten mancher französische Bürger unter


Unversehrt vorgefundene Wohnbaracken und Unterstände einer englischen Fliegerabteilung auf dem Flugplatz Favreuil.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Leutnant Röth,
der am 1. April 1918 vor Arras vier englische Fesselballone vernichtete.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Vizefeldwebel Wagner,
der am 1. April 1918 vor Arras einen englischen Fesselballon abschoß.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Vizefeldwebel Bäumer,
deutscher Kampfflieger, der sich an der Westfront hervorgetan hat.



Phot. Photothek, Berlin.
Oberleutnant Lörzer,
erfolgreicher deutscher Kampfflieger, Ritter des Ordens Pour le Mérite.

englischen und französischen Granaten sein Leben lassen mußte. —

Der Versuch der Feinde, den Vorfall so hinzustellen, als hätten die Deutschen absichtlich Pariser Kirchen beschießen wollen, verfing bei den Neutralen nicht, denn diese kannten nachgerade das Verfahren der Vierverbandsmächte, und außerdem litten sie ja gerade um diese Zeit besonders unter den Raubgelüsten Amerikas und Englands, die ihre Ursache in der Wirksamkeit des deutschen **U-Bootkrieges** hatten (siehe auch das Bild Seite 235 unten). Tag für Tag gab der deutsche Admiralstab Kenntnis von neuen Erfolgen der Unterseeboote, die den Feinden auch die Schiffahrt im Kanal beträchtlich erschwerten. —

* * *

Eine neue Sorge erwuchs den Westmächten seit Wochen im fernsten Osten. Ihre Bundesbrüder in **Japan** (siehe die Karte Seite 234) zeigten große Lust, sich den Zerfall des Russischen Reiches zunutze zu machen und sich durch Wegnahme Ost- und Südsibiriens zu bereichern. Nur die Nebenbuhlerschaft Amerikas, das selbst Absichten auf Sibirien und China hatte, verzögerte die Durchführung des Vorhabens. Endlich glaubten die Japaner aber doch, ihren Raubzug wagen zu können, und landeten Truppen in Wladiwostok unter dem Vorgeben, dort die Ordnung aufrecht erhalten zu wollen. Wie wenig jedoch die Regierungen der Verbandsländer ihren lieben Freunden im fernen Osten trauten, und wie sehr sie für ihre eigenen Interessen fürchteten, zeigte sich auch darin, daß sich die Engländer beeilten, ebenfalls eine Truppenabteilung zu landen, als die Japaner ihr schon seit langem geplantes Vorhaben zur Ausführung brachten. Sie glaubten, wenn sie selbst mit in Wladiwostok wären, könnten sie die Art der Betätigung ihrer Verbündeten dort besser beobachten, gegebenenfalls zur rechten Zeit eingreifen und eigene Ansprüche geltend machen, um so auch für sich möglichst viel Vorteil aus dem eingeleiteten Unternehmen zu ziehen und Japan nicht ganz freie Hand zu lassen. Der russische vorläufige Kommissar für auswärtige Angelegenheiten, Tschitscherin, erhob aber gegen die Landung unverzüglich Widerspruch und wies die diplomatischen Vertreter Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten darauf



Bei einem deutschen Jagdgeschwader an der Westfront.
Blick auf den Flughafen mit den Zelten und abfahrtbereiten Flugzeugen, unter denen sich einsitzige Fokker-Kampfdreidecker befinden. Von einem deutschen Flugzeuge aus geringer Höhe aufgenommen.



Wiederherstellung einer durch sogenannte Masken gegen Sicht geschützten, hochgelegenen Argonnenstraße, die täglich unter feindlichem Feuer liegt und durch eine Fliegerbombe aufgerissen worden war.

Die Masken bestehen aus Binsen-Weidenruten mit Laubansatz. In der Eichengruppe links ein Artilleriebeobachtungsstand. Im Nebel des Hintergrundes die Höhenzüge des Argonnenwaldes.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt auf Grund eigener an Ort und Stelle gefertigter Skizzen.

hin, daß die Vorgänge in Wladiwostok die Beziehungen der russischen Republik zu den Verbandsmächten ungünstig beeinflussen müßten und der einzige Ausweg aus dieser Lage die sofortige Zurückziehung der gelandeten Truppenverbände sei. Die Verbandsvertreter erwiderten, daß nur eine Maßnahme von rein örtlicher Bedeutung vorliege und der Vorfall binnen kurzem beigelegt werden könne. Auch die japanische diplomatische Mission versicherte, daß es sich nur um einen vorübergehenden Zwischenfall handle. Nur der Vertreter der Vereinigten Staaten erklärte, daß seine Regierung gegen das Vorgehen der Japaner sei.

Die Russen waren aber nicht gewillt, dem Beginnen ihrer Gegner ruhig zuzuschauen. Sie verhängten über ganz Sibirien den Belagerungszustand und forderten die Behörden zur Ergreifung von Verteidigungsmaßnahmen auf. —

(Fortsetzung folgt.)



Zerstörung englischer Fesselballone vor Arras am 1. April 1918.
Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

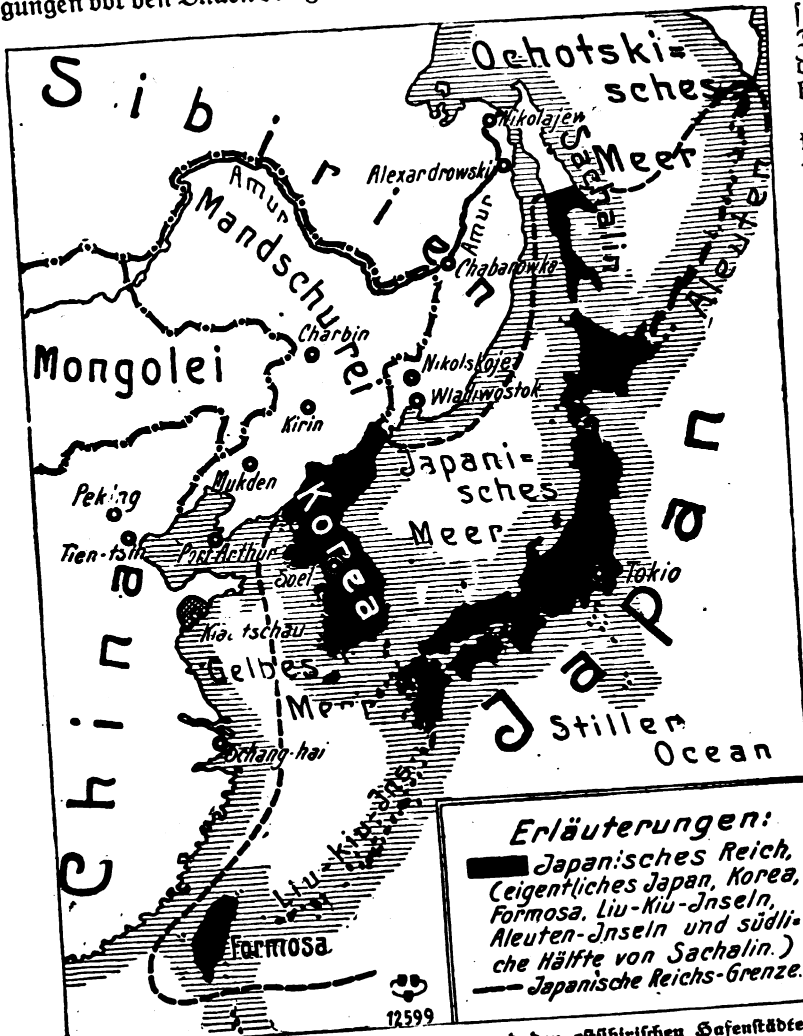
Illustrierte Kriegsberichte.

Wiederherstellung einer durch sogenannte Masken gegen Sicht geschützten und durch Beschießung aufgerissenen Höhenstraße.

Von Dr. W. Vulpius, Chefarzt des Landwehr-Feldlazaretts 13.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Bei der vernichtenden und weitreichenden Wirkung der neuzeitlichen Angriffswaffen sowie der hochgesteigerten Vervollkommnung der optischen und sonstigen physikalischen Erkundungsmittel — zumal wenn sie von Fliegern und Ballonbeobachtern gehandhabt werden — mußte die Sorge für wirksame „Deckung", das heißt für das Verbergen der eigenen Kampfmittel und Truppen sowie ihrer Bewegungen vor den Blicken des Feindes unter den Verteidigungsmaßregeln des modernen Krieges eine stets umfangreichere und wesentlichere Rolle spielen.



Übersichtskarte über das Gebiet von Japan und den ostsibirischen Hafenstädten.

Längst hat das Bestreben, sich vor dem Feind zu verstecken, den ihm früher anhaftenden Beigeschmack von Zaghaftigkeit oder gar Feigheit verloren, denn wenn es zum Treffen kommt im Kampf von Mann gegen Mann, gibt es immer noch reichlich Gelegenheit zur Betätigung höchsten persönlichen Mutes. Bis zu solchem Zeitpunkt aber müssen die Truppen durch alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln geschützt und vor unnützen Verlusten bewahrt werden.

Gleich bei der Mobilmachung trat auf deutscher Seite die Einkleidung der Truppen in die bei manchen Manövern erprobten feldgrauen Uniformen als auffälligste Schutzmaßregel in die Erscheinung. Es wurde dabei die sogenannte Mimikry vieler Tiere nachgeahmt, die durch Anpassung ihres Körpers in Form und Farbe an ihre Umgebung einen wirksamen Schutz vor der Verfolgung durch ihre Feinde ausgebildet haben. Bald fühlten die Franzosen, wie sie zumal durch das weithin leuchtende Rot ihrer Hosen benachteiligt waren, und änderten ihre Uniformierung nach deutschem Muster ab. Die Russen und Engländer aber — erstere nach ihren Erfahrungen im japanischen, letztere im Burenkriege — traten sogleich in entsprechender Schutzfärbung auf den Plan. So dient auch der Schützengraben nicht nur als wirksame Feldbefestigung gegen feindliches Feuer, sondern zugleich als beste Deckung gegen feindliche Sicht.

Dieses System der Deckung ist nun immer weiterentwickelt und vervollkommnet worden. Denn nicht nur wurde alles Kriegsgerät, soweit dies möglich ist, mit feldgrauer Farbe überzogen, sondern möglichst auch in Schutz von Bäumen, Erdwällen oder Gruben und dergleichen aufgestellt, oder mit abgehauenen Zweigen bedeckt. Ja, man hörte sogar, daß die Franzosen — einmal klug geworden — Maler heranzogen, damit sie die Aufgabe, ausgedehnte Unternehmen unauffällig im Landschaftsbild verschwinden zu lassen, aufs vollkommenste lösen sollten. Das beste Beispiel für dieses Bestreben aber bietet die Unterseebootswaffe, die allein ihrer Unsichtbarkeit ihre entscheidende Wirkung verdankt.

Im Gegensatz hierzu wurden aber auch alle Erkundungsmittel aufs höchste verfeinert und technisch sowohl wie wissenschaftlich vervollkommnet. Neben den Aufklärungsreiter und -gänger trat außer dem Motorradfahrer vor allen Dingen der Beobachter vom Flugzeug und vom Fesselballon. Alle optischen Einrichtungen hatten eine gewaltige Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit — zumal durch die deutsche Erfindung des Scherenfernrohrs — erfahren, und die Lichtbildkunst, sowie die verschiedensten Arten von Meßverfahren traten ihnen zur Seite.

So geht, die eigentlichen Schlachthandlungen vorbereitend und sie begleitend, ein ununterbrochener Kampf zwischen Verstecken und Erspähen vor sich, und der Erfolg der ersteren ist zum großen Teil von dem des letzteren abhängig. Natürlich richten sich deshalb feindliche Angriffe aller Art ebensosehr gegen die Deckungs- und Beobachtungsanstalten, wie gegen die Befestigungen und Truppen. Hierfür liefert unsere Kunstbeilage ein anschauliches Beispiel. Sie zeigt uns eine auf einem kahlen Höhenrücken entlang führende Landstraße, die der feindlichen Einsicht preisgegeben war: Kolonnen und Truppen konnten hier beim Marsch unter wirksames, zielsicheres Feuer genommen werden. Zum Schutz wurden nach des Feindes Seite hin kilometerweit sich erstreckende „Masken" erbaut. Diese bestehen aus hohen Wänden von Drahtnetz mit eingeflochtenen Zweigen, Ginsterbüschen oder Schilf. Manche verkehrswichtige Punkte erhalten ebenso durch wagrechte, zwischen Masten oder Bäumen ausgespannte Masken Deckung gegen Fliegersicht und -photographie. Der Punkt, den sich der Maler zur Darstellung gewählt hat, zeigt aber zugleich auch eine nahe an der Straße stehende verwitterte Eiche, in deren hohen Wipfel sich ein Beobachter eingebaut hatte. Als im Herbst die Blätter fielen, wurde dieser luftige Beobachterstand von einem Flieger erkannt und sogleich auf seine Mitteilung hin von der feindlichen Artillerie unter Feuer genommen. So ist die Straße durch Granatexplosionen aufgerissen und die schützende Maskenwand zerfetzt. Nun gilt es, den Schaden an Straße und Deckung schnell wieder auszubessern, was natürlich nur im Schutze der Dunkelheit oder bei unsichtigem Wetter geschehen kann, um die Fuhrwerke mit dem erforderlichen Material und die arbeitenden Leute nicht dem feindlichen Feuer preiszugeben.

Die Badener an der Wetterecke am 1. März 1918.

Von Offizierkriegsberichterstatter Oberarzt Dr. Loofs.

(Schluß.)

Am rechten Flügel des Abschnittes arbeitet sich ein Handgranatentrupp der Kompanie vor. In den französischen Graben eingedrungen, finden sie ihn leer. Und noch wenige Minuten zuvor hatten sie Posten darin gesehen. Statt

dessen ist jetzt der Graben ausgefüllt mit spanischen Reitern, Astverhauen, Stolperdraht und rasch zusammengeworfenen Barrikaden. Die Besatzung ist über Bank nach den Seiten hinaus, wie sie sehr bald an den Handgranaten erkennen, die ihnen von dort aus entgegengeworfen werden. Mit wenigen Sätzen sind auch sie aus dem Graben hinaus und nehmen den Kampf gegen den feindlichen Granatwerfertrupp auf. Die Franzosen wehren sich zähe. In fast einer Viertelstunde werden hundert Handgranaten verworfen. Dann weicht der Feind, der blutige Verluste gehabt hat, und gibt den Weg frei. Der folgende Graben wird nach Überwindung kurzer Gegenwehr überrannt. Durch einen Verbindungsgraben stürmen sie rasch vorwärts. Die Kompanie folgt ihnen unmittelbar auf dem Fuße. Wieder erhalten sie schweres Feuer aus der Flanke. Überall um sie her zischen, pfeifen, peitschen und klacken die Maschinengewehrkugeln, die ihnen aus rasend hämmernden Gewehren entgegengejagt werden.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Der neue Stahlhelm der Schweizer Armee (siehe auch die Bilder Bd. VI S. 142 u. S. 272).

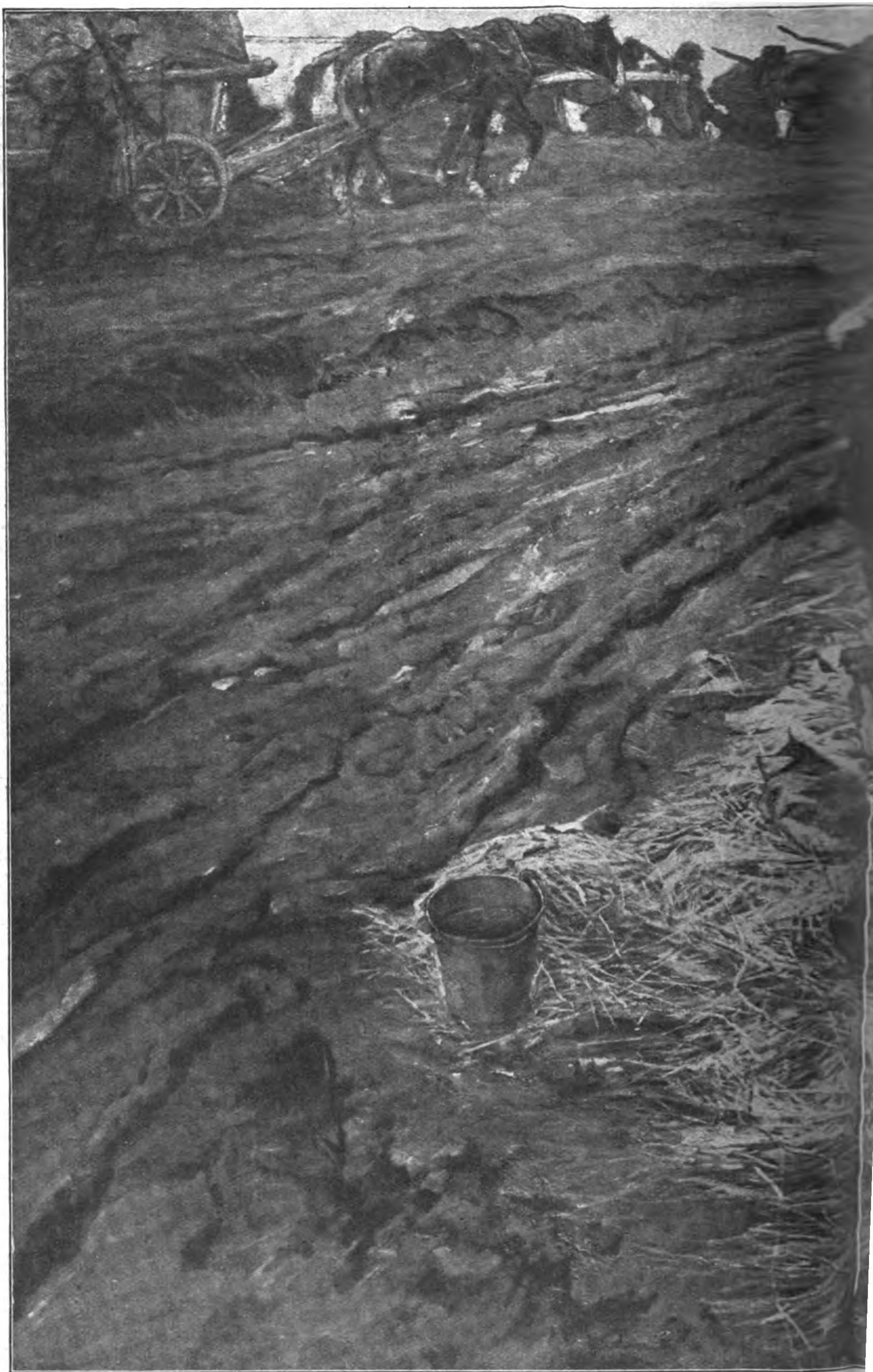
Schwer hat die ihnen folgende Kompanie jetzt unter dem Sperrfeuer zu leiden, das der Feind nach vorn verlegt hat. Jeder muß einzeln einen Weg durch eine Lücke des Feuervorhanges zu finden suchen und darf dabei sein Ziel und den Zusammenhang mit den Kameraden nicht verlieren. Ungeheures an Umsicht und Unerschrockenheit wird von jedem einzelnen verlangt und geleistet. Ein Maschinengewehrschütze bringt, ohne erst auf einen Befehl zu warten, sein Gewehr über Bank gegen den heranstürmenden französischen Gegenstoß in Stellung und räumt furchtbar unter den Feinden auf. Am Halse schwer verwundet und blutüberströmt, hält er sich, bis er ohnmächtig zusammenbricht. Unteroffizier Franz erkennt in der rechten Flanke über freies Feld von Trichter zu Trichter sich heranarbeitende französische Handgranatwerfer. Sofort ist er selbst aus dem Graben. Die Handgranaten sind schon verworfen. So muß er sich und seine Leute mit der Pistole verteidigen. Die Lage ist ernst, denn die vom Sperrfeuer erfaßte Kompanie ist in den letzten Minuten nicht mehr vorwärtsgekommen. Sie sind allein. Ein Mann läuft zurück, um ihnen den Weg durch eine Lücke des Sperrfeuers zu zeigen. Außerdem rast dicht vor ihnen das eigene Feuer! Jede Handbreit Boden scheint von ihm erfaßt und umgewühlt! Es ist ein unbeschreibliches Heulen, Krachen und Toben. Trotzdem auch dort noch Leben! Noch Feinde, die gleich ihnen in dieser Hölle aushalten. Immer näher dringen sie gegen den einen deutschen Unteroffizier heran. Seine Leute rufen ihm zu, er solle zurückkommen und im Graben Deckung suchen. Aber er ruft zurück, er habe schon seinen Schuß weg und deutet auf seine Brust. Die Kameraden sehen, daß er mühsam und schwer atmet, daß er zuweilen wankt und sich mit Zusammenraffen aller Kräfte noch aufrecht erhält. Er schießt weiter. Bis dicht vor ihm eine Granate einschlägt, die ihn einige Schritte zurückwirft, aber nicht verletzt. Noch einmal reißt er sich zusammen, ladet von neuem und beginnt von neuem zu schießen. Dann springt er in den Graben zurück. In dem Augenblick, da sein Fuß den Boden berührt, knickt er plötzlich zusammen und sinkt um. Tot. Daß er mit dem tödlichen Brustschuß noch hatte weiterkämpfen können, war



Phot. Wilh. Gallas, Zürich.
Die Wirkung des Aushungerungskrieges Englands in der neutralen Schweiz: Städtischer Kartoffelverkauf der Notstandshilfe in Zürich.
In verschiedenen Stadtkreisen Zürichs sowie in anderen schweizerischen Städten werden Kartoffeln als unentbehrliches Nahrungsmittel zu ermäßigten Preisen an die bedürftige Bevölkerung abgegeben.

ein Wunder. Und er hat sich nicht vergebens geopfert. Gerade noch zur rechten Zeit kommt die Kompanie heran. Die Franzosen werden zurückgeworfen oder gefangen genommen. Wenige Minuten später sind die befohlenen Gräben erreicht. Der Angriff ist geglückt! Nun mit größter Beschleunigung den Graben zur Verteidigung hergerichtet! Vor allem nach den Flanken gesichert und Anschluß an die Nachbarkompanien gesucht! —

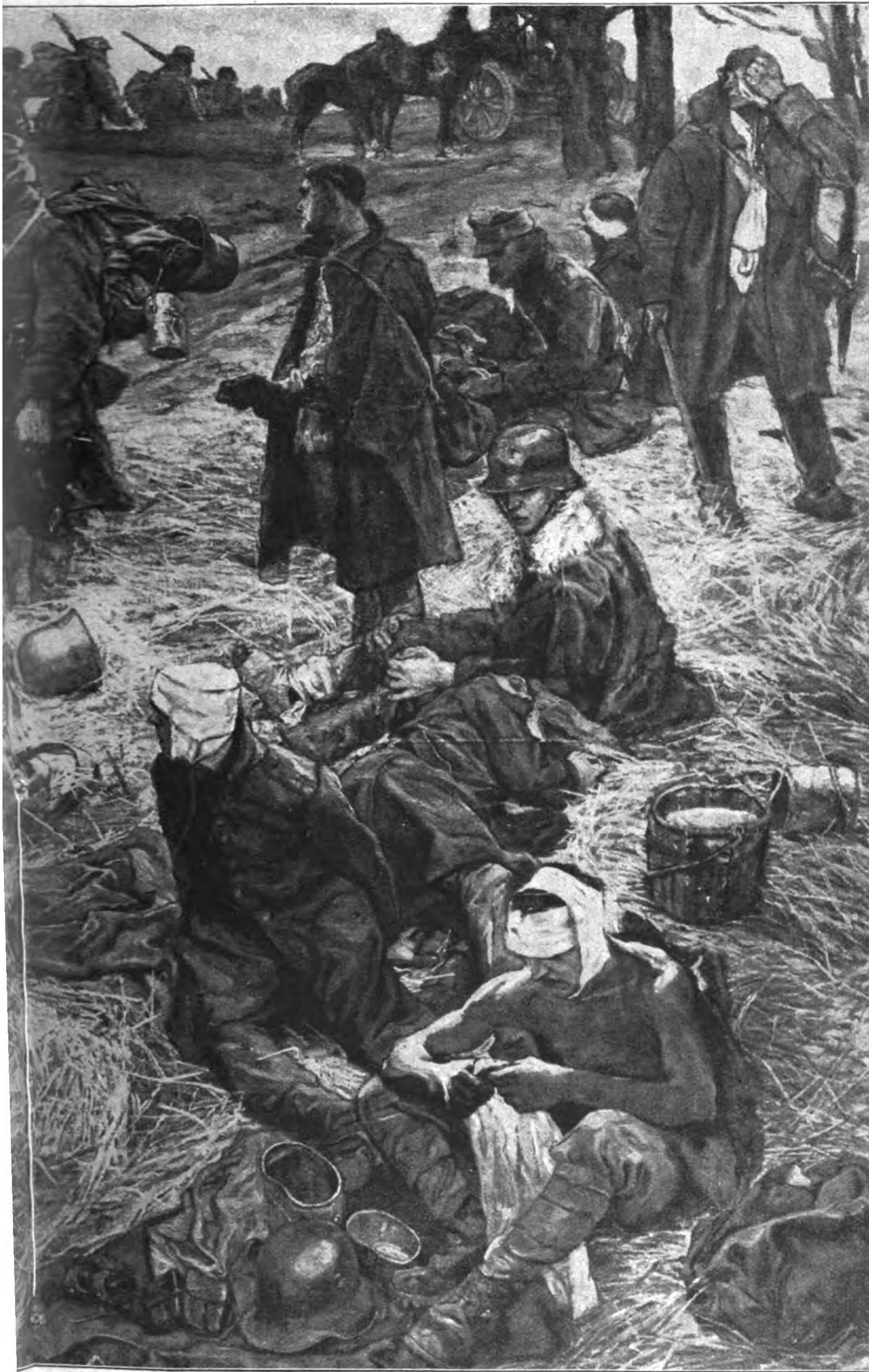
Auch die Kompanie des Leutnants H. ist schon während der Bereitstellung vom Sperrfeuer erfaßt worden. Nur wenigen Leuten gelingt es, sich mit ihrem Führer nach vorn zu arbeiten. Eine Gruppe von knapp dreißig Mann ist es, mit der er den ersten und den zweiten feindlichen Graben überrennt. Wildestes Maschinengewehrfeuer sprüht ihnen entgegen. Leutnant H. werden durch eine Maschinengewehrkugel beide Achselstücke weggerissen. Der harte Schlag läßt ihn taumeln, aber er stürmt weiter. Ein förmlicher Rausch erfaßt ihn, weiter und immer weiter zu stürmen. Schon längst ist in diesem Durcheinander von Einschlägen, in dieser Wolke von Rauch, Dreck und Splittern ein Zurechtfinden nicht mehr möglich. So merken sie nicht, daß sie schon weit über das gesteckte Ziel hinaus sind, daß sie schon über drei Kilometer tief in die feindliche Stellung eingedrungen sind. Steil senkt sich das Gelände zu einer Schlucht, die taghell von den zahllosen Leuchtkugeln erleuchtet ist. Da erkennen sie vor sich eine starke französische Kompanie, die auf freiem Felde zum Gegenstoß antritt. Der Feind ist ihnen um das Vierfache überlegen. Aber kein Augenblick des Zauderns. Mit einem Hurra, das den Lärm der Granaten übertönt, werfen sie sich auf den Feind, der in blindem Schrecken vor ihnen auseinanderstiebt. Dicht vor sich sehen sie jetzt das Mündungsfeuer der französischen Batterien. Ganz dicht an den Artilleriestellungen müssen sie sein. Weiter! Sie nehmen! Weit und breit kein Feind, der ihnen Widerstand leisten könnte. Da! Erst hier, dann dort und dann mit plötzlich einsetzender, jäher Wucht trommelt es vor ihnen nieder. Eigenes Sperrfeuer. Es liegt so dicht, daß ein Hindurchkommen nicht möglich ist. Dem Feind sollte es das Heranbringen von Reserven unmöglich machen. Jetzt setzt es ihrem Siegeslauf ein Ende. In dem erzwungenen Stehenbleiben sammeln sich die Gedanken zu nüchterner Überlegung. Sie müssen zurück, zurück zu der befohlenen Stellung. Langsam steigen sie wieder die Höhe hinauf. Zwei Kameraden tragen einen Verwundeten, der schon zu Beginn des Sturmes durch einen Granatsplitter durch die Brust schwer verwundet worden war und trotzdem den über drei Kilometer langen Sturmangriff noch mitgemacht hat. Am Ziel erst brach er zusammen.



Am Verbandplatz.

Auf dem Rückwege räumen sie die Unterstände aus, die sie beim Sturm überrannt haben. Bei vielen wissen sie nicht, ob noch Franzosen darin sind, denn sie erhalten keine Antwort, wenn sie hinunterrufen und zur Übergabe auffordern. Selbst wenn sie eine oder zwei Handgranaten hineingeworfen haben, kommen die Franzosen nicht aus dem Unterstande heraus. Erst als einer der Deutschen, der Französisch sprach, hinunterrief, daß man ihnen nichts tun und nicht schießen werde, schickten sie einen Verwundeten herauf, der anscheinend die Deutschen durch Mitleid zur Milde stimmen sollte. Bei einigen Unterständen setzte sich auch die Besatzung zur Wehr, indem sie aus den Stolleneingängen heraus auf die Angreifer schoß. Ein ungleicher Kampf, der meist nach wenigen Minuten mit der Sprengung des Unterstandes endete.

Als sie dann den befohlenen Graben besetzt hatten, stellte sich heraus, daß sie am rechten Flügel keine Verbindung mit der anschließenden Kompanie hatten. Es war dort „ein Loch" entstanden. Die Franzosen machten sich diese Lage sofort zunutze. Aus Unterständen und Trichtern, wohin sie sich zurückgezogen hatten, stürmten plötzlich über hundert Franzosen auf die dreißig Mann des Leutnants H. zu. Dieser bemerkte es glücklicherweise rechtzeitig und warf sich mit einer Handvoll Leute unter lautem Hurra auf die offene Flanke der Franzosen. Noch ehe die Kämpfer auf-



Nach einem Originalgemälde von Benno Strasser.

einander stießen, schlug zwischen Deutschen und Franzosen eine schwere 21-cm-Granate ein, die mehrere Franzosen tötete. Die anderen gerieten dadurch so in Verwirrung, daß der Führer, ein aktiver Kapitän, seine Leute aus der Hand verlor. Sie flohen und ließen ihren Offizier im Stich, der sich mit 28 Mann gefangen geben mußte. Drei erbeutete Schnelladegewehre wurden von deutschen Schützen sofort gegen den fliehenden Feind verwendet. Jetzt erst war der befohlene Abschnitt fest in ihrer Hand. Sie begannen, sich in dem eroberten Graben einzurichten.

Auch die Nachbarkompanie erreichte unter Führung eines Vizefeldwebels das gesteckte Ziel, obgleich ganz zu Beginn des Sturmes ihr Führer, ein Leutnant K., ausgefallen war. Eine dicht neben ihm einschlagende Granate hatte ihm einige große Erdbrocken und Steine gegen den Kopf geschleudert. Der schwere Stoß nahm ihm für einige Sekunden die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, war er benommen und hilflos. Stöhnend lief er im Graben auf und ab, immerfort vor sich hinsprechend: „O, das ist furchtbar! Das entsetzliche Feuer! Die vielen Toten!“ Er war vollkommen zerrüttet und mußte zurückgebracht werden. — Die Franzosen in den Unterständen setzten sich hier hartnäckig zur Wehr. Ein Deutscher drang in einen Stolleneingang ein und schoß hinunter. Gleichzeitig wurde von unten geschossen. Der Deutsche wurde verwundet, der ihm unten im Dunkel gegenüberstehende Franzose auch, wie sich herausstellte, als sich die Insassen des Unterstandes kurz danach ergeben mußten. Der Deutsche wußte also, wer auf ihn geschossen hatte. Statt seinen Gegner aber im Zorn oder nach Art der französischen Nettoyeurs niederzuschießen, verband er ihn und half ihm durch den Graben zum Sanitätsunterstand.

Das andere Bataillon der Badener hatte einen viel schwereren Stand. Schon während der Bereitstellung vom Sperrfeuer erfaßt, mußte es im Vorgehen durch ein heftiges Flankenfeuer hindurch, das seine Linien lockerte und hier und dort aufhielt. Beim Regiment traf die Nachricht ein, daß der Angriff gefährdet sei. Ein paar Worte des Regimentskommandeurs zu dem Führer des Nachbarabschnittes, und wenige Minuten später griff eine Reservekompanie in den Kampf ein. Eine Viertelstunde ungeheurer Spannung im Unterstande der Gefechtsleitung. Dann kam die Meldung, daß die befohlenen Ziele überall erreicht seien. Fast Übermenschliches war von den Angreifern geleistet worden, deren Führer, durch das schwere Feuer vor- und zurücklaufend, die zerstreuten Mannschaften sammelten und durch die Lücken des Sperrfeuervorhanges in kleinen Truppen nach vorn zu führen suchten. Ein Gegenstoß des Feindes wurde durch den Schwarzwälder Bartle fast ganz allein abgeschlagen. Im dichtesten Feuer stellte er sich mit seinem leichten Maschinengewehr auf Deckung und mähte mit einer hin und her geführten Garbe die Angreifer nieder. Hervorragendes leisteten auch die Läufer. Fernsprecher und anderes Signalgerät waren längst zerschossen. So mußten alle Befehle mündlich überbracht werden, von Läufern, die sich auch durch das stärkste Sperrfeuer nicht aufhalten ließen. Unermüdlich und unerschrocken waren auch die Krankenträger und Sanitätsmannschaften tätig. Sanitätsunteroffizier Strickler wurde gleich zu Beginn des Kampfes verschüttet. Wieder ausgegraben, war er eine halbe Stunde bewußtlos. Als er wieder zu sich gekommen war, erfuhr er, daß vorn noch ein Verwundeter läge, der bisher nicht geborgen werden konnte. Sofort ging er nach vorn, aus der Deckung heraus. Und in der Tat gelang es, den Verwundeten aus schwerstem Feuer zurückzubringen und zu versorgen.

Nach nicht ganz einer halben Stunde war der Kampf entschieden. Die Wetterecke war wieder in deutscher Hand. Die Badener und Thüringer machten 205 Gefangene, darunter 7 Offiziere. Das Verhalten der Gefangenen war nach deutschen Begriffen ganz unverständlich. Vielfach liefen sie ohne Begleitmannschaften einzeln durch den Graben nach hinten. Laut rufend: „Finie la guerre!“ und auf jede Weise ihrer Freude Ausdruck gebend. Ja, sie fielen



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Österreichisch-ungarischer Soldat auf dem Markt von Winica in der Ukraine.

zuweilen den verdutzten Deutschen um den Hals. Sie wollten alle nichts mehr vom Kriege wissen. Nur der gefangene Kapitän machte eine Ausnahme. Er mußte durch den vorgehaltenen Revolver gezwungen werden, in den deutschen Graben zu folgen.

Für die Gesinnung der Kämpfer kennzeichnend ist die folgende Begebenheit: Ein Leutnant, der mit hervorragender Kühnheit den Franzosen ein letztes, zähe verteidigtes Grabenstück entrissen hatte, wurde zum kommandierenden General befohlen, der ihm mitteilte, daß sich die deutsche Oberste Heeresleitung nach dem Namen des so hervorragenden Kompanieführers erkundigt habe. „Sie waren es also, der den Graben genommen hat?" — „Nein, Euer Exzellenz!" — „Nicht — ich hörte doch —" — „Nicht ich, sondern meine Leute." — „Ach so! Aber Sie waren doch dabei?" — „Jawohl, Euer Exzellenz! Aber das war ja keine große Sache. Es mußte ja glücken, wenn jeder seine Schuldigkeit tat."

Es mußte ja glücken, wenn jeder seine Schuldigkeit tat! Nun: die Badener und Thüringer taten ihre Pflicht, und es ist geglückt! Die Wetterecke gehört zu den Ruhmesnamen der beteiligten Regimenter, auf die ihre Heimat stolz sein kann.

Die Befreiung der Ukraine.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

(Hierzu die Bilder Seite 238 bis 240.)

Die Not bringt seltsame Betgenossen zusammen. Dieser Weltkrieg, der vernichtet, umwälzt, durcheinanderrüttelt und wie ein rasender Orkan die sich feindlichen und entgegengesetzten Dinge zusammenwirbelt — er führte das monarchische deutsche Heer einem streng sozialistischen Staatswesen zu Hilfe.

Die Ukraine hat uns gerufen. Mit dem Hebel dieses beileibe nicht von uns „erfundenen" jungen Staatswesens — seine Staatsidee ist alt und ist nur unter jahrhundertelanger Zwangsherrschaft russisch-asiatischer, auslöschender, nicht schöpferischer Kultur bis zur Erstarrung verkümmert — haben wir die Ostfront aus den Angeln gehoben. Der Friedenschluß mit der Ukraine war ein glänzend gelungener politischer Schachzug, der das Matt des ganzen Ostgegners erzwingen half. Als der Friede geschlossen war, schäumte der großrussische Bolschewismus vor Wut. Ein wütender Drache, den eine stählerne Mauer im Norden am Übergreifen nach Deutschland hinderte, spritzte nun sein ganzes Gift in die schutzlose Ukraine. Bolschewistisches Gift wirkt rasch in einem schutzlosen, slawischen, geistig zerrütteten (weil früher ja russischen) Körper. Der von Großrussen, nicht von Ukrainern in Charkow begründete, von Petersburg sofort anerkannte Rat der bolschewistischen Sowjets drang mit bewaffneten Horden westwärts, die Rada mußte nach Shitomir fliehen, die junge Ukraine war in höchster Lebensgefahr. Da rief sie uns, uns als Hüter der antibolschewistischen Ordnung. Der deutsche Siegfried, der von Finnland, Est- und Livland den bolschewistischen Drachen vertrieb, sollte es auch im Süden tun. Moderner ausgedrückt: wir sollten auch in der Ukraine Polizeigewalt ausüben. Und wir kamen.

Wiederum geschah das, was geschehen sollte, Ruhe und Ordnung, Arbeitsmöglichkeit für die junge noch nicht autoritätssichere Regierung zu bringen, unter der Leitung des württembergischen Generals Gröner mit echt deutscher Tatkraft. Württemberger, Sachsen und Preußen konnten zeigen, daß sie noch die alten waren. Aus einem anfänglich beschränkter geplanten Unternehmen — saß doch die Rada noch in Kiew (siehe Bild Seite 187), als es begann — wurde ein eigenartig schwieriger Feldzug. Kaum war der Befehl ausgegeben, da waren auch schon die Truppen der Heeresgruppe Linsingen marschbereit. Die Menschen lockte die Sucht nach Neuem, nach dem Verlassen des wenig schönen wolhynischen Sumpflandes, nach Abwechslung, nach Vormarsch. Und vielleicht dämmerte selbst in den Pferdegehirnen ein Traum nach besserem Futter. Über eine schrecklich verwahrloste und verlassene Zone der ehemaligen russischen Frontstellungen kam man rasch vorwärts. Man traf ein russisches „Heer", das sich in einzelne Truppe und Banden von Offizieren und Mannschaften aufgelöst hatte. Es gab keinen Widerstand, sondern nur Schießereien. Rasch war Luck erreicht, und zum Vormarsch auf Rowno konnte schon die Bahn benützt werden. In Luck verhinderte nur die Ankunft der Deutschen die zum selben Tage von den Bolschewisten befohlene Erschießung sämtlicher russischen Offiziere. Auch Rowno wimmelte so von russischen Uniformen, daß sich die deutschen Befreier fast wie Gäste in einer russischen Garnison vorkamen; Russen, Tscherkessen, polnische Legionäre, alles war hier vertreten. Der Stab der „besonderen Armee" arbeitete gerade noch mit etwa zwanzig Offizieren und ebensoviel Ordonnanzen in dem Stabsgebäude an der Demobilisation. Schreibmaschinen klapperten und Befehle wurden diktiert. Man ließ ihn ruhig sitzen; man ist versucht, mit der Märchenwendung zu sagen: und wenn er nicht gestorben ist, so arbeitet er noch heute. Man weiß zwar nicht an was, es sah aber kolossal betriebsam aus.

Von Rowno aus (siehe die Karte Seite 171) ging es unter Ausnützung der Bahn auf Kiew zu weiter, die eine Gruppe über Shitomir—Berditschew, die zweite über Sarny. Eine Art Wettrennen ums Ziel Kiew entstand. Oben gebot eine Sprengung der Teteroweisenbahnbrücke, die den Bolschewisten im letzten Augenblick gelang, kurzen Halt. Rasch wurde, während die Pioniere sofort an die Aus-

besserungsarbeiten gingen, eine Umschlagstelle errichtet, ein Fußmarsch von sechs Kilometern angetreten, und jenseits der Unglückstelle ging es in neuen Bahnzügen weiter. Zudem konnte man eine neue russische Bahn (Shitomir und Sepetowka—Nowogradwolynsk—Iskorost—Mosyr—Zlobin) zur Umgehung ausnützen. Bald waren das als Zufluchtsort der Rada bekannt gewordene Shitomir und das als Industriemittelpunkt wichtige Berditschew besetzt; über Kazatin eilte das Heer nach Kiew. Ein ursprünglich geplanter Aufmarsch im Westen der Hauptstadt gegen stärkeren bolschewistischen Widerstand war ganz unnötig. Mit sechs Kompanien und einer Batterie fuhr ein schneidiger Kommandant kühn über Rastow in den Bahnhof Kiew hinein, lud seine Infanterie aus, brachte die Artillerie in Stellung, stieß mitten durch die Haufen der gänzlich verblüfften Bolschewisten durch, brach rasch kurzen Widerstand an den Dnjeprbrücken und — war Herr der Stadt. Rasselnd fuhren die Geschütze zur Zitadelle und eröffneten das Feuer auf die östlich vom Dnjepr stehenden Batterien. Drüben standen ziemlich gut organisierte und kampftüchtige tschechische Verbände. Sie sandten alsbald Parlamentäre und baten um freien Abzug mit Waffen nach Großrußland. Natürlich wurde das abgelehnt und der Kampf ging weiter. Man überschritt die Dnjeprbrücken, warf den Gegner und besaß die nötigen Nerven, mit dem Häuflein Deutscher die 600 000 Einwohner zählende Stadt zu halten bis endlich Verstärkungen kamen in Gestalt deutscher und nun auch radatreuer ukrainischer Soldaten.

Ein ähnliches Husarenstückchen ereignete sich bei der Besetzung des eben erwähnten Eisenbahnknotenpunktes Kazatin. Ein Leutnant war nebst zwanzig Mann auf einer Lokomotive und einem Wagen dorthin entsandt worden. Er fand sich auf dem Bahnhof plötzlich zwei- bis dreitausend bewaffneten Soldaten gegenüber, die eine drohende Haltung annahmen. Rasch besetzte er den Bahnhof, brachte sein Maschinengewehr in Stellung und ließ Posten aufziehen. Da lief zu allem Unglück von Kiew her eben ein Transportzug mit vielen Hunderten Bewaffneter ein, deren Strom sich über den Bahnhof ergoß. Dem klug verhandelnden Leutnant gelang es, die Leute wieder zum Einsteigen zu bewegen, und er sandte den Zug nach Zmerinka in die Richtung auf Odessa weiter, ja er konnte sogar noch die anderen Soldaten zum Einsteigen in leere Wagen bewegen und nach Zmerinka senden. Der für den Marsch nach Kiew so wertvolle Bahnhof Kazatin war frei und gesichert. Und derlei Lagen, in denen Unterführer und Mannschaften rasche Entschlußkraft zu beweisen und keck energisch zuzugreifen hatten, gab es des öfteren. In ungeheurer Breitenausdehnung ging ja mit verhältnismäßig schwachen Kräften der Vormarsch voran, nach Osten zu in der Richtung auf Bachmatsch und Poltawa, südlicher auf Krementschug und Jekaterinoslaw und endlich nach Odessa, wo später die über Podolien vorkommenden österreichisch-ungarischen Truppen angesetzt wurden (siehe Bild Seite 240).

Zunächst wollte man östlich von Kiew die Bahnlinie Bachmatsch—Krewianka—Tscherkassy erreichen. Am Knotenpunkt Bobrinskaja, südlich von Tscherkassy, kam es zu einigermaßen heftigen Vorhutgefechten, ebenso bei Krewianka und bei Bachmatsch. Der Gegner bestand allemal zumeist aus Tschechenverbänden, festgefügten Truppenteilen, die sich vollkommen in der Hand ihrer Führer befanden, ganz gut schlugen und stellenweise sogar zum Angriff übergingen. Dem rücksichtslosen Zufassen der Vorhutbataillone gelang es dann allerdings immer, die Gegner zu zerstreuen. Auch bei Bachmatsch verlangten die Tschechen durch Parlamentäre freien Abzug mit Waffen, da sie ein Teil der großen französischen Armee seien und über Wladiwostok—Amerika nach Frankreich wollten. Mit um so schwereren Verlusten wurden sie dafür aus Bachmatsch hinausgeworfen. In der Richtung auf Jekaterinoslaw nahmen auch Matrosen und Letten an den Kämpfen teil. Bald war die allgemeine Richtung der Nordsüdbahn Bachmatsch—Bobrinskaja überschritten; man mußte rasch ostwärts drücken, um den Gegner an der besseren Organisation des einheitlichen Widerstandes möglichst zu hindern. Befanden sich doch alle bekannten Bolschewistenführer, wie Krylenko (siehe Bild Seite 146), Antonow, Murawiew, Egorieff, in den großen Arbeiterhauptorten der Ostukraine und schlossen dort rücksichtslos die Fabriken, um die Arbeiter durch Brotlosigkeit und Hunger in ihre gutbezahlte Rote-Garde-Armee zu zwingen.

Mit dem Überschreiten des Dnjeprs wuchs der Widerstand, wie auch die zügellosen Plünderungen der Bolschewistenbanden zunahmen. Wie schon im ganzen ukrainischen Feldzug, traten vielfach an Stelle der Kavallerie-



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Von österreichisch-ungarischen Truppen auf dem Vormarsch nach Odessa gefangene Japaner.

patrouillen Eisenbahnvorhuten, die auf Lokomotiven vorfuhren, teils nur mit wenigen Maschinengewehren, teils auch mit Geschützen, die auf Loren aufgebaut waren und die dann Kämpfe gegen ebensolche Vorhuten des Feindes, gegen Panzerzüge und Panzerkraftwagen bestanden. Allein je östlicher man kam, um so mehr stieß man auf Bahnzerstörungen, und da es östlich von Kiew gute, etwa für Lastkraftwagen brauchbare Landstraßen kaum gibt, verlangsamte sich der zum Teil im Fußmarsch weitergehende Feldzug.

Am 26. März wurde das wirtschaftlich wertvolle Krementschug besetzt, wo sich ein wichtiger Sammelpunkt für Exportgetreide befindet. Wiederum rettete eine kleine, schneidige Abteilung durch kühnes Drauflosgehen die großen Dnjepreisenbahnbrücken vor der Sprengung und Zerstörung. Hinter der Front kam indessen allmählich Ordnung in die hier besonders schwierige Etappe. Es ist nicht zu vergessen: Unsere Soldaten, bisher nur gewohnt, im Feindesland zu kämpfen, halfen hier militärisch in befreundetem Lande, sie trafen aber Dörfer und Bauern, die in ihrer bolschewistischen Verhetzung sie als Feinde betrachten, die ihnen die „Errungenschaften der Revolution" (geraubtes Land, gestohlenes Getreide, angeeignete und „enteignete" Gutseinrichtungen) wieder abnehmen wollten. Es ist schon für politisch geschulte Köpfe hier schwer, theoretische Unterschiede streng auseinanderzuhalten, um wieviel schwerer ist es für einfache Soldaten! Die Eisenbahnen laufen unter ukrainischer Verwaltung mit eingeborenem, übrigens im ganzen willigem und tüchtigem Personal. Zu Anfang stand auch für die Befehlsgebung nur der ukrainische Bahntelegraph zur Verfügung, in den alle Befehle übersetzt und von dem sie wieder rückentziffert werden mußten. Langsam erst kamen Funkerstationen und eigene Fernsprecher nach. All das schuf eine weitgehende Selbständigkeit der Unterführung, wobei sich die gute Schule unseres Heeres wieder glänzend bewährte. Mit dem zwar zahlreich eroberten, aber doch immerhin beschränkten Eisenbahnleermaterial, das in Poltawa um 45 Lokomotiven und 800 Wagen vermehrt wurde, mußte der gesamte Nachschub der deutschen und ukrainischen Truppen bewältigt werden. Denn inzwischen war die in Holoby aus ehemaligen, von Deutschland kriegsgefangenen Ukrainerfreiwilligen gebildete, nach alter Kosakenart blau uniformierte erste ukrainische Division (siehe Bild Seite 218) nach Kiew vorgezogen worden, und Teile von ihr nahmen am Kampfe gegen die Bolschewisten teil!

Der Kampf ging langsam ostwärts weiter. Am 26. März wurden südlich von Aleksandria drei feindliche Stellungen genommen, westlich von Poltawa fand man Widerstand bei Bolschewisten und Tschechen. Die Brücken über den Worsklafluß waren gesprengt, aber die Stadt wurde von Norden umgangen und, nachdem eingegrabener Feind durch überraschenden Angriff von Osten her geworfen war, am 29. März erobert. Nun näherte sich allmählich der Vormarsch dem Sitz und Hauptstützpunkt des bolschewistischen Widerstandes, der Stadt Charkow, in dem am weitesten nach Osten greifenden gleichnamigen Gouvernement der Ukraine. Am 8. April wurde auch dieser Ort nach Kampf genommen.


May Senta Hauler, die Tochter eines auf dem italienischen Kriegschauplatz gefallenen österreichisch-ungarischen Offiziers, die sich als Schütze „Wolf Hauler" dem Württembergischen Gebirgsbataillon angeschlossen hat.

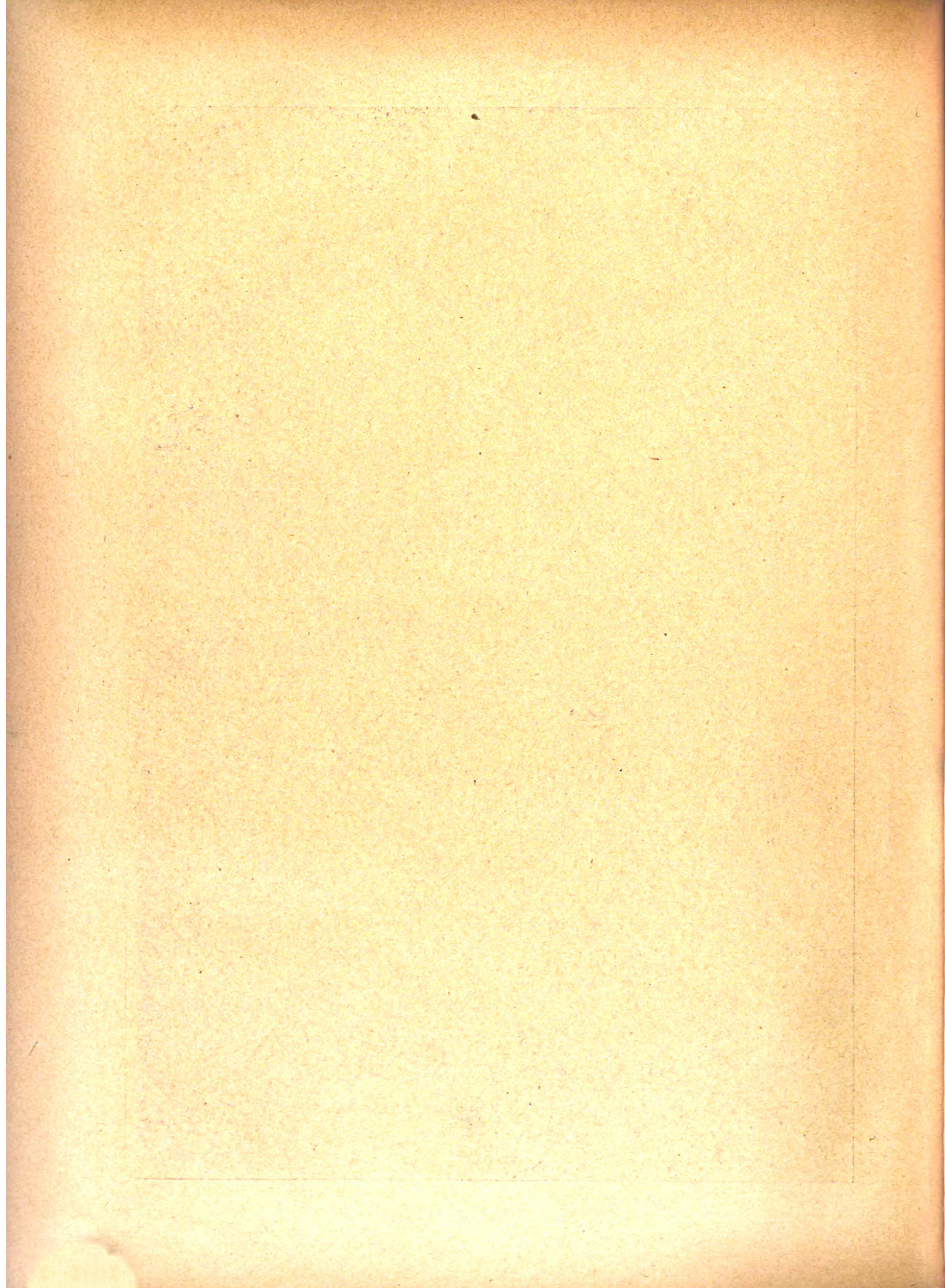

Die Vorhut der k. u. k. 30. Infanteriedivision (Feldmarschalleutnant v. Jesser) dringt am 13. März 1918 unter Führung des Generalmajors Alfred v. Zeidler von Norden her über den Frachtbahnhof in Odessa ein, während von Westen her zwei deutsche Bataillone die Stadt besetzen.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.



Übergang deutscher Truppen über die Lys.

Nach einer an Ort und Stelle aufgenommenen Skizze gezeichnet von Kriegsmaler Hugo L. Braune.



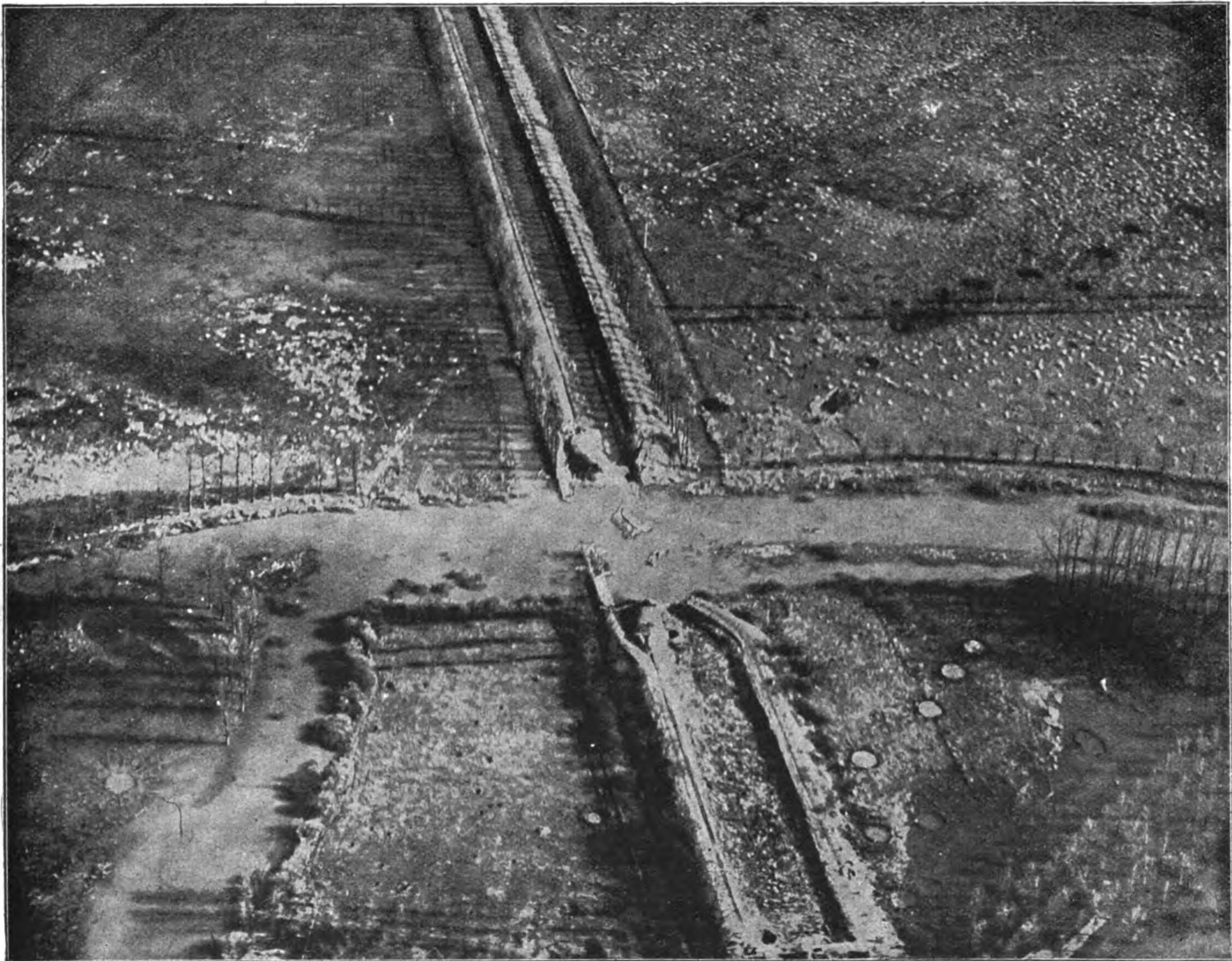
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

An der **Westfront** war bei den Kämpfen im Avreabschnitt mit der Erstürmung von Castel am 4. April der deutsche Angriff bis auf 13 Kilometer Entfernung an Amiens herangekommen, das General Foch mit allen Mitteln zu halten entschlossen war, um eine Sprengung der englisch-französischen Linien zu verhindern. Während die Deutschen ihre Stellungen durch örtliche Vorstöße verbesserten, schwere Artillerie nachzogen und Mannschaften sowie Munition für neue Unternehmen bereit stellten (siehe Bild Seite 246), wiesen sie fortwährend feindliche Gegenangriffe blutig ab und schwächten auch dadurch die Kräfte ihrer Feinde.

Von der Reservearmee des Generals Foch wurde schon ein großer Teil in Anspruch genommen, hatten die Deutschen durch ihr Vordringen zwischen Albert und Amiens doch einen weiten Bogen in die feindlichen Linien gedrückt, der eine beträchtliche Frontverlängerung verursachte. Das war für die Franzosen um so mißlicher, als sich General Haig gezwungen sah, seine Streitkräfte zusammenzufassen und den Franzosen wieder den Frontabschnitt bis zur Somme zu überlassen. Diese Änderung der Kräfteverteilung geschah lediglich auf Kosten der Reservearmee. Immerhin wäre die Lage für die Verbandstruppen nicht so schwierig gewesen, wenn die Annahme ihrer Führung, daß alle Kräfte der Deutschen nördlich und südlich von der Somme festgelegt worden seien, den Tatsachen entsprochen hätte. Noch am 5. April hatten die Deutschen zwar mit einem mächtigen Vorstoß in der Richtung auf Amiens die Feinde zur Zusammenballung starker Reserven an diesem gefährdeten Punkte veranlaßt. Während aber die französischen und englischen Bataillone hier im Gegenangriff nutzlos verbluteten, erschien eine neue deutsche Armee südlich und südwestlich von La Fère im Anschluß an die Armee Hutier nach Süden, gegen deren linke Flanke eine starke Streitmacht der Feinde fortgesetzt Angriffe unternahm, um die an der Avre kämpfenden Deutschen von Süden her zu werfen. Bei Assinvillers, Rollot, Orvillers-Sorel und westlich und östlich von Lassigny verbissen sich die Feinde, ermutigt durch Anfangserfolge, immer mehr in den Plan, die Deutschen durch Flankenstöße zu zermürben.

Die Franzosen mochten ihre Unternehmungen wegen des breiten Sumpfgebietes der Oise (siehe das untenstehende Bild) für hinreichend gesichert halten. Allein, während am 6. April zu beiden Seiten der Somme heftige Feuerkämpfe wüteten, die Engländer nördlich von Beaumont—Hamel und vor der deutschen Brückenkopfstellung beiderseits Albert zusammenbrachen, und südlich von Villers—Bretonneux bereitgestellte Sturmabteilungen unter der Wucht des deutschen Feuers nicht zur Entwicklung bringen konnten, die Franzosen ferner auf dem Westufer der Avre zwischen Castel und Mailly, östlich von Thory, bei Catigny und im Abschnitt von Mesnil ihre frischesten Divisionen bis zu fünfmal ins Gefecht brachten und stellenweise im verzweifelten Nahkampf verbluten sahen, erschlossen sich die Deutschen im Raume von Amigny einen neuen Kampfplatz. Trotz aller Schwierigkeiten wagte eine Armee unter dem General v. Boehn (siehe Bild in Band V Seite 333) einen kraftvollen Stoß in die rechte Flanke der französischen Armeekorps, die die linke Flanke



Der von den Franzosen gesprengte Oise-Aisne-Kanal, der über den Oisefluß führt. Rechts und links vom Kanal Sumpfgelände.
Nach einer deutschen Fliegeraufnahme.

Kartenskizze zu der Schlacht bei Armentières.

der Truppen des Generals v. Hutier (siehe Bild in Band VII Seite 259) zu erschüttern suchten. Der neue deutsche Angriff erfolgte in dem Raume westlich von der Mündung der Ailette in die Oise bis östlich von der Straße La Fère—Coucy—Soissons (siehe die untenstehende Karte). Hier erlitten die Feinde unter dem Kreuzfeuer schwerer Geschütze und Minenwerfer außerordentliche Verluste, sie dachten aber kaum an einen deutschen Überfall. Da traf sie von zwei Seiten ein wuchtiger Angriffsstoß. Von Norden drangen die Deutschen über die Oise gegen die südlichen Vorstädte von Chauny vor, eroberten dieses, das von den Franzosen vor ihrem Rückzug in Brand gesteckt wurde (siehe Bild Seite 243), im Osten rückten sie über Servais an. Hartnäckig verteidigte sich der Feind in Amigny. Minenwerfer und schwere Artillerie deckten den Ort aber so gründlich mit Geschossen zu, daß unter seinen Trümmern ein französisches Infanterieregiment fast völlig begraben wurde. Bis zu 8 Kilometer Tiefe brach sich die Infanterie in den feindlichen Linien Bahn. Dicht hinter ihr folgten besondere Bauabteilungen (siehe Bild Seite 244 oben), die durch sofortige Ausbesserung der zerstörten Straßen und Wege der Artillerie und den Munitionskolonnen den ungehinderten Verkehr ermöglichten. Die Franzosen hatten schwere blutige Verluste; dazu kam noch eine Einbuße von 1400 Mann an Gefangenen.

In der Nacht zum 7. April mußten die Feinde Bichancourt und Barisis räumen. Am Tage setzten die Deutschen den Angriff fort, vertrieben den Feind aus Pierremande und Folembray und warfen ihn auf das westliche Ufer der Ailette zurück. Dabei bemächtigten sie sich außerordentlich gut befestigter Stellungen; so nahmen sie unter anderem auch den Bergklotz nordöstlich von Folembray und schlugen den Feind bis nach Verneuil zurück. Schon am zweiten Kampftage überschritten die deutschen Truppen die Bahnlinie Chauny—Barizis—Gobain.

Tags darauf baute die Armee des Generals v. Boehn ihre Erfolge weiter aus. Die Streitkräfte der Generale v. Schöler (siehe Bild in Band IV Seite 190) und Wichura (siehe Bild in Band II Seite 52) warfen den Feind zwischen Oise und Folembray über die Ailette bis zum Oise-Aisne-Kanal zurück, stürmten den zäh verteidigten Wald von Guny, erstiegen im Angriff die steilen Höhen von Coucy le Château und überwanden stark ausgebaute französische Stützpunkte. Die Orte Quincy und Landricourt, und am 9. April früh auch das festungsartige Coucy le Château, wurden von den Deutschen genommen. Über 12 Kilometer tief waren sie in diesem äußerst schwer zu bezwingenden Abschnitt vorgedrungen.

Am 9. April ergab sich schon wieder ein anderes Kampfgebiet. Die Deutschen führten überraschend nördlich und südlich von Armentières (siehe die Kunstbeilage) einen neuen Schlag aus. Während General Foch seine Reserven noch immer an der Oise gebunden sah, denn dort setzte die Armee Boehn ihren Angriff fort und warf den Feind zwischen Folembray und Brancourt über den Oisekanal zurück — erreichten den General neue Unglücksnachrichten aus dem Frontstück zwischen dem Kanal von La Bassée und Armentières. Niemand hatte hier mit einem Vorstoß der Deutschen gerechnet, weil das flache, sehr sumpfige Gelände vom La Bassée-Kanal bis zum Kemmelberg in Flandern (siehe die nebenstehende Karte) nicht als Kampfraum geeignet erschien. Die Befestigungsanlagen mußten dort über der Erde angelegt werden; sie boten deshalb nur ungenügenden Schutz. Im Mittelpunkt dieser gefährlichen Stellungen hatten die stets auf Schonung ihres eigenen Mannschaftsbestandes bedachten Engländer ihre portugiesischen Hilfstruppen untergebracht, die eben im Begriff waren, eine Division abzulösen, als die Deutschen aus vielen hundert Geschützen aller Kaliber ihr Feuer eröffneten.

Völlig überraschend brausten die deutschen Gasgranaten (siehe Bild Seite 228 oben) in die feindlichen Batteriestellungen hinein; weitreichende Eisenbahngeschütze riegelten die rückwärtigen Verbindungen mit einem Feuerschleier ab, Unterkunftsorte und Unterstände gerieten in den Granatenhagel, die englische Reservestellung wurde zusammengeschossen, während gleichzeitig die vorderen Linien der Feinde zerstört und die betonierten oberirdischen Befestigungsanlagen buchstäblich umgeworfen wurden.

Die Portugiesen versuchten an vielen Punkten, sich schon während der Beschießung durch Verlassen ihrer Gräben in Sicherheit zu bringen, doch zu Tausenden sanken sie getroffen nieder. Die feindliche Artillerie war so bezwungen worden, daß bei einzelnen deutschen Divisionen die Infanterie während der Bereitstellung zum Angriff (siehe Bild Seite 245) keinen einzigen Schuß erhielt. Als dann der Sturm begann, sprengten die Engländer gleich zu Beginn der Schlacht eine Anzahl schwerster Eisenbahngeschütze, um sie nicht in

Kartenskizze zum Vorstoß der Armee Boehn zwischen Oise und Aisne.

gebrauchsfähigem Zustand ihren Gegnern überlassen zu müssen. Trotzdem fielen viele unversehrt in die Hände der Deutschen (siehe Bild Seite 244 unten), die sich, mühsam kämpfend, Sprung für Sprung an die erste feindliche Linie heranarbeiteten, diese besetzten, nach kurzer Zeit auch den zweiten feindlichen Befestigungsgürtel nahmen und sich dann unverzüglich auf den dritten stürzten. Bis zu diesem verloren die Deutschen auf weiten Abschnitten keinen einzigen Toten.

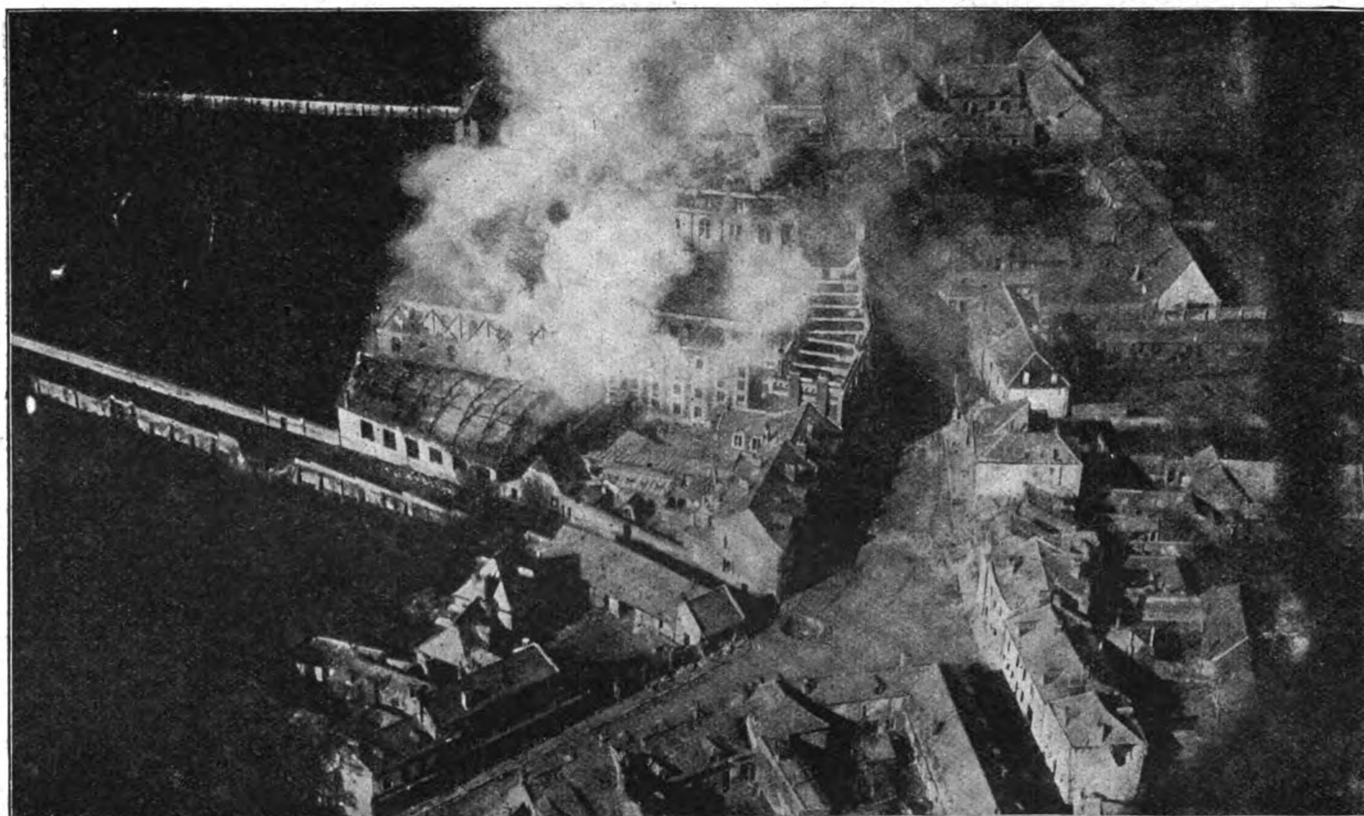
Auch hier war es möglich, noch während des Kampfes die schweren Geschütze nachzuziehen und mit ihrer Hilfe die zahlreichen Stützpunkte der Feinde zu zertrümmern und ihre Versuche zur Rettung der Lage zu vereiteln. Die Deutschen überwanden in kurzer Zeit ein Stellungssystem nach dem anderen und gewannen auf der 14 Kilometer breiten Kampffront in der Richtung auf Estaires bogenförmig Raum. Bereits im Laufe der Nacht führten deutsche Abteilungen die Überquerung schwieriger Flußabschnitte aus: östlich von Estaires den Übergang über die Lys, südlich von Pont Riquel und von Neuve Chapelle den über die Lawe. Dabei zeichnete sich in der Gegend von Sailly an der Lys der Leutnant Drebing (siehe Bild Seite 254) besonders aus. Trotz schärfster Gegenwirkung durch Maschinengewehre kämpfte er sich mit wenigen Leuten über den Flußabschnitt vor und richtete auf dem gegenüberliegenden Ufer einen Brückenkopf ein, der größeren Abteilungen das Nachkommen erleichterte. Die erste Unterstützung brachte Generalmajor Höfer (siehe Bild Seite 254) mit seiner Brigade. Er bemächtigte sich des Dorfes Croix de Bac und schuf damit für den Übergang großer Truppenverbände die erforderliche Grundlage.

Zur Erweiterung ihres Einbruchs nach Norden stürmten die Deutschen auch nördlich von Armentières bis nach Hollebeke die feindlichen Stellungen. Truppen des Generals Sixt v. Armin eroberten Hollebeke und trugen den Angriff auf dem alten Kampfgelände von Messines kraftvoll vor; zahlreiche feindliche Gegenstöße schlugen sie ab. Südlich von Warneton wurde die Straße Ploegsteert—Armentières erreicht. Der erste Kampftag kostete den Feinden außerordentlich blutige Verluste, 6000 Gefangene und über 100 Geschütze.

Die Deutschen bedrohten nun die englische Kernstellung von Armentières bereits in der linken Flanke; in der rechten wurde die Lage infolge der Fortschritte ernst, die die Armee des Generals v. Quast (siehe Bild Seite 254 oben) durch die Überschreitung der Lys an mehreren Stellen zwischen Estaires und Armentières machte. Das feste, durch drei betonierte Linien gestützte Bollwerk wurde im Norden und Süden von den Truppen der Generale v. Eberhardt (siehe Bild Seite 254 oben) und v. Stetten umfaßt und fiel am 12. April samt 3000 Mann Besatzung mit 50 Offizieren sowie 45 Geschützen, zahlreichen Maschinengewehren und viel Munition in deutsche Hand.

Die Einnahme von Armentières gestattete den deutschen Streitkräften unter den Generalen v. Stetten und v. Carlowitz (siehe Bild Seite 254 oben), gegen die vierte Hauptbefestigungslinie der Feinde vorzurücken. Trotz erbitterter Gegenwehr kamen sie am 12. April ungefähr in die Linie Hazebrouck—La Bassée-Kanal—nordwestlich Bethune. Dieser große Stapelplatz galt den Feinden schon als unhaltbar und wurde von ihnen geräumt. Die gesamte Beute aus der Schlacht bei Armentières war inzwischen auf mehr als 20000 Gefangene und 200 Geschütze angewachsen.

Kampfhandlungen entspannen sich auch auf anderen Frontabschnitten. So konnte am 10. April Generalleutnant v. Hofacker dem König von Württemberg berichten, daß sich auch Württemberger — unter der Führung des Generalmajors v. Schippert (siehe Bild Seite 254) — in schweren Verfolgungskämpfen glänzend bewährt hatten.



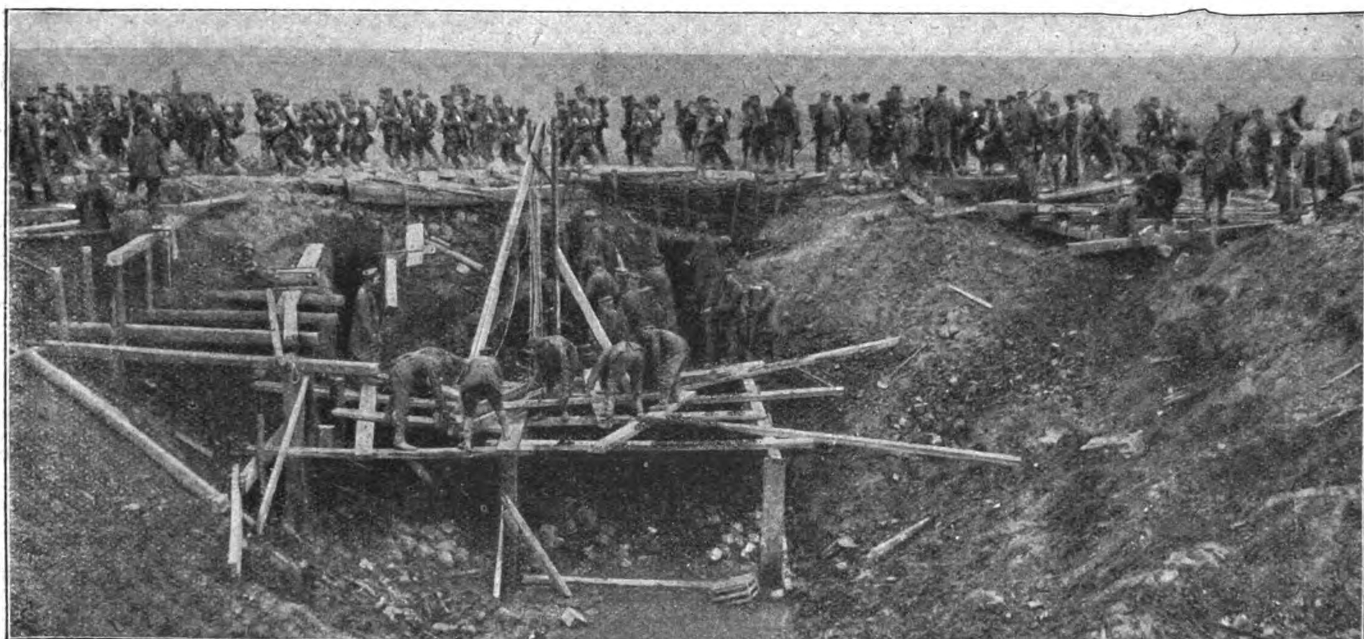
Das eroberte Chauny, das von den Franzosen vor ihrem Rückzug in Brand gesteckt wurde, aus 200 Meter Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen.

Auch die Luftstreitkräfte waren an diesen Kämpfen in Luftgefechten und Beobachtungsflügen erfolgreich beteiligt. Außergewöhnliches leistete besonders die Flugabteilung 3 unter Führung des Oberleutnants Fricke (siehe Bild Seite 254) durch gutgeleitete Fernaufklärung.

Um dem durch diese schweren Niederlagen verursachten drückenden Mannschaftsmangel zu begegnen, sah sich England genötigt, das wehrpflichtige Alter bis zum fünfzigsten Lebensjahre hinaufzusetzen und auch die kräftigeren Männer bis zum fünfundfünfzigsten Lebensjahre zum Dienst heranzuziehen. Am meisten erregt darüber waren die Iren, weil auch sie von dem neuen Gesetz betroffen wurden. Zu dieser einschneidenden Maßregel sahen sich die Engländer zu einer Zeit genötigt, wo die Deutschen ihre achtundvierzig Jahre alten Mannschaften aus dem Heeresdienst entließen. —

* * *

Auch im **Seekrieg** hatten die Engländer wenig Glück. In der Nacht zum 12. April stießen stärkere Streitkräfte



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutsche Pioniere beim Überbrücken eines Minentrichters im Kampfgelände zwischen St. Quentin und Ham.

ihrer Flotte gegen die flandrische Küste vor, doch wurden sie durch die Ostender Batterien (siehe die Bilder Seite 247) bald zum Rückzug gezwungen. Eines der feindlichen Torpedomotorboote geriet in Brand und mußte von seiner Besatzung preisgegeben werden. Es wurde von den Deutschen mit voller Ausrüstung eingebracht.

Der U-Bootkrieg schädigte die Feinde auch weiterhin. Besonders reiche Beute erzielten Kapitänleutnant Georg (siehe Bild in Band VII Seite 363) und Oberleutnant z. S. Menzel (siehe Bild Seite 254), die 28 000 bezw. 21 000 Bruttoregistertonnen versenkten. Unter den von ersterem vernichteten Schiffen befanden sich drei bewaffnete Dampfer, die aus stark gesicherten Geleitzügen herausgeschossen worden waren.

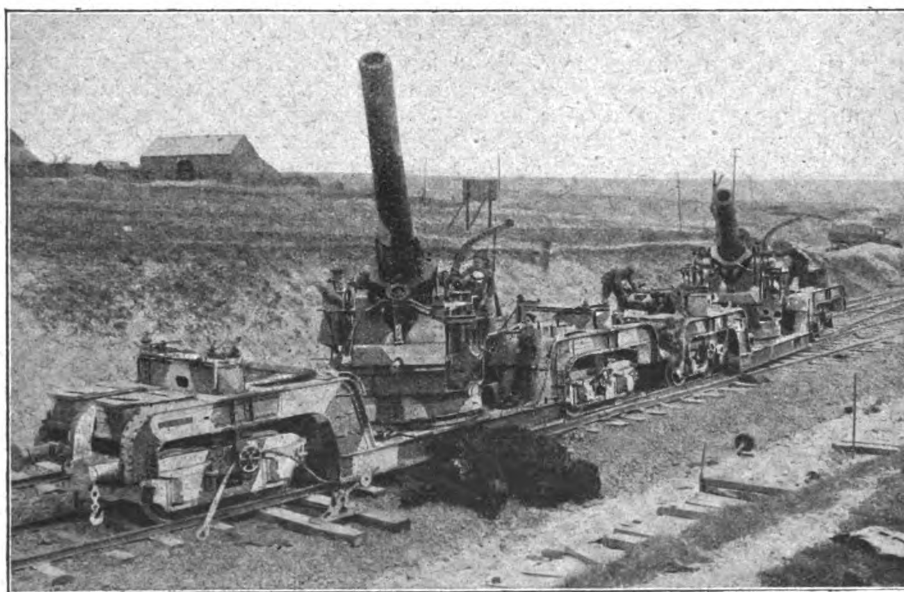
Wie die Straße von Calais, so wollten die Feinde auch die Straße von Otranto absperren und so befestigen, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen Tauchboote nicht mehr in das Mittelländische Meer auslaufen könnten. Um dies zu erreichen, unterhielten die Italiener dort nicht nur eine große Zahl von Überwachungsdampfern und Panzerbooten, sondern zogen auch starke Drahtnetze, die vierzig Meter tief in die See hinabhingen. Die Netze wurden aber von den Tauchbooten unterfahren; außerdem unternahmen österreichisch-ungarische Torpedoboote mehrfach schneidige Vorstöße und beseitigten bis zum 9. April die doppelte Sperrkette durch Zerstörung der Fangnetze. —

* * *

Im **Osten** vollzog sich inzwischen der Übergang vom Krieg zum Frieden in langsamen Formen. Artikel fünf und sechs des Brest-Litowsker Friedensvertrages verpflichteten Rußland zur völligen Demobilisierung von Heer und Flotte und zum raschen Friedenschluß mit der Ukraine. Beide Forderungen standen zunächst aber noch auf dem Papier. Zwar löste sich die russische Armee nach und nach vollständig auf, aber Trotzki richtete gleichzeitig wieder rote Truppenverbände ein und Lenin zog durchs Land und verglich in aufreizenden Reden das Rußland nach dem Brest-Litowsker Frieden mit Preußen nach der Schlacht bei Jena. Der Verlust Rußlands im Brest-Litowsker Frieden belief sich nach den Angaben des Petersburger Handelskommissariats auf 780 000 Quadratkilometer Land, 56 Millionen Einwohner, das heißt 32 v. H. der gesamten Bevölkerung, 31 530 Kilometer Eisenbahnlinien, das heißt ein Drittel des ganzen Schienennetzes, 73 v. H. der gesamten Eisenerzeugung, 8 v. H. der Steinkohlenförderung, 286 Zuckerraffinerien, 218 Tuchfabriken, 574 Brauereien, 133 Tabakfabriken, 1685 Alkoholdestillerien, 244 Fabriken für chemische Erzeugnisse, 615 Papierfabriken, 1073 Maschinenwerkstätten. Das ganze Gebiet, das nun deutsch wurde, brachte jährlich 845 238 000 Rubel ein und zählte 1800 Sparkassen.

Die russische Regierung beeilte sich auch nicht, den Frieden mit der **Ukraine** herbeizuführen. Hier standen deutsche und ukrainische Truppen immer noch in schweren Gefechten mit Banden der Truppen Trotzkis. Der ehemalige Oberkommandierende der russischen Revolutionsarmee, Krylenko, und andere Führer, wie Murawiew, Antonow und Egoriew, die bei der roten Armee eine Rolle gespielt hatten, brachten immer wieder Abenteurer zusammen, die sich den Verbündeten in den Weg stellten. Zu Anfang April standen diese in der Linie Alexandria—Bachmatsch und waren am 10. April nur noch wenig von Charkow entfernt, das die Bolschewiki räumten.

Nach langen, schwierigen Verhandlungen kam mit der ukrainischen Regierung am 9. April ein Abkommen zustande, nach dem sich die Ukraine zur



Phot. Bild- und Film-Amt.

Zwei erbeutete englische Langrohrgeschütze auf einem Schienenstrang im Westen.



Mit der Uhr in der Hand vor dem Sturm.

Ein deutscher Sturmtrupp erwartet in einer Sappenkopfstellung den Befehl zum Vorbrechen.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.

Lieferung von rund 60 Millionen Pud Getreide verpflichtete. Auch Hülsenfrüchte und Ölsaaten sollten in größeren Mengen den Mittelmächten zur Verfügung gestellt werden. Zur Durchführung des Vertrages wurde in Kiew eine kaufmännische Wirtschaftstelle der Mittelmächte gegründet, die die für die Monate April, Mai, Juni und Juli genauer festgesetzten Nahrungsmittelmengen von ukrainischen Vertretungen zu übernehmen hatte.

Zur Aufnahme des Handelsverkehrs traf nach vorheriger mühevoller Tätigkeit deutscher Minenräumverbände am 26. März der deutsche Dampfer „Patmos“ von der Levantelinie mit einem anderen deutschen Dampfer in Odessa ein. Der Schiffsverkehr mit den bedeutendsten Ausfuhrhäfen der Ukraine war damit eröffnet. —

Wichtige politische Auseinandersetzungen standen der Ukraine hinsichtlich der Grenze mit **Polen** bevor. Den Polen waren Zugeständnisse gemacht worden, als sie wegen der Grenzführung im Raume von Cholm Schwierigkeiten nannte, betreffen, nur mit der ukrainischen Regierung verhandelt werden könnte, weil sowohl im Norden wie im Süden der Republik Ukrainer wohnten. —

In **Finnland** (siehe die Karte Seite 248) trat immer noch keine Ruhe ein. Kämpfend drang die Weiße Garde unter Mannerheim gegen Ende März im Raume von Tammerfors beträchtlich weiter vor, und am 3. April wurde an der Sadacundafront mit Unterstützung der Deutschen ein großzügiger Angriff auf Tammerfors unternommen. Nach mehrstündiger, schwerer Artillerievorbereitung rückten die finnischen Sturmkolonnen von Süden, Osten und Südosten in die Stadt ein. Die Rote Garde verteidigte sich erbittert, aber dennoch säuberte die Weiße Garde den Osten von Tammerfors noch in der Nacht bis zu dem die Stadt durchströmenden Flusse. Schon am nächsten Tage gehörte die Stadt ganz der Weißen Garde, der sich ihre Gegner ergaben.

Am 3. April landeten die Deutschen unter Führung des Konteradmirals Meurer an der Südwestküste Finnlands



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Aus der Hochburg des deutschen Kriegsmaterials: Lager von Rohgeschossen bei Krupp in Essen.

machten und durch den Rücktritt ihrer Regierung die polnische Staatsmaschine lahmgelegt zu werden drohte. Am 26. März schlug der polnische Regentschaftsrat den ehemaligen Finanzminister Steczlowski zum Ministerpräsidenten vor, der als solcher auch bestätigt wurde, womit die polnische Regierungskrise vorerst ihr Ende fand. —

Die Verhandlungen mit **Rumänien** waren so weit gediehen, daß am 26. März der Friedensvertrag vorläufig geschlossen, paraphiert werden konnte, das heißt die Bevollmächtigten der vertragschließenden Staaten setzten die Anfangsbuchstaben ihres Namens unter den Entwurf eines Vertrages, auf den sie sich in den Hauptzügen geeinigt hatten. Unabhängig hiervon nahm am 9. April der Landesrat von Beßarabien die Vereinigung Beßarabiens mit Rumänien mit sechsundachtzig gegen drei Stimmen feierlichst an.

Mit dieser Lösung der beßarabischen Frage war aber die Regierung der Ukraine nicht einverstanden. Schon zwei Tage später erklärte sie der rumänischen Regierung, daß über Fragen so einschneidender Art, die die Moldauische Republik (siehe die Karte Seite 150), wie sich Beßarabien trotz Minengefahr und Behinderung durch schwere See, Eis und Nebel. Ihr nächstes Ziel war die Stadt Hangö, die mit der vorgelagerten Insel Russarö im Besitz der Roten Garde war. Diese wagte keinen Widerstand; zwei im Hafen liegende U-Boote wurden von ihr zerstört. Die Besatzung von Russarö ergab sich bedingungslos den Angreifern, die dort sechs amerikanische 23,4-cm-Langrohrgeschütze erbeuteten. Sperrbrecher bahnten deutschen Torpedobooten mit den ersten Stoßtruppen den Weg nach der Stadt Hangö. Gegen unbedeutenden Widerstand brachten die Deutschen etwa eine Division an Land (siehe Bild Seite 249) und nahmen den Vormarsch in der Richtung nach Helsingfors auf.

Eine neue Gefahr für die Rote Garde bildete die Landung deutscher Streitkräfte in Lovisa am 10. April.

Die Russen hatten am 5. April die Aufforderung erhalten, ihre zahlreichen Kriegschiffe, die in finnischen Häfen lagen und mit der Roten Garde in Fühlung standen, zu entwaffnen (siehe Bild Seite 248 unten). Infolgedessen verließen die russischen Kriegschiffe am 9. April Helsingfors; 30 Torpedoboote, 40 Unterseeboote und 50 Transport-

schiffe, die nicht weggebracht werden konnten, wurden entwaffnet. Am 12. April nachmittags ging sodann der Teil der deutschen Flotte in Helsingfors vor Anker, der die deutsche Hilfsunternehmung für Finnland unterstützte. —

* * *

Trotz des Friedenschlusses mit Rußland hatten auch die **Türken** bei der Besetzung der ihnen zugesprochenen Gebiete keine leichte Arbeit. Kämpfend rückten sie an der Kaukasusfront weiter vor und standen zu Anfang April in Gefechten um Batum, dessen Vorbefestigungen sie am 8. April in ihre Hand brachten.

Schärfere Zusammenstöße, als in diesem Gebiet, spielten sich zwischen Engländern und Türken in Palästina ab. Die Jordanufer und namentlich die Gegend von Jericho waren Schauplätze äußerst kräftiger englischer Sturmunternehmungen und blutiger englischer Niederlagen. Unter Führung von Essad Bey wurde von Norden her der Übergang über den Wadi Abiad erkämpft, El Salt wieder genommen und in unaufhaltsamem Vorwärtsdrängen die Straße El Salt—Jericho erreicht. Eiligst herangeführte Verstärkungen des Gegners wurden von türkischer Artillerie wirksam gefaßt und von der schneidig angreifenden Kavallerie in die Flucht geschlagen, während Bombengeschwader trotz schwierigster Witterungsverhältnisse die feindlichen Lager am Jordan und bei Jericho mit guter Wirkung angriffen (siehe Bild Seite 253). —

An der **mazedonischen Front** (siehe die Bilder Seite 250 und 251) lebten die Kämpfe auch zu Anfang April wieder auf. Dabei wurden am 7. April am Wardar und Doiransee neben Franzosen und Engländern auch Griechen zu Gefangenen gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

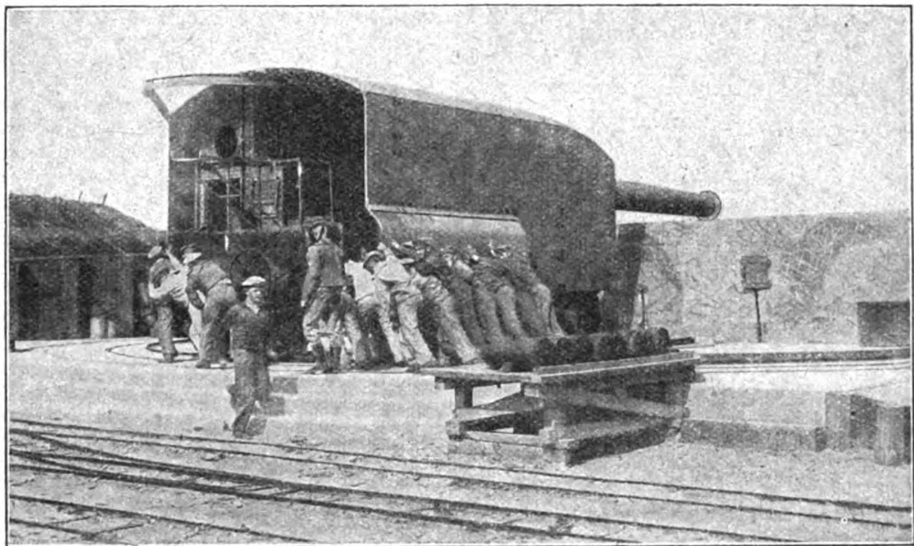
Der Brigadier.

Von Anton Straschimiroff.

Genehmigte Übersetzung aus dem Bulgarischen von Roda Roda.

Die Cerna ist ein ansehnlicher Fluß; sie sammelt die Gewässer ganz Westmazedoniens (siehe die Bilder Seite 250 und 251). Vom Wardar her über die Cerna nach Prilep führt eine gute Kunststraße; daran haben sich die blutigsten Kämpfe unseres rechten Flügels gegen Engländer und Franzosen abgespielt — zwischen den Rosomaner Höhen und der Ortschaft Reitz.

Dicke Schneewächten auf den Kämmen, in den Schluchten, worin es niemals tagt. Gestern noch wollte der Geschützdonner diesen Himmel sprengen; heute liegt starr verbissenes Schweigen ob dem Land. Die Sonne bricht durch die Wolken und bescheint eine Welt von Gipfeln, schrecklich zerschlagenen schneeweißen Riesenkristallen.



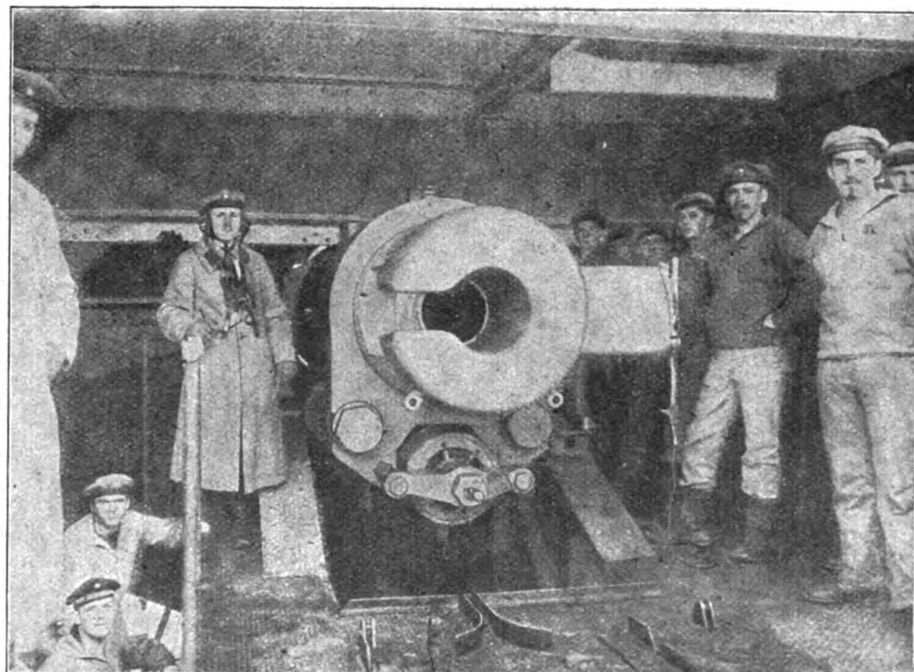
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Ein Geschütz wird gedreht.



Phot. A. Groß, Berlin.

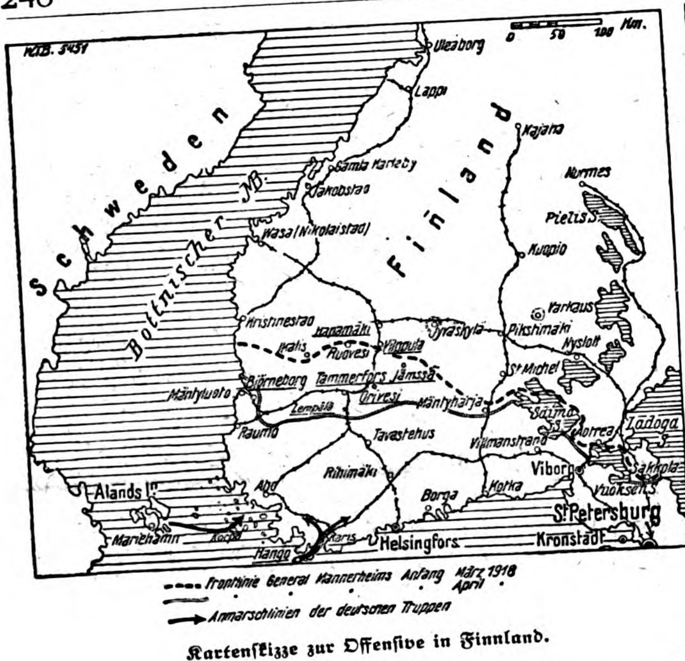
Munition wird mittels kleiner Wagen zur Batterie gebracht.



Phot. A. Groß, Berlin.

Im Geschützturm einer schweren Küstenbatterie in Flandern.

Bei einer deutschen Batterie in Flandern.



Kartenskizze zur Offensive in Finnland.

Nicht weit von Veles mündet die Cerna in den Wardar. Sie muß bei Hochflut fürchterlich sein; einmal hat sie eine ganze Stadt — Tikves — weggeschwemmt und spurlos weggewaschen.

Da ist sie, die Scharfe Ecke, wo sich die Franzosen am grimmigsten wehrten. Sie war ihr Stützpunkt. In der Schlacht an der Cerna, Ende Oktober, stand vor den Rosomaner Höhen das 49. bulgarische Reserveregiment mit einem Bataillon vom 53., an der Scharfen Ecke das 3. mazedonische Regiment. Kommandant dieses Abschnittes: Oberstbrigadier Grigor Kürktschijeff.

Am 27. Oktober rückte das 3. mazedonische Regiment von Norden an und stürmte das französische Vorfeld bei Winitscheni. Am 30. erreichten die Mazedonier jenen namenlosen Fluß, der vom Erzengelkloster dem Wardar zueilt. Und noch am selben Abend befahl der Oberstbrigadier den Angriff auf die Scharfe Ecke.

Die Offiziere sind verblüfft; seit zwei Tagen sind sie in enger Fühlung mit dem Feind, drücken ihn gegen seine Hauptstellung, die Scharfe Ecke, zurück, und wissen, daß er hier Widerstand bis zum äußersten leisten wird. Ist es nicht barer Unsinn, ohne taktische Vorbereitung frontal einen Felsen nehmen zu wollen, der sichtlich Hauptknoten der feindlichen Verteidigung ist? Einen Felsen, den die Franzosen bedingungslos halten müssen, jawohl, müssen — oder ihre Stellung ist durchbrochen und aufgerollt?

Der Regimentskommandant zuckt die Achseln; er glaubt an den Erfolg nicht ... setzt aber zum Angriff an.

Doch ohne Glauben geht man nicht in den Tod; im kritischen Augenblick versagt dem Regimentskommandanten die Willenskraft, den blutigen Tanz zu Ende zu führen: er unterbricht den Angriff ... und eine vorgeprellte Kompanie, Hauptmann Papoff, bleibt in mordendem Feuer ohne Unterstützung. Sie erleidet empfindliche Verluste.

Am 31. erscheint der Brigadier selbst auf dem Schauplatz. Er hört den Bericht des Hauptmanns — Führers der geopferten Kompanie — und versammelt die Chefs der Bataillone zum Rat. Nun ist der beschuldigte Regimentskommandant tapfer: er bleibt steif und fest dabei, die Scharfe Ecke sei frontal unangreifbar. Die Chefs der Bataillone sind sämtlich seiner Meinung. Einer von ihnen kennt die feindliche Stellung Schritt für Schritt und beweist haarklein, daß hier nichts zu hoffen sei — am wenigsten für einen ungeübten mazedonischen Truppenkörper.

Doch der alte Brigadier ist Mazedonier — hinter der Scharfen Ecke liegt seine Heimat, Prilep. Er fiebert. Der Mann fühlt, daß er den Feind mit einem raschen, mit einem blitzartigen Schlag vertreiben kann ..., weil's schließlich auch sein muß ... Ihn unterstützt der Stabschef, Hauptmann des Generalstabs, ein eigensinniger, junger Mensch, der mit seiner Überzeugung verwachsen ist, als wär's sein eigen Fleisch.

Und den Brigadier packt die Leidenschaft; er führt den Kriegsrat auf den Beobachtungstand der Haubitzenbatterie, die Grüne Höhe — und vor der Nase des Feindes bemüht er sich, seine Untergebenen zu überzeugen, daß die Sache höchst einfach sei: der Gordische Knoten drüben ließe sich herzhaft mit dem Bajonett auflösen.

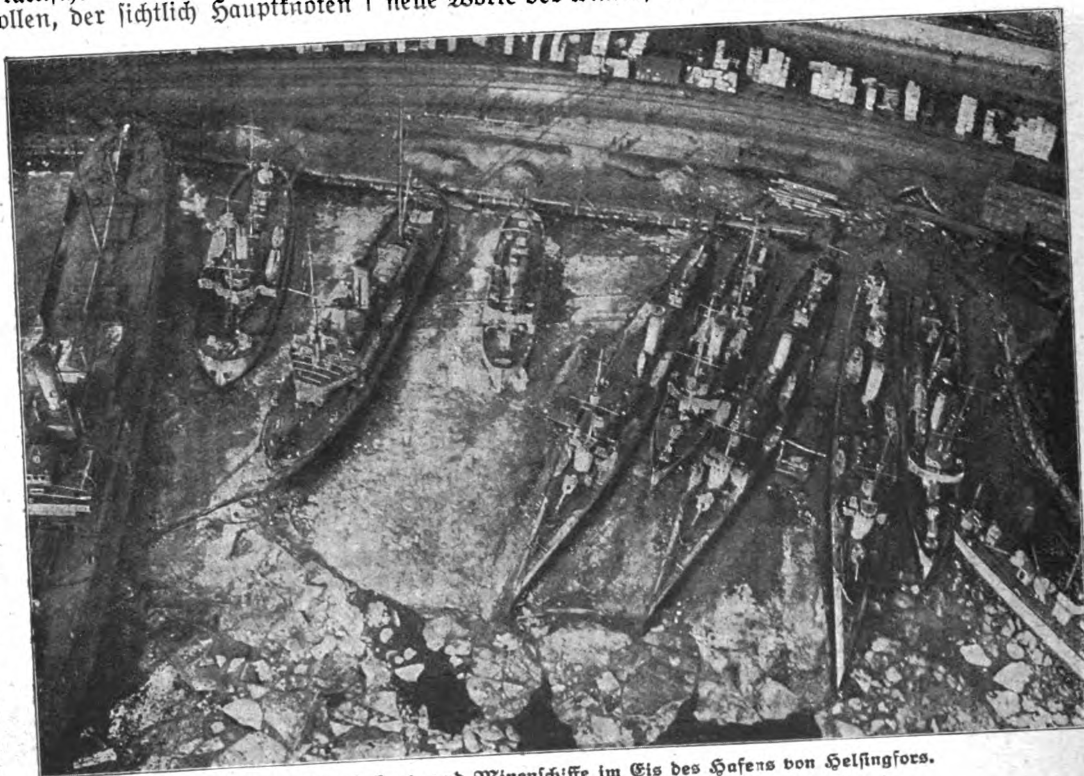
Die Franzosen sind gereizt; sie sehen eine Gruppe von Offizieren frei dastehen, die Stellungen beobachten — und alsbald richten sie eine Granatlage auf die Grüne Höhe. Nun wird der alte Kürktschijeff erst wild: „Niemand darf sich rühren. Laßt sie schießen!“ Das französische Feuer verdichtet sich; eine Explosion begräbt sechs Mann der Geschützbedeckung; ein Schrapnell platzt über der Offiziersgruppe selbst und verwundet einen der Bataillonschefs tödlich, den Major Dimiter Atanasoff aus Suho.

Auf diesen Schrecken hin entscheidet der Oberstbrigadier das Los der Scharfen Ecke: es kommt zum Angriff — heute noch; der Regimentskommandeur wird den linken Flügel des Regiments anführen, der Brigadier selbst den rechten.

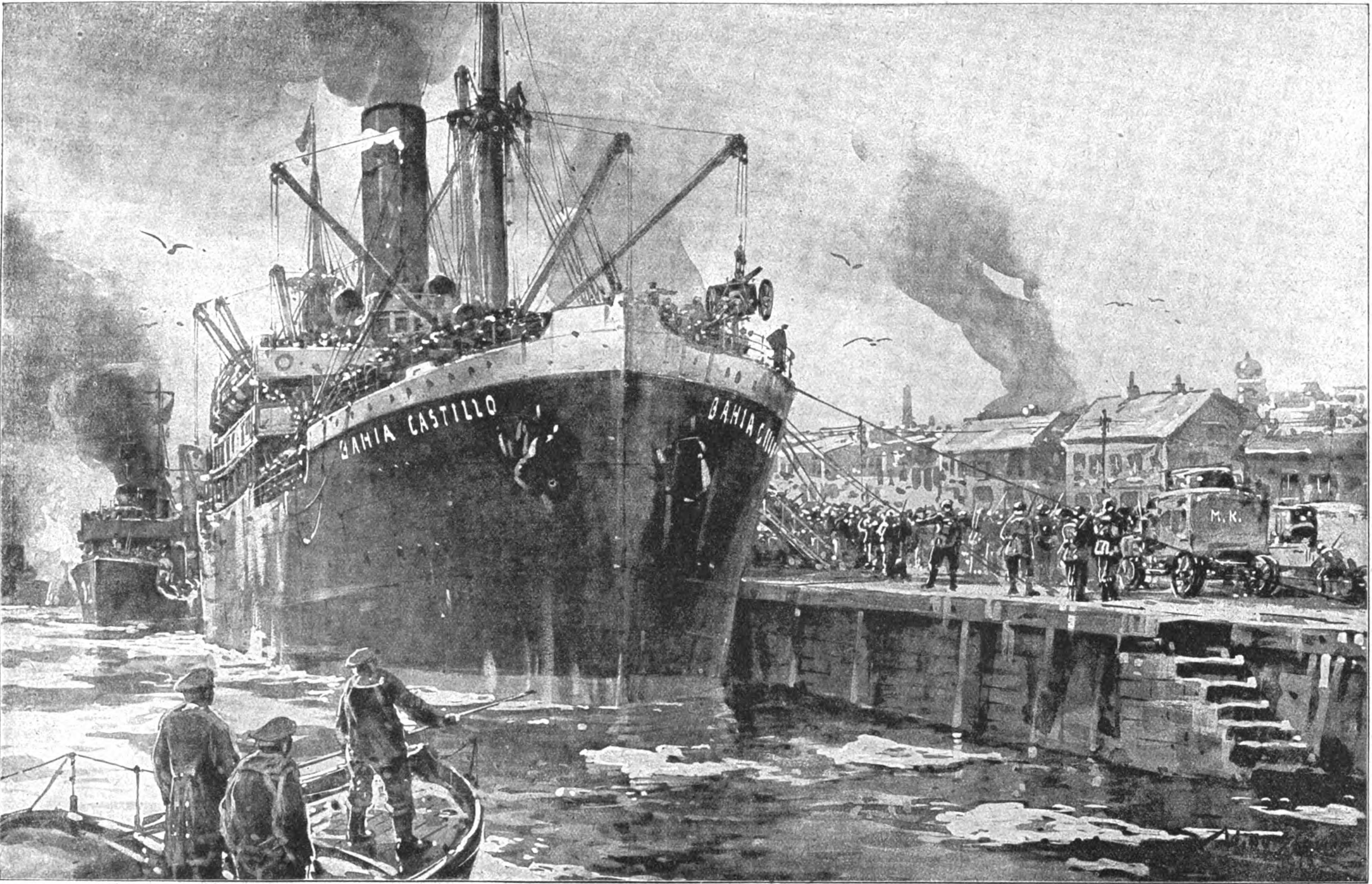
Das geschah am 31. Oktober, ein Uhr dreißig nachmittags. Kürktschijeff ordnete persönlich die Kompanien, die achte Kompanie voran. So schweigsam er im täglichen Leben ist, um so feuriger weiß er zu festlicher Stunde zu reden. Er begann von Mazedonien, seiner Heimat Prilep, die da hinter den Felsen liegt, von Vätern und Müttern, die uns erwarten, von Witwen und Schwestern, unmündigen Brüdern, verunglimpften Familien ...

„Wir stehen vor unserem Ziel.“ Er weist nach der Scharfen Ecke. „Hier ist die Grenze zwischen Freiheit und Tod. Mir nach, Kameraden! Ich will gern unter euch sterben.“

Ein tobendes Hurra erschallt, pflanzt sich fort in Wellen. Und indem der Oberst die Front abgeht, findet er immer neue Worte des Mutes, weckt die Geister und entflammt die



Russische Torpedoboote und Minenschiffe im Eis des Hafens von Helsingfors.
Von einem deutschen Flieger aus 100 Meter Höhe aufgenommen.



Landung deutscher Truppen im Hafen von Hangö in Finnland.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Deutsche Soldaten beim Bau von Unterkunftsräumen an der mazedonischen Front.

Herzen. Das ist die taktische Vorbereitung eines Angriffs auf Kürktschijeffsche Art.

Endlich stellt er sich an die Spitze der fünften Kompanie und zieht ab.

Punkt halb fünf liegt ein Bataillon knapp vor den feindlichen Gräben. Man stellt Verbindung mit der Gruppe des Regimentskommandanten her, und die Titanenarbeit beginnt: der Brigadier mit seinem Stab — Pferden und Befehlsüberbringern — aufrecht vor der fünften Kompanie, ruft den Stabstrompeter zu sich und befiehlt, „Vorwärts" zu blasen.

Noch ist es hell. Die tausend Mann des rechten Flügels sehen den Brigadier und seinen Stab vor sich — sie vergessen alle Furcht des gestrigen Tages: klar spürt auch der letzte im Regiment, daß es jetzt auf Tod und Leben geht, daß gesiegt sein muß, und es gibt kein Zurück.

Da er seinen eisernen Willen der Truppe aufgezwungen hat, nun kann er stürmen: mit der blanken Pistole in der Faust wirft er der französischen Betonmauer das Hurra der tausend Waghälse entgegen — wirft den Rausch von tausend Seelen in die prasselnde Lawine des feindlichen Feuers. Die Bauern auf Korsika, die Fischer der Bretagne werden ihren Enkeln noch von diesem bulgarischen Hurra erzählen.

Unter den Tausend, die dem Tod entgegeneilen, gibt es doch noch Zage, die gebückt und bebend den Blick auf den mächtigen Anführer heften, wie er, der ihre Seelen verhext hat, da mitten unter ihnen schreitet — stramm, mit blanker Pistole, von seinem Stab gefolgt. Es ziehen die Plänkler ihm nach, laufen und ruhen, fliegen und ruhen wieder.

„Ich brauche eine Vorpatrouille; wer meldet sich?" ruft der Brigadier.

Es melden sich schüchtern ein paar Entschlossene; kriechen vor, suchen die feindliche Linie, finden sie nicht und laufen gebückt zurück in die Einteilung, um sich zu drücken. Da hören sie den fürchterlichen Ruf des eisernen Kriegsmanns: „Eine andere Vorpatrouille! Sofort!"

Jetzt durchzuckt es wie ein Strom die Front: alle springen auf, alle.

Und sie durchschreiten Reih' um Reih' stumme, verlassene Schützengräben: der Widerstand ist gebrochen, der Feind sitzt oben irgendwo und speit die Lava seiner Wut auf die Angreifer hinab.

Die Rachgier der Mazedonier wächst. Um sechs führt ein neues markerschütterndes Hurra zum zweiten, erbittertsten Kampf: Bajonette, die von Menschenblut triefen, erstreiten achthundert Schritt weit vorn die zweite Linie. Die Sieger legen hastig die Brustwehr der neuerrungenen Gräben um.

Nur links hält sich eine französische Kompanie. Der Brigadier kann seine tolle Schar kaum mehr zähmen; sie will sich auch auf diese verlorene Abteilung noch stürzen, um zu drosseln und zu würgen. Doch wozu? Dort wird ja der linke Flügel des Regiments eindringen. Und es dunkelt schon, man kann Freund und Feind nicht mehr unterscheiden — wie leicht könnten eigene Kräfte aufeinanderprallen. Die Verbände müssen sich augenblicklich sammeln, eingraben, vorbereiten: der Feind hält sich noch auf dem Gipfel selbst und wird sicherlich einen Gegenstoß versuchen. — Doch, wo bleibt unser linker Flügel? Wenn er doch käme!

Die Sekunden werden zu Minuten — es vergeht eine Stunde — der linke Flügel ist immer noch nicht da ... Erst um neun Uhr, im tiefsten Dunkel, erscheint ein Meldeläufer mit einem flüchtigen Zettel des Regimentskommandanten: „Linker Flügel von übermächtigem Gegner aufgehalten, ist erschöpft; bitte um Hilfe."

Die Augen des alten Kürktschijeff lodern auf in Zorn. Er duckt sich wie zum Sprung. Unerhört! Spürt denn der Feind nicht, daß es ihm an den Kragen geht? Er sollte hier nur zurückgegangen sein, um unseren linken Flügel zu bedrängen?

Und es dröhnt das Feuer der französischen Kartätschenschrapnelle, der Hagel der Maschinengewehre saust und siebt — sicherlich zur Einleitung des Gegenstoßes. Der Brigadier reißt mit zitternder Hand ein Blatt Papier vom Block und schickt den Meldeläufer zum Regimentskommandanten zurück mit dem Befehl: „Feindliche Stellung ist eingenommen. Linken Flügel sofort dem rechten nachführen! Regimentskommandant zu mir!"

„Feiglinge!" ruft der Alte und stampft auf. „Sie haben sich eingebildet, daß es nicht geht. Da wollen sie es nicht einmal glauben, wenn es schon geschehen ist — die Feiglinge."

Der Regimentskommandant kommt in die eroberten Gräben und traut seinen Augen nicht. Es ist finster, man kann seinen Gesichtsausdruck nicht sehen ... Und es ist, als schämte sich der siegreiche Brigadier vor seinem Untergebenen. Er übergibt die eroberten Gräben dem Regimentskommandanten und verschwindet selbst im Dunkel: um neue Stellungen für die Artillerie zu ermitteln und dann, in später Nacht, selbst auch den linken Flügel des Regiments vorzuziehen. Geräuschlos richten sich die beiden Gruppen aus.

Das Feuer tost die ganze Nacht, die Nerven sind gespannt: auf den Gegenstoß.

Da erteilt vor dem Morgen der begeisterte Brigadier dem Regimentskommandanten einen sonderbaren Befehl: „Zwei Kompanien vor — ohne Schuß — zur Besetzung des Gipfels Scharfe Ecke!"

Es sei keine lebende Seele mehr dort. Unter strengster Verantwortung: ja keinen Schuß,


Phot. R. Sennecke, Berlin.
Auf einer Straße am Wardar in Mazedonien: Am Bergrücken ein altes Kloster.

ehe sich die zwei Kompanien nicht oben eingebuddelt haben — sonst gibt es überflüssige Opfer — man würde nur die feindliche Artillerie auf sich lenken, die den Rückzug deckt.

Kürktschijeff wartet die Ausführung seines Befehls nicht einmal ab; es muß bei entrückten Siegern eine Art Hellsehen geben, das nichts mit leichtfertiger Selbstsicherheit zu tun hat. Er eilt zum 49. Regiment, das heute, am 1. November, die Rosomaner Höhe angreifen wird.

Auf der Scharfen Ecke war wirklich keine lebende Seele, und der Gipfel ist ohne Kampf und Aufsehen von den Unseren genommen worden; der Feind hatte die kritische Nacht benutzt, um den Stützpunkt regelrecht zu räumen.

* * *

Am 1. November befand sich der Stab des 49. Regiments in Dolno Tschitschowo. Er aß sein Mittagsmahl im Hause des vornehmsten mohammedanischen Bulgaren von Tschitschowo, Hadschi Olus. Unsere Artillerie bereitete den Angriff auf die Rosomaner Höhe vor, und der Feind antwortete, indem er das Dorf mit Granaten beschoß.

Am Tisch bei Hadschi Olu saßen: obenan der Brigadier — nun ruhig wie eine Bildsäule — neben ihm der Kommandant vom 49., dann der Stabschef der Brigade, ferner ein Major und ein Leutnant. Niemand außer den Beteiligten wußte auch nur das geringste von den Schrecken des gestrigen Tages, den erschütternden Auftritten der Nacht. Man hatte ihnen nur gesagt, daß die Scharfe Ecke gefallen sei. Und sie fragten nicht um Einzelheiten: Söhne eines Landes, das nur noch die Tat kennt und kein Heldengedicht mehr.

Die Granaten ackerten schon den Hof Hadschi Olus; vielleicht ahnten die Franzosen, wer hier tafelte.

Plötzlich wettert eine Granate in die Südmauer, wirft die Gäste um, zerschmettert Diele und Decke und platzt krachend in der anderen Wand.

Dunkler Rauch und Staub füllen das Zimmer. Fenster gibt's nicht mehr, der Rauch zieht ab. Ein Mittagsgast nach dem anderen richtet sich auf — unverletzt. Nur der mit dem Suworoffschen Willen kann nicht: Oberst Kürktschijeff verzieht ein wenig den Mund und deutet auf sein Bein: „Verwünscht, auch bei Tschataldscha hat man mir's zerschossen."

Die Ferse ist abgerissen, die Knochen über ihr sind ein Brei — nun wird man das unglückliche Bein absägen müssen ...

Die Untergebenen sind entsetzt. Sie schlucken an ihren Tränen. Denn allen tut's um den alten Kürktschijeff weh.

Nun tritt auch noch sein Sohn ein, der jüngste Soldat in des Vaters Brigade.

„Ich bin verwundet, Kleiner, aber ... wir haben gesiegt," spricht liebevoll lächelnd der Vater.

Er ist sich bewußt, die richtige Stunde genutzt zu haben; er hat unwiderstehlich und rasch wie der Blitz dem Gegner einen Schlag versetzt mit jener Kühnheit, die mitreißt, die keinen Zweifel mehr übrig läßt bei Freund und Feind und den Erfolg beim Schopfe packt. Und seine Stirn leuchtet im göttlichen Schein einer Erkenntnis, die aus dem Augenblick das Schicksal formt von Menschenaltern, unantastbare Testamente der Volkszukunft. — Als man den verwundeten Führer nach dem Erzengelkloster trägt, schallt Kriegsmusik in den Bergen; sie begleitet den Angriff des 49. Regiments auf die Rosomaner Höhe mit einem brausenden „Schumi Maritza".



Kriegerisches Straßenbild aus einer mazedonischen Stadt. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kraftfahrer voran.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

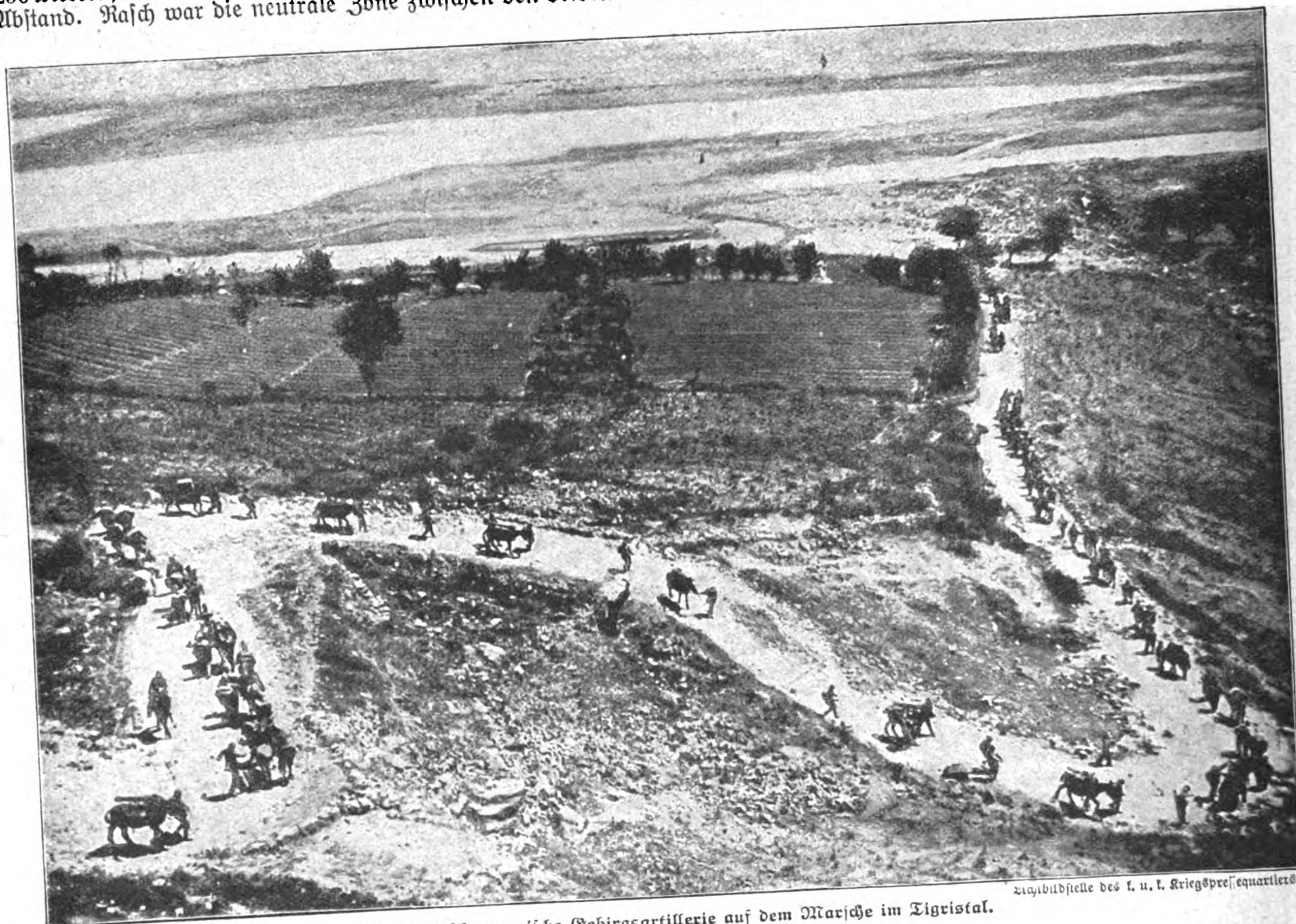
Im letzten Teil des Feldzuges gegen Rußland, der der Erzwingung des Friedens diente, spielte beim allgemeinen Vormarsch der deutschen Armeen nach Osten die schnelle Besetzung Dünaburgs eine besondere Rolle. Es war noch immer ein waffenstarrender Truppenversammlungsplatz und bedeutete trotz seiner veralteten Festungswerke wegen der neuzeitlichen Feldbefestigungsanlagen, die es brückenkopfartig umschlossen, eine starke Stellungstütze für die Russen. Der Vorstoß ins Baltikum hinein, wie auch das Vorgehen auf Minsk wurde unterstützt durch den Vorstoß einer Heeressäule über Dünaburg hinaus auf Pskow, den Sitz des ehemaligen russischen Hauptquartiers der gesamten russischen Nordwestfront und der russischen Hauptetappe. Bei dieser wichtigen militärischen Handlung spielten eine besondere Rolle die Kraftfahrer, die wohl zum erstenmal im Weltkriege hervortraten und in vorderster Linie Angreifer und Bahnbrecher waren. Das Kraftfahrwesen hat sich im Kriege mächtig entwickelt. Der Frontsoldat hat sich längst abgewöhnt, den Kraftfahrer als auf einem gesicherten Etappenpöstchen befindlich zu betrachten, er hat volle Achtung und Würdigung für die körperlich so gewaltig anstrengende Tätigkeit des Kraftfahrers, der seine Lasten an Munition und Verpflegung im feindlichen Feuer über durchlöcherte Straßen bis in die vordersten Linien bringt und ein ganz unentbehrliches Glied des Nachschubes geworden ist. Der Frontsoldat ist auch zu oft auf schnellen Lastkraftwagen an

gefährdete Stellen der Front verschoben worden, er hat zu oft aus eigener Erfahrung gelernt, wie nur durch das neue, rasche Beförderungsmittel den bedrängten Kameraden rechtzeitig Hilfe gebracht werden konnte, um nicht die Bedeutung der Kraftfahrwaffe zu erkennen. Noch niemals aber waren die Kraftfahrer so Träger des ganzen Angriffsgedankens, so Führer und Bahnbrecher, wie beim Vormarsch auf Dünaburg. Deshalb darf eine kurze Schilderung ihrer Leistungen hier folgen.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutscher Offizier reitet zur Front im Orient.

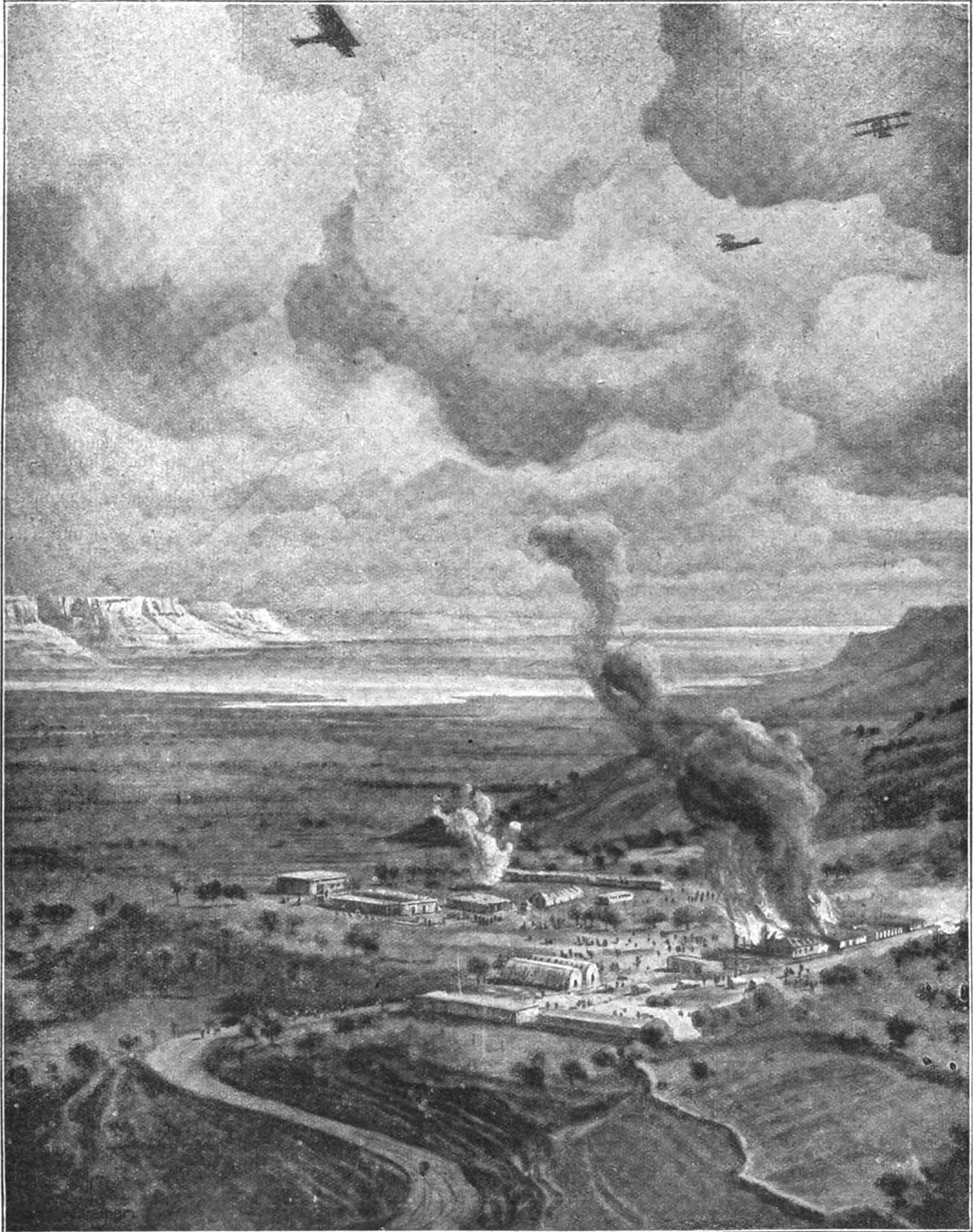
Die gesamte Kraftwagenkolonne der Armee und der Division war am Tage vor dem beabsichtigten Beginn des Vormarsches in Nowo-Alexandrowsk zusammengezogen und fuhr Munition nach vorn. Am 13. Februar, pünktlich um zwölf Uhr, gab ein Kanonenschuß an der Dünaburgfront das Zeichen zum Angriff, und da ratterten denn auch die Wagen los. 32 schwere Lastkraftwagen standen bereit, um beschleunigt Infanterie mit Maschinengewehren und Minenwerfern nach vorn zu bringen. Flugs flogen die spanischen Reiter auf der großen Straße beiseite, eine sichernde Spitze von Kraftradfahrern mit dem Leiter des ganzen Kraftwagenunternehmens setzte sich in Bewegung, dahinter folgten die ersten fünf Wagen mit engerem Abstand von rund 250 Metern, und endlich die übrigen Wagen mit nur 25 Metern Abstand. Rasch war die neutrale Zone zwischen den beiden Stellungen trotz aller Schneeverwehungen und tiefen Löcher überwunden. Vierzig Minuten später stürmten schon die in ihrem schwarzen Lederzeug und den Lederkappen wie schwarze Teufel aussehenden Kraftradfahrer auf die Wache an der Dünabrücke bei Dünaburg los und überwältigten sie. Der Personenwagen des Kommandeurs der Kraftfahrtruppe fuhr als erster über die Brücke und holperte etwas über ein dickes Kabel, das die Russen zur Sprengung der Brücken schon bereit gelegt hatten. Sofort stürzten die Motorradfahrer herbei, zerschnitten das Kabel und retteten so die wertvolle Brücke vor der Zerstörung. Drüben marschierte eben ein großer Trupp Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr von der Zitadelle zur Stadt, anscheinend um in letzter Stunde noch nach Osten abzuziehen. Bald waren sie zum Halten aufgefordert, entwaffnet und zurückbefördert. Auch ein hochbeladener russischer Lastkraftwagen versuchte zu entwischen; er wurde aber von den flinken Motorradlern rasch eingeholt und unter lautem Hallo zur Umkehr nach der deutschen Seite zu gezwungen. Ein russisches Personenauto, ein zweiter Lastkraftwagen und ein Panzerauto waren die nächste Beute, die sich erstaunlich rasch vermehrte. In flotter Fahrt schafften derweilen die Lastkraftwagenkolonnen die Infanterie heran, die alsbald Stadt und Zitadelle be-


Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Österreichisch-ungarische Gebirgsartillerie auf dem Marsche im Tigristal.

setzte. Erst spät in der Nacht kehrten die Kraftradfahrer in ihr Quartier zurück.

Der folgende Tag sah sie aber schon wieder frühzeitig bei neuer Tätigkeit. Wiederum galt es, rasch die kämpfenden Truppen nach vorn zu bringen, und zwar diesmal außer der Infanterie zwei Geschütze mit der zugehörigen Munition. Von der gesamten Kolonne von 35 Wagen dienten zwei als Vorratwagen zum Mitführen der Betriebstoffe für drei Tage. Wiederum übernahmen Kraftradfahrer die Spitzen- und Seitensicherung der Kolonne. Trotz der Kälte von 18 Grad waren bald alle Wagen in Gang gebracht, und es ging bei eisigem Ostgegenwind gut vorwärts. Kraftradfahrer faßten gerade noch auf dem Bahnhof Dubno einen zur Abfahrt bereiten Transportzug mit etwa 1000 Soldaten und vielen Maschinengewehren ab und fuhren mit kräftigem Donnerwetter zwischen die Haufen der plündernden Bauern. Reichliche Vorräte an Lebensmitteln und Kriegsbedarf fielen der Spitze in die Hände. Immerhin empfand man es



Deutsche Flieger bewerfen ein englisches Lager bei Jericho mit Bomben. Im Hintergrunde das Tote Meer und die Moabiter Berge.
Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.



Phot. R. Sennecke, Berlin.
General v. Eberhardt,
dessen Truppen bei der erfolgreichen Umfassung von Armentières beteiligt waren.



Hofphot. Noack, Berlin.
General v. Quast,
ein Führer der siegreichen deutschen Truppen in der Schlacht bei Armentières.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General v. Carlowitz,
dessen Truppen mit denen des Generals v. Stetten den Feind in Richtung Bailleul und Merville zurückwarfen.



Generalmajor v. Schippert,
Führer einer württembergischen Division in der Großen Schlacht in Flandern.

als große Wohltat, als die Lastkraftwagen mit den darauf befestigten Feldküchen ankamen, und als es am späten Abend zum ersten Male seit fünfzehn Stunden warmes Essen gab.

Auch am 20. Februar waren alle Wagen pünktlich und fahrtbereit zur Stelle. Im Pendelverkehr wurden die Truppen wieder nach vorn gebracht. Den ganzen Tag über gingen die Transporte hin und her. Drei Wagen erlitten Beschädigungen; da es sich aber um gleiche Wagenarten handelte, konnte man aus Teilen des dritten Fahrzeugs zwei von ihnen sofort wieder ausbessern. Kraftradfahrer fingen unter der Brücke von Antanopoli einen russischen Offizier mit Sprengmunition ab und erhielten so auch diese wichtige Brücke unversehrt. Überall unterwegs wurde die ratternde Vorhut der deutschen Armee von Bauern und Besitzern als Bringer der Ordnung und der Ruhe freundlichst begrüßt. Als erste erreichten wiederum Kraftradfahrer den Bahnhof Rjeshiza. Flugs bestieg ein Offizier mit einem Feldwebel eine unter Dampf stehende Lokomotive und sauste damit vom Petersburger zum Moskauer Bahnhof, wo sich die Insassen eines zur Abfahrt bereitstehenden Militärzuges ohne weiteres entwaffnen ließen. Ein gerade aus Moskau eintreffender beladener Transportzug wurde unter großem Hallo der Kameraden nach dem Petersburger Bahnhof hinübergeleitet. Wichtige russische Niederlagen, so namentlich das gesamte Demobilisationslager der 5. russischen Armee, fielen hier in die Hände der deutschen Vorhut. Noch am Abend sandte man ein paar Kraftwagen mit Truppen weiter vor; es lohnte sich, denn man fing eine große Anzahl von reichbeladenen Schlittenkolonnen ab, mittels deren russische Bauern aus dem allgemeinen Durcheinander Raub für sich retten wollten.

Nach harten und anstrengenden Tagen gab es endlich am 23. Februar einen Ruhetag, doch auch an diesem Tage halfen die Kraftfahrer freiwillig der Infanterie, Truppen nach vorn zu bringen, sowie schadhaft gewordene Fahrzeuge und



Generalmajor Höfer,
der mit seinen Truppen den Übergang über die Lys bei Bac-St. Maur erkämpfte.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Leutnant Drebing,
durch dessen schneidiges Zufassen der Übergang über die Lys bei Bac-St. Maur erzwungen wurde.



Oberleutnant z. S. Sprenger,
erfolgreicher deutscher U-Boot-Kommandant im östlichen Mittelmeer (siehe auch Seite 209).



Leutnant d. R. Kroll,
erfolgreicher deutscher Kampfflieger, Ritter des Ordens Pour le Mérite (siehe auch Seite 23:).



Oberleutnant Fricke,
erfolgreicher deutscher Beobachtungsflieger, Ritter des Ordens Pour le Mérite.

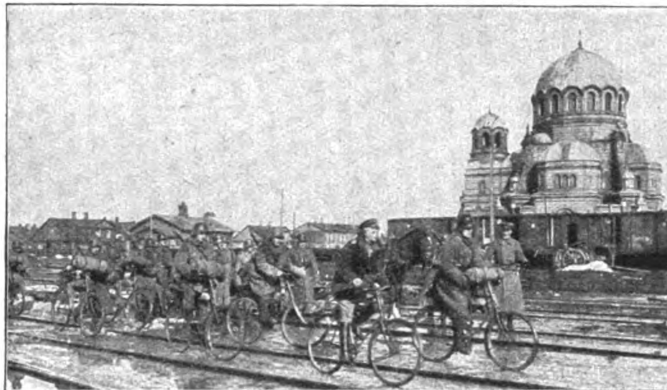


Oberleutnant z. S. Herm. Menzel,
erfolgreicher deutscher U-Boot-Kommandant auf dem nördlichen Seekriegschauplatz.

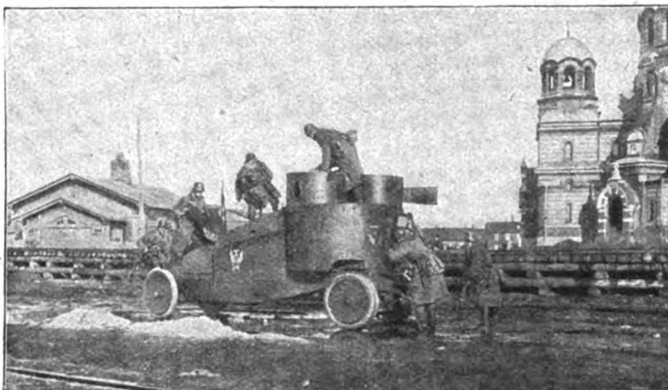
Feldküchen einzuschleppen. Eine interessante Aufgabe lockte aber bereits wieder Tags darauf. Auf 21 Lastkraftwagen setzte sich eine Kompanie Infanterie nebst Maschinengewehren und einem Zug Pioniere in Bewegung, um das Städtchen Ostrow zu besetzen. Beide Geschützwagen und der Munitionswagen sollten mit der kleinen Kolonne vorwärts. Morgens um drei Uhr begann die Fahrt trotz der Dunkelheit, trotz aller glatten Straßen und tiefen Löcher. Unterwegs verhaftete man einen rastenden Zug russischer Dragoner und nahm ihn zwischen zwei Lastkraftwagen flott mit nach vorn, bis man ihn im nächsten Dörfchen einer rasch gebildeten Miliz unter Bewachung weniger Infanteristen anvertrauen konnte. Kurz vor Ostrow hemmte eine gesprengte Brücke die Fahrt, aber die ganze Abteilung bestieg rasch eine abgefaßte russische Schlittenkolonne, während deren Ladung von den Lastkraftwagen übernommen

10 Autokrankenwagen, 3 auf Autos gebaute neue französische Scheinwerfer allerbester Bauart, 92 Motorräder, 780 neue, zusammenklappbare Fahrräder mit Gummibereifung, 1062 Vollreifen für Lastkraftwagen, 4200 neue Gummidecken für Autos, 3668 Schläuche, 30 Drehbänke, 11 Dynamos, 1000 Faß Öl, einige tausend Liter Öl in Tanken, 20 000 Liter Benzin, 68 000 Liter Petroleum, 19 Ballen Putzwolle, unübersehbare Mengen an Ersatzteilen und anderes. Und diese Kraftwagenbeute bedeutete noch nicht einmal eine Abschlußziffer, sondern nur ein vorläufiges Ergebnis. Noch lagerten auf dem flachen Lande überall in Gutsbesitzen und Schlössern russische Kraftwagenparke in Menge, die im Herbst dorthin gelangten und nun im Winter der Schnee- und Straßenverhältnisse halber nicht abfahren konnten.

Freilich hatten die Autofahrer auch eine glänzende Leistung hinter sich. Von den laufenden Fahrzeugen wurde


Deutsche Radfahrerabteilung bei der Verfolgung raubender Bolschewikibanden.


Deutsche Radfahrerabteilung im Kampf mit raubenden Bolschewikibanden.


Ein nach Kampf mit den Bolschewiki erbeuteter russischer Panzerkraftwagen.


Deutsche Artillerie im Kampf mit einem abziehenden Panzerzug raubender Bolschewikibanden.

Deutsche Truppen in Livland.

Nach Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.

und zurückgebracht wurde, und so erreichte man bereits mittags zwei Uhr Ostrow.

Am 25. Februar wurde durch Kraftradfahrer die Straße nach Pskow zu erkundet, wohin schon mit der Bahn Truppen vorausgefahren waren. Dort wurde jedes Kraftfahrerherz durch die vorgefundene reiche Beute herrlich belohnt. Was da an Gummi, Kraftwagen, Ersatzteilen und Betriebstoffen lagerte, das waren Vorräte, wie sie bei unseren bescheiden gewordenen Ansprüchen für Wochen und Monate hinaus reichen konnten. Fast unversehrt fand man die Werkstätten des russischen Kraftwagenparks mit ihren 200 Mechanikern und setzte sie mit den russischen Arbeitern sofort in Betrieb. Nun konnte man sogar den Pionieren mit russischen Lastkraftwagen und russischen Führern das Material heranschaffen, damit sie die zerstörten Eisenbahn- und Straßenbrücken baldigst auszubessern vermochten.

Auch über Pskow hinaus arbeitete man noch mit zur Bekämpfung feindlicher Banden. Fünf Lastkraftwagen gingen sogar auf der Straße nach Petersburg im Kampfe mit der Roten Garde nach scharfen Gefechten verloren. Dafür war die schon acht Tage nach Abschluß der Unternehmung gezählte Beute groß genug: 127 Personen- und 253 Lastkraftwagen, 14 fahrbare Werkstätten, 14 Tankwagen, 9 Panzerkraftautos,

täglich eine Durchschnittsleistung von 3232 Kilometern erzielt, für jeden Wagen und Tag eine Leistung von 104 Kilometern. Es waren in den sieben Tagen des Vormarsches vorhanden 35 bis 72 Wagen, von denen sich 35 bis 49 in Fahrt befanden. Die Fahrzeuge hatten zwischen 1076 und 5661 Wagenkilometer als einzelne Leistung. Kein Wunder, daß sich die Kraftfahrer bei diesem Feldzuge der außerordentlichen Anerkennung von Truppen und allerhöchsten Führern zu erfreuen hatten, daß ihnen für ihren Schneid und ihre unermüdliche Tätigkeit auch äußere Zeichen dieses Lobes nicht fehlten. Lastkraftwagen und Motorfahrräder hatten an vorderster Stelle einen ganzen Vormarsch sozusagen geführt und der ganzen Unternehmung ein „Autotempo" verschafft, das die schwergeprüfte Bevölkerung der durchschrittenen Länder vor den rohesten Gewalttaten der abziehenden Maximalisten sicherte.

Krieg und Arbeitskräfte.

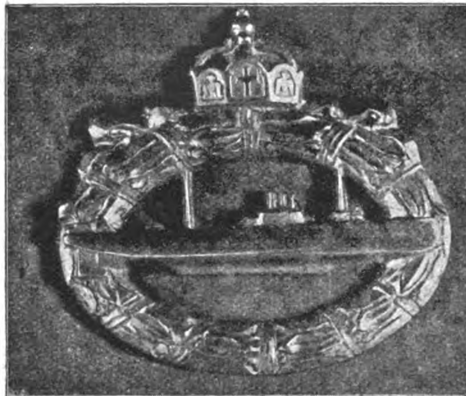
Von Dr. H. Friedemann.

Zwei Meinungen stehen sich gegenüber. Die Grundlage für beide ist die Tatsache der ungeheuerlich hohen Menschenverluste im Weltkriege. Ohne unvorsichtig zu

schätzen, kann man annehmen, daß noch vor Ende des Jahres 1917 bei der Gesamtheit der Kriegführenden die Zahl der Heeresangehörigen, die gefallen oder durch Wirkung des Krieges gestorben sind, die zehnte Million überschritten hatte. Dazu kommt der Tod von Hunderttausenden der Zivilbevölkerung, meist Frauen und Kindern; es sei nur an das Massensterben der russischen und serbischen Flüchtlingsscharen erinnert. Dieser Gesamtverlust von wahrscheinlich elf Millionen (bis Ende 1917) verringert sich um schätzungsweise eine halbe Million derer, die unter den Opfern des Krieges mitgerechnet sind, aber, nach der Durchschnittsterblichkeit, auch während einer entsprechenden Reihe von Friedensjahren gestorben wären. Es bleibt an erwachsenen und arbeitsfähigen Menschen ein Reinverlust von etwa zehn Millionen, von denen achteinhalb bis neun Millionen auf Europa entfallen.

Die Zahl der Männer, die infolge von Verwundung oder Krankheit ihre Arbeitskraft völlig oder zum größten Teil verloren haben, ist schwer zu schätzen. Sie ist in Deutschland verhältnismäßig gering, in Rußland sicherlich sehr groß, bei den meisten Feinden der Deutschen größer als bei diesen. Eine Wahrscheinlichkeitsrechnung führt auf etwa zwei bis zweieinhalb Millionen. Andere Millionen haben eine Minderung ihrer Arbeitsfähigkeit erfahren. Zieht man diese Einbußen zusammen, so muß man annehmen, daß Ende 1917 die Erdbevölkerung etwa vierzehn bis fünfzehn Millionen, Europa mindestens zwölf Millionen voller Arbeitskräfte weniger zählte, als unter sonst gleichen Verhältnissen ohne Krieg vorhanden gewesen sein würden.

Die eine Auffassung nun folgert, daß einem solchen Verlust an lebendiger Kraft ein bedeutender Rückgang der wirtschaftlichen Gesamtleistung, ein Sinken des Wohlstandes in allen vom Krieg betroffenen Ländern entsprechen müsse. Deutschland zum Beispiel müsse nicht nur mit den unmittelbaren Kriegsausgaben, sondern auch mit einer Herabminderung seiner wirtschaftenden Kräfte rechnen. Sei durch den Krieg die Zahl der arbeitsrüstigen Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren auf den Stand von 1907 herabgedrückt, so sei es auch die allgemeine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Anders ausgedrückt: die Deutschen müssen bis 1924 oder 1925 warten, bevor sie, von sonstigen Verlusten abgesehen, wieder dort angelangt sind, wo sie am 1. August 1914 waren.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Eine Kriegsauszeichnung für deutsche U-Boot-Besatzungen.

Das aus patinierter Bronze hergestellte Abzeichen kann Offizieren, Deckoffizieren und Mannschaften verliehen werden, die sich auf drei Fahrten gegen den Feind besonders hervorgetan haben.

Die gegenteilige Meinung, wie sie beispielsweise in dem Volkswirtschaftler Franz Oppenheimer einen Sprecher hat, will gerade in der verringerten Zahl der Arbeitsfähigen einen Anlaß des wirtschaftlichen Aufstiegs sehen. Wenn nicht das Ganze, so doch der einzelne Arbeiter (und durch ihn doch wieder das Ganze) würde bei der neuen Verteilung gewinnen. Bei einem Ausfall von fünfzehn bis zwanzig Millionen europäischer Arbeitskräfte, so etwa folgert (die Zahl übertreibend) Oppenheimer, wird die menschliche Arbeit, wie jede seltener gewordene Ware, höher bewertet werden; dem Arbeitenden wird es gut gehen. Seine Leistung wird um so begehrter sein, als bei verringerter Zahl der Werterzeuger die Zahl der Verbraucher gewachsen sein wird. Höhere Bewertung der menschlichen Arbeit aber ist höherer Wohlstand.

Es ist klar, daß diese Art des Schlußfolgerns nur für den einzelnen Arbeitenden und auch für ihn nur im Hinblick auf die rechnerische, vom Geldwert geregelte Höhe der Entlohnung Gültigkeit haben kann; keinesfalls aber für die Gesamtheit. Die Gesamtheit lebt nicht vom Geld; für sie ist es ganz gleichgültig, wie hoch die einzelne Leistung in Geldsummen bewertet wird: ihr Wohlstand ist gleichbedeutend mit der Menge der erzeugten Güter. Diese Werterzeugung nimmt aber ab und nicht zu, wenn die Zahl der Erzeuger geringer wird: Tod und Verstümmlung können keine Mehrer des Wohlstands sein. Indessen, vielleicht leidet wohl die Gesamtheit Schaden, der einzelne Arbeitende jedoch, der freilich für mehr Nichtarbeitende als sonst zu sorgen hat, ist desto gesuchter und besser bezahlt; wie Oppenheimer das ausdrückt: die Zahl der Werterzeuger hat abgenommen, die Zahl der Verbraucher ist größer geworden. So einleuchtend es scheint: eben das trifft nicht zu. Beide Auffassungen: die von der verringerten Arbeitsfähigkeit der Gesamtheit und die von dem zwischen Erzeugern und Verbrauchern veränderten Zahlenverhältnis gehen von falschen Voraussetzungen aus.

Die Zahl der Arbeitskräfte in Deutschland wird durch den Krieg zwar in ihrer natürlichen Zunahme verzögert, aber nicht absolut verringert sein. Die Zahl der Verbraucher aber wird mindestens nicht zugenommen haben.

Wie ist dies möglich, da doch der Krieg viele Hunderttausende von Arbeitsrüstigen getötet, gerade die „Verbraucher" aber, die Kinder, die Alten und die nichterwerbenden Frauen verschont hat? Die Bevölkerungsstatistik gibt die Antwort. Die Deutschen sind ein Volk, das an Kopfzahl zunimmt, aber nicht gleichmäßig; mit anderen Worten: die Altersschichtung verändert sich. Wäre Friede geblieben, so wäre die Gesamtbevölkerung zwar um etwa 750 000 Köpfe jährlich gewachsen, die Zahl der Kinder jedoch hätte nicht zugenommen, wäre wohl selbst ein wenig geringer geworden. Die Menge derer, die dem Kindesalter entwachsen, und derer, die vorher sterben, ist zusammengenommen ebenso groß wie die Zahl der Neugeborenen: die Bevölkerungszunahme verschiebt fortdauernd das Zahlenverhältnis zugunsten der Erwachsenen. In Ziffern: etwa 1 450 000 Deutsche überschreiten jährlich das sechzehnte Lebensjahr; 650 000 derer, die es überschritten haben, sterben. Das ergibt einen Überschuß von rund 800 000, der somit größer ist als der ganze Bevölkerungszuwachs. Von den Deutschen zwischen sechzehn und sechzig Jahren sterben gegen 300 000; 450 000 treten ins Greisenalter. Der jährliche Zuwachs innerhalb dieser arbeitsfähigen Schicht beträgt also 700 000; er ist auf Männer und Frauen ziemlich gleich verteilt.

Das Ergebnis: allein an Männern im arbeitskräftigen Alter nimmt Deutschland um jährlich 350 000 zu. Vom 1. August 1914 bis Ende 1918 bedeutet dies einen normalen Zugang von mindestens anderthalb Millionen männlicher Arbeitskräfte. Schon damit ist der Kriegsverlust (der Zahl nach) annähernd ausgeglichen.

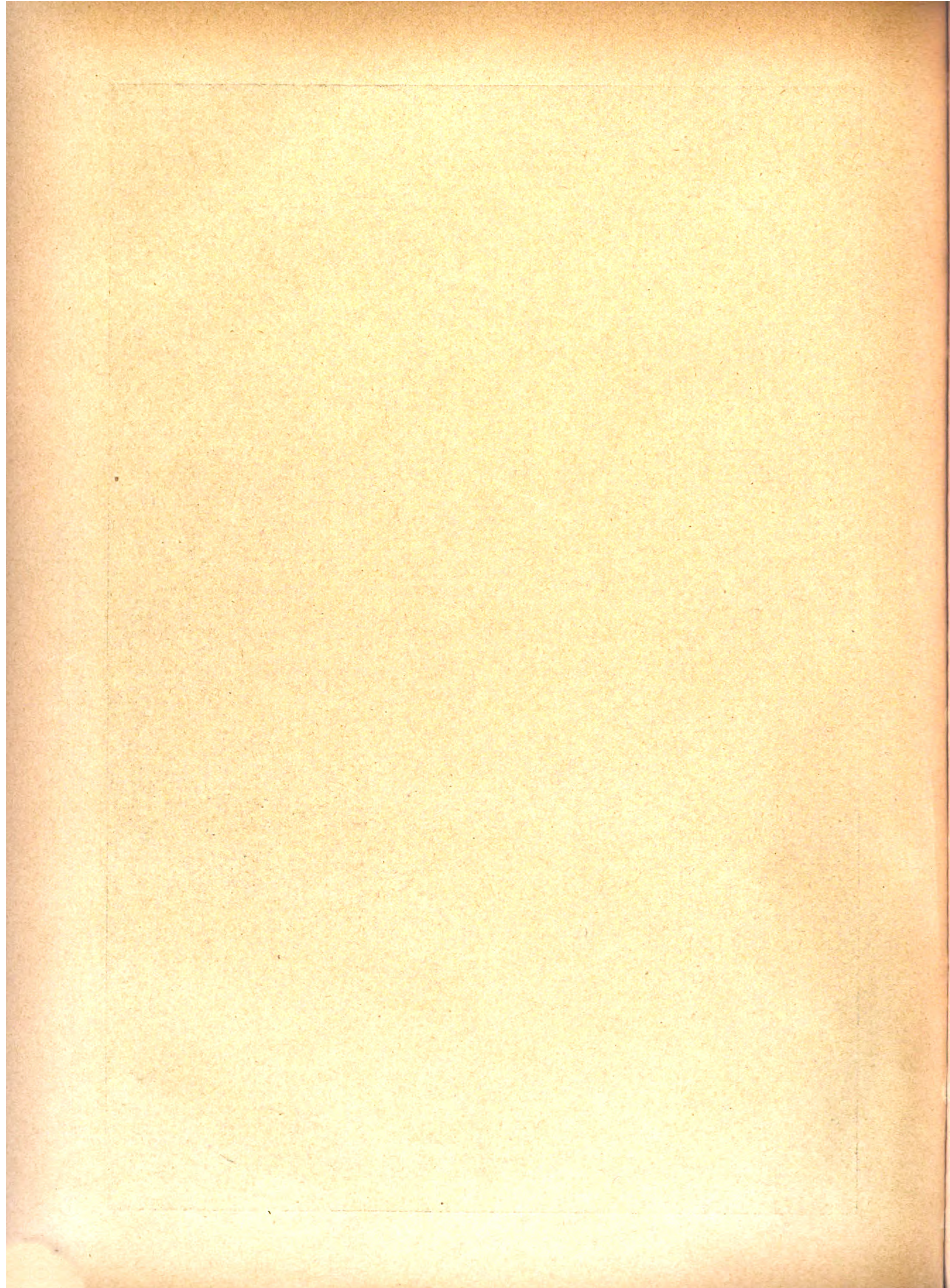
Dazu kommt aber der Gewinn an weiblichen Arbeitskräften. Von 1895 bis 1907 nahm, nach dem Ergebnis der Berufszählung, die Zahl der erwerbstätigen Frauen um 2,9 Millionen zu, oder fast um eine Viertelmillion jährlich. Es entsprach dies annähernd dem ganzen Zugang an Frauen zwischen sechzehn und sechzig Jahren. Seitdem wird sich die Neigung der Frauen, ins Erwerbsleben einzutreten, gewiß nicht vermindert haben; der Krieg und die Nachkriegszeit werden sie sogar steigern. Sicherlich nimmt jetzt und in der nächsten Zeit die Zahl der (im Erwerbsinn) tätigen weiblichen Arbeitskräfte um 300 000 jährlich zu. Das bedeutet abermals bis Ende 1918 einen Zugang von 1,3 bis 1,4 Millionen. Insgesamt wird somit Ende 1918 den Kriegsverlusten ein Gewinn von fast 3 Millionen Arbeitskräften gegenüberstehen. Ihre Gesamtzahl (wenn der Krieg nicht noch sehr lang und sehr blutig ist) wird um mindestens 1 Million höher sein als am 1. August 1914. Freilich auch anders zusammengesetzt: der Zuwachs wird auf die Frauen und bei den Männern auf die Jugendlichen und auf die Älteren (zwischen vierzig und sechzig Jahren) entfallen. Die Zahl der Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren wird vorerst geringer sein als bei Kriegsausbruch.

Wie steht es aber mit dem Überwiegen der „Verbrauchenden"? Ihre Zahl wird nicht vermehrt, sondern verringert sein. Einer verminderten nur verbrauchenden Bevölkerung steht eine um eine Million vermehrte arbeitende gegenüber. Der Krieg hat den Zuwachs menschlicher Wirtschaftskraft in Deutschland verzögern können; ihn unter den Stand von 1914 zu drücken, hat er nicht vermocht.



Aus den Kämpfen bei Langemark.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

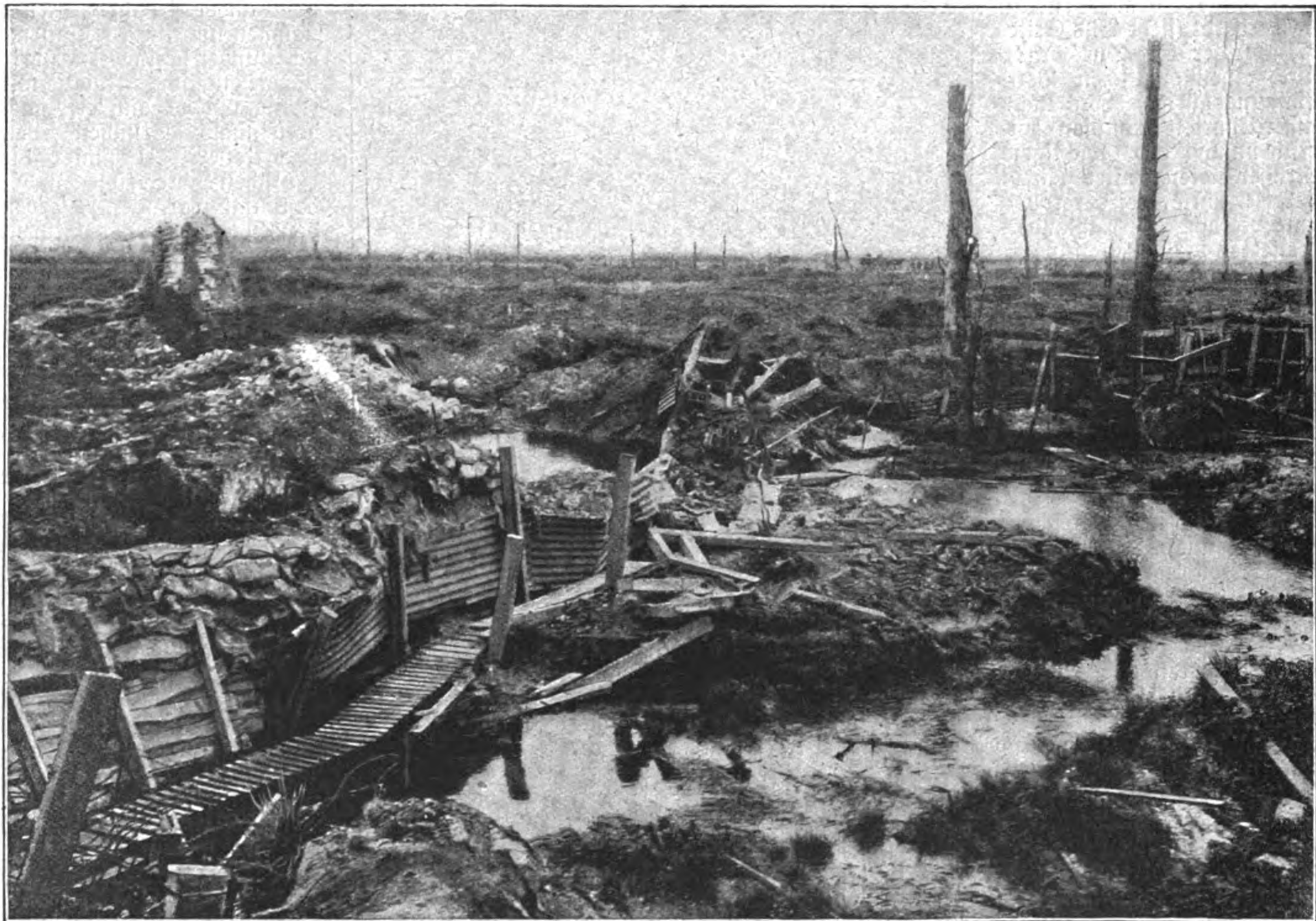
Die Frühlingschlacht an der **Westfront** hatte nach vierwöchiger Dauer bereits außerordentliche Ergebnisse gezeitigt. Die Deutschen waren in der Picardie auf 80 Kilometer breiter Front bis zu 60 Kilometer tief vorgestoßen und hatten in Belgisch- und Französisch-Flandern auf halb so langer Linie bis zu 20 Kilometer Raum gewonnen. Dabei war die deutsche Heeresleitung immer darauf bedacht gewesen, zur Schonung ihrer Streitkräfte die feindlichen Stellungen durch Umgehung zu nehmen, was vielfach auch gelang und zur Folge hatte, daß die Verluste verhältnismäßig gering blieben. Es überwogen die leichten Verwundungen; die Hälfte aller Verletzten war marschfähig, und viele davon konnten sich bald wieder zu ihren Truppenteilen begeben. Die Zahl der Schwerverletzten blieb niedrig, weil nur ein kleiner Teil der Verwundungen von Artilleriegeschossen herrührte. Auch die gefährliche, als „Gasbrand" bezeichnete Wundkrankheit war in diesen Kämpfen wenig aufgetreten.

Der Abgang von Kriegsgeräten war durch die den Feinden, namentlich den Engländern entrissene Beute reichlich ersetzt worden. Der Wert der vom 15. Oktober 1917 bis zum 15. April 1918 gemachten Beute belief sich auf viele Milliarden Mark. Davon entfiel allein auf Geschütze und Artilleriemunition über eine Milliarde, die genommenen Maschinengewehre waren mit 60 Millionen zu bewerten, das rollende Eisenbahnmaterial mit 250 Millionen, die abgeschossenen feindlichen Flugzeuge und Ballone mit 60 Millionen Mark. Sehr groß war auch der Gewinn an Kriegsbedarf jeder Art, besonders an Pionierausrüstung, Handfeuerwaffen, Gasmasken, Bekleidungstoffen, Verpflegungsmitteln, Kupfer und Gummi. Den Feinden waren 7246 Geschütze, über 20 000 Maschinengewehre, mehr als 300 Tanke, 100 Panzerkraftwagen, 630 Kraftwagen, 7000 Fahrzeuge, unübersehbares Eisenbahnmaterial, darunter 800 Lokomotiven und 8000 Wagen, abgenommen worden. Außerdem verloren sie über 1100 Flugzeuge und mehr als 100 Fesselballone; dazu kamen noch 517 000 Gefangene.

Wie bedeutend die Mannschaftsverluste der Feinde gewesen waren, ging auch daraus hervor, daß von den zwei portugiesischen Divisionen vier Brigaden zum Zwecke der Neuordnung zurückgezogen werden mußten; auf Nachschub aus Portugal war nicht zu rechnen, weil dort eine Flecktyphusepidemie herrschte. Da wollte es nicht viel heißen, wenn der italienische Ministerpräsident Orlando verkündete, daß in kurzer Zeit auf den Schlachtfeldern der Picardie und Flanderns bald auch italienische Fahnen flattern würden; denn besonderen Umfang konnte diese Hilfe nicht annehmen, da Italien wegen des erwarteten Angriffs der Österreicher und Ungarn an der italienischen Front seine Truppen selbst nötig brauchte.

Trotzdem hofften die Verbandsmächte noch auf ihren Sieg. Besonders die Engländer waren entschlossen, ihre Stellungen bis zum äußersten zu verteidigen und zu halten. In erster Linie sollte diese Absicht nördlich und südlich von Armentières durchgeführt werden. Dennoch machten die Deutschen auch dort in harten Kämpfen bedeutende Fortschritte, obwohl das Gelände westlich von Armentières und fast im ganzen Gebiet der Lys beträchtliche Schwierigkeiten bot. Infolge der Beschießung durch die Deutschen waren die alten englischen Linien zu einem unergründlichen Sumpf mit ungezählten kleinen Seen geworden, zwischen denen sich die Wege und Kolonnenstraßen nach der neuen Front hinzogen (siehe untenstehendes Bild). Zersplitterte Bäume, Blindgänger, Handgranaten, Pferdeüberreste lagen überall umher und erschwerten den Nachschub aller Art für die Kämpfenden ungemein.

Die Engländer rafften im Kampfabschnitt an der Lys alle verfügbaren Mannschaften zusammen und führten Leute ins Gefecht, die kaum die erste Ausbildungszeit hinter sich hatten; General Foch war genötigt, ihnen von



Phot. Bild- und Film-Amt.

Eroberte englische Stellung vor Armentières; durch deutsche Artillerie stark zusammengeschossen.

seinen Reserven einige Divisionen zu Hilfe zu schicken. Die Aufbietung aller Kräfte schien angezeigt, weil die Entwicklung der Schlacht an der Lys die Verbindung zwischen der englischen Nord- und Südgruppe bedrohte. Nach dem Fall von Armentières fürchteten die Engländer für Ypern.

Während der Kämpfe, die zur Einschließung Armentières führten, weilte nach der Meldung eines Kriegsberichterstatters auch der Kaiser auf dem Schlachtfelde und beobachtete auf einem Gefechtstande südöstlich von der Stadt, von dem aus sich ein breiter Überblick über das ganze Schlachtgelände von Warneton bis südlich von Merville bot, den Fortgang des Ringens (siehe Bild Seite 260/261). Ein Schlachtenpanorama von überwältigender Großartigkeit lag so zu Füßen des Kaisers und der um ihn versammelten Männer. Brände lohten ringsum, und ungezählte Fliegergeschwader führten zahlreiche Luftkämpfe aus, während der vorstürmenden Infanterie Geschütze und Kolonnen mit Faschinen, Bohlen, Balken und Brettern nachgezogen wurden.

Am 13. April drangen deutsche Truppen an der Lys in schnellem und selbständigem Handeln ihres Regimentskommandeurs Oberstleutnant Pohlmann (siehe Bild Seite 262) unter Drehung ihres Angriffstoßes nach Nordwesten gegen den Raum von Ypern (siehe die nebenstehende Karte) vor. Südwestlich von Wulverghem gelang den Deutschen unter dem General v. Eberhardt (siehe Bild Seite 254) wieder ein Durchbruch durch einen englischen Verteidigungsgürtel, der nach äußerst harten Kämpfen zur Erstürmung des wichtigen Straßenknotenpunktes Nieuwekerke führte. Wiedereroberungsversuche der Engländer scheiterten verlustreich für sie. Noch in den Abendstunden besetzten die Deutschen unter General Märcker auch die Höhen westlich von Nieuwekerke. Vieux Berquin und Merris wurden ebenfalls genommen. Damit hatten die Deutschen den ersten Schritt aus der Lysebene auf das Höhengelände getan, das die flandrische Ebene beherrschte. Mit der Einnahme von Merris war die wichtige Bahnstrecke Calais—St. Omer—Hazebrouck—Armentières überschritten worden, die im Rücken der Ypernstellung der Engländer verlief.

Jeder weitere Fortschritt der deutschen Streitkräfte in nördlicher Richtung mußte Ypern gefährlich werden. Die Bedrohung der Ypernstellung in der südlichen Flanke verminderte bereits ihren Wert als Ausfallstor. Noch verriegelte allerdings der etwa 10 Kilometer tiefe Höhenzug den Deutschen den Weg hinter diesen Hauptstützpunkt der nördlichen englischen Linien. Als nächstwichtiger Ort kam Bailleul in Betracht, das während der heißen Kämpfe wiederholt seinen Besitzer wechselte.

Schon Tags darauf, am 15. April, erzielten die Deutschen neue Fortschritte. Bei Wytschaete nahmen sie in kühnem Handstreich die mächtigen Sprengtrichter aus der Schlacht im Wytschaetebogen im Jahre 1917. Brachte dieser Handstreich den Feinden schon große Nachteile, so vermehrte sich der Druck auf die Ypernfront noch erheblich durch einen deutschen Vorstoß gegen das Dorf Wulverghem. Nach einem kurzen Feuerschlag der schweren Geschütze und Minenwerfer stürzten sich die Sturmabteilungen auf den Feind, der sich ihnen tapfer entgegenstellte. Aber alle Opfer reichten nicht aus, das Dorf, und insbesondere auch die Höhen nordwestlich davon, zu halten. Die Deutschen setzten sich dort fest und standen damit vor dem englischen Hauptbollwerk, dem Kemmelberg, dem Kernpunkt der englischen Höhenstellungen südlich von Ypern. Der Erfolg wurde noch vervollständigt durch die Wegnahme der an Wulverghem anschließenden feindlichen Stellungen.

Am Nachmittag des heißen Kampftages erfochten die Deutschen weiteren Gewinn im Gebiete der Hügelkette zwischen Nieuwekerke und Bailleul, bis zu dessen Ostrand der deutsche Stoß schon vorgeschritten war. Mühsame Kleinarbeit an den vorausgegangenen Tagen hatte es den Deutschen ermöglicht, sich an die Vorwerke des feindlichen Verteidigungsabschnittes heranzuschieben, ohne daß die Engländer die Entwicklung des neuen deutschen Sturmstoßes bemerkten. Während die schweren deutschen Mörser und Minenwerfer (siehe die Bilder Seite 259) seit zwei Uhr nachmittags einen Befestigungspunkt der englischen Stellungen nach dem anderen unter Feuer nahmen und sich die Sturmabteilungen sammelten, rührte sich die englische Artillerie nur wenig und begann erst nach dreieinhalb Stunden den Sperrfeuerriegel hinter die deutschen Linien zu legen, der bestimmt war, den Reserven den Weg nach der Sturmfront zu versperren. Allein die deutschen Verstärkungen, die den Sturmwellen nachgeschickt werden sollten, hatten die feindliche Feuergarbe bereits unterlaufen, so daß die Truppen nicht mehr von ihr erfaßt wurden. Das Feuer der Engländer war überhaupt schlecht geleitet, weil ihre Beobachter in den Gehöften der angegriffenen Höhenstellungen gleich zu Beginn der deutschen Artillerievorbereitung beschossen wurden und fielen oder ihren Platz wechseln mußten. Die Gehöfte gingen in Flammen auf, starke Bollwerke zersplitterten unter den schweren Granaten, Munitionstapel und Niederlagen flogen in die Luft. Der Anblick der furchtbaren Wirkung der Beschießung veranlaßte die deutsche Infanterie, noch während der Artillerievorbereitung und vor der festgesetzten Zeit zum Beginn des Angriffs in die feindlichen Gräben zu stürmen. Der deutschen Artillerie gelang es glücklicherweise, die Feuerwelle rechtzeitig vorzuverlegen, so daß die angriffsmutige Infanterie durch sie keinen Schaden erlitt.

Unmittelbar hinter den Einschlägen der Artilleriegeschosse setzte sich die deutsche Infanterie in den feindlichen Stellungen fest. Auf dem linken Flügel der Feinde waren aber eine Anzahl Maschinengewehrnester unentdeckt geblieben,

aus denen heftig geschossen wurde. Durch schweres Minenwerferfeuer waren sie bald unschädlich gemacht worden. Bergauf stürmend wandten sich die deutschen Sturmabteilungen über Sturzäcker und durch die Trümmer der feindlichen Drahtverhaue gegen die Reste der Grabenbesatzungen und erreichten die Kuppen der Höhen. Wie bei Wulverghem, so ergriffen die Feinde beim Auftauchen der ersten deutschen Sturmhelme auf den Höhen ebenfalls die Flucht; bei Breomeerschen verließen sie schleunigst ein Baracken-

Batterien mit zunehmender Wucht die englischen Maschinengewehrnester am Stadtrande zerstörten und die mächtige, dreifache Barrikadenwehr vernichteten. Als am Nachmittag das Asyles des Aliénés durch frisches Draufgehen in die Hand der Deutschen gefallen war, verließen die Engländer Bailleul in eiliger Flucht. Während die Deutschen die Kemmelstellung im Süden schwächten, gingen andere Abteilungen unter Führung des Generals Sieger (siehe Bild Seite 232) gleichzeitig auch von Westen her vor und


Deutsche 21-cm-Mörserbatterie beim Stellungswechsel vor Estaires.


Eine Batterie deutscher 21-cm-Mörser im Feuer.


Erbeutete schwere englische Haubitze in Armentières.


Österreichisch-ungarischer 30,5-cm-Mörser wird in Stellung gebracht.


Während des Kampfes überlaufende englische Soldaten werden von den Deutschen zu einer Sammelstelle gewiesen.


Ein Trupp der ersten aus der Schlacht eingebrachten englischen und portugiesischen Gefangenen.

Bilder aus der Schlacht bei Armentières.

Nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.

lager. Im Verfolgungsfeuer erlitten die Fliehenden namhafte Verluste.

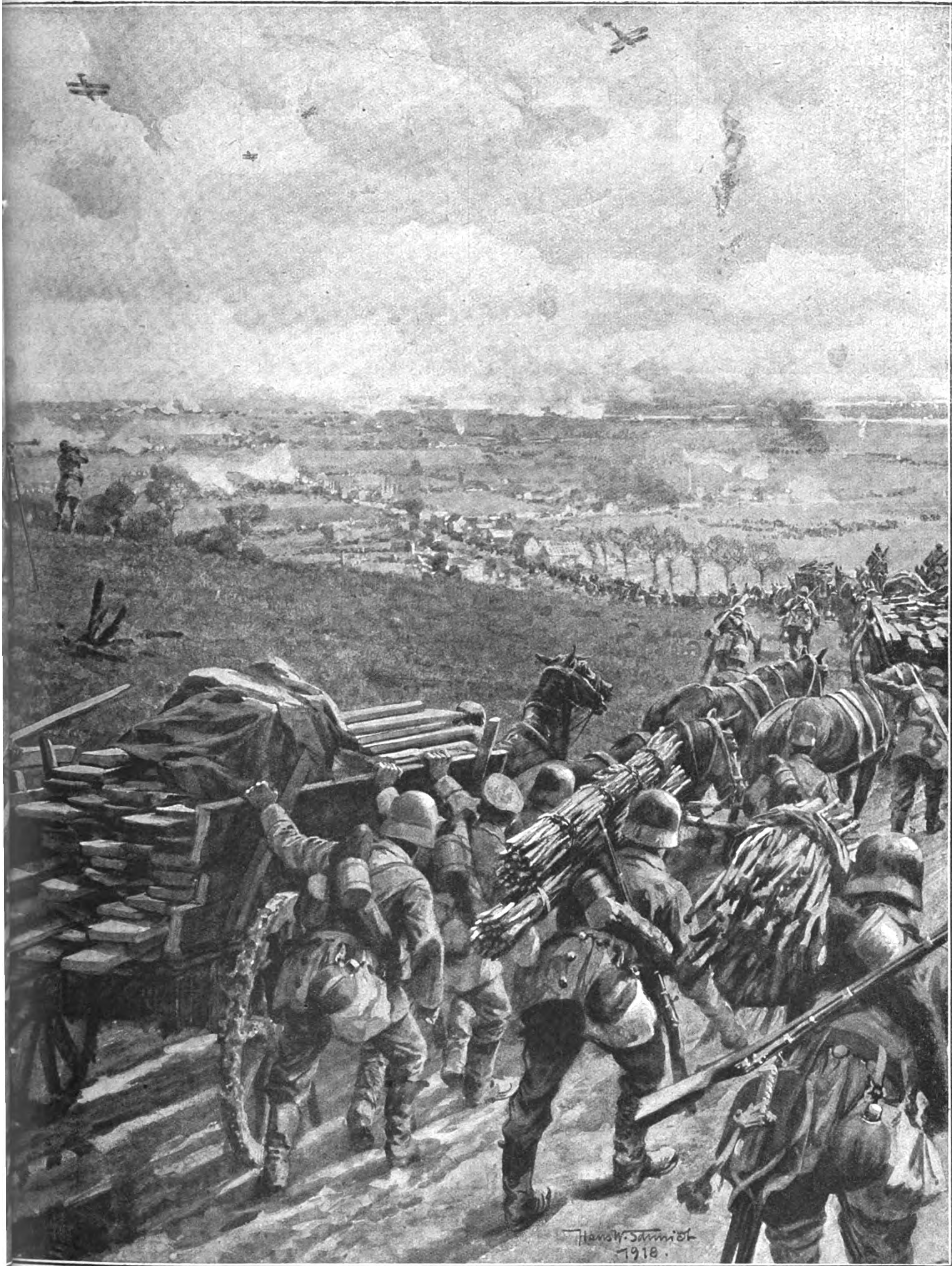
Durch die Einnahme von Merris war die Stellung von Bailleul von Süden her geschwächt; die Eroberung der nordöstlich von Bailleul gelegenen Höhen tat dem Widerstande der Engländer auch von Norden her Abbruch. Schon am 16. April früh schoben sich im Nordosten der Stadt die deutschen Truppen auf Cappellynde weiter westlich vorwärts. Dieser ebenfalls bis zum Letzten gehaltene Stützpunkt in der Nordflanke Bailleuls fiel bereits in den ersten Morgenstunden. Drohend zogen sich die deutschen Sturmwellen auf allen Flanken, nur im Nordwesten Raum lassend, um Bailleul zusammen, während die deutschen

stürmten Wytschaete, das ebenso wie Armentières und Bailleul durch Umfassung genommen wurde. — Insgesamt fielen etwa 2000 Feinde bei der Eroberung der genannten festen Punkte als Gefangene in die Hand der Deutschen, eine Zahl, die zu den Riesenverlusten der Gegner an Gefallenen in keinem Verhältnis stand.

Unter Aufbietung aller Kräfte versuchten die Engländer, längst verstärkt durch Franzosen, die Flankenbedrohung Yperns durch eine Unternehmung gegen den südlichen Teil des Kampfraumes von Armentières wieder aufzuheben. Besonders bei Locon und im Gebiet um Merris setzten sie stärkste Streitkräfte zur Verdrängung der Deutschen ein. Dabei opferten sie ihre Bataillone aber



Der Deutsche Kaiser beobachtet auf einem Gefechtstande südlich von Armentières den Verlauf der Schlacht. Im Vordergrund ziehen Kolonnen mit Pioniergerät der vorstürmenden Infanterie nach.



Nach einer Originalzeichnung
von Professor Hans W. Schmidt.


Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.
Korvettenkapitän Arnold Schütze.


Kapitänleutnant Flemming.


Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.
Kapitänleutnant v. Freudenreich.

Hervorragende Kommandanten deutscher Marineluftschiffe.

vergeblich; bei Bailleul führten Gegenstöße ebensowenig zu dem gewünschten Ziel. Am 17. April mußten die Engländer auch Poelcapelle den Deutschen überlassen. Schrittweise suchten sie abzubauen, sie beschleunigten ihren Rückzug aber unter dem stärker werdenden Druck der Armee Armin, verloren auch Langemark (siehe die Kunstbeilage) und Zonnebeke und gingen hinter den Steenbach zurück. Erst südlich von Blankaartsee faßten sie stärkere Streitkräfte zu einem Gegenangriff zusammen, den die Deutschen abfingen. So ging es auch am 18. April. Namentlich bei Wytschaete setzte der Feind starke Abteilungen zur Wiederherstellung der Lage ein. Inzwischen unternahmen die Deutschen aber bei Bethune neue Angriffe und entrissen dem Gegner Stellungen nördlich vom La Bassée-Kanal, wobei sie einige Geschütze erbeuteten. Der Gegendruck der Feinde im Raume von Festubert und Givenchy ergab wechselvolle Zusammenstöße, die zwar noch zu keiner Entscheidung führten, den Deutschen aber über 600 Gefangene brachten.

Die Schlacht von Armentières hatte ungemein störend auf die Vorbereitungen und die Durchführung des feindlichen Gegenangriffes im Raume von Amiens gewirkt. Während der Fortführung des Feuerkampfes bei Wytschaete und im Raume von Bailleul nahmen die Franzosen ihre Entlastungstöße südöstlich von Amiens wieder auf, obwohl ihre vorausgegangenen Unternehmungen mißlungen waren und Ströme von Blut gekostet hatten. Auf beiden Avreufern, bei Thonnes und bei Mailly-Ranneval gingen sie nach tagelanger Artillerievorbereitung besonders in der Richtung auf Morisel und Moreuil gegen die neuen deutschen Linien in dichten Massen vor. Dabei verloren sie über 600 Gefangene und einen Panzerwagen.

Auch in anderen Frontabschnitten entwickelten sich zahlreiche größere Unternehmungen. Die Amerikaner erlitten bei Seicheprey, nördlich von St. Mihiel, beträchtliche blutige Verluste bei einem deutschen Vorstoß, der ihnen auch zahlreiche Gefangene kostete. Nördlich von Flirey versuchten am 17. April die Franzosen zwischen Maas und Mosel eine weiterzielende Unternehmung, scheiterten damit aber schon vor der Überwindung der vorderen deutschen Linien. Ihre geringen Erfolge suchten sie wettzumachen durch nutzlose Beschießung ihrer eigenen Städte, wie Laon, deren schöne Kathedrale (siehe Bild Seite 264) ihrem wütenden Artilleriefeuer zum Opfer fiel. Die Deutschen dagegen verschafften sich örtliche Vorteile mit kleineren Vorstößen auf dem östlichen Maasufer bei Watronville und bei Ornes. —

* * *

Der **Luftkrieg** hielt sich während dieser Zeit in bescheideneren Grenzen, weil ungünstiges Wetter die Flieger mitunter erheblich hinderte. Aber doch ereigneten sich eine ganze Anzahl Luftkämpfe, in denen wieder zahlreiche deutsche Flieger gut abschnitten. Trotz ungünstigsten Wetters mußten die Beobachtungsflieger ebenso wie ihre Kameraden im Fesselballon ihre schwierige und verantwortungsvolle Tätigkeit in geringer Höhe fortführen; am meisten in Anspruch genommen waren die Infanterieflieger und Schlachtstaffeln. Bei strömendem Regen flogen sie, oftmals nur in wenigen hundert Metern Höhe, obwohl sie dabei dem Feuer der feindlichen Maschinengewehre ausgesetzt waren, ganz abgesehen von den Geschossen der Flakgeschütze, für die sie günstige Ziele bildeten.

Im Monat März hatten feindliche Bombenflieger wieder eine Reihe offener deutscher Ortschaften heimgesucht, wie Mainz, Untertürkheim, Cannstatt, Coblenz, Freiburg, Zweibrücken, Kaiserslautern, Mannheim, Ludwigshafen und Köln. Das Ergebnis aller dieser Überfälle stand zu dem Aufwand an Flugzeugen in keinem Verhältnis. Bei einem schweren Angriff auf die badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen wurden lediglich einige Wagen mit Benzol in Brand gesetzt. In Freiburg erlitten ein Kranken-


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Regimentskommandeur Oberstleutnant Pohlmann,
dessen Truppen in selbsttätigem Handeln die Höhe von Rossignol stürmten.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General Grünert,
Führer deutscher Truppen in dem Kampfgebiet zwischen Bapaume und Peronne.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General Sieger,
der Eroberer von Wytschaete, dessen Truppen auch an der Erstürmung des Kemmelberges beteiligt waren.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General v. Webern,
siegreicher deutscher Truppenführer in dem Kampfgebiet zwischen Ham und Chauny.

haus, die Martinskirche und mehrere Privathäuser erhebliche Beschädigungen. Die Verluste an Toten und Verletzten waren im März höher als in den Vormonaten, was seinen Grund in zu großer Sorglosigkeit der Einwohner hatte. Es gab 32 Tote, 22 Schwer- und 86 Leichtverwundete. Die Feinde büßten bei den Unternehmungen insgesamt 8 Flugzeuge ein.

Viel stärker war die Wirkung der deutschen Bombenangriffe auf die militärisch wichtigen Punkte des feindlichen Hinterlandes. Abgesehen von dem planmäßigen Abwerfen von Bomben auf feindliche Truppensammelplätze und Bahnknotenpunkte von besonderer Bedeutung, glückte den Deutschen am 12. April wieder ein Luftangriff auf Paris, der allein an Menschenopfern 26 Tote und 72 Verwundete forderte. In der Nacht zum 13. April unternahmen deutsche Luftschiffe unter Führung von Kapitänleutnant Strasser (siehe Bild in Band VII, Seite 40) und Teilnahme der Luftschiffkommandanten Hauptmann Manger (siehe Bild in Band VII, Seite 330), Kapitänleutnante Ehrlich (Herbert) (siehe Bild in Band VII, Seite 330), v. Freudenreich (siehe Bild Seite 262) und Flemming (siehe Bild Seite 262), sowie des Korvettenkapitäns Arnold Schütze (siehe Bild Seite 262) abermals einen Luftangriff gegen Mittelengland und warfen mit gutem Erfolg Bomben auf die für die Kriegsindustrie wichtigen Orte Birmingham, Nottingham, Sheffield, Leeds, Hull und Grimsby ab. Schwerste artilleristische und Fliegergegenwehr der Engländer konnte die Deutschen an der Durchführung ihres Auftrages nicht hindern; alle Luftschiffe kehrten wohlbehalten an ihren Stützpunkt zurück. —

Die Beschießung von Paris durch weittragende deutsche Geschütze, die täglich Menschenverluste und Sachschaden verursachte, beunruhigte die Einwohnerschaft so, daß es zahlreiche Pariser für geraten hielten, die Hauptstadt zu verlassen. Wenn die Regierung erst bestrebt gewesen war, die allgemeine Flucht zu verhindern, so sah sie sich doch bald genötigt, den Abreisenden keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen und den Verhältnissen sogar durch Vermehrung der Züge Rechnung zu tragen, trotz der Belastung der Eisenbahnen durch Militärtransporte. Auch andere Beförderungsmittel wurden den auf ihre Sicherheit Bedachten bereitwillig zur Verfügung gestellt. —

* * *

Die zunehmende Verschlechterung der Lage der Westmächte spiegelte sich auch im **U-Bootkrieg** wider. Die durch ihn hervorgerufenen Schiffsverluste konnten trotz aller Anstrengungen nicht durch Neubauten wettgemacht werden, weil fortgesetzt mehr Schiffe versenkt wurden, als Ersatz vom Stapel lief.

Die Leistungsfähigkeit der deutschen U-Boote bestätigte wieder einmal das Erscheinen eines solchen viele tausend Meilen entfernt vom Heimathafen. Am 10. April zeigte sich ein Tauchboot größter Bauart vor Monrovia, dem Haupthafen der dem Vierverband beigetretenen Negerrepublik Liberia. Durch Geschützfeuer beschädigte es die drahtlose Station beträchtlich und beschoß dann mit Erfolg auch die wichtige Kabelstation (siehe Bild Seite 265). Ein anderes U-Boot, das am 17. April in seinem Heimathafen eintraf, hatte im Sperrgebiet um die Azoren 5 Dampfer und 2 Segler versenkt, unter denen sich der französische bewaffnete Dampfer „Qued Sebon" befand, der 150 Soldaten mitführte. Zwei Kanonen mit einem Kaliber von 9 und 7,5 Zentimeter erbeutete das U-Boot und nahm sie mit heim. Von den wertvollen Kolonialerzeugnissen, die sich auf den feindlichen Schiffen vorgefunden hatten, brachte das Tauchboot 27 000 Kilogramm Gummi und 5000 Kilogramm Wachs als sehr erwünschte Stoffe für die Kriegswirtschaft mit nach Deutschland. Nach einer Meldung des deutschen Admiralstabes war dem U-Bootführer Kapitänleutnant Wilhelm Meyer am 31. März die Vernichtung eines englischen Passagierdampfers von wenigstens 18 000 Tonnen geglückt; das bedeutete wieder einen recht empfindlichen Verlust für die Engländer. —

* * *

Auf den übrigen Kriegschauplätzen zeigte sich ebenfalls reges Leben. In Finnland erzielten die Deutschen um Mitte April die Verbindung mit den Truppen Mannerheims. In Mazedonien beunruhigten die Bulgaren die Truppen der Westmächte durch eifrige Erkundungstätigkeit, bei der sie am 16. April in der Strumaebene 155 Engländer und einige Griechen gefangen nahmen. —

Die **Türken** verschärften in Palästina ihren Druck auf die Engländer und eroberten bei Erkundungsstößen am 13. April 11 Maschinengewehre. Die Hafenstadt Batum am Schwarzen Meer fiel am 14. April in ihre Gewalt, nachdem die Besatzung, die mehrere Tage kräftigen Widerstand geleistet hatte, bezwungen worden war. —

* * *

Einen Blick hinter die Kulissen des Kriegstheaters ließ am 2. April der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Graf Czernin, tun, der in einer Rede, die er vor der Obmännerkonferenz



Phot. Bild- und Film-Amt.

Wie die Franzosen die deutschen Heldengräber schänden.

Auf dem Holzkreuz eines Grabes auf dem Friedhof des wiedereroberten Nesle ist das Wort „Kameraden" vom Feinde mit schwarzer Farbe überstrichen worden.



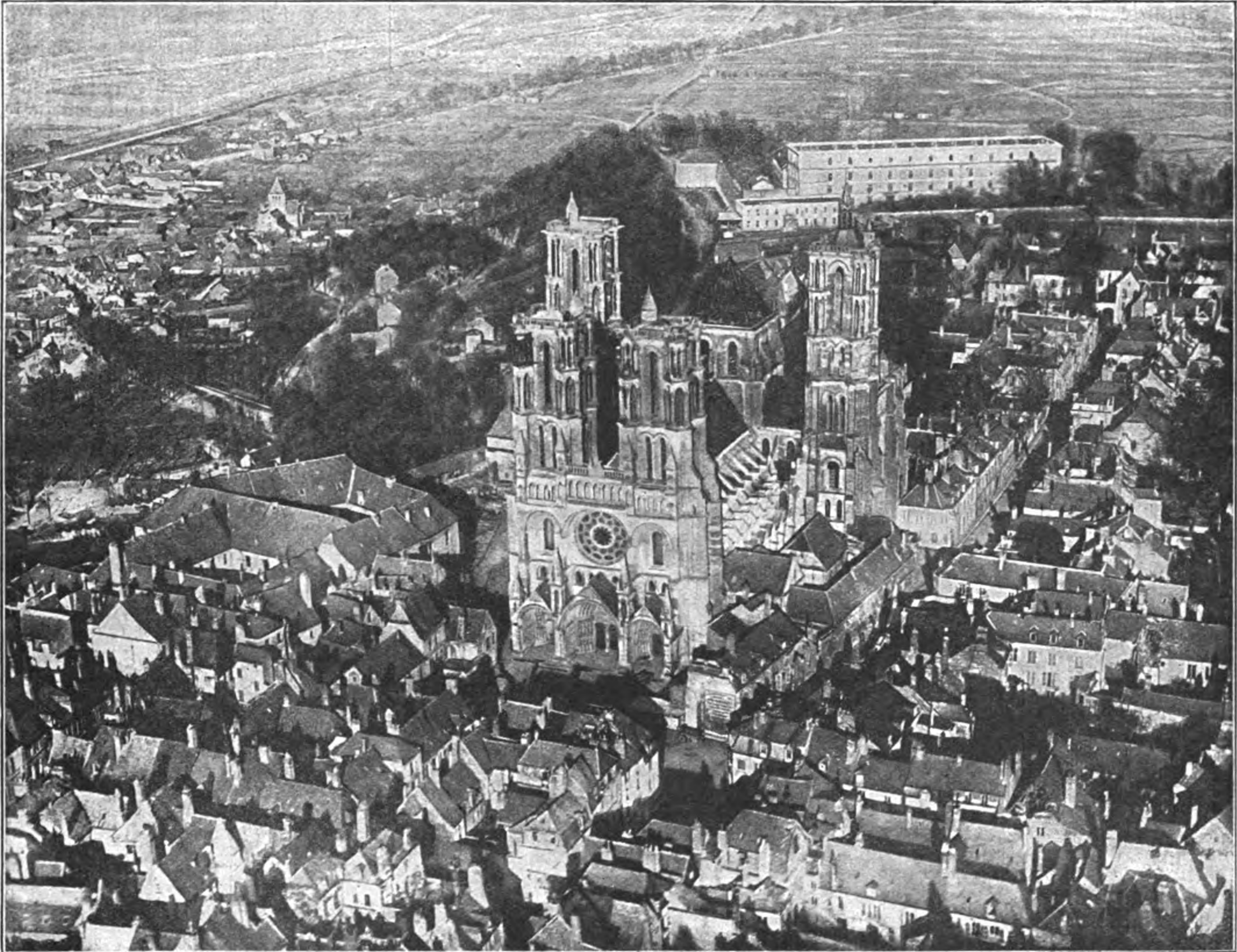
Phot. Bild- und Film-Amt.

Wie die Franzosen die deutschen Heldengräber schänden.

Mutwillige Zerstörungen auf dem Friedhofe im wiedereroberten Nesle. Die Soldatengräber wurden von den französischen „Kulturträgern" vor ihrem Rückzug aufgerissen, die Holzkreuze gewaltsam zerbrochen, die Grabsteine absichtlich umgestürzt und die Inschriften mit den Namen der Toten und dem Zeichen des Eisernen Kreuzes vernichtet. Die deutschen Gräber wurden außerdem von den übrigen durch einen Zaun aus Draht und Dachpappe getrennt.

des Wiener Gemeinderates hielt, bekannt gab, daß Clemenceau vor Beginn der Offensive im Westen bei ihm angefragt habe, ob und unter welchen Bedingungen er zu Verhandlungen bereit sei. Darauf habe er im Einvernehmen mit der deutschen Regierung bejahend geantwortet und bemerkt, daß er gegenüber Frankreich kein Friedenshindernis erblicken könne, als den Wunsch Frankreichs, Elsaß-Lothringen zu besitzen. Aus Paris wäre dann die Erwiderung gekommen, daß auf dieser Grundlage nicht zu verhandeln sei. Clemenceau bestritt, wegen eines Friedens angefragt zu haben, behauptete vielmehr, von Wien aus sei ein solcher Schritt in Paris unternommen worden. Zum Beweis veröffentlichte er schließlich den Wortlaut eines Briefes, den Kaiser Karl durch Vermittlung seines Schwagers, des Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma, an ihn gerichtet haben sollte, und in dem der Kaiser die Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen als berechtigt anerkannt habe. In Wien gab man das Vorhandensein des Briefes zu, stellte aber gleichzeitig fest, daß sein Wortlaut gefälscht worden sei und Kaiser Karl die Ansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen niemals anerkannt hätte. Es wurde auch bekannt, daß dem Grafen Czernin von der Absendung des politisch wichtigen Schreibens keine Kenntnis geworden war. Er trat infolgedessen von seinem Amte zurück; sein Nachfolger wurde Baron Burian (siehe Bild in Band II Seite 428). —

In Deutschland war inzwischen zur Zeichnung auf die achte Kriegsanleihe aufgefordert worden. Ihr Ergebnis, das am 20. April veröffentlicht wurde, bedeutete einen großen Sieg der Heimat und bewies, daß die Deutschen nicht gesonnen waren, sich von ihren Feinden niederringen zu lassen. Die gezeichnete Summe belief sich auf mehr als 14,5 Milliarden Mark, ein Betrag, den keine der früheren Anleihen erreicht hat. — (Fortsetzung folgt.)


Deutsche Fliegeraufnahme der Kathedrale von Laon, die durch französisches Artilleriefeuer zerstört wurde.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Durchbruchschlacht in Frankreich.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

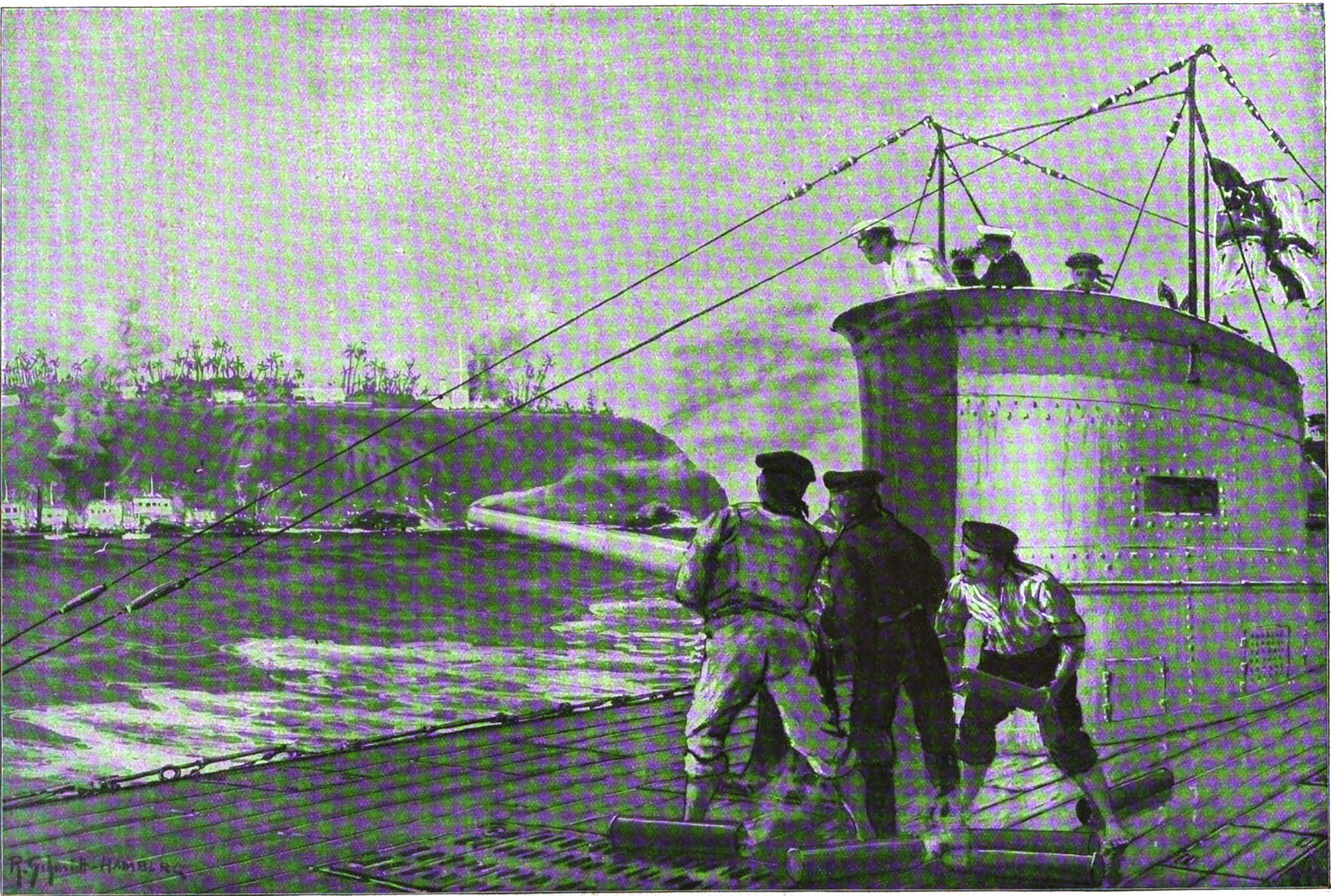
I.

Vorbereitung.

„Bereit sein ist alles." Niemals ist dieses Wort besser bestätigt worden, als durch den Gang der großen Schlacht des Frühjahrs 1918 in Frankreich.

Die Frist, die wir den Westmächten zur Beteiligung an den Friedensverhandlungen mit Rußland gestellt hatten, war ungenutzt verstrichen. Während noch das Weihnachtsfest des vierten Kriegswinters seinen friedlichen Lichterglanz verbreitete und in Millionen Herzen die unsterbliche Hoffnung auf ein Ende des Kampfes neu aufleben ließ, sah sich die deutsche Oberste Heeresleitung vor die Notwendigkeit gestellt, den Angriffsplan gegen die Westmächte zu entwerfen und vorzubereiten. Der Zweifrontenkrieg war beendet, es gab nur noch eine Hauptfront: den Westen. Die Lage war strategisch entlastet. In langen Zügen rollten die Divisionen aus dem Osten der Westfront zu. Die Aufgabe war: aus der jahrelang geübten Abwehr zum Angriff großen Stiles, vielleicht zur Bewegungschlacht überzugehen.

In langer, sorgfältig ausgebauter Befestigungslinie lagen uns die Heere der Westmächte gegenüber. Sie wußten, daß der Angriff kommen würde; sie fühlten sich stark genug, ihm zu begegnen. Die Franzosen hatten es durchgesetzt, daß die Engländer ihren Frontabschnitt bis St. Quentin ausdehnten. Im Februar übernahmen britische Divisionen auch den Abschnitt St. Quentin—La Fère, um der französischen Heeresleitung die Bereitstellung einer besonderen Operationsarmee zu erleichtern. Das Verlangen nach einem einheitlichen Oberbefehl der gemeinsamen Streitkräfte schei-

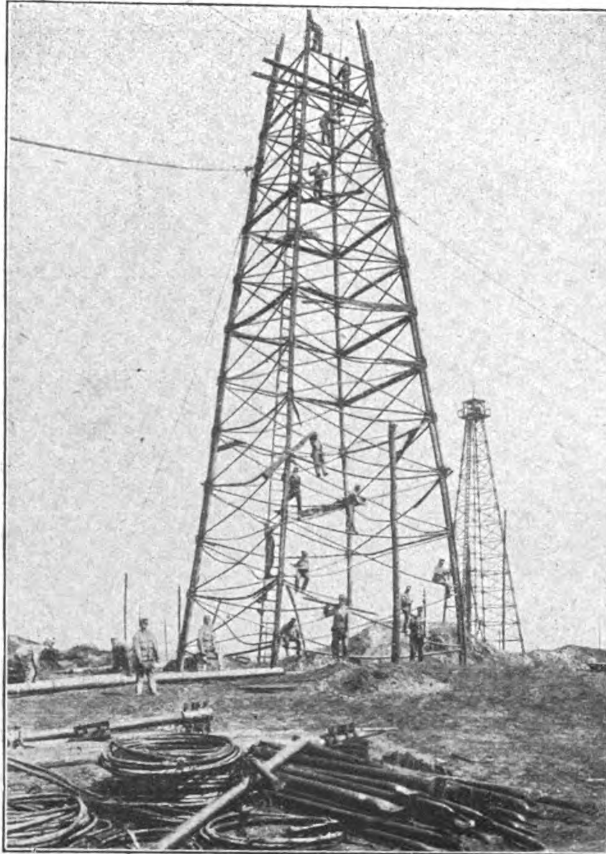


Deutsches U-Boot beschießt Monrovia und Kap Palmas in Liberia (Westafrika).

Nach einem Originalgemälde von R. Schmidt, Hamburg, auf Grund persönlicher Kenntnis der Örtlichkeit.

terte an der Abneigung Englands, sich dem französischen Kommando zu fügen. Eine gemischte Kommission in Paris sollte die Einheitlichkeit der Unternehmungen sichern. In Frankreich herrschte die Meinung vor, daß der deutsche Angriff sich allein gegen die Franzosen richten werde.

Die deutsche Oberste Heeresleitung kam zu einem anderen Schlusse. Ludendorff hatte die ganze Westfront bereist und die taktischen Möglichkeiten des Geländes, die Einflüsse der Witterung auf den Verlauf des Angriffs, sowie seine möglichen strategischen Folgen mit den Armeeführern eingehend beraten. Bereits Anfang Februar wurde im Großen Hauptquartier der Entschluß gefaßt, den ersten Stoß Ende März gegen die englische Front zwischen Arras und La Fère zu unternehmen. Es war das zerstörte Gebiet unserer Frontverlegung vom März 1917, weiterhin das blutig umstrittene Gebiet der Sommeschlacht vom Sommer und Herbst 1916. Über diesen Teil des deutschen Gesamtplans läßt sich schon einiges zusammenfassend berichten:



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Bau eines Bohrturmes in dem unter österreichisch-ungarischer Militärverwaltung stehenden rumänischen Rohölgebiet.

Der Entschluß war gefaßt; Ort und Zeit standen fest; die Vorbereitung begann. Zwei Kernpunkte mußten für sie bestimmend sein. Zum ersten: die Ausnutzung der Erfahrungen aus den gescheiterten Durchbruchversuchen des Feindes. Zum zweiten: die Geheimhaltung und Verschleierung sämtlicher Vorbereitungen zum Angriff.

Alle Erfahrungen aus den letzten Abwehrschlachten wiesen darauf hin, daß eine lang andauernde Artillerievorbereitung die Aufmerksamkeit des Gegners vorzeitig weckt und Gegenmaßnahmen hervorruft. Zweckentsprechender erschien daher eine kurze, überwältigende Bekämpfung seiner Batterien, Stützpunkte und ein Sturmreifschießen seiner Hauptstellungen von Fall zu Fall und Sprung zu Sprung. Dazu gehört der Aufmarsch einer überlegenen und genau orientierten Artillerie schwerer Kaliber, sowie die Bereitstellung zahlreicher Feldbatterien zum unverweilten Nachstoß. Eine genaue Aufklärung über das Kampfgelände mußte vorausgehen; sie durfte nicht nur im Besitz der Führung bleiben, mußte bis zu einem gewissen Grade Gemeingut der Truppe werden. Die Art, wie der Gegner sich zu verteidigen pflegte, wie er Gegenstöße ausführte, wie er sich befestigt hatte, war zu berücksichtigen; seine Frontstärke, seine verfügbaren Reserven, seine Verbindungen waren in Rechnung zu stellen. Unsere Westdivisionen kannten das Artois und die Pikardie gut genug, die Ostdivisionen aus Rußland und Rumänien aber mußten erst an die Eigenart des Westkrieges gewöhnt werden. Die Bodenbeschaffenheit wurde erklärt, die Überwindung der natürlichen und künstlichen Hindernisse wurde in anstrengenden Sturmübungen erprobt. Das Gelände, das durchschritten werden sollte, das sogenannte Alberichgebiet, wies ganz verschiedenwertige Zonen der Zerstörung und Befestigung auf. Demgemäß wurde es planmäßig zerlegt und beschrieben: die Bäche, Hohlwege, das Sumpfland, die Höhen und Gehölze, die Straßen und Wege. Wie waren die gegnerischen Stellungen beschaffen? Wo befanden sich seine Stützpunkte und Niederlagen, wie waren die Ortschaften befestigt und wie am besten zu stürmen? Alle diese Anweisungen und Aufklärungen erstreckten sich viele Kilometer tief über das feindliche Gebiet.

Nun begann die eigentliche Bereitstellung. Rechts von der Armee Marwitz übernahm die Armee Below den Raum zwischen Arras und Cambrai; auf dem linken Flügel zwischen St. Quentin und La Fère stand die Armee Hutier. Zwei englische Armeen hielten im Raum gegenüber. Engländer und Franzosen erwarteten in großer Spannung den deutschen Angriff. Schon zu Anfang Februar wurde die feindliche Erkundungstätigkeit überall ungewöhnlich rege. Der Feind tastete die ganze deutsche Front ab. Da aber diese gesamte Front im Zeichen der Vorbereitung stand, war keine Klarheit über die erste Angriffsstelle zu gewinnen. Die eine Feststellung widersprach der anderen. Der Feind wurde immer nervöser, unruhiger. Und auf die dauernde Anspannung und Alarmbereitschaft folgte notwendig bei der Grabentruppe ein umso dringenderes Bedürfnis nach Abspannung und Ruhe.

Unterdessen vollzog sich in aller Stille und nach sorgfältig erwogenem Plane der Aufmarsch der deutschen Angriffsdivisionen. Weit hinter dem Operationsgebiet, teilweise in der belgischen Etappe, wurden sie aus den Transportzügen ausgeladen und in kurzen, aber strammen Nachtmärschen näher und näher an die Front vorgezogen. Es gab kein Hin und Her, keine Kreuzungen der Anmarschwege. Jede Division blieb in ihrem zugewiesenen Geländestreifen, fand ihre Ortsunterkünfte vor und biwakierte, als die Dörfer seltener wurden und endlich aufhörten, in Geländefalten und Trümmern. Es war ein Vormarsch mit vollem Gepäck, mit der ganzen Gefechtsbagage, und es geht die Sage, daß so manche brave Regimentskuh und mancher Hühnerstall des Bataillons diese nächtliche Bewegung nicht mitmachen konnten. Auch das Gepäck der Mannschaft verringerte sich zusehends. Dafür aber wurde gesungen, kräftig und keck, wie Anno Vierzehn, als es zum ersten Male hineinging nach Frankreich.

Aber noch vor der Infanterie war die Artillerie vormarschiert, und der Artillerie voraus hatten die Kolonnen gewaltige Lager an Munition vorgeschafft. Diese dem Feinde zu verbergen, ihn über die neubereiteten Batteriestellungen irre zu führen, darauf wurde viel Scharfsinn verwendet. Nicht nur die leichten Grabenmörser, auch mittlere und schwere Minenwerfer fanden ihren Platz in unserer vordersten Stellung, teilweise in vorderster Linie. Die schweren Geschütze rückten ganz dicht auf, die leichten Batterien luden Faschinen auf, um das Trichterfeld rasch überwinden zu können. Riesige neue Lastkraftwagen, sogenannte „Raupenwagen" standen mit Munition und Pioniergerät bereit. Unsere neuen, gepanzerten Sturmwagen rückten vor. Verpflegungsbestände wurden angelegt, jedes Bataillon hatte seinen Wasserwagen, denn auf brauchbare Brunnen konnte man nicht rechnen. Ein gewaltiges Heerlager zog sich näher und näher an die Front heran. In den Dörfern staute sich die zehnfache Menschenzahl im Vergleich zu der Einwohnerzahl im Frieden. Die Straßen wimmelten von Kolonnen. Aber bei Tage war alles tot und still. Die englischen Flieger konnten nichts Verdächtiges melden. Sie fanden eine scharf bewachte Luftsperre, hatten starke Verluste; die Bereitstellung sahen sie nicht. Die feindlichen Patrouillen gelangten nie über den ersten Graben hinaus. Sie fanden stets dieselben wachsamen Stellungsdivisionen vor. Achtundvierzig Stunden vor dem Angriff war der Aufmarsch in die Ausgangstellung im allgemeinen vollzogen. Jeder kannte sein Angriffsziel. Keine der neuen Batterien verriet sich durch das übliche Einschießen. Die feindlichen Ballone, die Schallmeßtruppe fanden nichts Neues zu melden. Der Engländer, obwohl er mit dem Angriff rechnete, wußte von gar nichts. Am 20. März, einen Tag vor der festgesetzten Zeit, verrieten zwei übergelaufene

Lothringer, was bevorstand. Zwei Divisionen erhielten Befehl zur erhöhten Bereitschaft. Aber der Mann im Graben, an derlei Befehle gewöhnt und ermüdet, kehrte sich nicht daran. Der Angriff gegen die Engländer konnte beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Taurus und Amanus.

Drüberweg und untendurch.

Von Fritz Grotemeyer.

(Hierzu das Bild Seite 268/269.)

Wir zogen durch himmelanstürmende Felsmassen mit glitzerndem Firnschnee, über brausende Wildbäche, umsäumt von Oleanderbäumen in ungeahnter Fülle und märchenhafter Pracht. Das Herz war voll Wonne ob all der Herrlichkeit auf Gottes schöner Welt. Wir schmückten unsere Geschütze mit Oleanderblütengewinden, bekränzten die Zugtiere und unsere flinken anatolischen Pferdchen und sangen, sangen, wie die Lerche singt. Es glich unsere Kriegsfahrt einer Jubelfahrt. So zogen wir durch den Kilikischen Taurus und über das Amanusgebirge, die uralte Heerstraße, wie weiland Kaiser Rotbart lobesam. Wir zogen ins Heilige Land. Das war im Mai.

Oktober ist's geworden, als ich von Birbirin meine Rückreise antrete.

Ich reise im Salonwagen mit Orgelton und Glockenklang. Ein Rücktransport leerer Benzinfässer als wandernde, tönende Glocken, bewegt durch das taktmäßige Stoßen auf den Eisenbahnschienen.

Ein Güterwagen aber, fein säuberlich gereinigt, mit Lysol desinfiziert und mit meiner Zelteinrichtung ausgestattet, ist unser Salonwagen. Mein Gesellschafter ist der Transportführer, ein sehr gewandter Dolmetscher und tadelloser Küchenmeister.

So rollen wir aus der Wüste Sinai über Hafir el Audja, Birseba, Afule, Damas, Rejak, Aleppo, Islahije viele Tage und Wochen.

Von Islahije soll die Fahrt mit der Kleinbahn und durch den im Bau befindlichen Amanustunnel stattfinden. Auf der Strecke sind besonders viel gefangene Inglesen beim Bahnbau beschäftigt, größtenteils kleine, schlanke Burschen in grauen Filzhütchen mit braunen nackten Beinchen, die aus ganz kurzen Höschen schauen. Aber auch lange, hagere Inder in orangefarbenem Turban und echte, unverfälschte Tommys mit starken Backenknochen und fletschendem Gebiß. Ein Wagen mit dieser Gesellschaft wird unserem Zuge angekoppelt. Gerade bei der Abfahrt gibt es ein fürchterliches Geheul. Eine der kleinen, weißen Vipern, die dort sehr häufig und sehr giftig sind, hat einen der kleinen, braunen Gesellen gebissen.

Mit großer Steigung klimmt das Zügle aufwärts im Zickzackkurs. Mal schiebt, mal zieht das Lokomotivchen.

Das Landschaftsbild wird immer großartiger. Die Aussicht weitet sich mehr und mehr.

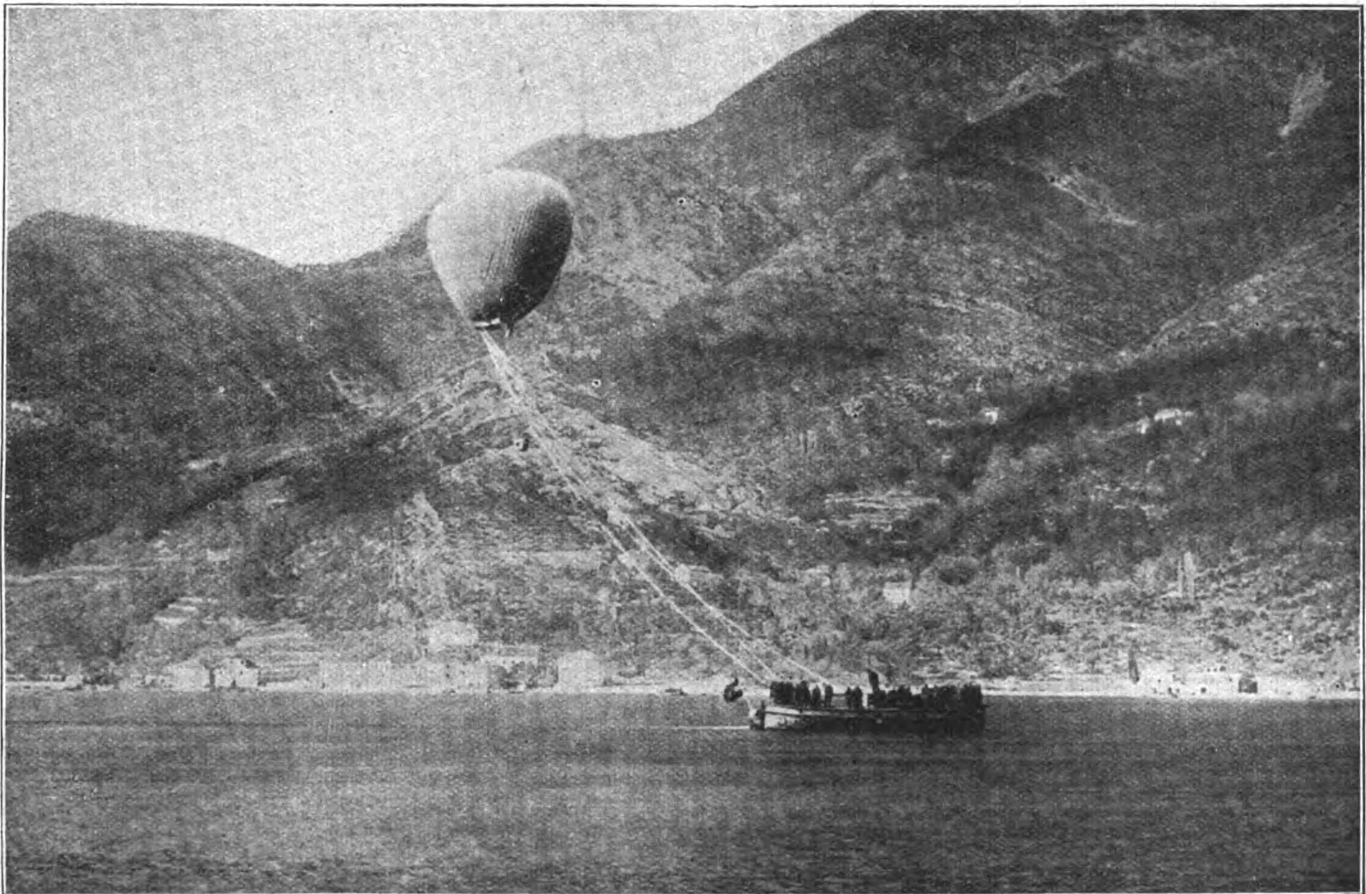
Wir überfahren auf schmalem Gerüst abgrundtiefe Schluchten und schäumende, staubende Wasserfälle. So gelangen wir bei dieser Bergfahrt bis zum Tunnel. Hier wird eine noch kleinere elektrische Lokomotive vorgespannt. Die Einfahrt beginnt flott. Bald aber kommen die Unterbrechungen. Es donnert und dröhnt wie in Vulkans Schmiede. Es wird gesprengt. Stundenlang müssen wir warten, bis die Sprengmassen so weit beiseite geräumt sind, daß unsere Wägelchen durchkommen können. Inzwischen haben wir Gelegenheit zu schauen, wie in aller Ruhe ein Arbeiter die Dynamitpatronen bereitet und mit Zündschnüren versieht. Dann geht's wiederholt unter Abteufungen hinweg, so niedrig, daß wir uns ducken müssen, um nicht anzustoßen.

Es wird gebohrt, gemeißelt, gegraben, gemauert, geschmiedet, gepumpt, und es werden Rohre und Schienen gelegt. Zum Toben der Sprengungen gesellen sich die Geräusche der Arbeit und das Rauschen und Rieseln der Sickerwasser. Es ist sehr kalt in dem tiefen, dunklen Schacht, der nur stellenweise von Grubenlaternen erhellt ist. Spät abends gelangen wir wieder in Gottes freie Natur. Wir sind herzlich froh, dieses Abenteuer glücklich überstanden zu haben. Einen vollen Sonnentag waren wir in des Berges Finsternis eingeschlossen.

Andern Tags geht's wieder zu Tal.

In weitausholenden Kehren umfahren wir einen Bergkessel mit üppigem Pflanzenwuchs und Tabakbau. Darüber erheben sich aus den Wolken heraus die weißen Häupter der Amanusriesen.

Tiefer fahrend durchschneiden wir eine Karstlandschaft



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Hochgehen eines österreichisch-ungarischen Fesselballons vom Meere aus.

mit Föhren, Edeltannen, Zedern, Baumwacholder und Eichen. Die Durchblicke in die großartige Gebirgslandschaft sind märchenschön. Und Arbeit allerwegen. Der Menschenschlag an dieser Bergseite ist von einer anderen Art, doch die Vorliebe für bunte Flicken ist hüben wie drüben gleich.

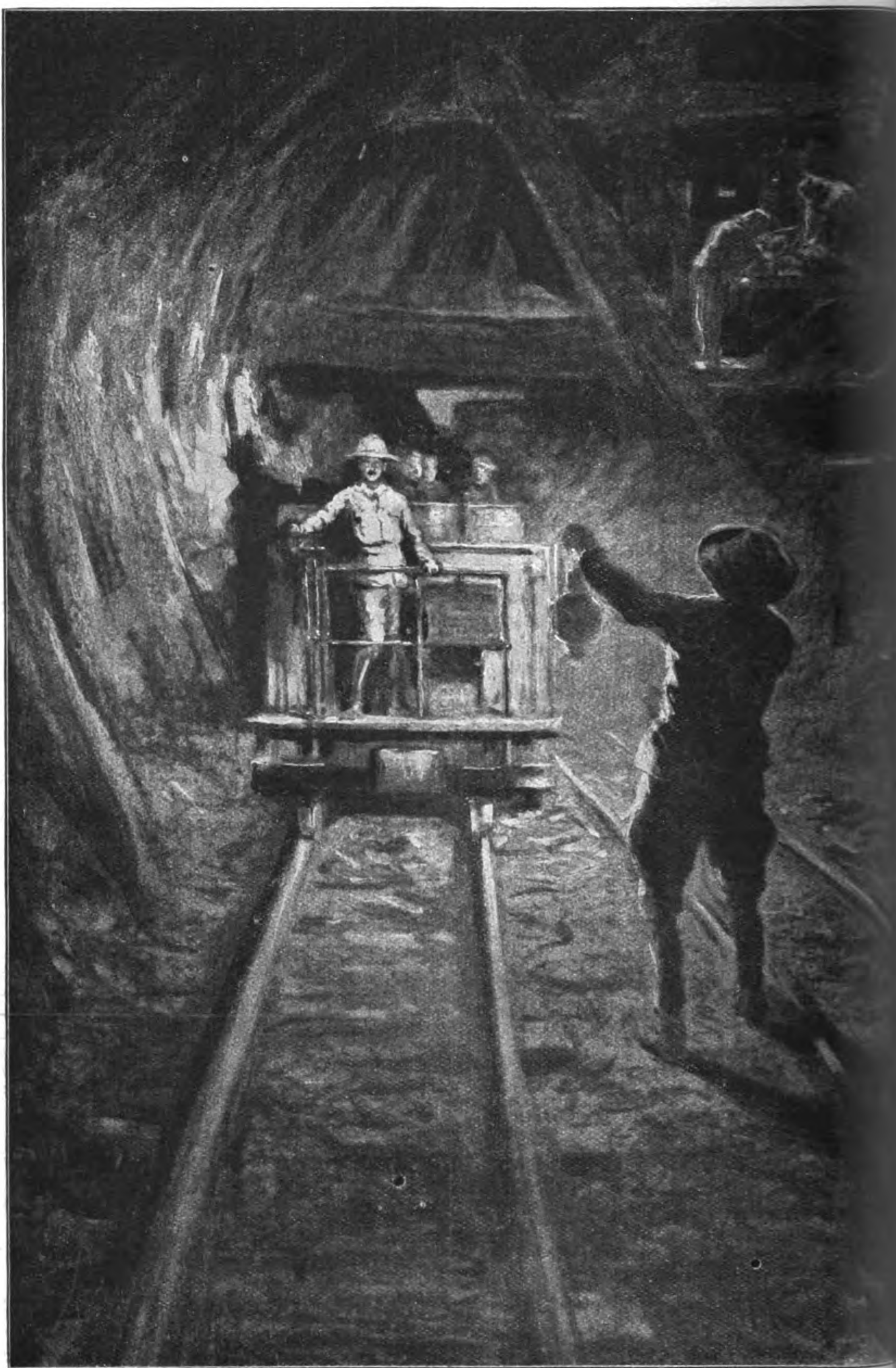
An allen Halte- und Wartestellen finden wir deutsche Feldgraue in Amt und Würden. Bei der vorletzten Station — „Schöneberg" — wird unser Züglein geteilt. Es gilt, einen Felsenhang zu überwinden. Eine zweite Lokomotive stand dafür schon bereit.

So fahren wir in kurzen Abständen hintereinander, die steile Berglehne hin- und herstreifend, hinab. Es ist erheiternd und wie ein Riesenspielzeug anzuschauen. Und als zerbrochenes Spielzeug liegt in der Tiefe manch abgestürztes Eisenbahnwägelchen und Lokomotivchen.

Die Endstation der Kleinbahn heißt Ilidja, wo wir umzuladen haben.

Kaum habe ich mich mit meinem Begleiter einige hundert Meter von dort entfernt, um bei dem Herrn Bahnhofskommandanten vorzusprechen, als hinter uns ein furchtbarer Knall erfolgt. Eine Munitionskiste ist in die Luft geflogen, leider nicht ganz allein, aber für uns ist es eine glücklich verpaßte Gelegenheit.

Mit dem Eisenbahnspielzeug ist es aber nun vorbei. Wir erhalten wieder richtige Güterwagen und richten uns wie ehedem ein. Doch müssen wir noch liegen bleiben bis zum zweitfolgenden Tage. So nehme ich denn mit meinem Begleiter die Gelegenheit wahr zu einem Ausflug ins Tal, das von einem reißenden Gebirgstrom durchzogen ist. Aber auch große Strecken üppigen Sumpfgeländes gibt es hier. Sie bieten der Anophelesmücke, der Übertragerin der tropischen Malaria die angenehmsten Lebensbedingungen. Zum Schutze gegen diese tückische Krankheit, die ich gar zu gründlich noch aus eigener Erfahrung kennen lernen sollte, haben sich unsere Landsleute beim Bagdadbahnbau sechs bis acht Meter hohe luftige Leitergerüste hingestellt und obenauf ihr Feldbett.



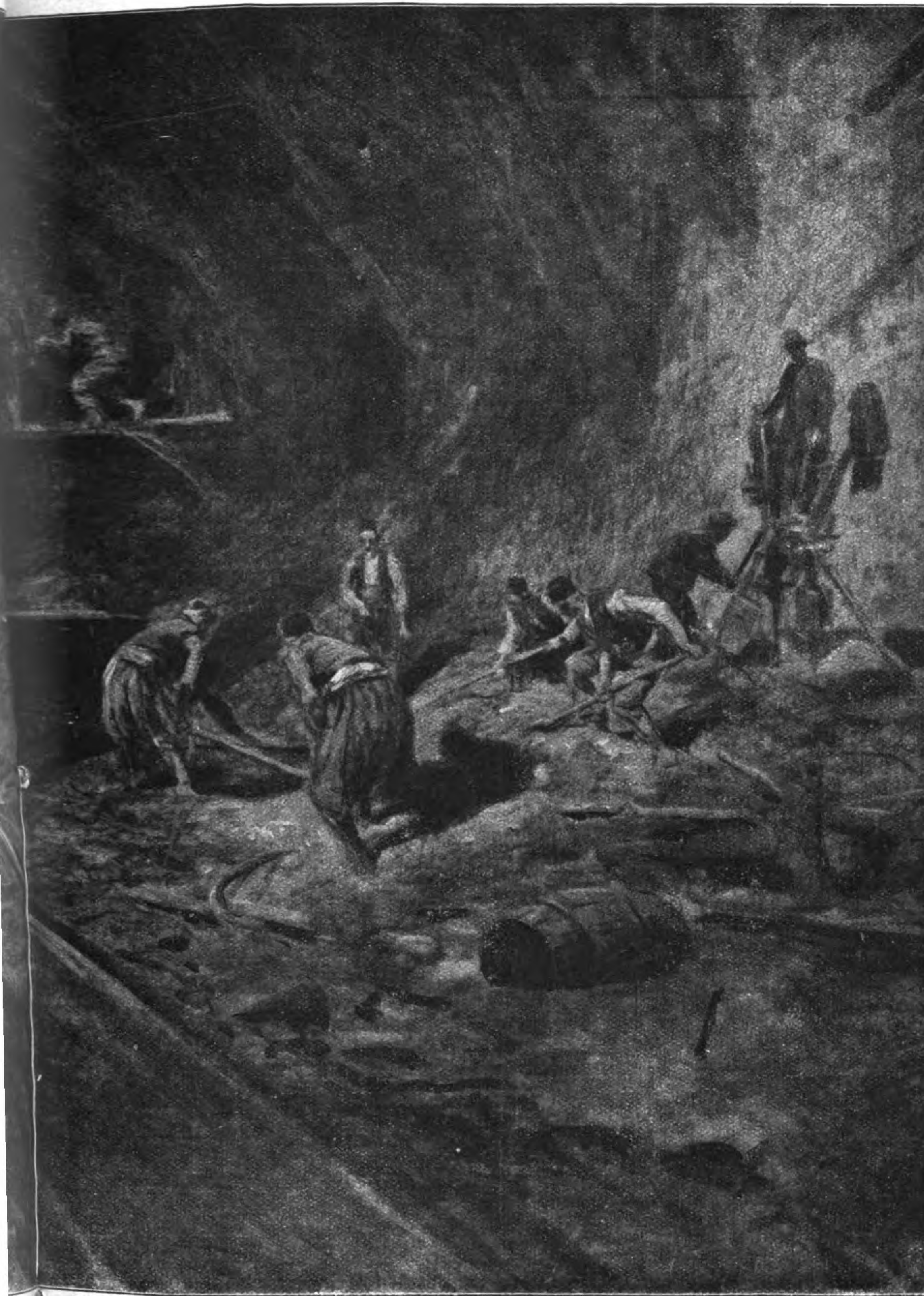
Eine Fahrt durch den Amanustunnel hinter der Palästinafront.

Die Eisenbahnfahrt geht nun zunächst durch die vom Djihan und Seihun durchströmte heiße kilikische Ebene mit dem Vilajet Adana, durch seine Baumwollkulturen bekannt, bis Gülek bei Tarsus, der Stadt des Apostel Paulus, und mit dem herrlichen Wasserfall. Die Transportaufgabe ist hiermit erledigt. Unsere Benzinfässer werden abgeliefert.

Von Gülek reise ich mit dem Kraftwagen durch weite Baumwollfelder, auf denen sich im Frühjahr reicher Kornsegen auf langen, wogenden Halmen wiegte, hinein in das rauhe Kilikien. Es ist derselbe Weg zurück, den wir im Mai in fröhlichster Stimmung mit unseren blütengeschmückten Batterien gekommen waren. Wieder schauen sagenverklungene Kreuzritterburgen von der Höhe herab, wiederum begrüßen wir Djiflik, unser Lager, den Barbarossabrunnen bei Kawalki Han und Djamalan Han, das Hauptetappenquartier und -lager der deutschen Taurus-Kraftfahrerkolonne. — Allhier begegne ich alten Bekannten und Freunden und auch einer Abteilung Vinzentinerinnen, darunter einige Nonnen, die mir kurz vor Kriegsbeginn im Berliner Westsanatorium in schwerer Krankheit beigestanden haben.

Und weiter rattert der Wagen durch die Taurusschlucht und durch die Kilikische Pforte, vorbei an dem Alexanderstein nach Bozanti.

Hier nimmt die anatolische Bahn mich auf und führt mich mit einigem Aufenthalt in Konja, der alten Kunststadt der Seldschuken, und in Eskischehir, der Bernsteinstadt, wo ich meinen Freund und Landsmann Pfarrer Doktor Bierbaum als Vorsteher des Soldatenheims besuche, durch reiche fruchtbare Gefilde, bis nach Haydar Pascha zurück.



Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Fritz Grotemeyer.

Darstellung der Befestigungswerke von Verdun.

Von Oberingenieur Willi Lutz, Frankfurt a. M., zurzeit bei einem Baustab im Westen.

(Hierzu die Bilder Seite 270 und 271.)

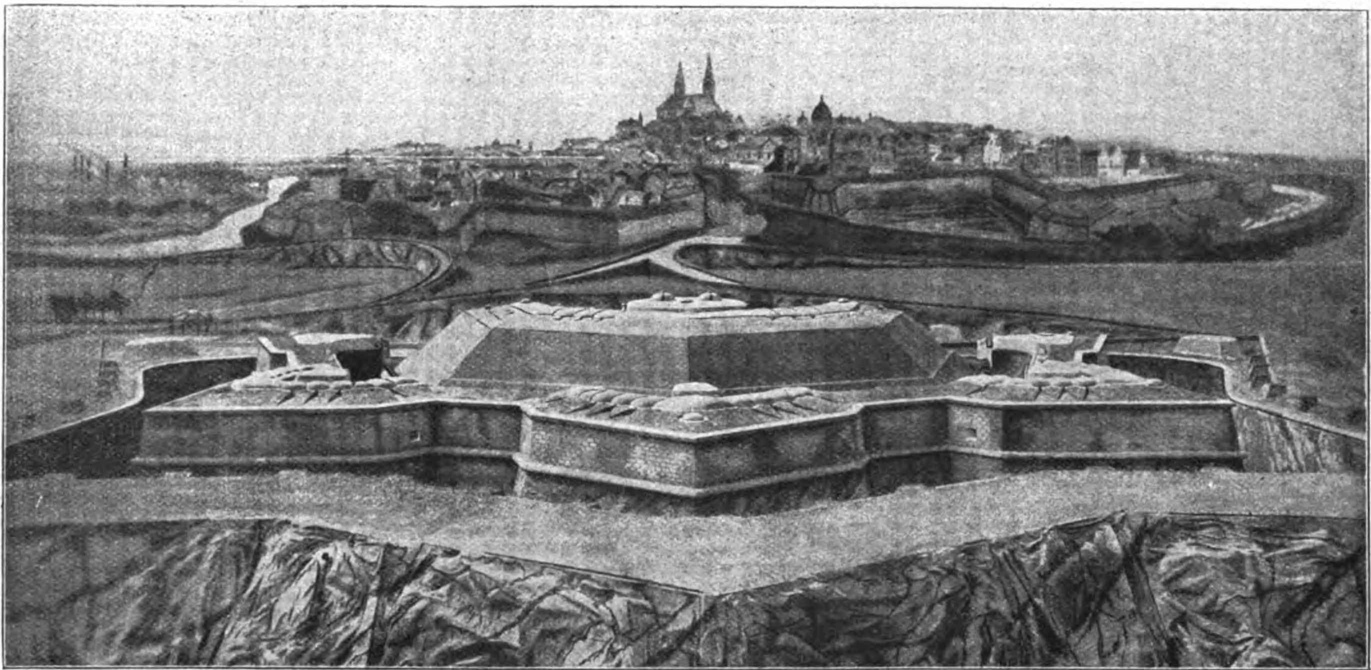
Verdun, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Maas, an der Maas und der Ostbahn gelegen, frühere deutsche Reichstadt, erhielt ihre ersten Befestigungsanlagen von Bedeutung durch den berühmten Festungsbaumeister Vauban. Diese wurden jedoch in einer Weise vernachlässigt, daß Verdun in dem Krieg von 1814/15 als Festung kaum in Betracht kam; erst 1870 leistete es der Maasarmee etwa anderthalb Monate Widerstand.

Im Verlauf von vierundvierzig Friedensjahren und den beiden ersten Jahren des Weltkriegs aber wurde Verdun als Hauptpfeiler und Ausfallstor der gegen Deutschland gerichteten Sperrfortkette nach den neuesten Gesichtspunkten zur Festung ersten Ranges ausgebaut. —

Durch die Verdun und die Maas rings umgebenden Höhenzüge schon von Natur aus zur natürlichen Festung geschaffen, wurde die Anlage der Befestigungen außerordentlich begünstigt, so daß die Stadt heute von 18 Forts und ungefähr 27 Zwischenwerken, sogenannten Ouvrages, sowie befestigten Batterien gürtelförmig umgeben ist, die Verdun in die Klasse der Gürtelfestungen eingliedern. Die Reihe der Forts beginnt im Osten mit der am nördlichsten gelegenen Panzerfeste Douaumont, die westlich von den sieben Ouvrages von Thiaumont, östlich vom Zwischenwerk Hardaumont flankiert ist. Nach Süden zu schließt das Fort Vaux mit zwei Zwischenwerken an, das die längs des Höhenzugs laufende Hauptstraße Bezonvaux-Damloup, sowie durch die beiden befestigten Batterien Du Chênois und Bourvaux die Hauptbahnlinie Paris—Verdun—Etain—Metz in nördlicher Richtung und ferner die Ebene nach Osten beherrscht. Die beiden Anschlußforts de Tavannes und Moulainville nebst zahlreichen Zwischenwerken, unter anderen die vorgelagerten Batterien und Werke von Eix, vervollständigen die Verteidigung der Bahnlinie und Ebene. Weiter südlich verteidigt Fort du Rozellier die Heeresstraße Paris—Metz. Weiter rückwärts zwischen Fort Moulainville und Fort Rozellier fügt sich als Zwischenglied die Redoute von Belrupt ein. Das südlichste Fort d'Haudainville beherrscht und schützt mit einer Reihe von kleinen Werken die Maasebene. Hiermit schließt der östliche Fortgürtel der Festung ab. Verbindungsglieder mit der im Süden gelegenen Festung Toul bilden zum Schutze der Maasebene die selbständigen Sperrforts von Génicourt, Troyon, des Paroches, du Camp des Romains, Lionville, Girouville und Lucey.

Westlich von Verdun zieht sich von Süden nach Norden das Maastal hin. Dem durch die beiderseitigen Höhen stark gekrümmten Fluß folgt am westlichen Ufer die Verbindungsbahn zwischen Verdun und Toul. Beide sind im Osten geschützt durch die Zitadelle im Westen von Verdun, und dem zum inneren Fortgürtel gehörigen Fort de Belleville, im Westen durch den westlichen Teil des Fortgürtels, bestehend aus den Forts von Marre, Bois Bourrus, Choisel, im Süden durch das Fort von Dugny.

Die Forts de la Chaume, des Sartelles und du Regret beherrschen und verteidigen die rückwärtige Bahn und Straßenverbindung nach Paris, während das Fort de Landrecourt den Schutz nach Südwesten bildet. Dazwischen sind zahlreiche Zwischenwerke und befestigte Batterien eingebaut. Fort de Belleville und St. Michel und Zitadelle bilden die innere und zweite Verteidigungszone im Norden von Verdun.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Reliefdarstellung der Befestigungswerke von Verdun in der Ausstellung „Die französische Festung und ihre Verteidigung" in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten zu Berlin.

Die Stadt ist sonach von einem zweifachen Fortgürtel umgeben. Insgesamt vorgesehen als mächtiges Ausfalltor gegen Metz, bildet Verdun jetzt ein gewaltiges Bollwerk zum Schutz der Maas und Hauptbahnlinien und des Herzens von Frankreich.

Übergehend zur Beschreibung eines Teils der gewaltigen Befestigungsanlage sei nun in Aufbau und Gliederung ein solches Fort geschildert.

Das in der Abbildung auf Seite 271 gezeigte Fort erhebt sich in drei sich gegenseitig überhöhenden Verteidigungslinien über das umliegende Gelände. Die äußere starke Erdwallung, in einem Winkel von etwa 30 bis 45 Grad ansteigend, ist an der Innenseite, also nach der Wallseite zu, durch starke, betonierte, mit Steinen verblendete Futtermauern gesichert. Diese Umwallung, deren Krone Glacis genannt wird, zieht sich in der Grundrißform eines Polygons um das eigentliche Fort. Die einzelnen Polygonseiten und Ecken sind die Basis für ausspringende Dreiecke, die, wie sich im Verlauf der Schilderung ergeben wird, die beste Verteidigungsmöglichkeit bietet. Die äußere Umwallung, in der Festungsbaufachsprache Enceinte genannt, ist zur Verteidigung durch Infanterie und Maschinengewehre eingerichtet, und zwar sind unter Belassung von Schulterwehren, Traversen genannt, Schützenstände in gleicher Art und Weise wie im Schützengraben eingeschnitten. An den nach der Stadt zugekehrten Ecken der äußeren Umwallung sind kleine betonierte und gepanzerte Aufbauten zu sehen, die die Aufgänge und Wachräume sowie Befehlstellen dieser äußeren Verteidigungslinie schützen.

Zwischen der äußeren Umwallung und dem eigentlichen Fort liegt der Wallgraben, der durch seinen tiefen Einschnitt einen geschützten Verkehr zwischen diesen ermöglicht. Das Fort selbst, das sich hinter dem Wallgraben erhebt, zeigt im Bild die gegen den Feind gerichtete Hauptfront, die sich in der Linienführung der äußeren Umwallung anschmiegt. Auch hier sieht man die stumpfwinkeligen Dreiecksvorbauten, die aus der Hauptfront noch etwas herausgezogen sind und eine Flankierung oder Längsbestreichung der inneren Grabenböschung (Eskarpe), beziehungsweise der einzelnen Seiten dieser Vorbauten ermöglichen. Das aus armiertem Beton mit Steinverblendung ausgeführte Fort ist bestückt im mittleren Vorbau mit zwei Geschützgruppen zu je drei durch starke Panzerkuppeln gesicherte, schwere Geschütze, denen sich auf beiden vor die Hauptflucht vorspringenden Seiten je ein Flankierungsgeschütz, eine sogenannte Grabenstreiche, zum Bestreichen der vorerwähnten Schenkel des Dreiecksvorsprungs anschließt. An der vorderen Spitze des mittleren Vorbaus ist eine kleine Panzerkuppel zu sehen, die den Raum für den Beobachter überdeckt; der sich dahinter erhebende größere Aufbau, ebenfalls durch starke Panzerung geschützt, dient als Aufenthalt für den Gefechtsleiter dieser Geschützgruppe und enthält den Raum für den Befehlshaber nebst seinem Stab, sowie Telephonstelle zur Befehlsübermittlung und zum Verkehr mit dem Fortkommandanten und den Geschützgruppen der anderen Bastionen.

In gleicher Weise wie dieser mittlere Vorbau sind die vier im Bild zu erkennenden Ecken oder Bastionen des Forts bestückt. Die Flanken des Forts, sowie die davorliegende Umwallung sind sonach nur durch die beiden Eckbastionen verteidigt, während die Hauptfront noch durch den mittleren Vorsprung beziehungsweise dessen Geschützgruppe besonders armiert ist. Die Bestückung der Eskarpe ergibt somit vier Geschützgruppen von je sechs Geschützen, deren Feuer sich überschneidet und kreuzt, unterstützt durch acht Grabenstreichen. Für die Stadtseite, also die dem Feind abgewendete Seite, sind hier, wie in den meisten Fällen, nur acht Geschützstände vorgesehen, die jedoch in den eigentlichen Kampf nur dann eingreifen, wenn ein Glied des Fortgürtels der entgegengesetzten Seite vom Feind genommen ist. An der Rückseite des Forts befindet sich in der Mitte das Tor, das den Durchgang zum Fortinnern abschließt. In diesem tunnelartigen Eingang, Poterne genannt, liegen auf beiden Seiten die Räume für die Wache und die wachhabenden Offiziere, Speiseräume und Lebensmittelniederlagen. Eine Laufbrücke bildet die Verbindung vom äußeren Wall zu diesem Befestigungsteil und dem inneren Gebäude, der sogenannten Rotunde. Die Rotunde erhebt sich mit einem hohen Aufzug über die übrigen Anlagen, sie ist sehr stark durch Panzerung und Betonierung geschützt und von der vorbeschriebenen Verteidigungszone durch einen ihrer Form angepaßten Hof getrennt. Bewaffnet ist die Rotunde des abgebildeten Forts mit vier Geschützgruppen zu je drei teilweise in Panzertürmen eingebauten Geschützen, die nur frontal und nach der Flanke wirken. Die Erhöhung dahinter zeigt zwei Beobachtungstürme mit den Befehlstellen. Von hier aus wird das Gesamtgefecht geleitet; unterhalb dieses Gefechtstandes befinden sich die einzelnen Räume der Gefechtsleitung und der zugehörigen Stäbe. Das ganze Fort hat demnach auf den beiden sich überhöhenden Geschützterrassen eine Bestückung von 42 schweren Geschützen und 10 Grabenstreichen, also rund 52 Geschützen, die noch durch leichte Infanterie und Flugabwehrgeschütze bedeutend erhöht wird.

Die unteren Geschosse der Innenbauten enthalten die Mannschaftsunterkünfte, in der Festungsbausprache „Hangars" genannt, die ihr Licht durch die schmalen Einschnitte des inneren Hofes, der, wie schon beschrieben, die ganze Rotunde umgibt, erhalten. In gleicher Weise sind Räume unter den einzelnen Bastionen eingebaut, die zur Mannschaftsunterkunft, zu Speisestätten, Küchen, Kantinen, Verbandstellen, Stallungen und anderem dienen. Die unter der Erde gelegenen, umfangreichen Räume (Kasematten)

bilden die Niederlagen für die Munition der Geschütze und einzelne zur Verwendung gelangende Waffen, sowie für Pioniergerät und Ersatzteile. Die Munitionsbeförderung aus diesen Bunkern zu den Geschützständen wird durch eingebaute, stark gesicherte Aufzüge bewerkstelligt.

In die Grundmauern der wichtigsten Verteidigungspunkte und Bauteile sind Minenstollen eingebaut und durch Einlagerung von Sprengmunition zur Sprengung vorbereitet, so daß die Feste, kurz bevor sie dem Gegner überlassen werden muß, für diesen unbrauchbar gemacht werden kann. Derartige Anlagen fanden sich bei vielen von den Deutschen eingenommenen Festungswerken; sie sind aber trotz vorbereiteter Ladung teils infolge vorheriger Übergabe, teils wegen der mutlosen und unentschlossenen Führung nicht verwendet worden, so daß die in den Ladekammern vorgefundene Munition den Zwecken der Eroberer nutzbar gemacht und das versäumte Sprengen feindlicher Stützpunkte an anderen, den Deutschen wichtigen Stellen nachgeholt werden konnte.

Dies als Gesamtbild des Aufbaus und der Anlage des dargestellten Forts. In gleicher und ähnlicher Art sind sämtliche Forts um Verdun herum angelegt, die sich zu einer Befestigungsanlage ergänzen, die Verdun zu einer der mächtigsten und ersten Festungen der Welt macht.

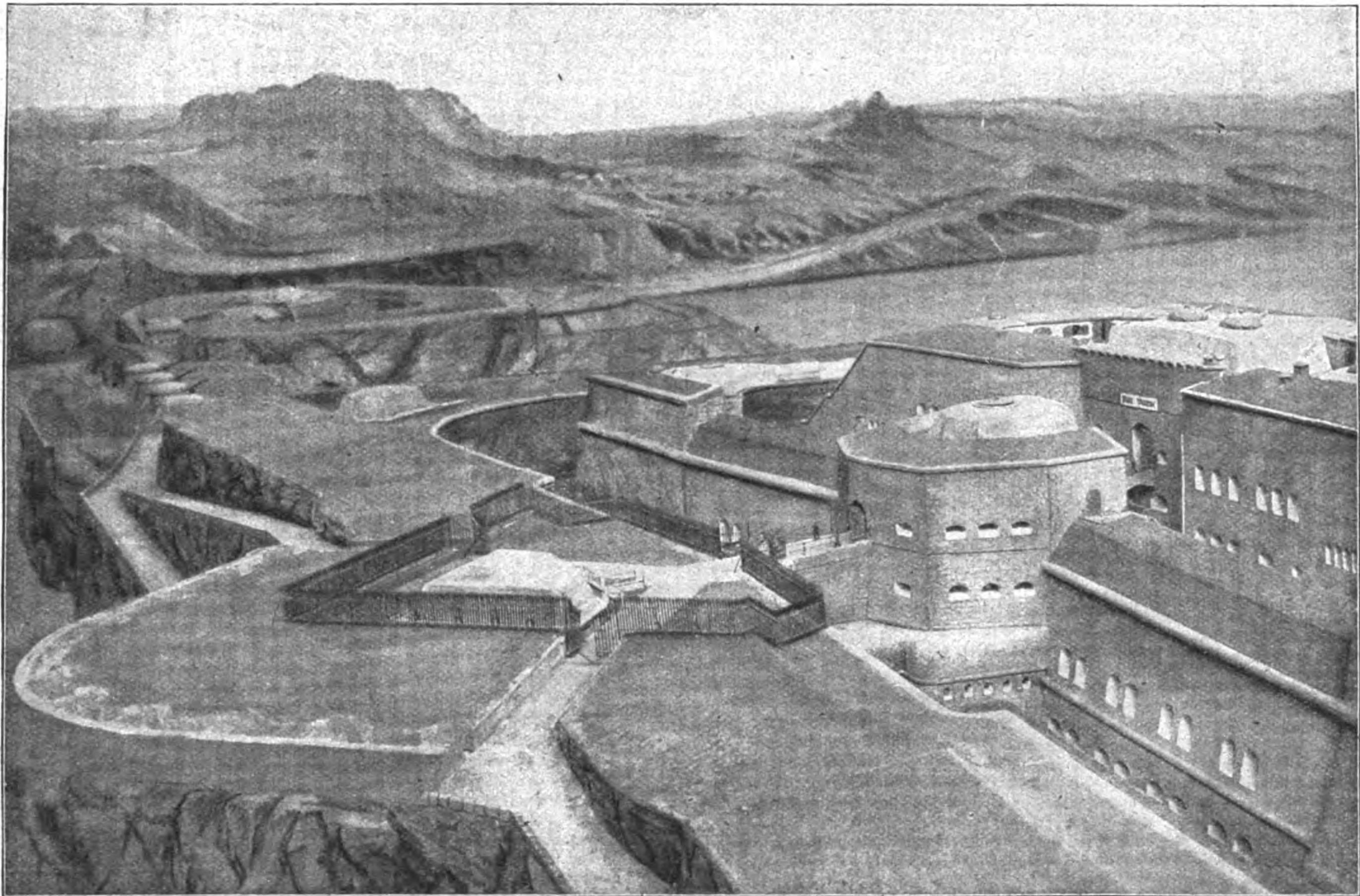
Stoßtruppen. Einbruch. Durchbruch.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu das Bild Seite 272.)

Die Stoßtruppen sind ein Erzeugnis der Erfahrungen des Weltkrieges. Sie sind, wie ihre Bezeichnung schon erraten läßt, im eigentlichsten Sinne nur für den Angriff bestimmt. Wenn die deutschen Heeresberichte vielfach besagten, daß Stoßtruppen durch festes, dreistes Zufassen Erfolge errungen hätten, so deutete das an, daß sie die Überraschung voll auszunutzen und den Verhältnissen des Kampfes insofern Rechnung zu tragen hatten, als sie nicht auf Befehle der höheren Führung warten, sondern selbständig während des eingeleiteten Kampfes ihre Entschlüsse fassen sollten. Diese Aufgabe schließt schon die Notwendigkeit der höchsten Einzelausbildung in sich. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften müssen daraufhin erzogen und ausgebildet sein, daß während der Aufregung des Nahkampfes plötzlich auftauchende neue Gefechtsziele nicht verpaßt, ihre Erreichung im Gegenteil sofort ins Auge gefaßt und tatkräftig durchgeführt werde, und zwar nicht nur von größeren Einheiten, also etwa von Kompanien, sondern von den einzelnen Gruppen, ja, von Einzelkämpfern. Um ein Beispiel anzuführen: Bei den Kämpfen an der Avre im Frühjahr 1918 hat ein Unteroffizier eines Sturmtrupps allein den Kampf gegen einen feindlichen Panzerwagen aufgenommen, indem er dessen Dach erkletterte und durch die Lüftungsöffnung mit seinem Revolver die Insassen tötete.

Diese Angaben deuten schon an, daß die Stoßtruppen Elitetruppen sind, und daß demgemäß ihre Anzahl beschränkt sein muß. Ihre höchste taktische Einheit ist das Bataillon. Ihr Ersatz besteht natürlich aus ausgesuchten Leuten, bei deren Auswahl auch darauf Rücksicht zu nehmen ist, daß der Kampf der Stoßtruppe vielfach Arbeiten zuweist, die sonst Pioniere und Maschinengewehrkompanien zu verrichten haben. Die Ausbildung ist daher überaus vielseitig und zeitraubend. Höchste turnerische Gewandtheit, die Fähigkeit zu schnellstem Sturmlauf und raschester Einrichtung in genommenen Stellungen sind Haupterfordernisse. Die Stoßbataillone bleiben natürlich selten geschlossen, sondern werden, wie die Pioniere, an die Sturmwellen der Infanterie kompanie-, zug- und gruppenweise verteilt. An Stelle des Gewehrs tragen die einzelnen Kämpfer den kürzeren Karabiner, Handgranaten, Schanzzeug und anderes mehr. Das jetzige leichte Modell der Maschinengewehre ist reichlich unter sie verteilt und wird auch auf dem Rücken getragen. Die Stoßtruppen sind demnach im eigentlichsten Sinne des Wortes „Vorkämpfer“, die vor einer Selbstaufopferung, wie seinerzeit Arnold v. Winkelried, nicht zurückschrecken. Daß sie nicht nur bei den großen Kampfhandlungen Verwendung finden, sondern besonders auch im Kleinkrieg bei allen kühnen Unternehmungen, wie bei Überfällen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Im übrigen muß dem Irrtum entgegengetreten werden, als ob die Infanterie dem Dienst der Stroßtruppen fremd bliebe. Sie wird vielmehr in den-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

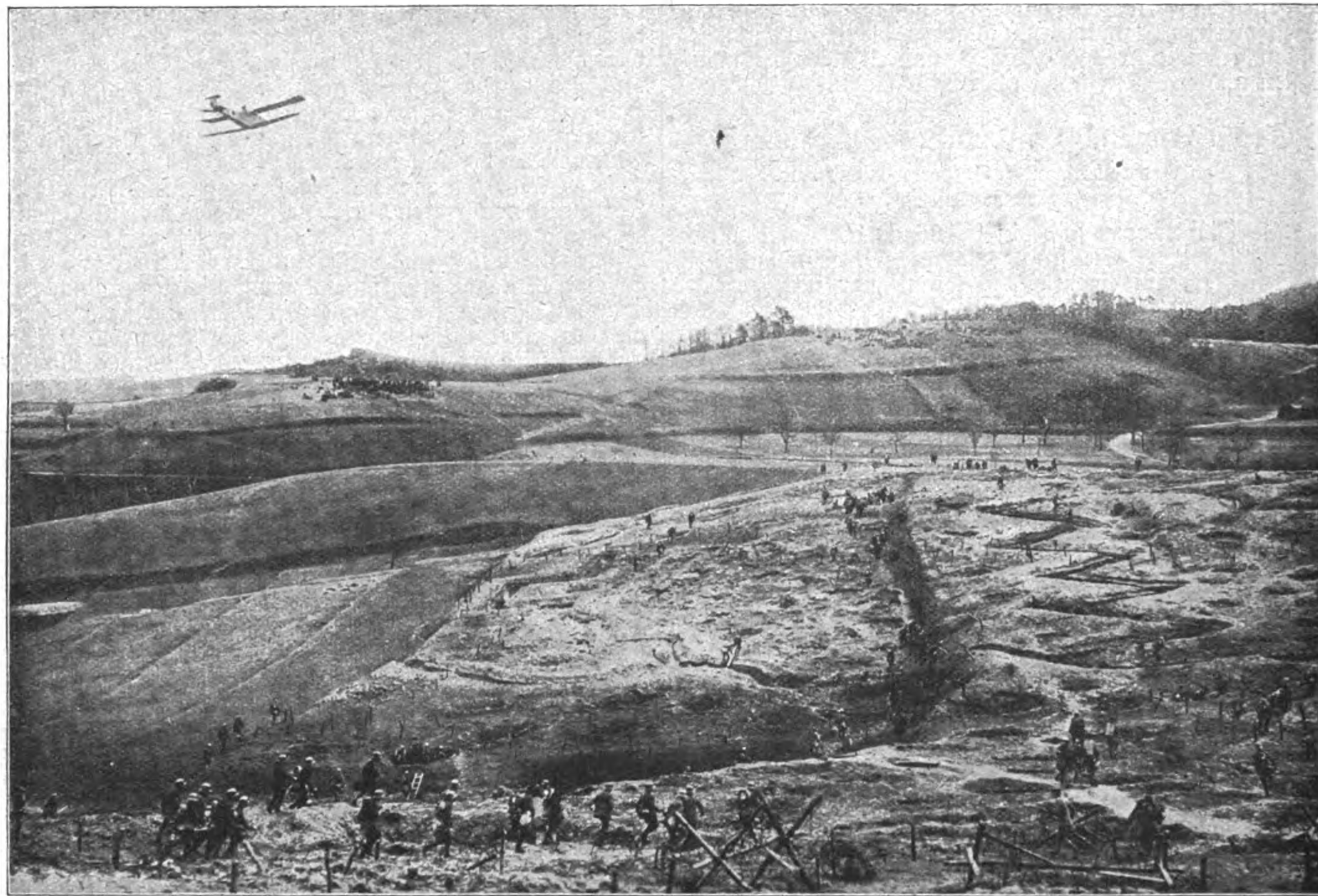
Fort Vauban, dritte Verteidigungslinie von Verdun. Im Relief wiedergegeben in der Ausstellung „Die französische Festung und ihre Verteidigung“ in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten zu Berlin.

selben Dienstzweigen völlig ausgebildet, nur erlangt die Stoßtruppe — als Spezialtruppe — darin die höchste Vollkommenheit.

Der Infanteriesturm ist im Bewegungskriege das Kind der augenblicklichen Gefechtslage. Im Stellungskrieg aber ist er die Krönung langer, manchmal monatelanger Vorbereitung und sorgfältigster Ausbildung der Truppe (siehe untenstehendes Bild). Er kann einen Einbruch oder einen Durchbruch bezwecken. Ersterer sieht eine Gefechtshandlung mit beschränktem Ziele vor. So war das deutsche glänzende Unternehmen gegen amerikanische Divisionen bei Seicheprey (halbwegs zwischen Maas und Mosel, südlich von Thiaucourt) ein Einbruchsversuch, der die deutschen Sturmtruppen in $2^1/_2$ Kilometer Breite bis zu 2 Kilometer Tiefe in die feindlichen Stellungen hineinstoßen ließ. Nach Einbruch der Dunkelheit und nach Zerstörung der feindlichen Verteidigungsanlagen und Unterstände wurden die genommenen Stellungen planmäßig wieder geräumt und die Truppen in die eigenen Linien zurückgezogen. Der Durchbruch steckt sich weitere Ziele. Er bezweckt, in breitester Front die feindlichen Abwehrsysteme in vollster Tiefe zu überrennen, den Zusammenhang der feindlichen Front zu zerreißen, sie nach den Flanken aufzurollen und so viel freies Hinterland zu gewinnen, daß der Bewegungskrieg in seine Rechte treten kann.

Die deutsche Heeresleitung hat das System verlassen, den Durchbruch durch wochenlanges Trommelfeuer artilleristisch vorzubereiten. Dieses macht den Gegner auf die beabsichtigte Durchbruchstelle aufmerksam und schaltet die Möglichkeit taktischer Überraschung aus. An die Stelle der langen Artillerievorbereitung tritt der nur Stunden währende Feuerüberfall, der neuerdings durch Hunderte von Minenwerfern seine wirkungsvollste Verstärkung erhielt. Diese Geschützart, die zwei Zentner schwere Geschosse schleudert, begleitete in den Durchbruchschlachten zu Anfang des Jahres 1918 die stürmende Infanterie in allen weiteren Abschnitten der Kampfhandlung. Die Infanterie wird vor dem Angriff verdeckt, das heißt meist bei Nacht in die sogenannten Sturmstellungen vorgezogen, die dem Sprungbrett des Turners vergleichbar sind. Alles kommt darauf an, ihre Gegenwart zu verheimlichen und dem Auge der feindlichen Flieger zu entziehen. Dazu gehört die Beherrschung der Luft.

Der Sturm selbst gliedert sich in Sturmwellen, diese sich wieder in vorderste und Unterstützungsabteilungen. Das Vorgehen muß unter höchster Ausnutzung des Geländes erfolgen. Die Kampfform, zum Beispiel die Benutzung schmalfrontiger Kolonnen, wird davon abhängen. Möglichst große Schnelligkeit des Sturmtempos ist geboten. Der Augenblick des Zusammentreffens mit dem Feind im Nahkampf hat mit größtem kriegerischen Lärm zu geschehen aus seelischen Gründen. Der Anlauf darf unter keinen Umständen etwa aus Atemmangel unterbrochen werden, sondern muß sich in einem Zuge vollziehen. Die Hindernisse müssen vorher durch Minenwerfer zerschmettert oder durch die Vorkämpfer beseitigt worden sein. Neben dem Bajonett und der Handgranate ist das leichte Maschinengewehr als Angriffswaffe zu benutzen. Nach erfolgreichem Eindringen in die ersten Abwehrsysteme des Feindes muß der Angriff sofort weitergehen. Raschestes Zusammenschließen, schnellstes Erfassen der nächsten Gefechtsziele durch die untere Führung sind geboten, wenn nicht der anfängliche Erfolg in das Gegenteil umschlagen soll. Der Feind darf nicht wieder zur Besinnung kommen. Die feindlichen Flüchtlinge tun dazu das Ihre. Das Sturmziel für die Hauptmacht ist von der oberen Heerführung vorher zu bezeichnen, die Truppe muß dort angehalten und neu geordnet werden. Eine der schwierigsten Aufgaben. Die vordersten Stoßtruppen können aber über das erreichte Ziel noch eine Strecke hinausschießen. Der spätere Einsatz der Reserven erhält dann die Kugel im Rollen. Die Verbindung und einheitliche Leitung der einzelnen Sturmeinheiten ist Sache der oberen Führung. Sie bedarf meisterhaften Geschicks und viel erprobter Kriegsübung. Den Gegnern der Deutschen ist bisher ein Durchbruch im großen noch nicht geglückt. Die deutsche Oberste Heeresleitung darf stolz auf eine ganze Reihe glänzender derartiger Unternehmungen zurückblicken, die ihre Krönung durch die Ergebnisse der großen Frühlingschlacht im Jahre 1918 in Nordfrankreich erhalten haben.



Übung von Infanterietruppen im Zusammenarbeiten mit einem Infanterieflieger in einem hinter der Front dem Kampfplatz nachgebildeten Übungswerk.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Die kurze Kampfpause, die die Deutschen im **Westen** nach der Schlacht von Armentières um den 20. April eintreten ließen, benützten die Feinde, um die in Vorbereitung befindlichen weiteren deutschen Unternehmen nach Möglichkeit zu stören und sich, wenn angängig, aus der Bedrängnis zu befreien. Besonders eingeengt fühlten sie sich auf dem flandrischen Schauplatz, wo die Deutschen das Hügelgelände nördlich und nordöstlich von Bailleul bereits betreten hatten und unmittelbar vor dem Kemmel, dem Hauptbollwerk ihrer Gegner auf diesem Teile der Front, der Schlüsselstellung von Ypern (siehe Bild Seite 278), hielten. Hier galt es für die Engländer, jeden Schritt Boden ohne Rücksicht auf die Opfer zu verteidigen. Nördlich von Armentières stand der deutsche Angriff so, daß der Feind befürchten konnte, sowohl nach Norden wie nach Westen ans Meer gedrückt zu werden. Gerade in ihrem nördlichsten Teil war die feindliche Front am meisten gefährdet. Zu ihrer Entlastung mußten die Franzosen weiter im Süden Ablenkungsstöße unternehmen, die den General Foch zwangen, allmählich seine gesamte Reservearmee einzusetzen.

Die Versuche der Feinde, den Wert der deutschen Erfolge in den beiden großen Schlachten im Süden und im Norden der Front zu verkleinern, mußten fehlschlagen, wenn die Ergebnisse früherer Kämpfe in Betracht gezogen wurden. In der großen Schlacht bei Arras im Sommer 1917 und in der fünfeinhalb Monate währenden Flandernschlacht hatten die Gegner der Deutschen unter ungeheuren Opfern im Süden 188 Quadratkilometer, im Norden sogar nur 105 Quadratkilometer Raum gewonnen, wogegen die Deutschen in der Achtzehntageschlacht an der Somme den Feinden über 3340 und in Französisch- und Belgisch-Flandern in neun Tagen 475 Quadratkilometer Gelände entrissen. Dazu büßten Engländer und Franzosen bis zum Mai über 127 000 unverwundete Gefangene und mehr als 1600 Geschütze (siehe Bild Seite 274) ein. Die Maschinengewehrbeute der Deutschen belief sich auf viele Tausende; eine ganze Anzahl davon wurde sogleich gegen den Feind verwendet. Von ihren Panzerwagen verloren Engländer und Franzosen über 200.

Die an den Ereignissen beteiligt gewesenen englischen Regimenter wurden nicht nur durch blutige Verluste stark geschwächt, sondern sie büßten auch erheblich an moralischer Widerstandsfähigkeit ein. Das war an der großen Zahl von Überläufern (siehe Bild Seite 259 unten) deutlich zu erkennen. Auch bei den Amerikanern zeigte sich übrigens ein Mangel an Kampflust, der in Selbstverstümmelungen seinen Ausdruck fand.

Sowohl im südlichen als auch im nördlichen Angriffsabschnitt unternahmen die Feinde starke Gegenstöße, um einen Umschwung der Lage zu ihren Gunsten herbeizuführen. Die Engländer suchten hauptsächlich ihre Stellung im Ypernabschnitt wieder zu festigen. Am 21. April wollten sie den La Bassée-Kanal nördlich von Bethune mit starken Kräften überschreiten, doch scheiterten alle ihre Unternehmungen schon im deutschen Feuer. Der Gewinn aus der Flandernschlacht hatte nach und nach von den Engländern wieder preisgegeben werden müssen. Sie waren bis hinter den Steenbach zurückgegangen, wobei sie nicht einmal Zeit zur Zerstörung der von ihnen im deutschen Feuer gebauten guten Bohlenstraßen fanden, die nun ihren Gegnern das Nachziehen der schweren Artillerie sehr erleichterten. Am Steenbach aber wollten die Engländer haltmachen und den Deutschen das weitere Vordringen verwehren.

Als Entlastungsstoß war auch ein Angriff der Engländer bei Bethune am 20. April gedacht. Nach stärkster Artillerievorbereitung hatten sie dort vier dicht besetzte Brückenkähne ins Wasser gebracht, jedoch wurde der Versuch, den Kanal zu überschreiten, vereitelt. Sämtliche Kähne sanken im Hagel der deutschen Granaten.

Im Gebiet von Albert führten die Deutschen am selben



Phot. Bild- und Film-Amt.

Die Volksabstimmungen für den Rat von Flandern.

Kundgebung der Flamen für ein selbständiges Flandern. Umzug durch die Straßen Antwerpens.

Tage einen Teilangriff aus, der ihnen 88 Gefangene, darunter zwei Offiziere, einige Maschinengewehre und 22 Minenwerfer einbrachte. Mit Vorstößen, die die Feinde hier an den zwei folgenden Tagen ansetzten, vermochten sie die Lage nicht zu ihren Gunsten zu wenden. Unterstützt durch Franzosen steigerten die Engländer am 23. April die Wucht ihrer Gegenangriffe; namentlich erhöhten sie die Stärke der Artillerievorbereitung im Raume zwischen Bailleul und der Scarpe in zahlreichen Abschnitten. Einen Erfolg erzielten sie damit nicht, sondern sie vermehrten nur die in den bisherigen Kämpfen erlittenen Verluste, die sich am 5. April schon auf mehr als 500000 Mann beliefen. Eine feindliche Streitmacht ging gegen die deutschen Stellungen am Clarencefluß vor. Ihr Unternehmen brach außerordentlich blutig zusammen. Ebenso verlief ein Angriff bei Riez du Vinage. Ein äußerst heftiger Kampf entwickelte sich auch in der Gegend von Festubert, den die deutschen Truppen siegreich bestanden. Eine Anzahl Gefangene und mehrere Maschinengewehre waren ihre Beute.

In dem Frontabschnitt zwischen Merville und Bailleul unterhielt der Feind den ganzen Tag über lebhaftes Artilleriefeuer, das er in der Nacht zum 24. April bei Bailleul zum Trommelfeuer anwachsen ließ. Vorstöße mit rücksichtslosestem Einsatz großer Truppenteile schlossen sich an, doch der Erfolg blieb ihnen hier, wie auch an der Scarpe versagt, wo es tagsüber ebenfalls zu schweren Artilleriekämpfen gekommen war. Dort versuchte der Feind trotz seiner üblen Erfahrungen noch einen zweiten Stoß, der aber schon im deutschen Vernichtungsfeuer aufgegeben werden mußte, ehe noch die Truppen zum Sturm geordnet waren. Während so die Feinde am 23. April an keinem Punkte Fortschritte machten, stürmten die Deutschen nordöstlich von Bailleul die Höhe von Bleugelhoek und kamen damit in den Besitz eines weiteren wichtigen Punktes der Hügelkette, die der feindlichen Ypernstellung als Flankenschutz diente. Unter den Gefangenen, die von ihnen dabei wie auch an anderen Punkten der Flandernfront eingebracht wurden, befanden sich wieder eine Anzahl Franzosen, die nun in stark erhöhtem Maße auch in diesem englischen Hauptabschnitt eingesetzt wurden.

Die Franzosen versuchten am 24. April, die Höhe von Bleugelhoek durch kräftige Gegenstöße wieder zurückzugewinnen, was ihnen aber nicht gelang. Mit Angriffen nordwestlich von Bethune, bei Festubert und zu beiden Seiten der Scarpe vermochten auch die Engländer keine Erfolge zu erzielen. Tags darauf griffen die Deutschen unter dem General Sixt v. Armin den Kemmelberg an. Diese 156 Meter hohe, unmittelbar westlich von Wytschaete steil ansteigende Höhe (siehe Bild Seite 275) ist zwar nicht zu vergleichen mit den Bergen auf den südöstlichen Kriegschauplätzen, dennoch bildete sie ein gefährlicheres Hindernis als so mancher eisbedeckte Gipfel. Seine an sich unbedeutende Höhe wird sehr fühlbar, weil er sich unmittelbar aus der Ebene steil erhebt und alle benachbarten Hügel bedeutend überragt. So beherrscht er den ganzen Ypernabschnitt und besitzt ganz hervorragenden militärischen Wert. Diesen hatten die Engländer durch Anlage von Befestigungen und Besetzung mit zahlreichen Geschützen noch beträchtlich erhöht. Der Einnahme des Kemmelberges stellten sich deshalb ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegen, um so mehr, als von ihm aus Engländer und Franzosen die Vorbereitungen der Deutschen in der Ebene genau verfolgen konnten, während ihnen das Hügelgelände gestattete, ihre eigenen Truppenbewegungen zu verbergen. Der lange Zug der Kemmelhöhe war von Dranoeter im Westen bis nach Wytschaete im Nordosten durch französische Divisionen besetzt worden; an ihren Flügeln schlossen sich die Engländer an. Noch in den letzten Tagen vor dem deutschen Unternehmen waren Geschütze aller Kaliber herbeigeschafft worden, wodurch die ohnehin starke Stellung eine weitere Festigung erfuhr.


Erbeutete englische Flugabwehrkanone auf der Straße nach Bapaume.

Zur Erleichterung ihres Angriffes hatten die Deutschen allerdings gründliche Vorarbeit geleistet. Die Einnahme der Höhe von Bleugelhoek war eine der letzten Maßnahmen zur Einschnürung der Kemmelstellung von Südwesten her gewesen. Von Süden konnte der Angriff aus dem Raume von Bailleul, von Osten aus dem von Wytschaete eingeleitet werden (siehe die Karte S. 258). Aus diesen Richtungen kam dann auch der Vorstoß. Mit mächtiger Artillerievorbereitung setzte er ein, und ungeachtet aller feindlichen Abwehrmaßnahmen gelang es den Deutschen auch hier wieder, ohne allzu schwere Opfer ihr Ziel zu erreichen. In einer Breite von 9 Kilometern warfen sie die Engländer und Franzosen und brachten die ganze Kemmelstellung in ihren Besitz. Die Engländer wurden bei Wytschaete sowohl wie bei Dranoeter vertrieben; den Franzosen ging es in dem dazwischen liegenden Gebiet nicht besser. Nördlich von Wytschaete stürmten die Deutschen gleichzeitig die großen Sprengtrichter und den Ort selbst. Gehöfte und Betonhäuser, durch deren geschickte Verteidigung die Feinde die Angreifer aufzuhalten suchten, nahmen die Deutschen, auch das Dorf Kemmel entrissen sie den Franzosen. Preußen und Bayern verrichteten das schwere Werk (siehe Bild Seite 276/277). Mehr als 6500 Gefangene brachte der erste Kampftag. Am folgenden Tage erweiterten die Deutschen ihren Gewinn erheblich, indem sie ihre Linien bis nach Voormezeele vorverlegten; am 27. April standen sie in der Linie Langemark—Hooge—Zillebeke—Verlorenhoek. Die Feinde taten alles, um die Kemmelstellung wieder in ihren Besitz zu bringen. Alle verfügbaren Kräfte wurden in den Kampf

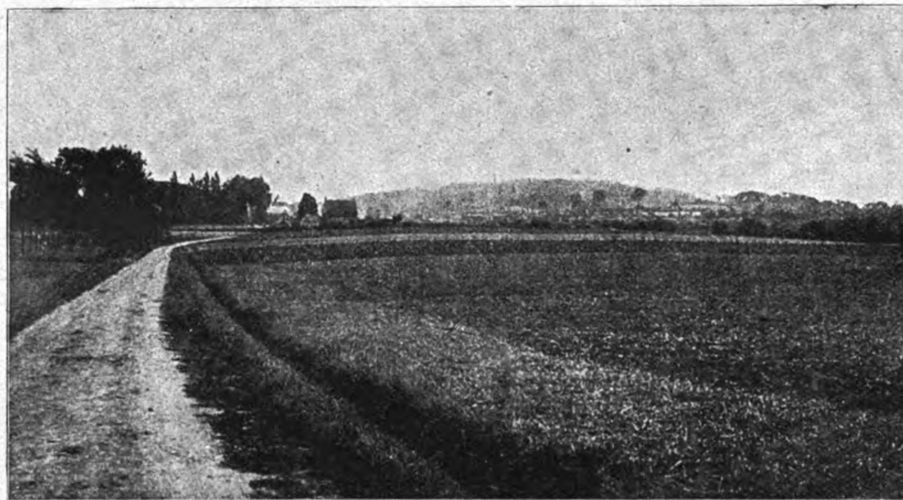
geführt. Vergeblich. Die Deutschen wiesen auf den heißerstrittenen Höhen alle Angriffe blutig ab. Mit den ungeheuerlichsten Verlusten bezahlten die Verbündeten ihre Wiedereroberungsversuche.

Erbitterte Kämpfe spielten sich auch auf dem Schauplatz an der Somme ab, wo die Deutschen seit dem 21. April ihren Druck verschärften. Langsam schoben sie sich an Amiens heran und entrissen am 22. April dem Feinde ein Geländestück bei Avelny. Gegenangriffen blieb der Erfolg versagt. Schwerere Stöße richteten die Deutschen am 24. April gegen den Wald und das Dorf Hangard. Den Wald hatten die Franzosen mit allen Verteidigungsmitteln zu einer fast uneinnehmbaren Festung eingerichtet. Sie verteidigten sich dort mit großer Hartnäckigkeit. Nach wechselvollen Kämpfen gelang es den Deutschen endlich, den Wald und die Bergausläufer zwischen Wald und Dorf Hangard zu nehmen. Dadurch war auch das verzweifelt verteidigte Dorf unhaltbar geworden. Trotzdem warf der Feind immer neue Truppen in das Dorf, um es womöglich doch zu behaupten. Noch am Abend leiteten die Deutschen nach langer Beschießung Hangards den Hauptangriff ein, in dessen Verlauf sich ein erbitterter Häuserkampf entwickelte, aus dem die Deutschen als Sieger hervorgingen, nachdem der Ort wiederholt seinen Besitzer gewechselt hatte. Im Dorfe machten die Eindringenden über 500 Gefangene. Südlich davon, westlich von der Avre, erstürmten sie auch die Höhe von Castel.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generalleutnant v. Lindequist, einer der erfolgreichen deutschen Heerführer im Westen.

An beiden Punkten unternahmen die Feinde mit Hilfe eiligst herbeigeführter Verstärkungen lebhafte Gegenangriffe. Während des ganzen Tages dröhnten die Geschütze, und bis in die Nacht hinein setzten die Franzosen ihre heftigen Stöße fort, ohne aber etwas ausrichten zu können. Ihre schweren Blutopfer vom 25. April nahmen Tags darauf bei der Fortsetzung der Gegenangriffe noch wesentlich größeren Umfang an. Wenn es den Feinden auch schließlich gelang, die Deutschen aus dem Dorfe Villers—Bretonneux wieder zu verdrängen, so vermochten sie doch gegen den Wald und das Dorf Hangard nichts zu erreichen. Hier litt hauptsächlich die als besonders tüchtige Truppe geltende „Division Marocaine", die mit weitgehender Rücksichtslosigkeit vergeblich ins Feuer gebracht wurde. In tief gegliederten Wellen gingen die Feinde nach ausgiebigster Artillerievorbereitung und schärfstem Minenwerferfeuer meist unter Begleitung von Panzerwagen immer wieder zum Angriff vor. Gegen den Hangardwald wurden allein vier schwere Angriffe mit Panzerwagen angesetzt, die ebenso wie die ihnen folgenden dichten Sturmwellen von den Deutschen zerschmettert wurden, die überall ihre vordere Linie behaupteten. Die Feinde hatten an diesem Tage weder in Flandern noch an der Somme einen irgendwie ins Gewicht fallenden Fortschritt erzielt. —



Ansicht des Kemmelberges mit Vorgelände.

In den neuen großen Kampfereignissen an der Westfront spielte der **Luftkrieg** wieder eine ganz besondere Rolle. Namentlich bei dem glänzend durchgeführten Angriff auf den Kemmel leistete die deutsche Fliegertruppe aller Gattungen wertvollste Unterstützungsarbeit. Am 25. April führten die deutschen Schlachtflieger eine Anzahl äußerst wirkungsvoller Maschinengewehr- und Bombenangriffe auf feindliche Batteriestellungen und marschierende Kolonnen weit im Rücken der Linien der Gegner durch. Die Infanterieflieger unterstützten tatkräftig die Infanterieangriffe, und die Jagdstaffeln hielten mit ausgezeichnetem Erfolg die feindlichen Flieger von der Störung der deutschen Unternehmungen ab. Die Herrschaft in der Luft gehörte über dem ganzen Schlachtfeld unbestritten den Deutschen, die vier ihrer Gegner im Luftkampf abschossen (siehe Bild Seite 279 unten).

Am 21. April erlitt die deutsche Flugwaffe den herbsten Verlust, der sie nach dem Tode Immelmanns und Bölckes treffen konnte. Der ruhmreichste deutsche Flieger, der „rote Kampfflieger" Rittmeister Manfred Freiherr v. Richthofen (siehe Bild in Band VI Seite 312), der noch im deutschen Tagesbericht vom 21. April wegen seines 79. und 80. Luftsieges genannt worden war, kehrte von einem Flug an der Somme nicht zurück. Der so oft siegreich gewesene Führer der berühmten deutschen Jagdstaffel 11 (siehe Bild Seite 279 oben) war nun selbst vom Schicksal ereilt worden. Kein feindlicher Flieger hatte ihn bezwungen. Eine von der Erde aus abgefeuerte Kugel, die ihm durchs Herz ging, setzte seinem Leben ein Ziel, nachdem er einen Gegner bis etwa acht Kilometer weit hinter die feindlichen Linien verfolgt hatte. Die Feinde beerdigten den erfolgreichsten deutschen Kampfflieger mit militärischen Ehren bei Amiens in der Nähe der Stelle, wo sein Flugzeug die Erde erreicht hatte. —

Von der großen Leistungsfähigkeit deutscher Luftschiffe zeugen feindliche Berichte, die das Erscheinen von Zeppelinen an der ägyptischen Küste und über Kreta (siehe Bild Seite 285) meldeten. —

* * *

Zur Knebelung der Tätigkeit der deutschen U-Boote führten die Feinde ein verwegenes Unternehmen gegen Ostende und Zeebrügge aus. In der Nacht zum 23. April erschienen starke **Seestreitkräfte** unter der Führung des Kommandanten von Dover vor der flandrischen Küste. Die Absicht war, Truppen zu Zerstörungszwecken zu landen und drei alte, mit Beton gefüllte kleine Kreuzer an der Einfahrt des Kanals von Zeebrügge (siehe die Kartenskizze Seite 280) zu versenken, um den deutschen U-Booten den Weg nach dem freien Meere zu versperren. In Ostende sollten zwei Schiffe an der Hafeneinfahrt auf Grund gesetzt werden, um auch diesen Hafen unbenützbar zu machen. Unter dem Schutze von starkem, künstlichem Nebel (siehe auch den Aufsatz und das Bild Seite 288) erreichte die aus kleinen Kreuzern, Torpedo- und Motorbooten bestehende Flotte tatsächlich Zeebrügge und Ostende. Der englische kleine Kreuzer „Vindictive" legte an der Mole von Zeebrügge an, um vier Kompanien Seesoldaten auszuschiffen, die umfangreiche Zerstörungen vornehmen sollten. Jetzt konnten die deutsche Artillerie und die Maschinengewehre wirksam eingreifen, die vorher des dichten, künstlichen Nebels wegen ihre Ziele nicht zu erkennen vermochten. Infolge der Gegenwirkung war es den Engländern nur möglich, etwa vierzig Mann auf die Mole zu bringen, wo sich ein erbitterter Kampf entspann (siehe Bild Seite 281), in dem die gelandeten Mannschaften samt und sonders getötet

oder gefangen wurden. Im Artilleriefeuer sanken inzwischen fünf kleine englische Kreuzer, darunter „Intrepid“, „Iphigenia“ und „Sirius“ (siehe die Bilder Seite 280 oben), ferner drei Zerstörer, sowie eine ganze Anzahl von Torpedobooten. Die Mole erhielt einen Torpedotreffer, der ein 25 Meter breites Loch riß, das aber bald wieder überbrückt wurde. Die Ausführung des Planes der Feinde wurde vereitelt; die Hafenanlagen und Küstenbatterien blieben, abgesehen von der Beschädigung der Mole, völlig unversehrt. Mit schweren Verlusten zogen die Schiffe wieder ab, während von den deutschen Seestreitkräften nur ein Torpedoboot leichte Beschädigungen erlitt; die Menschenverluste waren gering. Acht Tote und sechzehn Verwundete hatten die Deutschen zu beklagen, während nach Meldungen der britischen Admiralität der Gesamtverlust der Engländer bei diesem Unternehmen 588 Offiziere und Mannschaften betrug. Der deutsche U-Bootkrieg konnte mit Benützung der Stützpunkte Zeebrügge und Ostende mit unverminderter Kraft weitergehen.



Die Eroberung des Kemmelbergs.

Im Monat März vernichteten die U-Boote insgesamt 689 000 Bruttoregistertonnen Schiffsraum. Damit war der den Feinden zur Verfügung stehende Welthandelschiffsraum seit Kriegsbeginn durch Kriegsmaßnahmen um rund 16 469 000 Bruttoregistertonnen verringert worden. Täglich kamen neue Verluste hinzu. Von 28 000 Tonnen, die am 20. April als versenkt gemeldet wurden, entfielen allein 21 000 Tonnen auf das Unterseeboot des Kapitänleutnants Rose (siehe Bild in Band V Seite 365). Während einer zweitägigen Verfolgung eines Geleitzuges glückte ihm die Versenkung von drei großen englischen Dampfern, zu denen auch der Tankdampfer „Cadillac“ mit 11 140 Bruttoregistertonnen gehörte. Kapitänleutnant Warzecha (siehe Bild Seite 211) vernichtete im östlichen Teile des Ärmelkanals über 15 000 Tonnen. Im Sperrgebiet um England gingen bis zum 24. April weitere 22 000 Tonnen meist recht wertvoller Schiffe verloren. Besonders erfolgreich war Kapitänleutnant Kolbe (siehe Bild Seite 120) auf einer Streiffahrt nach den Azoren, wobei er 11 Dampfer, 4 Segler und 2 Fischdampfer mit insgesamt 30 662 Bruttoregistertonnen zur Strecke brachte. Als sehr erwünschte Beute nahm er zwölf lederne Treibriemen von je hundert Meter Länge nach Deutschland mit. Eine Meldung vom 27. April berichtete über weitere 25 000 Tonnen vernichteten Schiffsraums, wozu auch ein Dampfer von über 12 000 Tonnen zählte. —

* * *

Im **Osten** führten die Deutschen ihre Hilfsunternehmungen weiter durch. Gute Fortschritte machten sie in Finnland gegen die Rote Garde, deren Führer Haapaleinen am 21. April ermordet worden sein sollte, weil man ihn für die ungeheuren Verluste der Roten Garde in den letzten Kämpfen verantwortlich gemacht hatte. Wie zäh die Roten in den Kämpfen auf den finnischen Schären und auf ihren vereisten Gewässern sowohl im Angriff als auch in der Verteidigung waren, wissen die auf deutscher Seite namentlich beteiligten Jäger und Matrosenartilleristen (siehe auch das Bild Seite 282) zu erzählen. Helsingfors z. B. konnte erst nach hartnäckigem Häuserkampf besetzt werden. So mußten die von Norden zuerst in die Stadt eingedrungenen Jäger die große russische Kaserne in Brand setzen, um an diesem Nest der Roten Gardisten vorbeizukommen. Und so mußte die Marine, die von Süden kam, verschiedene in der Hafengegend gelegene Häuser mit den Geschützen von Begleitschiffen und Minensuchern bombardieren, um einem befreundeten Lande, das sie um Beistand gebeten hatte, zu helfen.

Die Dankbarkeit der Finnländer gegenüber den deutschen Feldgrauen und Matrosen fand vielfach geradezu rührenden Ausdruck. Noch tagelang beschenkte man sie immer wieder auf den Straßen mit Blumen, und die Pferde der beiden vor dem Hotel Kämp, der Wohnung des Kom-



Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

mandierenden Generals Grafen v. d. Goltz, mit schußbereitem Karabiner aufgestellten Posten wurden immer wieder von vorübergehenden Frauen und Mädchen mit weißem Flieder bekränzt (siehe auch die Bilder Seite 283). Am 23. April nahmen die Deutschen unter dem Befehl des Generals Grafen v. d. Goltz (siehe Bild Seite 283) die Eisenbahnknotenpunkte Hyvinge und Riihimäki und stellten sodann nördlich von Lathi die Verbindung mit der finnischen Armee her, mit der sie in den Vortagen schon Fühlung genommen hatten. Mit großer Hartnäckigkeit erstrebten die Bolschewiki Finnlands sodann einen Durchbruch an dieser Stelle, wurden aber stets mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Bei der Niederwerfung der Roten Garde im Gebiet der Ukraine (siehe die Bilder Seite 287) erkämpften sich die deutschen Truppen am 20. April in schweren Gefechten bei Pierekop und Kart-Kasak den Weg in die Krim. Reste der aus Nikolajew und Cherson vertriebenen Bolschewiki, meist Matrosen, verwilderte Frontsoldaten und plündernde Tagediebe, die von Sebastopol Verstärkungen erhalten hatten, versuchten, die nur 9 Kilometer breite Landenge nach der Halbinsel Krim (siehe die Karte Seite 286) abzusperren. In einem gut angelegten und glücklich durchgeführten Umgehungskampf überflügelten die Deutschen den Feind und bereiteten ihm eine äußerst blutige Niederlage; zahlreiche Maschinengewehre und Geschütze fielen ihnen dabei nebst großen Munitionstapeln in die Hand. Nach lebhaften Verfolgungskämpfen erreichte General Kosch mit seinen Truppen schon am 23. April Simferopol. —

Während die Türken die Engländer in ihrem Bestreben, eine neue Angriffsbewegung auf beiden Jordanufern in Fluß zu bringen, dauernd mit Erfolg hinderten, entbrannten an der mazedonischen Front (siehe Bild Seite 284) wieder lebhaftere Gefechte. Bulgarische und deutsche Erkundungsabteilungen stießen an allen Punkten der Front kraftvoll vor, was namentlich im Gebiet der Struma die Gegner zu ähnlichen Unternehmungen veranlaßte, die für diese aber stets ungünstig verliefen. —

Die Deutschen verloren am 23. April durch den Tod einen ihnen aufrichtig zugetanen Freund, den bulgarischen Gesandten in Berlin, Dimitri Rizow (siehe Bild Seite 284); sein Nachfolger wurde Dr. Nikyphoroff. —

An der italienischen Front mehrte sich die Kampftätigkeit. Im Gebirge entwickelten sich seit dem 20. April hartnäckige Artilleriekämpfe, zur See trafen in der Nacht zum 23. April österreichisch-ungarische mit italienischen Torpedobooten vor Valona zusammen. Die Österreicher und Ungarn griffen die Italiener an, deren Schiffe zum Teil schwere Beschädigungen erlitten. Das Auftreten größerer italienischer Einheiten verhinderte die k. u. k. Streitkräfte aber an der Ausnützung ihrer Erfolge. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die flämische Bewegung.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu das Bild Seite 273.)

An einem dunklen Märzabend des Jahres 1917 saßen hinter den verhängten Fenstern im Seitenzimmer eines kleinen Wirtshauses in Antwerpen ein Dutzend Männer beisammen. Keine Uniform, nur Zivil, Deutsche und Flamen gemischt. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Türe und ein neuer Gast betrat vorsichtig den Raum. Was ging vor? Nichts Besonderes, nichts jedenfalls, dessen man sich zu schämen gehabt hätte: eine freundschaftliche Aussprache über die flämische Bewegung. Ein paar Flamenführer gaben deutschen Tagesschriftstellern und Politikern Aufschluß über Ziele und Mittel der sogenannten aktivistischen Flamen-

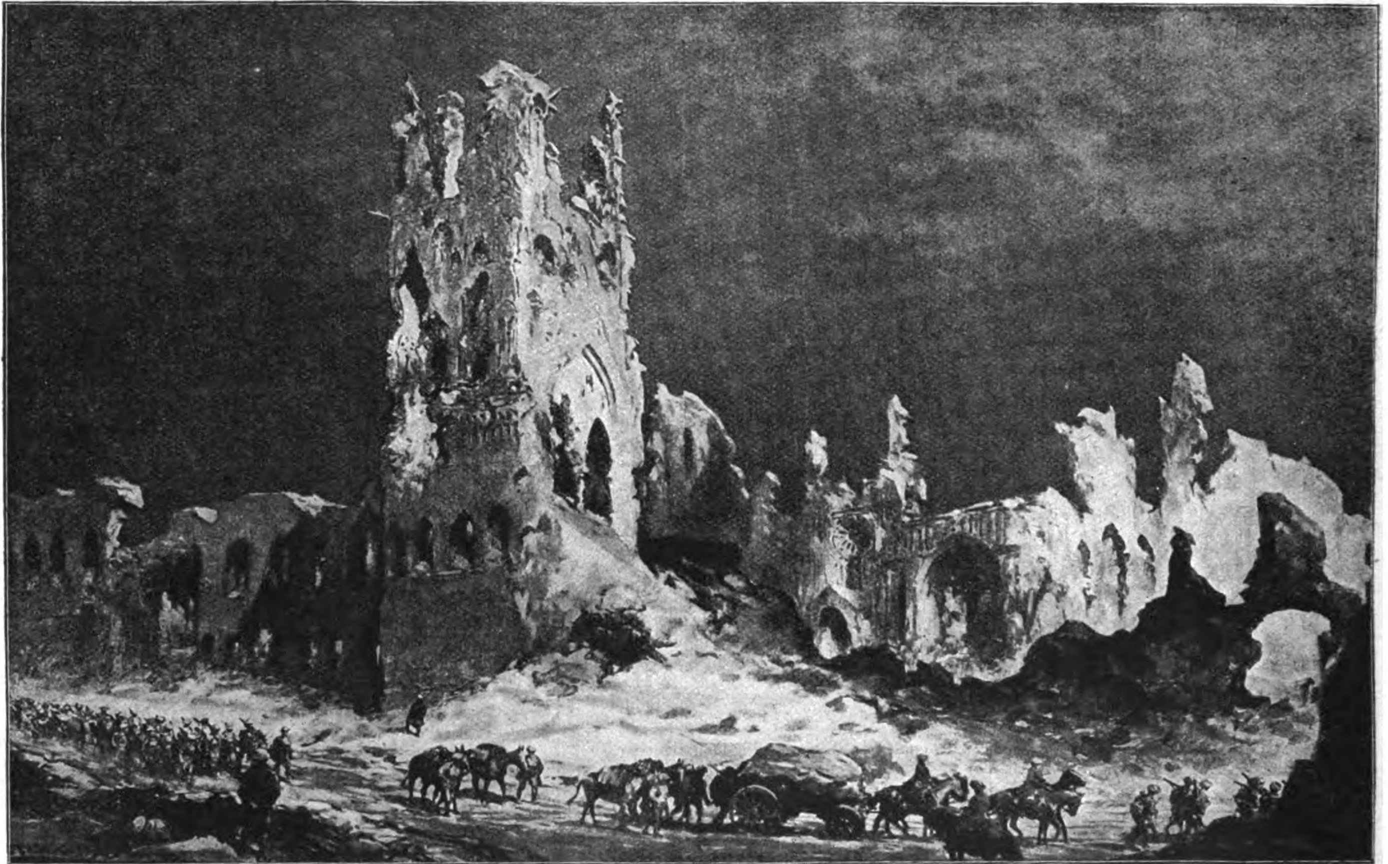
politik. Am 4. Februar 1917 hatten die Vertrauensmänner der flämischen Gruppen in Brüssel den „Rat von Flandern" gewählt. Er war vom Reichskanzler empfangen und mit guten Hoffnungen für die freie Entwicklung des flämischen Volkes entlassen worden. Nun stand die Verwaltungstrennung Belgiens zur Besprechung: Flandern und die Wallonei sollten geschaffen werden. Starke Widerstände im Lande waren zu erwarten. Man wollte nichts, was wie eine Gabe der Deutschen aussah. Und die flämischen Aktivisten fühlten sich noch so wenig sicher im Sattel, daß sie auch den Schein eines geselligen Zusammenhanges mit den bösen Deutschen vermeiden mußten.

Ein Jahr später. Ein sonniger Februarsonntag in Antwerpen. In den Straßen wogt um die Mittagstunde erwartungsvoll eine dichte Menge. Vom Turm der berühmten Kathedrale ertönt plötzlich eine helle Glockenstimme — zum ersten Male seit der Besetzung der Stadt im Kriege. Man staunt, man raunt, man erörtert. Musik ertönt. Fahnen tauchen auf, und mit Gesang zieht eine Abordnung flämischer Aktivisten, Genter Studenten in ihren Kappen wohlgemut voraus, zur Wahlversammlung in die Börse. Wahltag ist heute. Der Rat von Flandern und die Gauräte der Provinz Antwerpen stehen neu zur Wahl. Das flämische Volk soll befragt werden, ob es ein selbständiges Flandern will. Die Aktivisten sind aus der Verborgenheit hervorgetreten, sie füllen zu Tausenden den Riesensaal und seine Galerien, sie schwingen die Fahnen mit dem schwarzen Löwen auf gelbem Grunde, und donnernd erbraust der Beifall, wenn August Borms, der Volksredner und Hauptsprecher des Tages, oder wenn Professor Tack, der Bevollmächtigte des Rates, mit stolzen Worten verkünden: „Flaamland ist geboren."

Jede Geburt geht unter schmerzhaften Wehen vor sich. Sie blieben auch hier nicht aus. Als die Aktivisten nach dem Wahlakt durch die Straßen zogen, die Musik und die Führer voran, da gab es ein Pfeifen, Johlen und Huh-Schreien der Gegner, daß man jeden Augenblick den Ausbruch eines Bürgerkrieges befürchten mußte. Wer die belgischen Sitten nicht kennt, konnte meinen, es stehe schlecht um die flämische Bewegung. Die Führer aber waren mit diesem sorgsam organisierten Aufgebot der Opposition sehr zufrieden. Es bedeutete die Anerkennung ihrer politischen Macht. Bisher hatten die Gegner die Bewegung totgeschwiegen. Jetzt schrien sie. Mehr konnte man nicht verlangen. Und wie viele schrien nur mit, um endlich einmal ihrem Unmut gegen den Krieg, die Deutschen, gegen die Teuerung und die ganze traurige Zeit nach Vätersitte freien Lauf zu lassen! In der Tat, dachte man zurück an die kleine, vorsichtige Zusammenkunft vor Jahr und Tag, und sah nun dieses stürmische Volksgewühl, so war der Unterschied klar genug. Die flämische Bewegung war im Flusse, sie schwoll und wuchs, sie zwang auch den Lauen, Vorsichtigen zur Entscheidung in irgendeinem Sinne.

Warum aber und wofür sollen sich die Flamen entscheiden? Und warum jetzt im Kriege?

Die einigermaßen erschöpfende Antwort auf diese Fragen würde ein Buch füllen, und solcher Bücher gibt es zur Genüge. Die Flamen selber sind während des Krieges mit Dutzenden von Aufklärungschriften an die Werbearbeit gegangen, und auch die deutsche Flamenliteratur ist nicht gering. Es lohnt sich für uns durchaus, die Leidensgeschichte dieses stammverwandten Volkes besser kennen zu lernen als bisher.



Die Ruinen der Tuchhallen von Ypern und der Kathedrale St. Martin im Mondschein.
Nach einer englischen Darstellung.

Die politische Tragödie Flanderns beginnt unter dem blutigen Regimente Philipps II. von Spanien. Damals, im sechzehnten Jahrhundert, erkämpften sich die protestantischen Niederlande die Freiheit vom spanischen Joch und begründeten ein eigenes Volkstum. Die Südprovinzen, ungefähr das heutige Belgien, blieben spanische Provinz, fielen im achtzehnten Jahrhundert an Österreich, dann kurze Zeit an Frankreich, und wurden nach der Schlacht bei Waterloo mit Holland vereinigt. Im Jahre 1830 hoben England und Frankreich die Verbindung auf und schufen den neuen Staat Belgien mit seinen heutigen Grenzen. Er wird von viereinhalb Millionen Flamen und drei Millionen Wallonen bewohnt; die ersteren sprechen ihre niederdeutsche Muttersprache, die Wallonen reden ein romanisches Französisch, ihre Schriftsprache ist rein französisch. In dieser Zweisprachigkeit, die ja nichts anderes ist als der Ausdruck der Verschiedenheit der beiden Volkscharaktere, ruht der Kern der belgischen Frage.

Die Flamen fühlten sich von Anfang an trotz ihrer größeren Zahl als die minderwertigen Staatsbürger behandelt. Die Wallonen verstanden es, sich im Bunde mit der französischen Kultur nicht nur wirtschaftlich den Vor-

rang zu verschaffen, als Unternehmer große Vermögen anzuhäufen und die Arbeitskraft der Flamen auszunutzen, sondern auch die Leitung und Repräsentation des Staates, die ganze Verwaltung und Rechtsprechung in ihre Hand zu bekommen. Jene bürgerlichen Elemente des Flamentums, die an dieser Herrschaft teilnehmen wollten, wurden französisiert. Es sind das die sogenannten „Franskiljons", die durch ihr schlechtes Französisch und den Pariser Firnis ihrer Lebensführung die Entfremdung und den Abfall von der Sache ihres angestammten Volkstums zu verbergen suchen.

Dieses Volkstum, auf solche Art durch Jahrzehnte hin seiner geistigen Führung und des wirtschaftlichen Rückhalts beraubt, lag lange im Schlafe. Zwar begannen schon um 1840, von der Sehnsucht einzelner Dichter und Schriftsteller genährt und geweckt, die ersten Regungen des Widerstandes gegen den französischen Druck. Aber erst seit den achtziger Jahren gab es für die Flamen einige Rechte — auf dem Papier. So das Recht auf die Muttersprache im Strafprozeß und in der Volksschule. Trotzdem kam es immer wieder vor, daß die Angeklagten französisch verhört und verurteilt wurden, daß die Rede des Verteidigers fast immer französisch gehalten wurde und die Angeklagten von dem ganzen Verlauf nichts verstanden. Im Schulwesen, das überwiegend in geistlichen Händen lag, begann das Französische bereits im Kindergarten. In den Volksschulen war die Unterrichtsprache vom dritten Jahre ab rein französisch. Unter diesen Umständen kann man es noch als ein Glück für die Flamen betrachten, daß sie den Segen des Schulzwanges nicht kennen lernten — das betreffende Gesetz wurde erst kurz vor dem Kriege durchgeführt. Der kleine Mann, der Bauer, der meist nur Pächter ist und für den „Kasteelherrn", den reichen Grundeigentümer, fronen muß, der Arbeiter, der mit Weib und Kindern entweder billigste Heimarbeit verrichtet, oder allein als Wanderarbeiter zur Ernte nach Frankreich, im Winter in die wallonischen Gruben und Walzwerke zieht — diese ganze gebundene Masse des flämischen Volkes blieb nach zäher germanischer Art an Sprache und Sitte hangen.



Die berühmte Jagdstaffel des Rittmeisters Manfred Freiherrn v. Richthofen, deren Führer nach Erringung von 80 Luftsiegen am 21. April 1918 einer feindlichen Kugel erlag (siehe auch das Bild in Band VI Seite 312).

Gleichwohl bildete sich dennoch eine schmale Zwischenschicht geistig aufstrebender Flamen heran, die, im berechtigten Stolze auf die große Vergangenheit ihres Volkes, ihre Begabung für das Wohl des Landes als Flamen betätigen wollten. Sie fanden überall verschlossene Türen. Alle Staatsstellen wurden planmäßig an französische Belgier vergeben. „Nicht ein Fünffrankenstück sollt ihr verdienen!" rief der belgische Ministerpräsident Rogier, das „Idiom germanique" sollte ausgerottet werden; alle großen Privatbetriebe des Landes, das einen außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, verfuhren bei der Anstellung ihrer Beamten nach der gleichen Gesinnung. Das Flämische war die Sprache der Dienstboten, der Arbeiter, der Bauern, der Armen und Elenden. Wer sein Fortkommen suchte, mußte zum halben Franzosen werden.

Auch die Kirche und die Presse versagten. Die belgische Geistlichkeit verhielt sich national teilnahmlos, die höheren Geistlichen neigten zur französischen Kultur, die niederen predigten wohl flämisch auf den Dörfern, nahmen aber wenig oder gar keinen Anteil an der geistigen Bewegung. Die Presse war ganz elend: es gab nur wenige flämische Zeitungen, dürftige Provinzblätter. „Le Moniteur Belge", der Staatsanzeiger, wahrte die Rechte der Mehrheit im Staate lediglich in seinem zweisprachigen Titel. Franzosen saßen in den Redaktionen der großen Brüsseler Zeitungen, französische Agenturen und Korrespondenten lieferten die Berichte, auch über Deutschland. Die Pariser Boulevardpresse, vom französischen Staate in jeder Weise unterstützt, überschwemmte allabendlich um acht Uhr die belgischen Städte. Täglich gingen achttausend Kilogramm



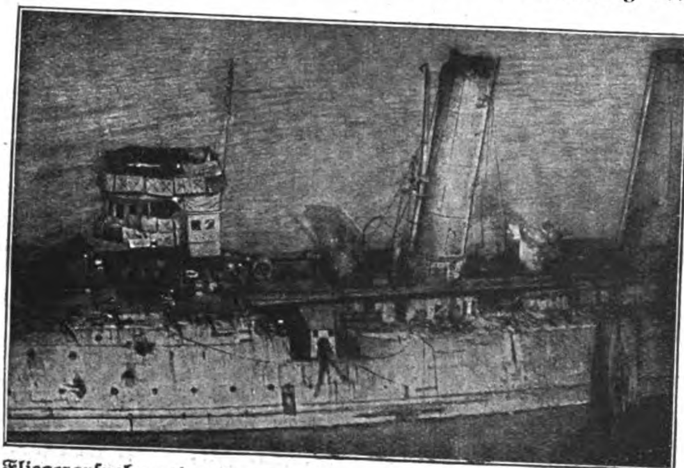
Im Luftkampf an der Westfront abgeschossener Sopwith-Kampfeinsitzer.
In dem auffallend bemalten Rumpfvorderteil ist der Umdrehungsmotor sichtbar, darüber zwei starre Maschinengewehre.

Zeitungen allein nach Brüssel. Sogar die Klerikalen klagten darüber. Als der Krieg kam, blieb diese Geistesnahrung aus. Es entstand sozusagen ein luftleerer Raum, und es dauerte nicht lange, so erschienen unter dem Schutze und der verständnisvollen Förderung der deutschen Behörden Zeitungen in flämischer Sprache. Es gibt jetzt etwa fünfundzwanzig von nennenswerter Bedeutung, und sie haben mächtig gewirkt.

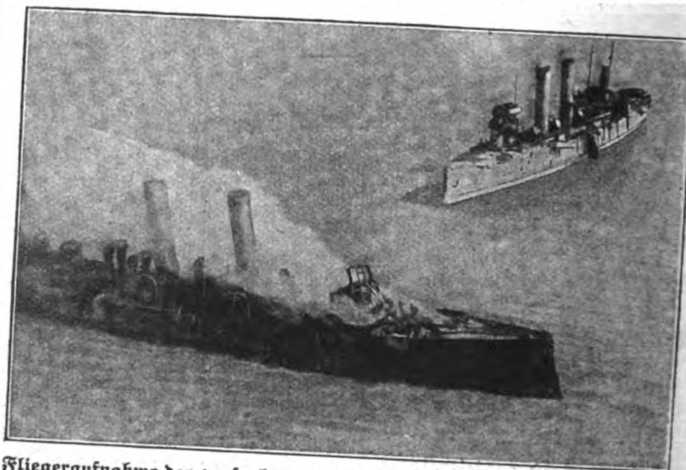
Am wirksamsten aber diente wohl die Eröffnung der Genter Universität als flämische Landeshochschule zur Stärkung der flämisch aktivistischen Bewegung. Die Flamisierung ist eine alte Forderung seit den achtziger Jahren; bei Kriegsausbruch stritten sich die Parteien in den Landeskammern um sie, am 21. Oktober 1916 wurde die vollkommen erneuerte Universität durch den Generalgouverneur v. Bissing eröffnet. Nur sieben der früheren Professoren machten die Umwandlung mit, durch Neuberufungen wurde die Zahl auf neununddreißig ergänzt, Anfang 1918 waren es neunundfünfzig Lehrer. Auch die anfänglich geringe Zahl der Studenten stieg rasch: 1916/17 hundertzehn; 1. Februar 1918: dreihunderteinundneunzig Studierende, von diesen eingeschrieben zweihundertsechsunddreißig. Vor dem Kriege, 1913/14, zählte man eintausendzweihundertundsechs mit Einschluß der technischen Hochschüler (sechshundertneunundvierzig) und der zahlreichen Ausländer, die etwa ein Viertel der Hörer stellten. Aus flämischen Provinzen waren es auch damals nur dreihundertzehn, so daß die jetzige Besucherzahl, die ja fast nur aus den flämischen Provinzen stammt, die frühere bald erreicht haben wird.

Als vorläufig letzter Schritt zur Befreiung der Flamen erfolgte, durch Verordnung vom 21. März 1917 eingeleitet, die Verwaltungstrennung Belgiens in Flandern und die Wallonei. In Brüssel sitzen die flämischen Ministerien, in Namur die wallonischen. Die Trennung wurde im Laufe des Jahres 1917 durchgeführt, trotz des Widerspruchs und der Bedrohungen seitens der belgischen Regierung in Le Havre. Am 22. Dezember 1917 endlich ging der Rat von Flandern noch weiter und erklärte die flämischen Provinzen für selbständig.

Unsere politische Aufgabe kann nur die sein, den beiden Völkern, die in dem belgischen Doppelhause wohnen, zur freien Entfaltung ihrer Kräfte in Wahrung ihrer Selbständigkeit zu verhelfen. Wenn sich auch unsere Zuneigung zunächst den unterdrückten, mutig aufstrebenden Flamen zugewendet hat, so liegt uns doch nicht das geringste daran, nun etwa die Wallonen in die vormalige Stellung der Flamen zu versetzen und sie dadurch französischen Einflüssen vollends auszuliefern. Eine brauchbare gemeinsame staatliche Lebensform für beide Völker wird und muß sich finden lassen. Daß dieser neue und bessere Staat nicht abermals gegen uns ausgenutzt werden kann, dafür werden wir im Friedensvertrage die nötige Vorsorge zu treffen haben.



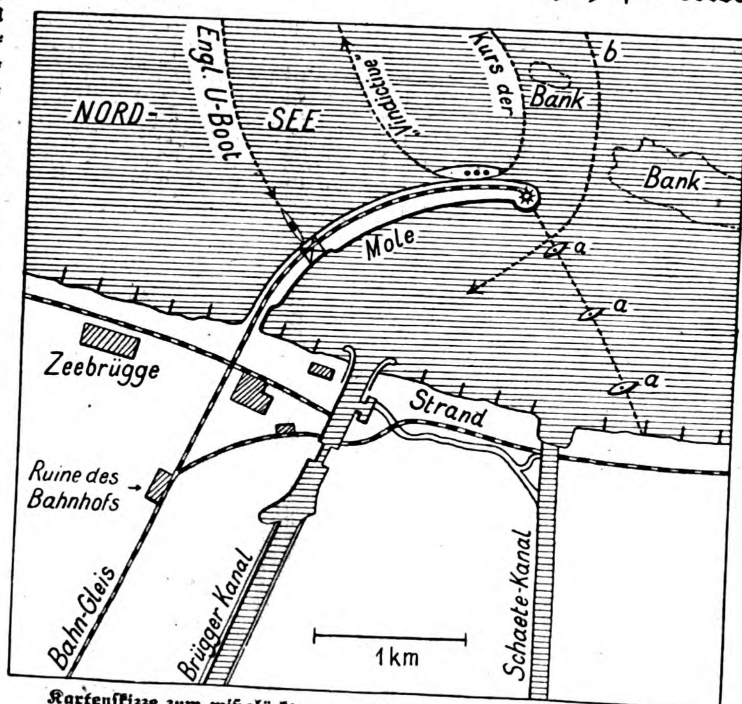
Fliegeraufnahme eines der versenkten englischen Sperrkreuzer mit zahlreichen Spuren der Beschießung durch die deutschen Küstenbatterien.



Fliegeraufnahme der versenkten englischen Sperrkreuzer „Brilliant“ und „Sirius“, von denen der eine in Brand geschossen wurde.

Zum mißglückten englischen Handstreich auf Zeebrügge und Ostende.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Groß, Berlin.



Kartenskizze zum mißglückten englischen Handstreich auf Zeebrügge.
a) Deutsche Prahmsperre, b) Einbruch der versenkten englischen Schiffe.

Wehrhafte Kirche in St. Juvin.

Von Dr. W. Vulpius, Chefarzt des Landwehr-Feldlazaretts 13.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

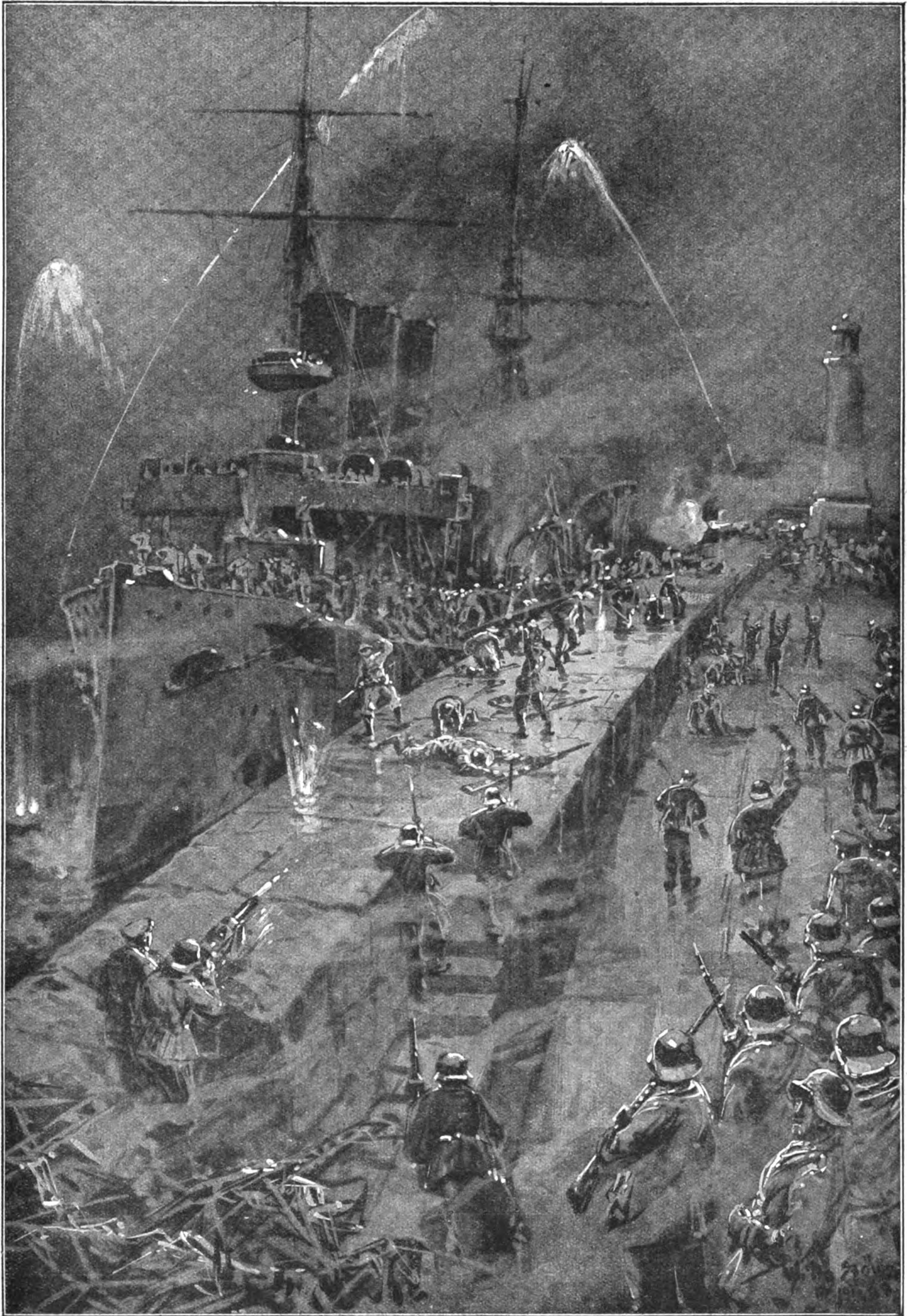
Von alters her sind wir gewöhnt, Gotteshäuser als unverletzlichen Friedenshort zu betrachten. Nur wenige Kirchen in Süd- und Mitteldeutschland, häufiger schon die Ordenskirchen in Preußen sowie die der Siebenbürger Sachsen erinnern durch ihre Bauweise an die rauhen Kriegszeiten, wo sie nicht nur der andächtigen Gemeinde als Versammlungs- und Erbauungsort dienten, sondern ihr auch eine letzte feste Zufluchtstätte gewähren sollten, wenn sie von feindlichen Horden oder Heeren bedrängt wurde. Bei manchen dieser Kirchen kommt die befestigte Anlage daher, daß sie durch Stiftung aus festen Klöstern oder auch Burgen entstanden sind. Ihr kriegerischer Nebenzweck wird erkenntlich durch bergfriedartige Turmbauten mit Zinnenkranz, Schießscharten und Pechnasen, durch ihre hohe, beherrschende Lage oder durch ihre Eingliederung in die mittelalterlichen Verteidigungsanlagen befestigter Städte. Auch die Kirchhofsmauern mit Wehrgang, Schießscharten, Wall und Graben tragen oft zur Wehrhaftigkeit bei.

Es ist ein bezeichnendes Merkmal für den im Weltkrieg erlittenen kulturellen Rückschritt, daß durch ihn auch die



Die wehrhafte Kirche in St. Juvin.

Nach einem Originalgemälde des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.



Der mißglückte englische Handstreich gegen Zeebrügge: Der Kampf auf der Mole.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Kirchen wieder in den Kriegsdienst, und zwar nicht nur für Samariter- oder ähnliche Zwecke, sondern auch für den Angriff und die Verteidigung gestellt wurden, und so wie sich die Deutschen gegen die auf den Türmen der Reimser Kathedrale aufgestellten Beobachtungsposten wehren mußten, haben die Franzosen aus dem gleichen Grunde keine Bedenken getragen, viele Kirchen ihres eigenen Landes in Trümmer zu legen.

Von besonderem Interesse aber ist es unter diesem Gesichtspunkt, daß in den von den Deutschen besetzten Argonner und Ardenner Bezirken der Typus der „wehrhaften" Kirche noch in einer Reichhaltigkeit und Ausprägung vorhanden ist, wie man ihn anderswo nicht mehr findet, als Wahrzeichen, daß gerade diese Gegenden viele Jahrhunderte hindurch immer wieder von den heftigsten Kriegen und örtlichen Fehden heimgesucht waren.

Solche Kirchen machen sich im allgemeinen durch ihre gedrungene Anlage kenntlich. Ihre Gliederung beschränkt sich häufig nur auf das Hinzutreten eines massigen Turmes zu dem einfachen Haupthaus; in ersterem ist dann meistens der Chor untergebracht. Pechnasen über den Eingängen, die in früherer Zeit oft in schwer zugänglicher Höhe angelegt waren und erst später durch den Anbau von Treppen leichter erreichbar gemacht wurden, sowie Schießscharten aller Art dienten zur Abwehr eines andringenden Feindes.

Eines der interessantesten Bauwerke dieser Art ist die Kirche des ansehnlichen Dorfes St. Juvin, das sich gegenüber dem Nordzipfel des Argonnerwaldes am Abhang des rechten Aireufers emporbaut. Die Kirche selbst beherrscht noch das Dorf durch ihre Lage auf einer besonders hervortretenden Bodenwelle. Das ganze Gebäude trägt mehr den Charakter einer kleinen Zitadelle als den einer Kirche. Denn an den rechteckigen, von hohem Schieferdach bedeckten Mittelbau schließen sich an allen vier Ecken sogenannte „Pfefferbüchsen" an, das sind gedrungene Rundtürme mit spitzem Dach, die sich hier auf wuchtig vorspringende viereckige Eckpfeiler aufsetzen. Der Haupteingang befindet sich in der westlichen Giebelseite; das Tor ist von schmalen Säulen flankiert, die ein durchbrochenes Giebelfeld mit einer Votivtafel tragen. Über ihm ragt ein Pecherker aus der sonst glatten Mauerfläche hervor, und zahlreiche Schießscharten in den beiden flankierenden Pfefferbüchsen und Eckpfeilern richten ihre Öffnungen auf diesen Zugang. In ähnlicher Weise ist eine kleinere Tür auf der Südseite geschützt. Das Hauptgesims wird durch einen ringsum laufenden Kranz kleiner würfelförmiger Aufsätze getragen. Der Innenraum ist ein schlichter, viereckiger Saal mit völlig ungegliederten, nur von einigen kleinen Spitzbogenfenstern durchbrochenen Wänden. An ihnen sind Standbilder der zwölf Apostel aufgestellt, und darunter befinden sich erhabene Darstellungen der Leidenstationen Christi. Das östliche Drittel ist als Chorraum durch ein schmiedeeisernes Gitter mit hoher, torartig überspannter Öffnung abgetrennt. An der Ostwand steht unter dem einzigen, mit bunter Verglasung geschmückten Fenster der Hauptaltar mit einem kleineren zu jeder Seite. Über der flachen Holzdecke zog sich früher offenbar ein Wehrgang an den Mauern entlang zur Bedienung der Schießscharten und Pecherker. Die dahin führende Treppe in einem der Ecktürme ist jedoch nicht mehr gangbar. Ein Kranz von Fichten verstärkt durch seine dunklen Wipfel den ernsten, trutzigen Charakter des Bauwerkes, das so recht wie eine Versinnbildlichung der Liedverse anmutet:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.



Die deutschen Linienschiffe im Eise vor Finnland.
Nach einem Originalgemälde des Marinemalers R. Schmidt, Hamburg.

Das Los deutscher Gefangener.

Kein Volk der Welt hat, wie Rudolf Herzog in der „Woche" schilderte, das Wort „Ritterlichkeit" so oft im Munde geführt, so nachdrücklich für seines Wesens Art beansprucht, wie das französische. Kein Volk der Welt hat die Ritterlichkeit so durch den Schmutz gezogen und sich johlend des Fetzens entäußert wie das französische unter dem Anreiz seines Vorbildes und Gebieters England.

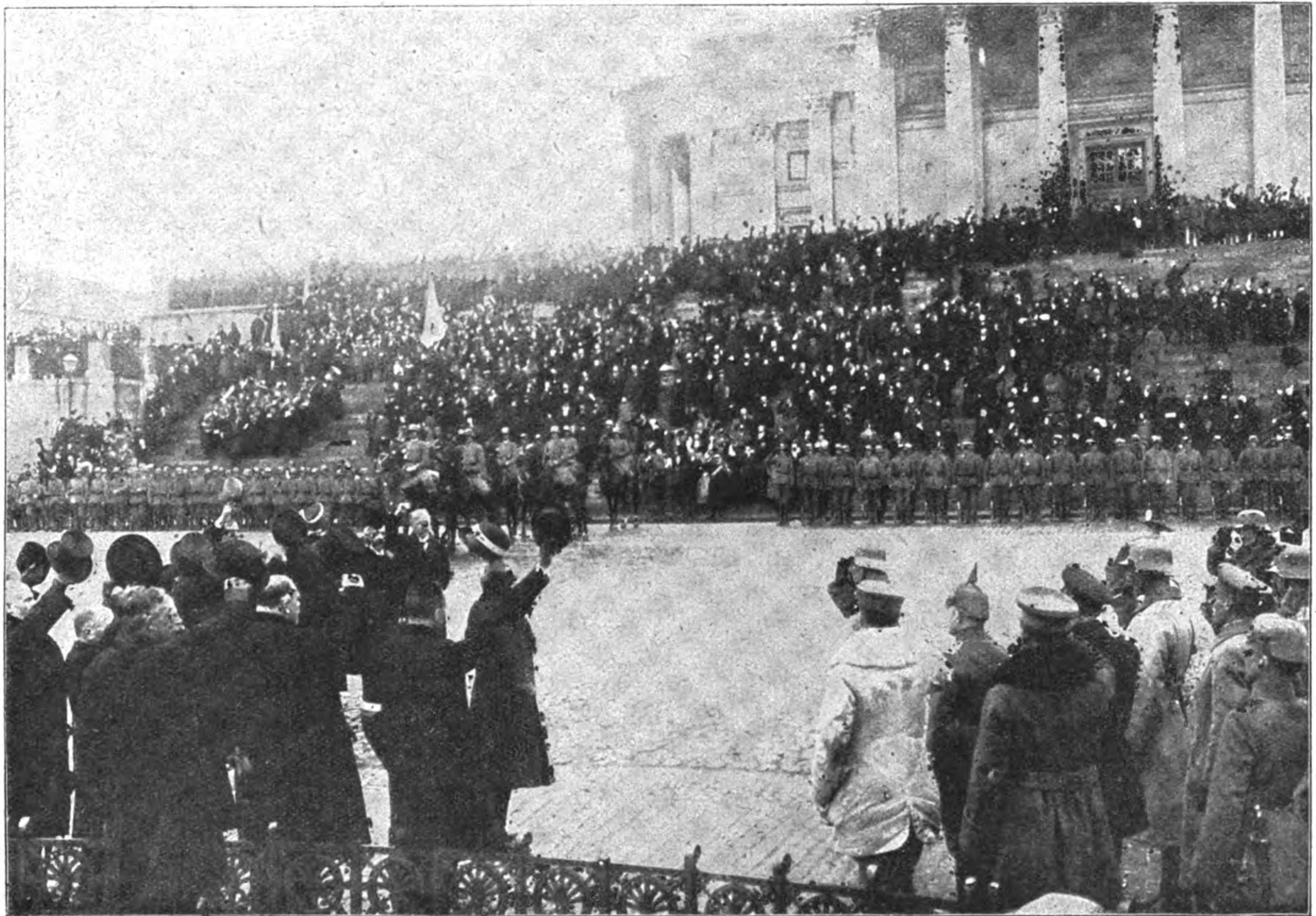

Phot. Bild- und Film-Amt.
Einzug der deutschen Truppen in Helsingfors, die von den Bolschewiki geräumte Hauptstadt Finnlands.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Der Magistrat von Helsingfors begrüßt den deutschen General Grafen v. d. Goltz beim Einzug auf dem Platz vor dem Dom.

Nicht die Wasser aller Meere werden England, so lange die Erde steht, von dem Schandfleck der Konzentrationslager im Burenkrieg reinwaschen, dieser Teufelstätten, die — furchtbarer als Dantes Hölle — für die Zehntausende der zusammengetriebenen Burenfrauen und Kinder nichts als die Aufschrift trugen: „Hier wird auf Befehl — verendet." Oh, Frankreich hat gelernt, und wie es die Figur der Jungfrau von Orleans, die, „Tod England!" jauchzend, die Scharen der Franzosen vorwärts trieb gegen das englisch gewordene Calais, Albion zulieb aus seiner Geschichte streichen möchte, so möchte es auch die grausenerregende Darstellung seines Geschichtschreibers Henri Martin von der Schlacht bei Azincourt (1415) aus der Geschichte Frankreichs streichen, jener Schlacht, nach der der siegreich gebliebene Heinrich V. von England die ganze Masse des gefangenen französischen Adels wie eine Viehherde abstechen ließ, als er seine Nachhut bedroht glaubte. Oh, Frankreich hat von England gelernt, und wenn wir uns dessen erinnern, was wir nie vergessen wollen, des Todeszuges unbarmherzig vorwärts gepeitschter deutscher Frauen, Kinder und Greise durch die glühende Wüste von Sebdu nach Laghuat, so sehen wir in dieser französischen Brutalität nichts als die sklavische Nachahmung der englischen Kolonialkriegführung.

Frankreich, hörst du das Lied der Schmach ertönen? Es wird durch die Jahrhunderte gehen. Von Geschlecht zu Geschlecht. Unauslöschlich. Frankreich, horch auf!

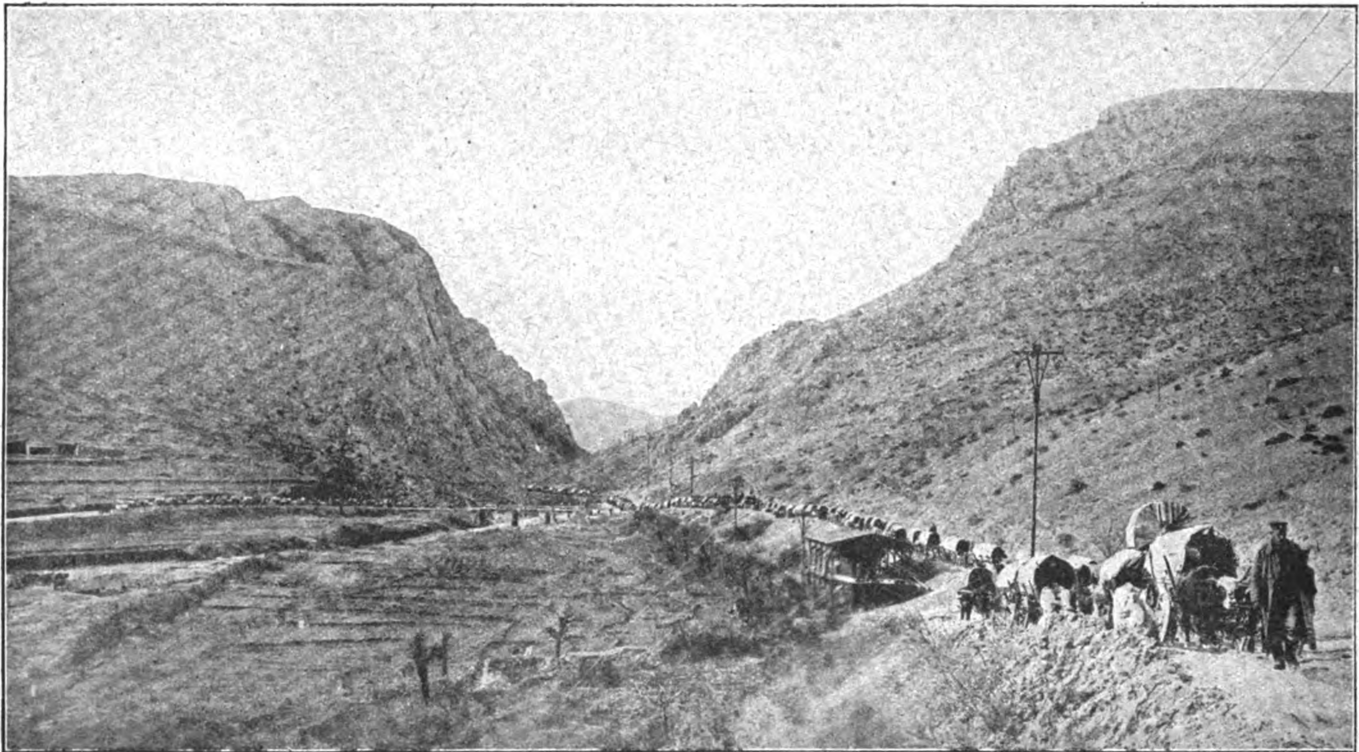
Ich sprach zu dir von den wehrlosen Nichtstreitern, die ihr in Afrika mutig fingt, in der Wüste Ziegel streichen und in Massen verenden ließet. Ich spreche zu dir von den deut-


Phot. Bild- und Film-Amt.
Die Einwohnerschaft von Helsingfors bringt ein Hoch auf Deutschland aus.
Im Vordergrund links der Magistrat der finnischen Hauptstadt, rechts General Graf v. d. Goltz mit seinem Stab.

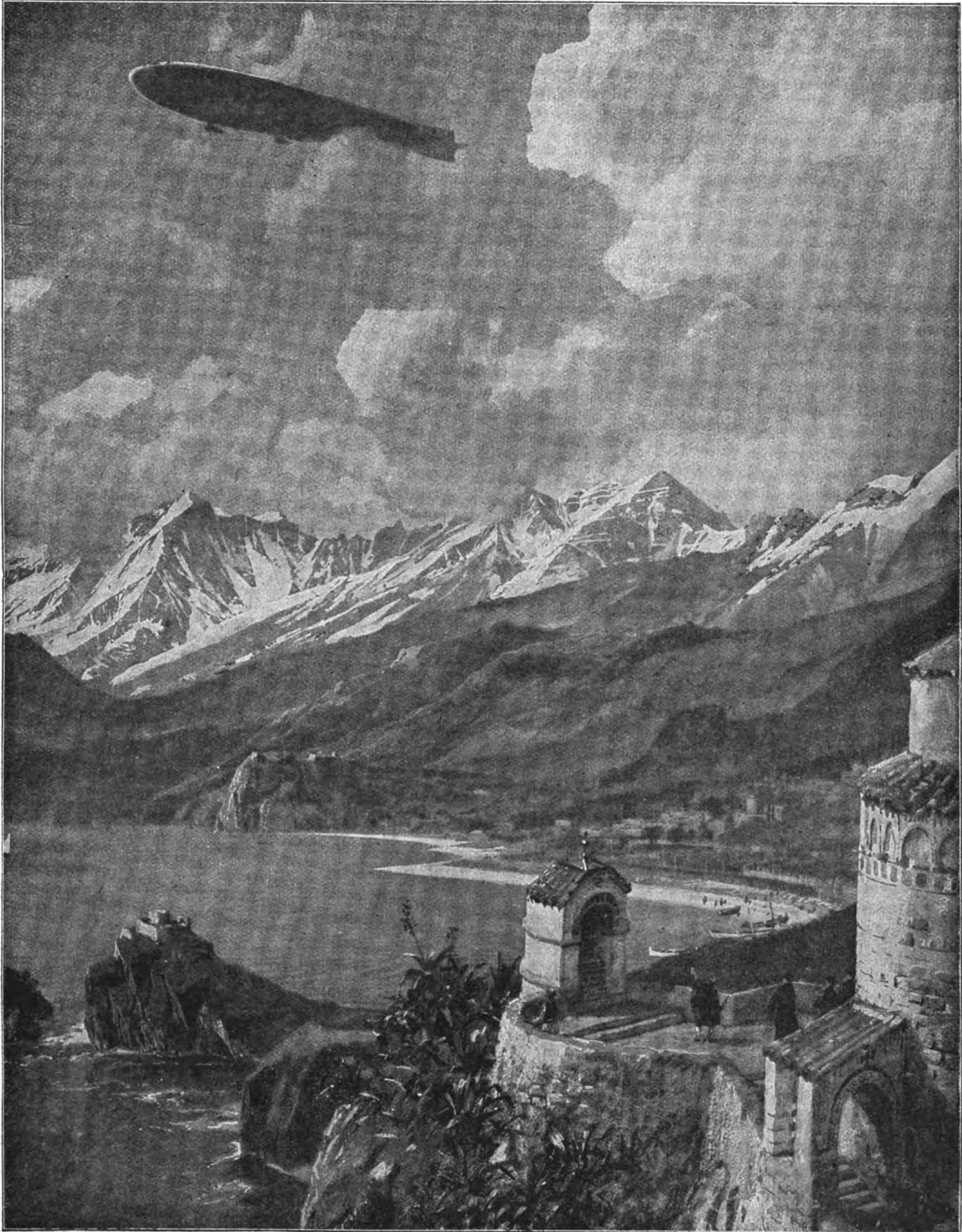
schen Streitern, den tapferen Waffengegnern deiner Söhne, die in ihre Hände fielen und wähnten, Schwerthände seien ritterliche Hände, wie es bei den Deutschen Brauch. „Auf die Böschung mit ihnen!" schreien französische Offiziere. Dort oben stehen sie, die verzweifelten Augen nach der Heimat gerichtet. „Feuer!" ertönt das Kommando. Und die französischen Offiziere schreiten die „Strecke" ab. Negergesindel und gelbe Marokkaner, farbige Franzosen, wie sie der deutsche Heeresbericht sarkastisch benennt, überrumpeln im Morgengrauen eine deutsche Batterie, die die Waffen strecken muß vor der wogenden Übermacht. Der französische Befehlshaber läßt den deutschen Batterieführer mit seinen Leutnanten, Unteroffizieren und Mannschaften in einer Reihe antreten und ersucht mit höflichem Lächeln: „Hände hoch!" Ein Wink, und das schwarzbraune Gelichter stürzt sich auf die Waffenlosen, reißt ihnen Uhren, und Ringe ab, plündert ihnen die Taschen. Ein zweiter Wink des französischen Helden, und die deutschen Offiziere und Mannschaften wälzen sich erschossen oder abgekehlt in ihrem Blute. Ein deutsches Grabenstück ist genommen, ein Oberleutnant mit vierzig Mann gefangen genommen. Ruhig und gefaßt läßt der Oberleutnant seine Leute in Gruppenkolonne antreten, zum schweren Weg in die Gefangenschaft. Noch glaubt der Deutsche an französische Soldatentugend. Eine Salve macht dem Glauben der wehrlos Dastehenden ein Ende. Was sich auf dem Boden krampft und noch den Mund zu öffnen vermag zu einem Abscheufluch auf die Mörder, wird mit dem Stiefelabsatz und dem Kolben vollends erledigt. Soll ich weiter erzählen von den Scheußlichkeiten? Soll ich weiter erzählen von den Hunderten von Gefangenen, von den Hunderten von Verwundeten, die bestialisch niedergeknallt wurden, nur um der Last ihres Transportes enthoben zu sein? Fragt die Mütter, die sie geboren haben, die Waisenkinder, die vor den Dörfern vergeblich auf die Wiederkehr der Väter harren. Fragt sie ...

Gewiß ist es nur ein Bruchteil der Gefangenen, die den Raub- und Mordinstinkten unserer Gegner erliegen. Wäre es anders — bei Gott, dies Bild ist nicht auszumalen — wäre es anders, so würde selbst bei den Weichherzigsten im deutschen Volke das alttestamentarische Wort „Auge um Auge — Zahn um Zahn" eine furchtbare Deutung finden. Im vierten Jahre wütet der Krieg. Tausende von Gefangenen blieben und bleiben in unseren Händen, in den Händen der Gegner. Jeder bei uns im Vaterlande weiß: das ist Kriegslos. Kaum einer wendet den Blick, wenn ein Trupp Gefangener die Landstraße quert, den Bahnhof verläßt, um in ein Gefangenenlager, an eine Arbeitstätte geführt zu werden. Der Deutsche liebt die fremden Gefangenen nicht, aber er achtet in ihnen schweigend die Männer, die mit Einsetzung ihres Lebens ihre Pflicht erfüllten gegen ihr Vaterland. Und bei unseren Gegnern und bei den französischen Kulturträgern zumal? Ein Festtag ist's des menschlichen Tiers, wenn Gefangene eingebracht und wie Spießrutenläufer durch die Massen der Bevölkerung getrieben werden, preisgegeben dem Unflat der Beschimpfungen, den tätlichen Angriffen niederster Gattung. Verlumpte Kerle schlagen auf sie ein, Weiber treten sie in die Hacken, Damen speien ihnen ins Gesicht, wenden den Rücken und schwenken die Röcke hoch. Und die Begleitmannschaft lacht sich schlaff wie im Theater. Auf den Arbeitstätten aber, in den Häfen, in den Bergwerken, schreckt man vor keinem der schimpflichsten Mittel zurück: Stockhiebe, Hunger, Schlafen auf bloßer Erde in Fieber und Schüttelfrost. Denkt an die Kulturerfindung des „Tambour", des kleinen Zeltes, das den nackten Kopf und die nackten Füße des ausgestreckt Darunterliegenden der Sonnenglut bei Tag, dem Regen und der Kälte bei Nacht preisgibt. Kleine Vergehen genügten, um die Unglücklichen bei häufiger Nahrungsentziehung in diese qualvollste aller Höllenstrafen zu bringen. Schweizerische Ärzte, die als Neutrale eine Besichtigung der Gefangenenlager vornahmen, fanden just einen jungen preußischen Offizier, der einen Fluchtversuch unternommen hatte, auf vierzig Tage „ausgestreckt"! Denkt an das „Mauerstehen", der irrsinnig machenden Marter, die


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Der gestorbene bulgarische Gesandte in Berlin, Dr. Dmitri Rizow, der sich um das deutsch-bulgarische Freundschaftsbündnis sehr verdient gemacht hat.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Die Radobilj-Paßstraße zwischen Gradiska und Prilep in Mazedonien, eine der längsten Kehrstraßen der Welt, durch die eine 40 Kilometer lange Drahtseilbahn von Prilep nach Drenowo führt.

selbst Verwundeten gegenüber bis auf sechzig Tage ausgedehnt wurde: Das Gesicht dicht gegen eine kahle Mauer, stehen und stehen, von der Morgenfrühe bis in die sinkende Nacht, in Sonnenhitze und Sturmeskälte, stehen und stehen, und wenn die Kniee zittern, wenn das Hirn sich dreht, einen Kolbenschlag. Denkt an die ungezählten Verbrechen gegen jedes Völkerrecht: Das Vortreiben zur Arbeit in der Feuerzone, um die deutschen Batterien zu zwingen, ihr Feuer einzustellen oder ihre eigenen wehrlosen Brüder hinzumähen. Denkt an die Feigheit der Verteilung gefangener deutscher Offiziere auf die berüchtigten „Hospitalschiffe" zum Schutze der Granatentransporte gegen die Torpedo unserer U-Boote. Und denkt an die noch größere Niedertracht der Belegung großer, hellerleuchteter Schuppen im Gebiet der Kampffront mit Hunderten deutscher Gefangener, die den Bomben unserer Fluggeschwader zum Opfer fallen mußten, damit sich die nahegelegenen feindlichen Lufthallen, in tiefes Dunkel gehüllt, in schmählicher Sicherheit



Ein Zeppelin-Luftkreuzer über Kreta.
Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

wußten. Denkt an das alles und an die Tausende unserer Bundesbrüder, die nach der Reinfegung Serbiens, zu Skeletten abgemagert und mit widerlichen Krankheiten behaftet, aus Schmutz und Ekel hervorgekrochen kamen, an die Tausende, die im weiten Rußland, im öden Sibirien spurlos verschollen, verstorben und verdorben sind, an die



Übersichtskarte vom südöstlichen Rußland.

hündischen Heldentaten der Belgier und Engländer gegenüber den Zivilinternierten in den Kolonialgebieten, an das Weinen gepeinigter Frauen, an das Sterben der Kinder. Denkt an die Mörderbande des „King Stephan", des „Baralong"! Und dann wollen wir den Anfangsatz noch einmal sprechen, laut und vernehmlich vor Gott und vor aller Welt, die sich durch französisches Kulturgerede und englische Heuchlerkniffe immer wieder benebeln läßt: Die wahrhaftige sittliche Gesinnung eines Volkes spricht sich in der Behandlung seiner Gefangenen aus.

Nicht um Schauder zu erregen, schrieb ich dies nieder. Es ist der Krieg ein traurig Handwerk. Aber ein Unterschied ist zwischen dem Handwerker, der selbst unter den traurigsten Verhältnissen redlich seine Pflicht erfüllt, und den traurigen Burschen, die dem Ernst des Handwerks entsprungen sind, trunken die Landstraßen füllen und marodierend hinter den Hecken liegen. Nein, ich schrieb diese wenigen Zeilen aus der Fülle der Geschehnisse nieder, um den vielen, vielen im Vaterlande zu sagen, daß ein Unterschied ist zwischen unserer Gesinnung und der der andern, ein Unterschied, der bestehenbleiben wird auch nach dem Kriege, und der uns anspornen soll, alles Weichliche, alles

Zersetzende abzutun und uns in stählerner völkischer Gemeinschaft zusammenzuschließen gegen alles, was kommen mag, und was abprallen wird an unserem blanken und harten Ehrenschild.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.
Das erste Kriegschiff des Vierbundes im Hafen von Odessa: Der türkische Kleine Kreuzer „Hamidie“.

Die Durchbruchschlacht in Frankreich.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

II.

Angriff.

Am 21. März 1918 morgens zwei Uhr begannen die deutschen Batterien an der Front zwischen Arras und La Fère die englische Linie planmäßig zu beschießen. Von vier Uhr ab steigerte sich das Feuer langsam zu einem dröhnenden Orkan. Minenwerfer und Steilfeuergeschütze zertrümmerten die vordersten Gräben, zerfetzten die Hindernisse und Leitungskabel. Schweres Flachfeuer, tief in das Hintergelände gezielt, hielt die englischen Batterien nieder und scheuchte die höheren Kommandostellen aus ihren Quartieren auf. Die ganze Front von achtzig Kilometer Länge stand in eine schwere Dunstwolke gehüllt, die sich mit dem dichten Nebel undurchdringlich vereinigte. Als nach einer letzten großartigen Feuersteigerung unsere Infanterie um neun Uhr vierzig Minuten zum Sturm aus den Gräben stieg, sah sie eine dicke, graue Wand vor sich, in der es blitzte und donnerte. Das Licht des Tages vermochte nicht über diese Dämmerung obzusiegen, in der man kaum auf zehn Meter weit die Umrisse der Gegenstände erkennen konnte. Es gehörte die genaue Kenntnis der Angriffsziele, und eine feste Disziplin der Unterführung wie der Mannschaften dazu, um in diese geheimnisvolle Nebelmauer planmäßig hineinzustoßen.

Doch was auf der einen Seite als ein unerwartetes Hindernis erschien, erwies sich auf der anderen Seite als eine Gunst der Stunde. Der Feind sah die Sturmkolonnen erst, wenn sie bereits in seine Gräben sprangen. Sie hatten an manchen Frontstellen weite Strecken mit dem Sturmgepäck zu durchmessen, bis das englische Hindernis vor ihnen auftauchte; Entfernungen von einem Kilometer und mehr. In dieser Zeit, wo das Feuer unserer vereinigten Batterien die zweite Stellung des Feindes zermürbte, konnten die Engländer ihre vorderen Gräben besetzt haben. Es war nur zum kleinen Teil geschehen; und so wurde der Kampf im Handgemenge rasch entschieden. Auch erwies sich die Besatzung des ersten Stellungsystems als nicht sehr stark, sodaß die überraschten Leute nur kurzen Widerstand leisteten. Die Sturmwoge rollte weiter, der zweiten Stellung entgegen, die mit Blockhäusern und Maschinengewehrnestern stark ausgebaut war. Hier erst entspannen sich ernstere Kämpfe. Der Engländer hatte sich von seiner ersten Überraschung erholt und verteidigte sich nach seiner Art tapfer und zäh. Weil aber seine Flieger im Nebel nicht beobachten konnten und die meisten Nachrichtenmittel versagten, waren seine Batterien außerstande, gezieltes Sperrfeuer abzugeben, aus Furcht, die eigene Truppe zu gefährden. Auch die Feuerleitung versagte, und die Gefechtsleitung der höheren Stäbe vermochte zu keiner Klarheit und zu keinem rechten Eingreifen zu gelangen. Der Vorstoß ging so schnell und gewaltig vonstatten, daß er alle üblichen Abwehrmaßregeln über den Haufen warf. Verstärkungen, die vorgehen sollten, scheiterten an dem Feuer, das sie zu Boden warf. Die Artillerie, eben noch im Begriff, der Infanterie zu helfen, sah sich plötzlich aus nächster Nähe bedroht und mußte zusehen, selber davonzukommen. Während englische Geschützbespannungen herangaloppierten, um die vorgeschobenen Batterien, soweit das noch möglich war, zu bergen, fuhren hinter unseren Sturmkolonnen Minenwerfer und Batterien auf, und eröffneten ungesäumt das Feuer. Pioniere machten sich sofort an die Ausbesserung der Fahrwege und Brücken. Die Gefechtsbagage folgte dicht hinter der kämpfenden Truppe. Wenige Stunden später führten die Kolonnen Munition in die Linie vor. Bereits eine Stunde nach Sturmbeginn marschierte alles vorwärts. Als mittags gegen ein Uhr die Sonne matt durch die nebligen Dunstschwaden brach, beleuchtete sie den Vormarsch der Angriffsarmeen. In langen Zügen kamen ihnen die ersten Gefangenen des Tages entgegen — sie zählten bereits nach Tausenden.

Die Armee Below rückte im Abschnitt Croisilles-Flesquières vor in Richtung Bapaume. Die Armee Marwitz bildete die Mitte und zielte auf Peronne und die Somme. Die Armee Hutier, der linke Flügel, marschierte in Richtung Nesle und Noyon.



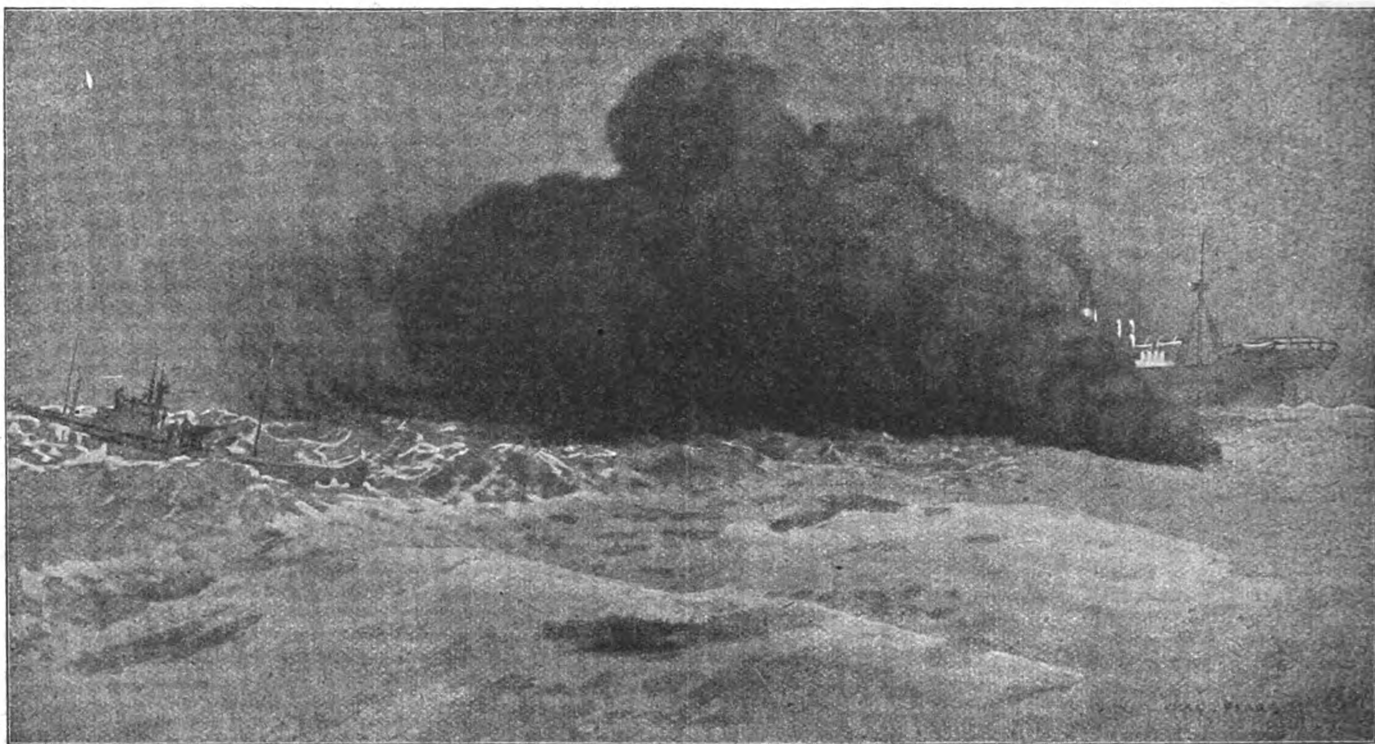
Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.
Ukrainischer Train auf der Brücke des von österreichisch-ungarischen Truppen besetzten Ortes Kamenez Podolski in der Ukraine.

Die Armee Below auf dem rechten Flügel stand mit der Front gegen Südwesten. Sie hatte ein verhältnismäßig trockenes Gelände vor sich, mit den leichten Bodenwellen des Artois, gar keine Wälder, mehr parkartige Gehölze, wie das Gehölz von Havrincourt und den Park von St. Leger. Haupthindernisse waren nach Überwindung der englischen Frontstellungen unsere eigenen alten Rück-

zugsriegel aus der Sommeschlacht. Diese Bapaumeriegel zogen sich in dreifacher Anzahl je etwa fünfzehn Kilometer lang als tiefe Drahthindernisse durch das Hintergelände und boten der Stadt eine außerordentlich günstige Abwehrgelegenheit. Dahinter folgte dann das weite Trichterfeld der vielfachen Sommestellungen. Ortschaften zur Unterkunft gab es bis an die Ancrelinie keine mehr, nur befestigte Ruinen und englische Barackenlager.

Die Armee stürmte rasch die ersten beiden Stellungen und die dahinter liegende Artillerie-Schutzstellung; kämpfte sich siegreich durch das Gewirr der zerschossenen Gehölze, über Rinnsale und tiefe Hohlwege hinweg, überwand den versumpften Senséegrund und stand in der Nacht zum 23. März vor dem ersten Bapaumeriegel, nachdem ein schwerer englischer Tankangriff bei Morchies mit dem Verlust sämtlicher vierzehn Tanke geendet hatte. Der Engländer wich langsam, benutzte aber jedes natürliche Hindernis zur Verteidigung. Am 23., und am 24. bis in den späten Nachmittag hinein hielten die Divisionen dicht vor dem ersten Riegel, der mit seinen dreißig bis vierzig Meter tiefen Hindernissen ohne die Vorarbeit der Artillerie nicht zu nehmen war. Am 24. März hatte der anschließende rechte Flügel der Armee Marwitz Raum gegen die Somme zu gewonnen; die Flankierung machte sich bemerkbar, und als um fünf Uhr dreißig nachmittags die Divisionen der Armee Below zum Sturm auf Bapaume antraten, konnten sie in die Riegelstellung eindringen. Um acht Uhr erreichte ein Garde-Reserveregiment nach hartem Gefecht den Ostrand von Bapaume, das von unseren schweren Mörsern in Brand geschossen worden war. Stundenlang währten die Explosionen der Öl- und Benzinlager. Erst am Morgen des 25. März konnte der Westrand der Stadt besetzt werden. Bapaume war gefallen.

(Fortsetzung folgt.)



Ein feindlicher Handelsdampfer sucht einem deutschen U-Boot zu entkommen, indem er einen Rauch entwickelnden Behälter ins Wasser gleiten läßt, der durch die erzeugte Rauchwand das Schiff den Blicken der Angreifer entziehen soll.

Nach einer englischen Darstellung.

Künstlicher Nebel als U-Boot-Abwehrmittel.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Die englischen Zeitungen versuchen es, dem Beispiel von Lloyd George folgend, immer wieder, dem Volke den Unterseebootkrieg als unwirksam hinzustellen. Uns in Deutschland könnten die Auslassungen herzlich kalt lassen, denn wir wissen zu gut und werden täglich in unserem Glauben neu bestärkt, daß er die wirksamste Waffe ist, um die Verbandsmächte für einen für uns annehmbaren Frieden bereit zu machen. Außerdem zeigen uns die täglichen Admiralstabsmeldungen, daß die U-Boote ganze Arbeit verrichten und nichts ihrer rastlosen Tätigkeit Schranken ziehen kann. Da aber ein namhafter Fachmann in einem Aufsatz des Londoner „Observer" auf ein neues Allheilmittel — das wievielte wohl schon? — gegen die Unterseebootsgefahr hinwies, so muß man sich schon auch einmal mit ihm befassen. Es handelt sich darum, daß auf vielen Dampfern jetzt Rauchkästen aufgestellt seien, die es ihnen ermöglichen, sich bei einem Unterseebootangriff einzuhüllen und dem Verfolger zu entziehen. Diese Vermummungslist habe bereits sehr gute Erfolge gezeitigt und manchem angegriffenen Dampfer das Entkommen ermöglicht.

Gewiß ist es richtig, daß nach all den Mißerfolgen der bisherigen Abwehrmaßnahmen, wie Netzen, Geleitzügen, Wasserbomben, schärfstem Bewachungsdienst, Bewaffnung der Dampfer und anderem, nun auch der künstliche Nebel als weiteres Abwehrmittel aufgetaucht ist. Ja, es wird von manchen übereifrigen oder auch überängstlichen Schiffern sehr viel Gebrauch von dem chemischen Nebel gemacht, der vom Heck als dicker, bräunlichgelber Qualm aufsteigt und sich bei nicht zu starkem Luftzug als mächtige Rauchwolke auf das Meer lagert. Für den Laien könnte dieser Gedanke bestechend wirken. Der Seemann jedoch und insbesondere der U-Boot-Mann lächeln nur über diesen neuen Versuch englischer Hilflosigkeit gegen die U-Boot-Gefahr, die mehr und mehr Englands Grundpfeiler zu erschüttern droht. In Wirklichkeit nämlich ist die „Nebelei" völlig belanglos, denn die windstillen Tage auf dem Meer sind äußerst selten, besonders im Herbst und Winter. Da herrscht vielmehr eine recht stramme Brise, die den künstlichen Nebel sehr rasch davonführt. Außerdem glaube man doch nicht, daß unsere U-Boot-Kommandanten dieser „Nebelfabrik" nicht gewachsen wären. Sie wählen einfach ihren Angriffspunkt so, daß sie den Wind im Rücken haben und den nebelerzeugende Dampfer zwischen Nebel und U-Boot zu stehen kommt. Ja, noch mehr! Manches ängstliche Gemüt unter den englischen Dampferkapitänen hat aus Furcht vor den U-Booten im Sperrgebiet weitestgehenden Gebrauch von den Nebelbomben gemacht, aber eben durch seine künstliche Nebelwolke sein Fahrzeug erst den weitab stehenden U-Booten verraten und ihnen bei dem immer seltener werdenden Schiffsverkehr im Sperrgebiet ein lohnendes Ziel für Torpedo oder Geschütz verschafft! Also ist es wieder einmal nichts mit der neuen Erfindung. Es gibt eben kein Allheilmittel gegen unsere Unterseeboote.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Die Eroberung des Kemmels im nördlichen Teil der **Westfront** durch die Deutschen hatte zur Folge, daß sich Engländer und Franzosen gegenseitig die Schuld an dem Verlust dieses von ihnen für uneinnehmbar gehaltenen Bollwerks zuschoben. Auf beiden Seiten erzeugte dies eine ziemlich starke Verstimmung, die bei den Gefangenen (siehe untenstehendes Bild) deutlich zum Ausdruck kam. Die englischen und die französischen Offiziere grüßten sich gegenseitig nicht, und die Mannschaften mußten zur Vermeidung von Zusammenstößen getrennt untergebracht werden. Der Eindruck, den die Wegnahme des Kemmels überall, im neutralen Auslande wie in Afrika und den Kolonien, hervorrief, war für die Verbündeten äußerst ungünstig. Unter den Buren Südafrikas verursachte die Nachricht von der Niederlage der Engländer eine gewaltige Aufregung. Kaum wurde sie bekannt, erhoben die Republikaner den Kopf und zeigten, wie stark bei ihnen das Verlangen nach einer Republik war. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die britischen Staatsmänner verkündeten, daß jetzt der Kampf um Leben und Tod für das britische Reich gehe. In rücksichtslosester Weise setzten sie ihre Truppen ein, um ihre verlorene Hauptstellung im Ypernabschnitt zurückzugewinnen. Ein blutiger Gegenangriff folgte dem anderen, doch auch am 27. April mußte der Feind, wie schon in den vorhergegangenen Tagen, seine Linien zurückverlegen, bedrängt durch entschlossen nachdrückende deutsche Truppen. St. Julien, Freezenberg, Zillebeke und andere Punkte, darunter auch die Doppelhöhe 60, die im Jahre 1917 von den Engländern unter ungeheuren, blutigen Opfern erstritten worden war, fielen wieder in deutsche Hand.

Die Feinde warfen sich in der westlichen Flanke der neuen deutschen Linien unermüdlich gegen die dort stehenden Bayern und Thüringer. Nördlich von Dranoeter folgte nach siegreicher Abwehr der Angreifer ein bayrisches Regiment den fliehenden Gegnern aus eigenem Antrieb und nahm in scharfem Nachtangriff das Dorf Locer und das zäh verteidigte Hospiz im Osten von dem Orte. Ein benachbartes thüringisches Bataillon folgte dem bayrischen Beispiel und warf den Feind auch von den Höhen südlich von Locer hinab. Wenn so auch die Deutschen fortgesetzt Beute (siehe die Bilder Seite 291) und neuen Geländegewinn machten, so lag der deutschen Heeresleitung jetzt doch besonders daran, den Feind zu stellen und seine Heere im Kampfe festzuhalten, um sie auf diese Weise außerordentlich zu schwächen und die eigenen Truppen zu schonen. Ein Masseneinsatz von Artillerie gegen die englischen Frontteile verursachte dem Gegner schwerste Verluste, die auf Grund der englischen Verlustlisten ein schweizerischer Militärschriftsteller seit Beginn der deutschen Angriffsunternehmung auf etwa 145 000 Gefangene, 152 000 Tote und 307 000 Verwundete, zusammen 604 000 Mann — das war die Hälfte der auf dem Festlande kämpfenden 62 englischen Divisionen — berechnete. Dabei betonte er, daß besonders die Zahl der Verwundeten und Toten erheblich höher als die nach den bisherigen Kriegserfahrungen ermittelten Durchschnittsziffern sein könnten, und zwar infolge der Wirkung der gewaltig verstärkten deutschen Artillerie, durch deren Einsatz die deutschen Verluste beträchtlich vermindert würden. Die schweren Einbußen der Engländer zwangen die Franzosen, ihre besten Truppen an immer mehr Frontteilen, die bisher ganz den Engländern überlassen gewesen waren, einzusetzen. Fortwährend stürmten sie vereint mit den Engländern gegen die noch nicht ausgebauten neuen Stellungen der Deutschen an.

Am 30. April brandeten die französischen Sturmwellen sechsmal gegen das nur flüchtig zur Verteidigung eingerichtete Dorf Locer und zerschellten dort, während gleichzeitig von Norden her geführte, aus der Richtung Reninghelst und Dickebusch angesetzte feindliche Gewaltstöße abgeschlagen wurden. Im Verlaufe der Kämpfe gelang es schließlich den Feinden, das Dorf Locer, das deutsche Truppen aus eigenem Antrieb ohne Befehl ihrer Führung gestürmt hatten, wieder zu besetzen; weitere Vorteile zu erringen vermochten sie jedoch trotz schwerster Opfer nicht.

Bis zum 5. Mai berannte der Feind weiter ergebnislos die deutsche Kemmelstellung; unter Ausnutzung der errungenen günstigen Beobachtungspunkte konnte die deutsche Artillerie meist schon die feindlichen Angriffs-



Nach der Schlacht am Kemmelberg: Verwundete Gefangene werden auf der Lys mittels Kähnen abbefördert.
Nach einer Originalskizze des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

vorbereitungen stören und dadurch wirkungslos machen. Truppenansammlungen in den Gräben und selbst Kolonnen, die sich im Anmarsch befanden, standen immer wieder im verheerenden Wirbel des deutschen Feuers. Die vergeblichen Sturmversuche schwächten den Feind so sehr, daß es ihm kaum möglich war, in seinem Rücken neue Stellungen zu schaffen und auszubauen, wo er die Deutschen aufhalten und vielleicht den Stellungskrieg wieder aufnehmen wollte, in dem er seine Massen so günstig zur Geltung bringen konnte und in dem ihre Mängel an Kriegserfahrung nicht so verhängnisvoll zu werden vermochten wie im Bewegungskrieg. Außerdem litten die Arbeiten schwer unter dem von Fliegern gutgeleiteten deutschen Feuer, das weit im Rücken des Feindes Verheerungen anrichtete und die durch italienische Hilfskräfte verstärkten Arbeiterbataillone der Gegner zwang, ihre Tätigkeit häufig zu unterbrechen.

Je gefährlicher und beengender die Lage des Feindes in Flandern wurde, desto größeren Nachdruck legte er in seinen Berichten auf die Vorgänge im Raume von Amiens, wo ihm nach seiner Ansicht die Aufhaltung des deutschen Vormarsches geglückt war. Zusammenstöße mit deutschen Streiftruppen im Gelände von Hangard galten bereits als Schlacht, und der freiwillige Rückzug solcher Streiftruppen nach Lösung ihrer Aufgabe wurde in den französischen Berichten als glänzender französischer Sieg bezeichnet, bei dem die Deutschen schwere Verluste gehabt hätten. Die deutschen Bataillone trotzten aber hier wie in Flandern aller feindlichen Feuervorbereitung und allen Stürmen in ihren leichten Verteidigungstellungen, und zerrieben ein Bataillon des Feindes nach dem anderen. Außerordentlich erbitterte Gefechte hatten in diesem Kampfraum stattgefunden; in den ersten Maitagen zerschellten zahlreiche französische Angriffe am Walde von Hangard.

Hier ereigneten sich auch die ersten Treffen zwischen den beiderseitigen Sturmwagen. Nördlich vom Luccbach gerieten sie aneinander. Feindliche Panzerwagen wollten dort mittels eines scharfen Angriffs auf einzelne deutsche Sturmwagen, die die Stellungen der Gegner durchbrochen hatten und den Grabenbesatzungen schwere Verluste beibrachten, ihrer Infanterie wieder Luft schaffen. Bis zu acht Stück der gepanzerten Ungetüme umringten die deutschen Landkreuzer. Die Deutschen nahmen den Kampf gegen die Übermacht im Vertrauen auf die Güte und Feuerkraft ihrer Sturmwagen an. Selbst Volltreffer aus kleineren Geschützen, die ihre Fahrzeuge trafen, vermochten nicht, den Mut der deutschen Besatzungen zu brechen, die nicht nur ihre Angreifer abzuschütteln, sondern auch zu vernichten suchten. Die Freiwilligen, die die deutschen Sturmwagen führten, verzagten auch in den gefährlichsten Lagen nicht und sicherten sich durch geschickte Leitung ihrer größeren, aber beweglicheren Fahrzeuge immer neue Vorteile. Mancher von ihnen sank freilich getroffen zurück, und die deutschen Wagen wiesen bei ihrer Rückkehr schwere Wunden auf, aber sie hatten sich ihrer Feinde erwehrt und eine ganze Reihe von ihnen vernichtet. Die Deutschen hatten gezeigt, daß sie auch mit ihrem neuen Kampfmittel, mit dem sie erst seit Beginn der Frühlingschlacht von 1918 auf dem Plan erschienen waren, zu siegen verstanden.

Vergeblich griffen die Feinde unter Führung französischer Sturmbataillone auch im Tale der Lys, bei Merville und am La Bassée-Kanal zur Entlastung von Bethune gegen Festubert und Givenchy die Deutschen an. Der Raum von Verdun und Lothringen waren die Schauplätze neuer, schwerer Artillerieschlachten. Die Unsicherheit des Feindes offenbarte sich in einer großen Anzahl von Erkundungsunternehmungen, die bei der Heeresgruppe des Herzogs Albrecht besonders am 3. Mai am Paroywalde und westlich von Blamont zu lebhaften Gefechten führten.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Meldung eines österreichisch-ungarischen Kommandanten bei seinem Eintreffen auf dem westlichen Kriegschauplatz.

An demselben Tage beendete ein Verbandskriegsrat, der unter der Leitung des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau in Abbeville eine zweitägige Sitzung abgehalten hatte, seine Beratungen. Der Verlauf der Sitzung hatte erkennen lassen, daß sich der Ministerpräsident nicht mehr des blinden Vertrauens erfreute, das man ihm vorher entgegenbrachte. Die Anzeichen mehrten sich, die auf Unzufriedenheit mit seiner Politik hindeuteten. Man fragte sich in Frankreich, besonders als die zwei Briefe des Kaisers Karl bekannt geworden waren, ob die französische Regierung nicht eine nimmer wiederkehrende Gelegenheit zur Erzielung eines ehrenvollen Friedens versäumt habe.

Vor ähnlichen Fragen standen die Engländer im Hinblick auf die deutschen Fortschritte in Flandern. Ihr Wunsch aber, den Sieg doch noch zu erringen, spornte sie stets wieder zur Anspannung aller Mittel an, die zum Ziele führen könnten. Deshalb gaben sie auch nach, als die Irländer eine drohende Haltung wegen der Wehrpflicht annahmen, denn neue Feinde durften sich die Engländer jetzt nicht schaffen. Am 1. Mai erschien ein königlicher Erlaß, in dem das Inkrafttreten des nationalen Wehrpflichtgesetzes in Irland „vorläufig verschoben" wurde.

Wie ungünstig die Lage der Engländer war, ergab sich am 29. April auch aus einem Telegramm des englischen Königs an den Vizekönig von Indien, das aus Anlaß einer Kriegskonferenz abgesandt wurde und in dem König Georg betonte, daß Indiens Kraftquellen noch lange nicht genügend für die englische Kriegführung nutzbar gemacht seien.

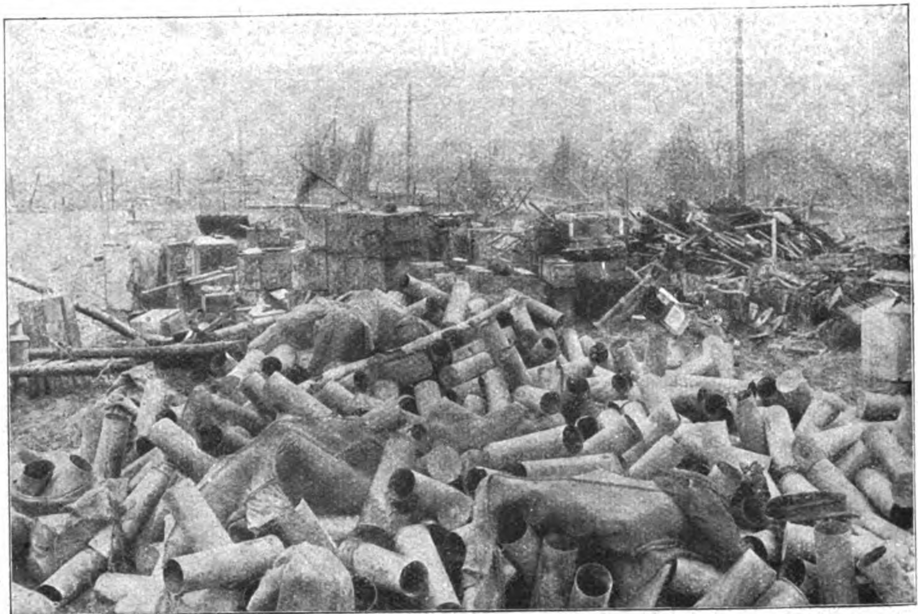
Der Notschrei des englischen Königs an Indien war um so mehr verständlich, als die mächtigsten Verbündeten der Engländer, die **Amerikaner**, ihre ungeheuren Machtmittel immer noch nicht zur Geltung bringen konnten. Wohl wurden zu Anfang Mai auch im Raume von Montdidier amerikanische Truppen festgestellt, wo sie zusammen mit dunkelhäutigen Streitkräften an den gefährlichsten Stellen verwendet wurden. Das bewies aber nur, daß die Ameri-

kaner als Kanonenfutter gerade noch für gut genug gehalten wurden. Am schärfsten gekennzeichnet wurde die ganze Unzulänglichkeit der amerikanischen Kampfvorbereitungen, die nun schon in das zweite Jahr hinein dauerten, durch das völlige Mißlingen der Flugzeugherstellung.

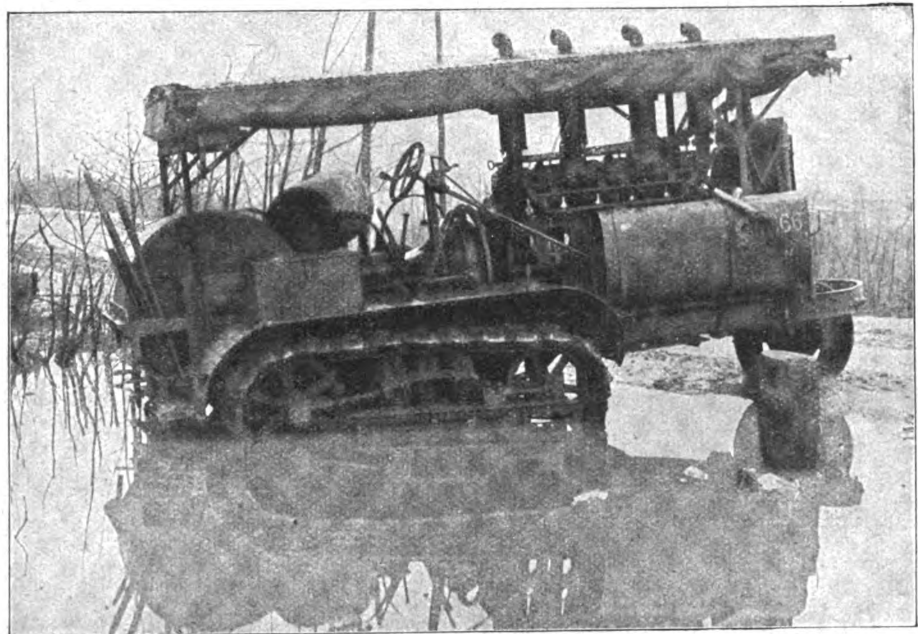
Die Amerikaner hatten seinerzeit versichert, daß sie bis zum 1. Juli 1918 mit mindestens 12 000 Flugzeugen in den **Luftkrieg** eingreifen würden. An diesem Tage konnten nach ihrer neuesten Berechnung aber nur 37 Flugzeuge ablieferungsfähig sein. Ende April war erst ein einziges Flugzeug an die amerikanischen Streitkräfte zur Ablieferung gekommen. Und gerade auf diesem Gebiete ersehnten die Engländer und Franzosen die amerikanische Hilfe ganz besonders, weil die deutschen Flieger mit immer größerer Kühnheit auftraten. Die hervorragenden Leistungen der deutschen Kampfflieger erfuhren keine Minderung; sie schossen allein am 3. Mai wieder 25 Flugzeuge und 2 Fesselballone ab. Dabei errang Leutnant Buckler seinen 33., und Leutnant Pütter seinen 22. Luftsieg. Deutsche Bomben- und Aufklärungsflieger unternahmen abermals Flüge im Rücken der Feinde, besonders im Raume von Dünkirchen und Calais. —

* * *

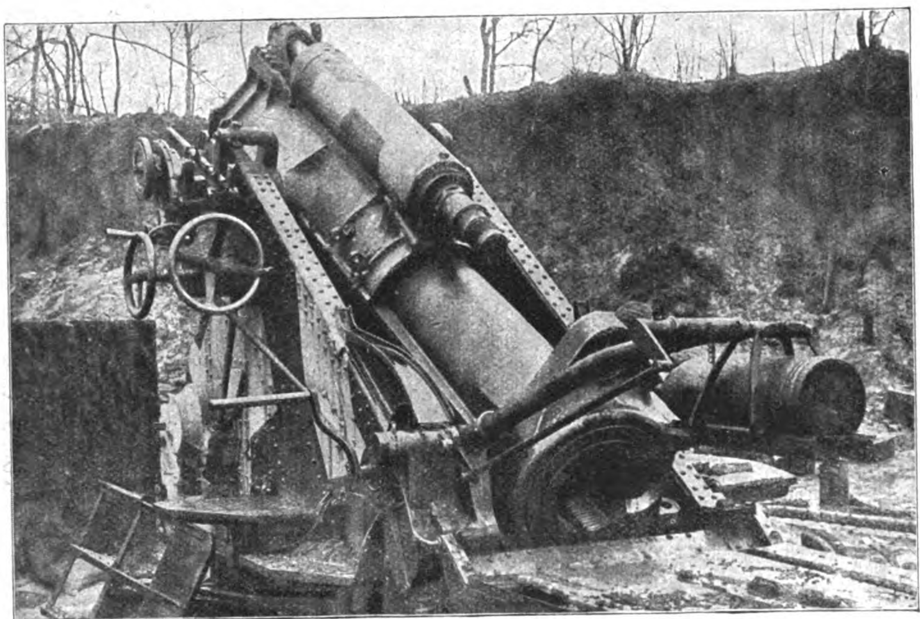
Der **Unterseebootkrieg** wirkte unerbittlich gegen die englische Seemacht fort. Seine Erfolge hatten in England schon die Ursache zum Entstehen des heimlichen Planes gegeben, Frankreich und Italien sich selbst zu überlassen und im Bunde mit Amerika nur den Seekrieg mit allen Mitteln fortzusetzen. Es gab auch Leute, die sich auf diese Möglichkeit hin entsprechend einzurichten begannen. An ihrer Spitze stand der für die Brotversorgung Englands verantwortliche Ernährungsminister Bathurst, der ganz offen mit dem Verlust der Kanalhäfen für England rechnete und die Frage aufwarf, ob der englische Landwirtschaftsplan so aufgestellt sei, daß man der ernstesten Lebensmittelnot mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten könne. Er bereitete dann darauf vor, daß das Brot in den nächsten neun oder zwölf auf den Mai 1918 folgenden Monaten sehr wahrscheinlich größtenteils aus Kartoffeln bestehen müsse, und verlangte vermehrten Kartoffelanbau. Lord Rhonda, der Lebensmittelkontrolleur, setzte die Einführung von Zuteilungsbüchern für Zucker, Fleisch, Butter, Margarine, Schmalz und Tee durch. Das waren alles Zeichen dafür, wie sehr der U-Boot-Krieg den Lebensnerv Englands bedrohte. Wie sich Kapitänleutnant Hundius (siehe Bild Seite 295) mit seinem Boote besonders im Gebiet um England erfolgreich betätigt hatte, so arbeitete auch das U-Boot des Kapitänleutnants Neureuther (siehe Bild Seite 295) in der Irischen See und ihren Zufahrtstraßen mit gutem Erfolg gegen den Handelsverkehr der Feinde. Fünf bewaffnete, zumeist tief beladene Dampfer und ein



Erbeutetes englisches Kriegsmaterial auf einer Sammelstelle.



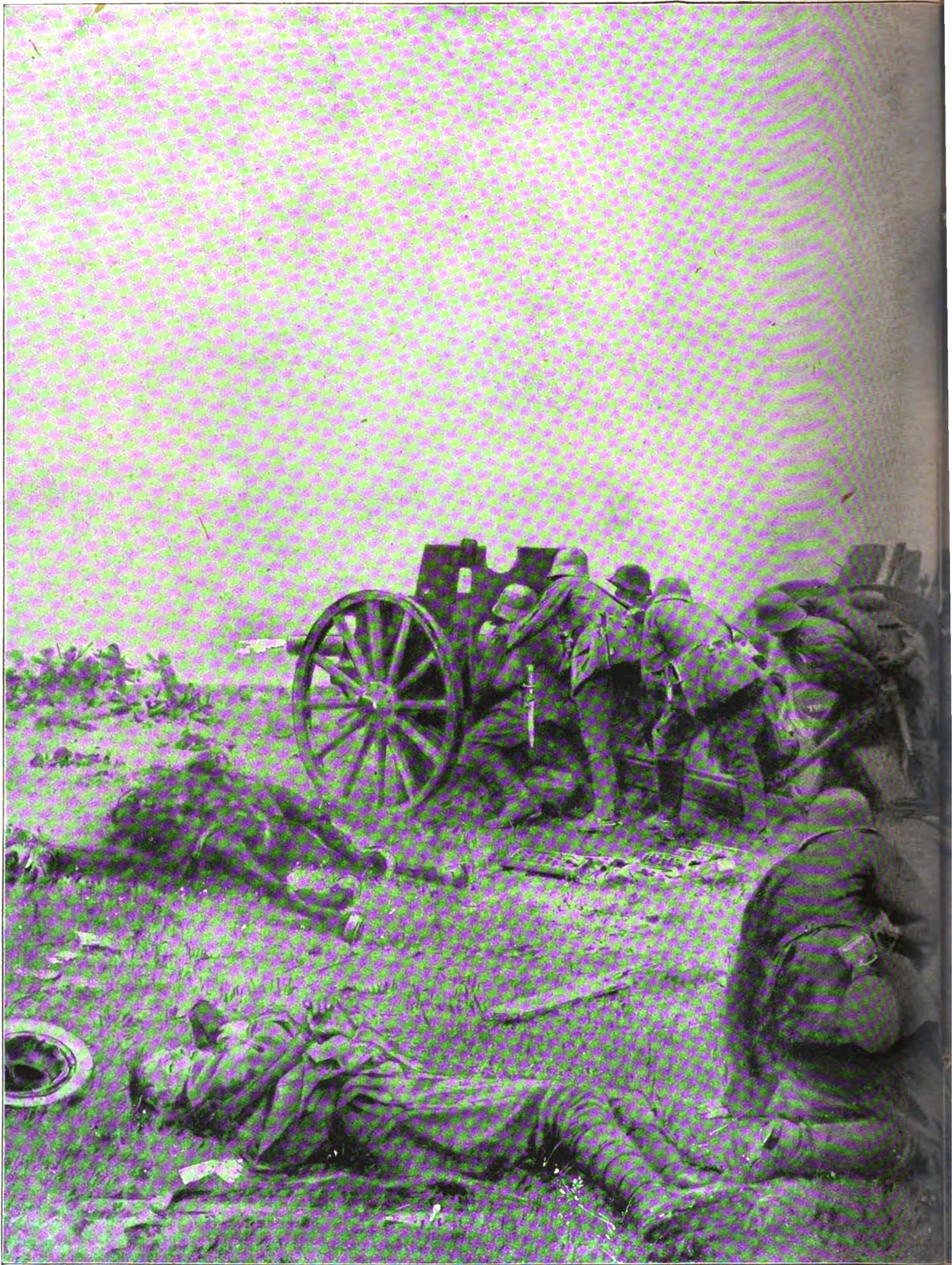
Im Wasser stecken gebliebener englischer Motorschlepper für schwere Geschütze.



Ein unversehrt erbeuteter englischer 22-cm-Mörser.

Bilder von der deutschen Beute im Westen.

Nach photographischen Aufnahmen von Carl Transfeld, Hamburg



Im Raume von St. Quentin—Noyon flüchtende Engländer werden von deutscher Artillerie unter Feuer genommen.



Nach einer Originalzeichnung des bei der Kronprinzenarmee zugelassenen Kriegsmalers Professor Georg Schöbel.

Segler fielen den Angriffen des U-Boots zum Opfer. Die Ladungen der Dampfer bestanden vorwiegend aus Kohlen. Ein Dampfer hatte Munition geladen. Einer wurde aus stark gesichertem Geleitzug (siehe untenstehendes Bild) herausgeschossen. Namentlich festgestellt wurde der bewaffnete englische Dampfer „Brakondale“ (2098 Bruttoregistertonnen). Der U-Bootkommandant Kapitänleutnant Klasing (siehe Bild Seite 295) versenkte im westlichen Mittelmeer bei schwerem Wetter fünf Dampfer von zusammen etwa 26000 Bruttoregistertonnen; er reihte sich damit den Taten des bereits auf Seite 209 erwähnten Kapitänleutnants Alfred v. Glasenapp (siehe Bild Seite 295) würdig an. —

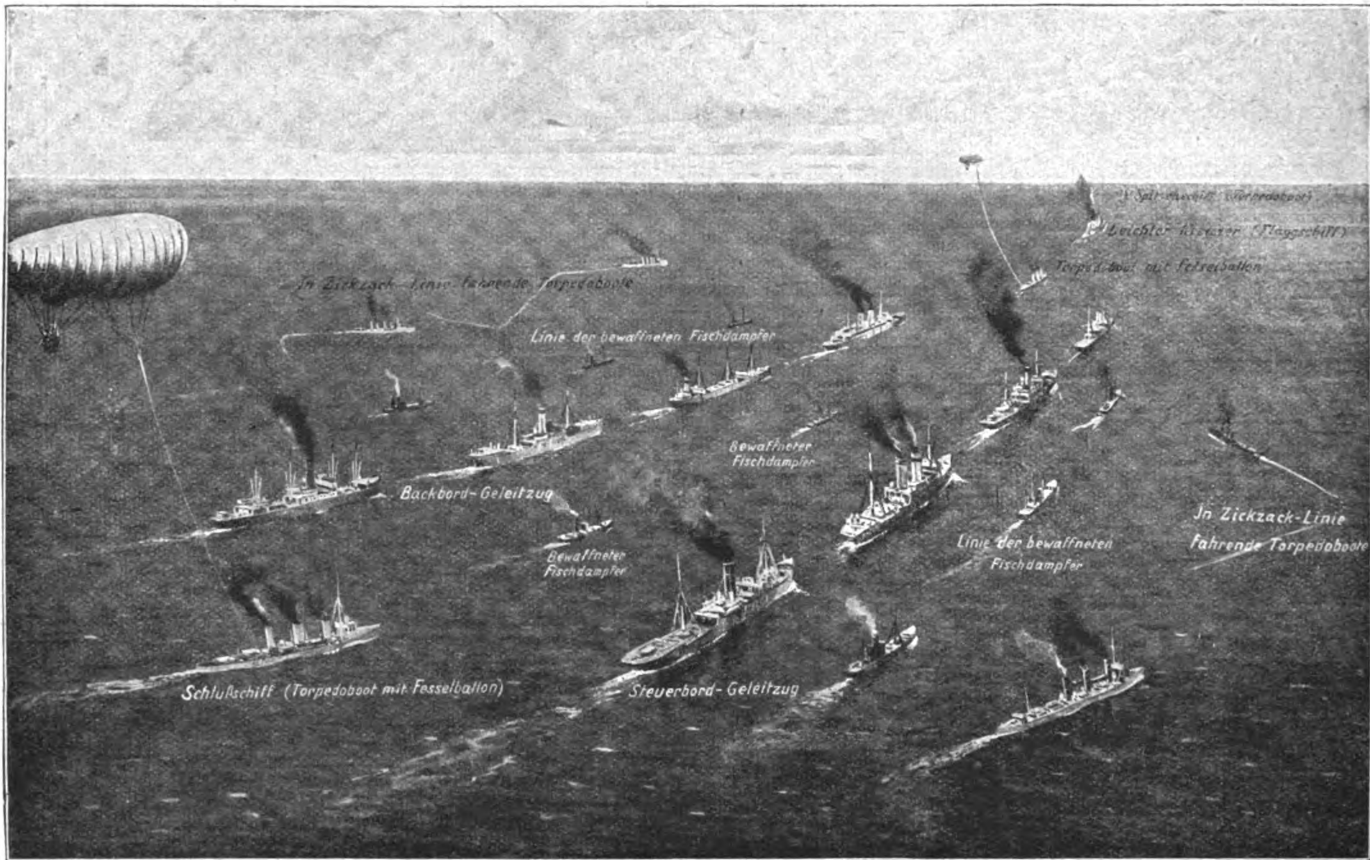
* * *

Im **Osten** wickelten sich eine ganze Anzahl wichtiger Ereignisse ab.

In der Ukraine wurde der Vormarsch auf der Halbinsel Krim fortgesetzt. In Kampfzügen näherten sich die deutschen Truppen rasch der Festung Sebastopol (siehe Bild in Band II Seite 22) und rückten nach hartem, für den Feind blutigem Kampfe vor ihren Toren am 1. Mai kampflos in die Stadt ein. Im Hafen fanden sie den größten Teil der russischen Schwarzmeerflotte vor Anker. Am nächsten Tage abends traf in Sebastopol auch die türkische Flotte ein, die die schwierige Fahrt durch das Minengebiet ohne Unfall zurückgelegt hatte. Mit dem Einlaufen der türkischen Flotte in den großen Kriegshafen wurde die Sicherheit für die Schiffahrt im Schwarzen Meer erst völlig gewährleistet. Wenn auch die russische Schwarzmeerflotte die Friedenschlüsse mit Rußland und der Ukraine beachtet hatte, so wußte man doch nicht genau, welche Stellung sie der Ukraine und dem Vierbund gegenüber einnehmen würde, denn bisher hatte sie sich noch keiner Macht unterstellt, so daß ihre schärfste Beobachtung durch die türkische Flotte mit Rücksicht auf die zu erwartenden großen Transporte aus den ukrainischen Häfen außerordentlich erwünscht war.

Die deutschen Streitkräfte gingen an der Küste des Asowschen Meeres weiter vor und besetzten am 2. Mai Taganrog. Am gleichen Tage wandten sie sich gegen das Donezgebiet, in das sie aus der Linie Jekaterinoslaw—Charkow einrückten. Diese Landschaft enthält Rußlands größtes Kohlenbecken.

Da die Durchführung des wirtschaftlichen Teiles der Brest-Litowsker Verhandlungen mit der ukrainischen Regierung wegen der Trennung der Güter, Verwirrung der Eigentumsbegriffe infolge der kommunistischen Landteilung und der Deutschfeindlichkeit einiger ukrainischer Heißsporne gefährdet worden war, sah sich der Feldmarschall v. Eichhorn, der deutsche Oberkommandierende in der Ukraine, zu tatkräftigem Einschreiten veranlaßt. Er gab am 26. Mai einen Feldbestellungserlaß heraus, worin die militärischen Besatzungstruppen zu entschiedenem Vorgehen hinsichtlich der Durchführung der Frühjahrsfeldbestellungen aufgefordert und die aufgeteilten Landgebiete dem militärischen Einfluß unterstellt wurden, soweit sie nicht besät waren. Den Bauern wurde die Abnahme der Ernte zu einem angemessenen



Schematische Darstellung eines stark gesicherten englischen Geleitzugs.

Die Frachtschiffe fahren in Doppelkiellinie und sind in der Mitte und an beiden Seiten — alles in entsprechenden Abständen voneinander — durch eine Anzahl bewaffneter Fischdampfer geschützt. In Zickzacklinie seitwärts fahrende Torpedoboote sowie Spitzen- und Schlußschiffe mit Fesselballonen vervollständigen die Sicherung der wertvollen Transportzüge.

Nach einer Originalzeichnung von Georg Martin.

Preise zugesichert, die Landkomitees der Rada wuiden verpflichtet, den Bauern Saatgut zu überlassen und ihnen die geraubten Pferde sowie die gestohlenen Maschinen wieder zuzustellen. Nur auf diese Weise war es möglich, die in Aussicht gestellten Getreidelieferungen von der Ukraine wirklich zu erhalten.

Die ukrainische Regierung hatte in dieser Beziehung bisher wenig oder nichts getan und zum Teil sogar den Deutschen entgegengearbeitet. Die Verhaftung des deutschfreundlichen Direktors Dobry von der russischen Bank in Kiew, der sich große Verdienste um die Zusammenarbeit der deutschen und österreichisch-ungarischen Delegation mit Vertretern der Ukraine erworben hatte, erwies, daß sich auch Mitglieder der ukrainischen Regierung an einer Bewegung gegen die Mittelmächte beteiligten. Es wurde ferner ein Plan bekannt, ñach dem die deutschen Offiziere im Lande ermordet und danach die deutschen Truppen in irgendeiner Form unschädlich gemacht werden sollten. Die deutschfreundlichen Mitglieder der ukrainischen Regierung vermochten diesem Treiben nicht wirksam zu begegnen, des-

halb verfügte Generalfeldmarschall v. Eichhorn am 28. April den Zustand des erhöhten Schutzes in der Ukraine und ließ eine Anzahl von Führern der Verschwörung (siehe auch das Bild Seite 296 unten) verhaften.

Mit der Haltung der ukrainischen Regierung waren aber besonders auch die Bauern unzufrieden. In Kiew tauchten gegen Ende April Bauernvertreter auf, die von dem kommunistischen Landverteilungsprogramm der ukrainischen Rada nichts wissen wollten und gegen sie zur Selbsthilfe schritten. In einer von siebentausend Bauern besuchten Versammlung riefen sie den ukrainischen General Skoropadski (siehe Bild Seite 296) zum Hetman der Ukraine aus. Die alte Regierung wurde gestürzt, die Zentralrada geschlossen, die auf den 12. Mai einberufene konstituierende Versammlung der Ukraine abgesagt. Am 30. April unterrichtete ein Maueranschlag die Ukrainer von der Umwälzung. Die neue Regierung stellte sich auf den Boden der Brest-Litowsker Abmachungen und zeigte sich keineswegs deutschfeindlich, so daß sie den Mittelmächten nur erwünscht sein konnte, sofern sie für Ordnung im Lande sorgte. —

In Finnland führten die geschickten Manöver der sich in die Hände arbeitenden deutschen und finnischen Streitkräfte gegen Ende April zu der Abdrängung der Roten Garde von ihren Verbindungen mit Rußland. Schon am 29. April waren die feindlichen Streitkräfte von der Festung Wiborg abgeschnitten und diese selbst im Besitz der Weißen Garde und der Deutschen (siehe Bild Seite 301). Die „Roten" erkannten ihre schwierige Lage und erstrebten Verhandlungen, die jedoch nicht zustande kamen, weil sich die „Roten" nicht bedingungslos unterwerfen wollten. Bei Lahti und Tavastehus entspann sich eine fünftägige Schlacht, die mit der völligen Erledigung der roten Armee endete. In dem Hügel- und Seengelände zwischen Tavastehus und Lahti umfaßten Deutsche und Finnen die „Roten" immer enger, die bei ihrem hartnäckigen Verteidigungskampfe die schwersten blutigen Verluste erlitten. Am 3. Mai streckte der Rest der feindlichen Hauptmacht die Waffen. 20 000 Gefangene, 50 Geschütze, 200 Maschinengewehre und Tausende von Pferden und Fahrzeugen waren die Beute der Sieger (siehe Bild Seite 297). Damit war der eigentliche Zweck des deutschen Eingreifens in Finnland erreicht, im Norden einen endgültigen Friedenszustand zu schaffen. Dem hatten bisher die russischen Matrosen- und Soldatenbanden, wie in der Ukraine (siehe Bild Seite 296 unten), so auch hier entgegengestanden. Sie hatten sich mit den finnischen Anarchisten zu einem Schreckensregiment verbündet, das von den Petersburger Machthabern durch Lieferung ungeheurer Mengen von Waffen und Munition, Geschützen, Maschinengewehren, Panzerzügen und Panzerautomobilen genährt wurde. Das Eingreifen Deutschlands, das von der rechtmäßigen finnischen Regierung erbeten wurde, die um den Einmarsch deutscher Truppen nachsuchte, war somit keine Einmischung in innere finnische Angelegenheiten, sondern es handelte sich um einen Kampf Rußlands mit Hilfe der finnischen Anarchisten, Finnland seiner Freiheit zu berauben. Deutschlands Beziehungen zu Finnland sind rein freundschaftliche. Es hat mit Finnland Verträge abgeschlossen, die dem beiderseitigen wohlverstandenen Interesse entsprechen und dazu beitragen werden, daß zwischen Deutschland und Finnland die derzeitigen schon lebhaften wechselseitigen Beziehungen wirtschaftlicher und politischer Art gekräftigt werden. —


Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.
Kapitänleutnant Hundius.


Kapitänleutnant Klasing.


Phot. Freya Krab, Kiel.
Kapitänleutnant Neureuther.


Kapitänleutnant v. Glasenapp.

Erfolgreiche deutsche U-Boot-Kommandanten.

* * *

Am 26. April kam dem deutschen Volke ein freundlicher Lichtstrahl aus der Schweiz (siehe die Bilder Seite 298 und 299). Die in Bern zwischen Vertretern der deutschen und der französischen Regierung geführten Verhandlungen über den Gefangenenaustausch kamen zu einem befriedigenden Abschluß. Ihr wichtigstes Ergebnis war die Entlassung der über 18 Monate in Gefangenschaft befindlichen Offiziere und Soldaten beider Länder, deren Austausch sich Kopf um Kopf vollziehen sollte. Damit bestand die Aussicht, daß in absehbarer Zeit etwa 2500 Offiziere und 120 000 Mann in ihre Heimat zurückgebracht werden konnten. Das war der größte Teil der am 1. Mai in französischer Gefangenschaft befindlichen 236 676 Deutschen. Nach einer Mitteilung des Generals v. Wrisberg im Reichstage betrug die Gesamtzahl aller außerdem vermißten Deutschen bis zum 31. März 1918 604 104 Mann, wovon 119 000 in England und 127 000 in Rumänien waren; über den Rest war nichts Gewisses bekannt geworden. Nach der Vereinbarung mit Frankreich durften die Austauschgefangenen zwar in der Front und in der Etappe nicht verwendet werden, ihrer Tätigkeit in der Heimat wurden aber keine Schranken gesetzt. — (Forts. folgt.)


K. u. k. Offizierstellvertreter Kiß, erfolgreicher österreichisch-ungarischer Kampfflieger, der 19 Gegner abschoß und dreimal mit der Goldenen, viermal mit der Großen Silbernen, zweimal mit der Kleinen Silbernen und mit der bronzenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet wurde.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Durchbruchschlacht in Frankreich.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

II.

Angriff.

(Fortsetzung.)

(Hierzu die Kunstbeilage sowie das Bild Seite 292/293.)

Die Armee blieb dem weichenden Gegner auf den Fersen, erstürmte Sapignies und Bihucourt, schlug bei diesem

Dorfe zwei neue Tankangriffe ab und besetzte am anderen Tage, am 26., Achiet-le-Grand, wo auf dem Bahnhofe riesige Vorräte erbeutet wurden. In der weiteren Verfolgung wurde die Front, die vor Bapaume fast nach Süden stand und sich dann nach Westen gedreht hatte, nach Nordwesten gewendet. Hier blieb sie ungefähr auf der Linie Beaumont-Bucquoy-Boiry wenige Kilometer vor der alten Linie von 1914 stehen. Die Armee hatte in diesen acht Tagen hundertsiebzig Geschütze erbeutet, darunter zwei schwere Eisenbahngeschütze, lange vorzüglich montierte Schiffskanonen (siehe Bild Seite 244 unt. n). Ihre fünfzehntausend Gefangenen hatte sie sich sozusagen einzeln verdient. Denn der englische Widerstand auf diesem Nordflügel blieb andauernd lebhaft. Täglich warf der Feind neue Reserven vor, darunter seine besten Divisionen: Garde, Kanadier, Neuseeländer. Die Verteidigung von Bapaume entwickelte sich zu einer regelrechten Einzelschlacht. Die gesamte Angriffshandlung bestand aus Elementen des Stellungskampfes und der Bewegungschlacht, doch blieb der englische Rückzug hier noch leidlich geordnet.

Die Armee Marwitz hatte mit ihrer Front von Marcoing, südwestlich von Cambrai, bis zum Omignonbach ebenfalls die Stoßrichtung nach Südwesten. Durch die völlige Verwirrung und Auflösung der 66. englischen Division bei Hargicourt, die sehr bald jeden Widerstand als nutzlos aufgab, entstand in der Verteidigung eine Lücke, die von den Unseren sofort aufs wirksamste ausgenutzt wurde. Sie stießen durch und nahmen durch Umfassung nach Norden Ronssoy und Lempire. Die Iren, die sich hier des frontalen Angriffs tapfer erwehrt hatten, ergaben sich der Umklammerung. Ein starker Widerstand erhob sich nun um das hochgelegene große Dorf Epehy. Truppen zweier englischer Divisionen, der 21. und der 9., kämpften in der Hoffnung auf Entsatz bis zum Nachmittag des 22. März. Die englische Oberste Heeresleitung hatte kurz vorher bekannt gegeben, daß die Deutschen versuchen würden, bei ihrem nächsten Angriff die Ortschaften zu umgehen. Man solle sich daher nicht ergeben, sondern den englischen Gegenstoß abwarten. Da aber keinerlei Meldungen durchzubringen waren, und der Gefechtslärm sich am 22. weiter und weiter nach Westen entfernte, ließ auch der Widerstand in Epehy nach und verblutete sich in einigen letzten Straßenkämpfen des Nachmittags.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Der ukrainische Hetman Pawel Petrowitsch Skoropadski.

Um die nämliche Zeit kämpfte die Armee Marwitz in breiter Front bereits 7 Kilometer weiter westwärts, durchschritt am anderen Tage das Gelände beiderseits des Colognearundes sowie die Höhen bei Moislains und hatte am 24. März die Straße Bapaume—Peronne im Besitz. Peronne selber mit seinen Ruinen fiel am selben Tage. Gleichzeitig wurden stärkere Kräfte auf den bereits gesicherten Übergängen über die Sommeniederung südlich von Peronne, bei Eterpigny und St. Christ, vorgeworfen und der Vormarsch gegen Albert angetreten. Am nächsten Tage schon, am 25., lag das einst vielumstrittene Combles hinter uns, am 26. wurde in scharfer Verfolgung die Ancre erreicht und Albert erstürmt — der erste größere Ort außerhalb unserer alten Stellungsgrenze. Unsere Linie wurde auf die jenseitigen Uferhöhen vorgeschoben und sicherte nun, nach der Einnahme der Dörfer Mesnil und Dernancourt, den wichtigen Taleinschnitt, gegen Süden zu in der Richtung auf Bray den Übergang über die Somme sowie die Verbindung mit der anschließenden Armee Hutier.

Der Angriff dieser Armee im Abschnitt St. Quentin—La Fère hatte die bedeutendsten natürlichen Hindernisse zu überwinden, drei Kanäle, weite Talniederungen, ausgedehnte Wälder lagen vor der Front. Er entwickelte sich beiderseits Quentin in der geschilderten Weise, ähnlich wie bei den anderen Armeen. Die erste Stellung wurde überrannt, die zweite nach lebhaftem Kampf genommen. Die Bekämpfung der feindlichen Batterien war gleich am ersten Tage so wirksam, daß nur noch ein Drittel unser Feuer erwiderte. Die englische Infanterie wollte den Vorstoß angriffsweise parieren, mußte aber rasch auf die Rettung bedacht sein (siehe das Bild Seite 292/293). Nachdem der Widerstand gebrochen war, befand sich bereits um vier Uhr nachmittags die ganze zweite Stellung in unserem Besitz. Gegen den starken Stützpunkt Urvillers gingen zum ersten Male unsere neuen Sturmwagen im Angriff vor und bahnten der Infanterie den Weg. Längerer Anstrengungen bedurfte es, um die sehr starke dritte Stellung niederzukämpfen, die sich von Beauvais über Happencourt nach Essigny erstreckte. Auch der Kampf um den beherrschend gelegenen großen Holnonwald war schwer. Am zweiten Tage fiel er am frühen Nachmittag mit großen Materialvorräten in unsere Hand. Am selben Abend noch wurde der Übergang über den Crozatkanal er-


Phot. Bild- und Film-Amt.
Der Führer der Bolschewiki-Organisation in Cherson am Dnjepr, der Matrose Wassiljew (in der Mitte sitzend), mit seinem Stabe.
Nach einem beim deutschen Vormarsch nach der Krim in Cherson vorgefundenen Bilde.

Einmarsch deutscher Truppen in Noyon. Im Hintergrund die Kathedrale.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

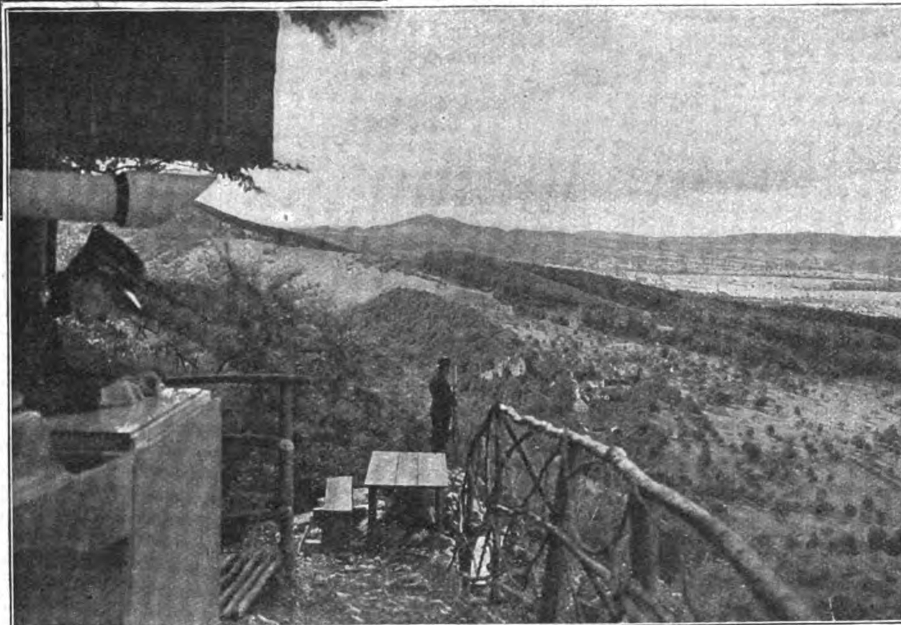




Die Rote Garde in Finnland streckt nach fünftägiger Schlacht bei Tavastehus die Waffen.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.





kämpft und der Vormarsch auf Ham angetreten. Am 23. März drangen unsere Vortruppen in die Stadt ein. Das englische Generalkommando, das hier seinen Sitz gehabt hatte, war geflüchtet.

Während dieser Hauptangriff der Armee in vorbildlicher Genauigkeit und bewundernswerter Schnelligkeit vollzogen wurde, entwickelte sich der Nebenangriff von La Fère aus und nördlich davon mit der gebotenen Vorsicht und ähnlichem Erfolge. Der Oisekanal wurde bei Vendeuil überschritten: auf Pontonen und Laufstegen, in hurtiger Nachtarbeit vollendet, gingen die Sturmkolonnen nach kurzem, scharfem Gefecht über den versumpften Talgrund. Aus La Fère heraus stießen sie westlich auf Tergnier vor, wendeten sich dann nordwärts und griffen den Feind vom Rücken und in der Flanke an. Starke Abteilungen arbeiteten sich im freien Gelände beiderseits der breiten Waldzone gegen Südwesten vor und erreichten Chauny und Guiscard am vierten Tage, dem 24. März. Zur selben Zeit fiel Nesle. Der Gegner, ständig in der Furcht, umgangen zu werden, räumte die großen Gebiete nach kurzen Begegnungsgefechten. Eilig herangezogene französische und amerikanische Reserven, die von Süden her über die Oise hinweg eingriffen, wurden zurückgeschlagen. Am 25. fiel das alte Noyon (siehe die Kunstbeilage), das die Franzosen nicht ohne Kampf aufgaben. Am Tage darauf wichen die Engländer aus Roye, und unsere Kolonnen überschritten wenige Stunden später an drei Stellen zugleich die alte Front von 1914. Am 27. März standen sie in 7 Kilometer breiter Spitze an der Avre und warfen den Feind aus Montdidier und Pierrepont. Amiens war bedroht. — Ein Siegeslauf ohnegleichen. In diesem Abschnitt kann man von einer Bewegungschlacht in vollem Sinne sprechen. Der Feind ließ eine ungeheure Beute in unserer Hand; die Armee Hutier konnte bis zum 28. März melden: 51 200 Gefangene, 729 Geschütze, 4000 Maschinengewehre. Die Gesamtbeute bezifferte der deutsche Heeresbericht vom 5. April auf mehr als 90 000 Gefangene und über 1300 Geschütze. Wann hätten unsere Feinde je mit solchen Zahlen ihre Übermacht beglaubigen können? — Mehr als die Hälfte der gesamten englischen Armee wurde binnen drei Tagen schwer geschlagen. Vor unserer Angriffsfront standen am 21. März insgesamt 21 englische Divisionen. Bis zum 24. setzte der Feind an Reserven ein: vor der Armee Below drei Divisionen, vor Marwitz zwei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen, vor Hutier vier englische, vier französische Infanteriedivisionen und eine französische Kavalleriedivision. Das sind insgesamt 37 Divisionen, die bis Ende des Monats durch die französischen Reserven auf etwa 50 erhöht wurden. Sie konnten die Niederlage nicht aufhalten, die gewaltigste, die England je erlitten hat. (Forts. folgt.)

Die Krim.

Von Privatdozent Dr. Albrecht Wirth.

Ursprünglich war Rußland ein Binnenstaat. Seine Krieger machten ja wohl ab und zu Raubzüge nach Konstantinopel und nach den Westhängen des Kaukasus, aber deren Folgen waren nicht dauernd, und so blieb Rußland jahrhundertelang vom Meere abgeschlossen. Im Süden trennten es vom Wasser die Avaren, Kazaren und Petschenegen, später Mongolen und Tataren. Die Kazaren, die ungefähr vom Aralsee hergekommen waren und deren Macht sich zeitweilig bis Armenien erstreckte, schoben sich im Laufe der Jahrhunderte immer weiter westwärts und hatten zuletzt den Schwerpunkt ihres Reiches in der Krim. Auch den Kern der späteren Tatarenherrschaft bildete die Krim. Der Palast der Großkhane war zu Baktschi-Serai (Gartenresidenz) in der Nähe vom



Die Schweiz im Weltkriege.

Schweizerische Grenzwacht an der elsässischen Grenze.

Ein hochgebauter Beobachtungsturm auf einer die Umgebung beherrschenden Anhöhe mit starken Fernrohren.

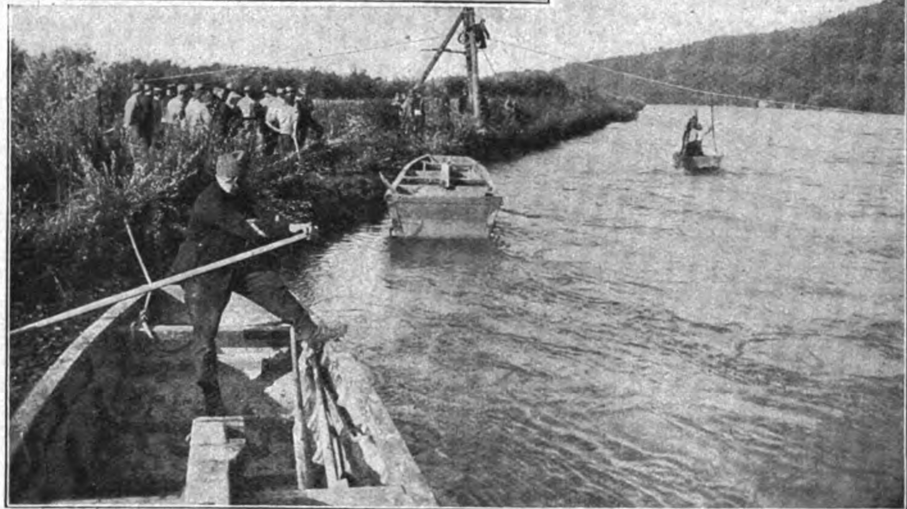


heutigen Simferopol. Fürst Dolgoruki und der Günstling Katharinas, Potemkin, eroberten die Krim für Rußland. Die Zarin hat sehr wohl die hohe strategische Bedeutung der Halbinsel erkannt; sie betonte, daß man von dort zum Bosporus und nach Konstantinopel segeln könne. In der Tat ist die Krim für das Zarenreich ein Flottenstützpunkt ersten Ranges geworden oder hat vielmehr gleich eine ganze Reihe von solchen Punkten geliefert: Sebastopol, Feodosia, Eupatoria, dazu Kertsch. Erst nach und nach wurde man der reichen landwirtschaftlichen Möglichkeiten gewahr, die die Halbinsel bietet.

Die Krim ist ungefähr so groß wie Bayern ohne die Pfalz. Sie hat drei verschiedene Zonen des Klimas und der Vegetation. Ihre Küsten erinnern an Süditalien und Sizilien, ja schon an Spanien. Alle Südfrüchte wachsen dort, und es gedeiht ein herrlicher Wein, der halb Rußland mit Rebensaft versorgt. In den zwar niedrigen, aber steilen Randgebirgen schweifen die Tataren mit ihren Herden. Eingeschlossen von den Küstenlandschaften und den Randgebirgen, tut sich als innerster Kreis eine weite Ebene auf, die zumeist von Deutschen besiedelt ist. Dort, auf geräumigen Grasflächen wird besonders Schafzucht betrieben. Von hier kommen die „Krimer“ Pelze. Im Nordosten dehnt sich ein vierter Gürtel, der von Sümpfen, ja zeitweilig vom Meere erfüllt ist. Dort leben Fischer und Moorbauern. Dort zelten die Nogaier. Das Faule Meer, eine Bucht des Asowschen Meeres, die tief in die Krim hineinragt, liegt in den meisten Monaten des Jahres trocken und kann ohne weiteres durchschritten oder durchritten werden; während einiger Monate aber kann man dort segeln, manchmal jedoch deckt Eis die unwirtliche Fläche, wie denn der ganze Norden des Asowschen Meeres, das außerordentlich seicht ist, so ziemlich jedes Jahr zufriert.

Die Schönheit des Südens, wo in sonnigen, vortrefflich angebauten Tälern alle unserer Obstarten, dazu Mandeln, Feigen, Melonen und Granaten reifen, hat schon seit langer Zeit die Zaren und in ihrem Gefolge die vornehmen und reichen Leute von Petersburg und Moskau angezogen und sie veranlaßt, Lustschlösser am Schwarzen Meere zu bauen und dort den Sommer zu verleben. Das Schloß der Zaren erhebt sich bei Jalta. Dort ist Alexander III. gestorben, dort hat sein Nachfolger die Abordnung des Dalai-Lama im Jahre 1900 empfangen. Dort war nach der Staatsumwälzung ein Tummelplatz der Revolutionäre. Der Süden ist, wie schon angedeutet, in seiner ganzen Art vom Norden der Halbinsel überaus verschieden. Denn der Norden ist holz- und wasserarm; er hat einen mageren Salzboden oder gar Sümpfe. Nicht minder mannigfaltig sind die Bevölkerungen in den einzelnen Teilen der Krim. In den Küstenstädten herrscht das russische Element vor, mit jüdischer und griechischer Beimengung in den Gebirgen die Tataren, auf dem platten Lande die Deutschen, im Nordosten die Kalmücken. Die Städte blicken zum Teil auf eine Vergangenheit von zwei, ja dritthalb Jahrtausenden zurück. Sie sind gerade nicht sehr bedeutend an Kopfzahl, wohl aber reich an geschichtlichen Erinnerungen und vielversprechend für die Zukunft. Sebastopol hat 71 000 Bewohner; es steht als Kriegshafen außerhalb der Gouvernementsverwaltung, die ihren Sitz in Simferopol hat. In der Hauptstadt leben 61 000 Men-





Die Schweiz im Weltkriege.

Oberes Bild: Ablegen der Werkzeuge und Abmarsch nach Arbeitschluß im Stellungsbau.
Mittleres Bild: Stellungsbau im Jurogestein.
Unteres Bild: Einfahren der Brückenkähne beim Bau einer Brücke.

schen. Es folgt Kertsch mit 50 000 Seelen, in weitem Abstand kommen Feodosia und Perekop. Die Gesamtbevölkerung der Krim überstieg vor dem Weltkriege 1,8 Millionen.

Die Kopfmenge der deutschen Siedler hat sich außerordentlich vermehrt. Die Siedlerfamilien sind ungemein fruchtbar, sie bringen es bis auf zwanzig, ja dreißig Kinder. Eine alte Schätzung spricht von 30 000 Deutschen, neuere Veröffentlichungen jedoch von 78 000. Allein auch wenn man die größere Zahl für sicher hält, die immerhin nur ein Dreiundzwanzigstel der Gesamtbevölkerung ausmachen würde, so gibt dies nicht entfernt ein erschöpfendes Bild von der Bedeutung unserer Volksgenossen in dem Gouvernement Taurien, wie nun amtlich diese Halbinsel genannt wird (ein Name, der in unserer Presse gelegentlich zu einer seltsamen Verwechslung mit dem Taurus in Südanatolien geführt hat). Von dem Grund und Boden in der Krim besitzen nämlich die deutschen Siedler in der Krim nicht weniger als siebzig vom Hundert. Einen starken Rückhalt gewinnt dieser Besitz dadurch, daß in dem unmittelbar anstoßenden Gouvernement Cherson mindestens die Hälfte wiederum den Deutschen gehört. Am bekanntesten sind von diesen Kolonisten die Gebrüder Falzfein, die ebenfalls in beiden Gouvernements begütert sind. Diese einzige Familie verfügte über mehr als eine Million Schafe. Der älteste der Brüder, nicht nur Landwirt und Viehzüchter, sondern auch Jäger und Sportsmann, für Pferde begeistert, deren Schlag in der Krim besonders ausgezeichnet ist, und allgemein der ungekrönte König der Krim genannt, hatte sich einen wahren Palast inmitten einer großen Ebene errichten lassen und genoß nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch bei den Tataren, aus deren Reihen die meisten seiner Erntearbeiter kamen, eines gewaltigen Ansehens. Der älteste ist vor einigen Jahren gestorben, die fünf übrigbleibenden Brüder jedoch hoffen, demnächst nach der Krim zurückzukehren und dort ihren alten Besitz zurückzuerhalten. Inwieweit außer ihnen andere Siedler von ihren Ländereien durch die zarische Regierung vertrieben oder durch die Revolution geschädigt worden sind, darüber ist man bemüht, zuverlässige Nachrichten zu sammeln. Ohne Zweifel wird sich die deutsche Regierung angelegen sein lassen, die berechtigten Ansprüche der deutschen Landsleute zu vertreten und gebührend durchzusetzen. Sie hatten in jeder Beziehung Musterwirtschaften aufgebaut, und waren auch sonst, nicht nur an Besitz, sondern auch an Kultur das führende Element in der so buntgemischten Bevölkerung. Nur im Handelsleben der Städte überwogen Juden und Griechen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Das deutsche Abzeichen für Verwundete, das laut Kaiserlicher Kabinettsorder vom 3. März 1918 als besondere Anerkennung den im Dienste des Vaterlandes Verwundeten verliehen wird.

Wie hohe strategische Bedeutung der Krim zukommt, ist allein daraus ersichtlich, daß ein früherer Weltkrieg, der anfänglich auf drei Schauplätzen ausgefochten wurde, im Nordostbalkan, in Anatolien und an den Nordküsten des Schwarzen Meeres, zuletzt ausschließlich an der Krim haftete. Der Krieg wurde zwischen Rußland und den verbündeten Engländern, Franzosen, Italienern und Türken, denen sich durch eine bewaffnete Neutralität und durch die Besetzung der Donaufürstentümer die Österreicher halbwegs angeschlossen, ausgefochten. Der Krimkrieg dauerte von 1853 bis 1856 und drehte sich zuletzt um die Festung Sebastopol. Die Landung der verbündeten Truppen geschah vorzugsweise in Eupatoria. Auffallenderweise dachte bei den Verbündeten niemand daran, den Hals der Krim abzuschnüren, die Engen von Perekop, den einzigen Zugang, der vom Festlande aus zu der Halbinsel führte, den Russen zu entreißen. So hatten diese den unschätzbaren Vorteil, beständig Verstärkungen an sich ziehen zu können, dergestalt, daß sie an Zahl sogar den Angreifern, die doch das Meer beherrschten und für ihren Nachschub freiesten Zugang hatten, überlegen wurden. Vermutlich hat dabei die Überlegung mitgespielt, daß bei den genannten Engen durch die oben geschilderten Sümpfe das Klima sehr ungünstig ist und sich daher für die Ansammlung größerer Truppenmassen nicht empfiehlt. Auch so brachen schlimme Krankheiten bei den Heeren der Verbündeten aus. Die Versäumnis hatte jedenfalls die Wirkung, den Krieg erheblich zu verlängern. Auch wurde es dem Ingenieur Werner v. Siemens, der hier die Grundlagen zu seinem Weltruhm legte, möglich, einen elektrischen Draht aus dem Hauptquartier des Zaren nach der Krim zu legen — ein für die damalige Zeit recht schweres und auch überall bestauntes Werk. Erst nachdem man sich dazu entschlossen hatte, die Russen von der Verbindung mit dem Festlande im Norden abzusperren, konnte man dazu schreiten, Sebastopol richtig zu belagern und dann auch, obwohl in mehreren Ausfällen die sich verzweifelnd wehrenden Russen Erfolge errungen hatten, zu erstürmen.

Am 1. Mai 1918 sind deutsche Truppen in Sebastopol eingezogen. Die einzigen Kämpfe von Belang, die der Feldzug brachte, fanden bei den Engen von Perekop und in dem Sumpfgebiete statt. Damit war die Besetzung der Krim durch deutsche, österreich-ungarische und ukrainische Streitkräfte vollendet.

Es bestätigte sich bei dem ganzen Feldzuge die Ansicht, die vor bald achtzig Jahren schon Friedrich List aussprach, daß, wer Rußland befehden wolle, dies nur im Bunde mit der Türkei tun könne.

Es bestätigt sich ferner die Lehre, die schon die Goten und die Kazaren bewährt hatten, daß der Herr der Krim auch der Herr des Pontus, des einstigen „Chazarenmeeres" wird. Die Krim ist der Brückenkopf Europas mit der Aussicht nach Osten und Südosten. Von dort blickt man nach Anatolien und nach dem Kaukasus. Man hat in ihr ein Sprungbrett für eine kommerzielle oder sonstige Einflußnahme auf Armenien, auf Persien, auf Mesopotamien, ja bis zum Indischen Meere und bis Turkestan. Besonderen Wert und eine außerordentliche Verstärkung erhält die Stellung in der Krim dadurch, daß nunmehr auch der Kaukasus den Händen Großrußlands entglitten ist. So eröffnen sich nach jeder Richtung die herrlichsten Möglichkeiten für die Zukunft.

Die deutsche Getreidewirtschaft im Kriege.

Von Dr. A. Gradenwitz.

(Hierzu die Bilder Seite 302 und 303.)

Bei der Sicherung der deutschen Kriegsernährung spielt die Versorgung mit Brotgetreide bei weitem die wichtigste Rolle. Bildet doch das „tägliche Brot" seit biblischen Zeiten den Grundstock unserer Nahrung, der im Notfall alles übrige ersetzen, ohne den man aber auf die Dauer nicht auskommen kann.

Als die englischen Aushungerungspläne Deutschland schon in den ersten Kriegsmonaten zu sparsamer Bewirtschaftung seiner Nahrungsmittelquellen zwangen, ging man daher auch in erster Reihe an die Regelung des Getreide- und Mehlverbrauchs. Zur besseren Ausnützung des vorhandenen Getreides erschien es nötig, eine weitergehende Ausmahlung als in Friedenszeiten anzuordnen; eine weitere Streckung wurde zeitweise durch Zugabe eines gewissen Prozentsatzes Kartoffelmehl erzielt, und im Februar 1915 wurde schließlich zur Begrenzung des Brotverbrauchs die Brotkarte eingeführt, die man im Auslande vielfach als Vorboten des unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruchs deutete, die in Wirklichkeit aber das wirksamste Schutzmittel gegen einen eigentlichen Notstand war. Unterdessen hat die Brotkarte, und zwar in keineswegs milderer Form, in manchem anderen Lande ihren Einzug gehalten, und allenthalben findet sich die Bevölkerung gut mit ihr ab.

Wie ist es nun möglich, das gesamte inländische Brotgetreide möglichst restlos zu erfassen und an das Heer sowie an die Bevölkerung der Getreide verarbeitenden Industrie zu verteilen? Will man dies verstehen, so muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß alles in Deutschland wachsende Getreide beschlagnahmt ist und die Landwirte zur Ernährung ihrer Wirtschaftsangehörigen und zur Aussaat nur gewisse, gesetzlich vorgeschriebene Mengen — jedenfalls weit weniger als in Friedenszeiten — zurückbehalten



Einzug finnischer Truppen in die Festung Wiborg.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Teilansicht eines Musterraumes für eingelieferte Getreideproben.

dürfen. Wer sein Getreide nicht freiwillig an die berechtigten Stellen verkauft, setzt sich der Zwangsenteignung aus.

Die in den einzelnen Landesteilen befindlichen Einkaufstellen unterstehen sämtlich der Reichsgetreidestelle zu Berlin, die aus zwei Abteilungen, der Verwaltungs- und der Geschäftsabteilung, zusammengesetzt ist. Die Verwaltungsabteilung ist eine Behörde, während die Geschäftsabteilung eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung bildet. Erstere hat, wie ihr Name besagt, alle verwaltungsmäßigen, letztere alle geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen. Bei ihrer Tätigkeit muß die Reichsgetreidestelle stets dafür sorgen, daß für unvorhergesehene Fälle in allen Teilen des Reiches Reservevorräte vorhanden sind.

Bei weitem nicht alle Gemeindeverbände werden jedoch durch die Reichsgetreidestelle versorgt. Viele machen von dem Recht der Selbstversorgung Gebrauch, sind aber verpflichtet, für ihre Bevölkerung nur soviel Getreide zu verwenden, wie dieser nach den allgemeinen Vorschriften zusteht; einen etwaigen Überschuß müssen sie an die Reichsgetreidestelle abliefern.

In den letzten Jahren vor dem Kriege waren in Deutschland nach Abzug der Aussaat zum menschlichen Verbrauch, für Verfütterung und für industrielle Zwecke durchschnittlich 25 Millionen Tonnen Roggen, Weizen und Spelz verfügbar. Hiervon wurden etwa 8 v. H. aus dem Ausland eingeführt, der gesamte übrige Betrag hingegen durch die eigene Erzeugung bestritten.

Während des Krieges rechnet man nur mit einer deutschen Ernte von etwa 10 bis 12 Millionen Tonnen (= 200 bis 240 Millionen Zentner) an Roggen und Weizen, wovon etwa zwei Drittel auf den Bedarf der Selbstversorger und der selbstwirtschaftenden Gemeindeverbände entfallen und ein Drittel der Reichsgetreidestelle zufließt.

Nicht geringe Schwierigkeiten bereitet nun die Gesunderhaltung des Getreides, da die deutsche Ernte im Verhältnis zu dem früher eingeführten ausländischen Korn recht feucht und daher dem Verderben ausgesetzt ist. Während das feuchteste Getreide im Frieden ohne weiteres verfüttert wird, gilt es im Kriege, die gesamten Vorräte für die menschliche Ernährung sicherzustellen. Die Reichsgetreidestelle hat deshalb umfassende Vorkehrungen für sachgemäße Behandlung der Vorräte sowie für die Möglichkeit der Getreidetrocknung getroffen und hierbei die geeigneten Mühlenlager und Trocknungsanstalten herangezogen. Auch von dem Überschuß aus dem letzten Erntejahr werden stets noch erhebliche Reservevorräte gehalten. Die Mühlen sind in finanzieller Hinsicht für die Erhaltung der ihnen zugeführten Vorräte verantwortlich; sie erhalten Lagergeld und Mahllohn. Von den etwa 825 in dieser Weise beschäftigten Mühlen sind 45 Großmühlen, 172 Mittelmühlen und die übrigen kleinere Mühlen. Für Selbstversorger und selbstwirtschaftende Gemeindeverbände arbeiten außerdem noch gegen 20 000 deutsche Mühlen, meistens Kleinbetriebe.

Die Reichsgetreidestelle tritt dem Publikum gegenüber einerseits als Einkäufer, anderseits aber als Verkäufer auf. Als Einkäufer bedient sie sich der Vermittlung der Getreidehändler, und zwar bestellt sie für jeden Gemeindeverband ein bis zwei Geschäftsvermittler, denen weitere Händler als Untervermittler und Vertreter zur Seite stehen. Freilich ist der deutsche Getreidehandel im Kriege an die gesetzlich festgestellten Höchstpreise gebunden, und wenn einerseits die sonst für verschiedene Güte der Ware üblichen Preisunterschiede wegfallen, so werden doch für minderwertige Ware Abzüge vom Höchstpreise getroffen, deren Feststellung unter Umständen einem Schiedsgericht überlassen bleibt.

Als Lieferant hat die Reichsgetreidestelle unter anderem auch die Verpflichtung, den sich selbst bewirtschaftenden Gemeindeverbänden, falls diese durch Verzögerung des Einkaufs, der Ausdreschung oder der Ausmahlung in Verlegenheit geraten, auszuhelfen, natürlich nur gegen spätere Rückgabe einer entsprechenden Mehlmenge. Sie ist ferner Gemeindeverbänden, denen Roggen oder Weizen fehlt, durch Austausch gegen die andere Getreideart behilflich; schließlich unterstützt sie Gemeindeverbände, die das zu feucht geerntete Brotgetreide nicht zu behandeln vermögen, durch Abnahme oder Trocknung dieses Getreides. Eine besonders schwierige Aufgabe ist die Lieferung an Betriebe wie Grieß-, Teigwaren- und Keksfabriken, Getreidekaffeebrennereien und Vollkornbrotfabriken, wobei natürlich auf die für die Kriegswirtschaft wichtigen in erster Reihe Rücksicht genommen wird. Das Mehl wird von der Reichsgetreidestelle an die Heeres- und Marinever-



Abteilung Mühlenbetrieb.

Die Reichsgetreidestelle.

Nach Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

waltung sowie an die Gemeindeverbände verkauft; die Kleie wird der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte G. m. b. H. in Berlin zugeführt, die nach den Weisungen der Reichsfutterstelle die Verteilung vornimmt.

Die Verbrauchsregelung für Mehl und Brot liegt den Gemeindeverbänden ob. Ähnlich wie der Verbrauch der nicht Landwirtschaft treibenden Bevölkerung durch die Brotkarte überwacht wird, erfolgt die Überwachung der landwirtschaftlichen Bevölkerung durch Mahlkarten, von deren Vorlegung bei dem Müller die Erlaubnis zur Ausmahlung des für die — zusammen etwa 14 Millionen ausmachenden — Selbstversorger notwendigen Getreides abhängig ist.

Die Geschäftsabteilung der Reichsgetreidestelle arbeitet gemeinnützig. Sie will und soll nur eine fünfprozentige Verzinsung ihres Geschäftskapitals erzielen. Überschüsse werden für die Kriegshinterbliebenenfürsorge verwandt. Die Reichsgetreidestelle kauft jährlich etwa 4 Millionen Tonnen Getreide und verteilt täglich zwischen 11- und 17 000 Tonnen. Ihre Geschäftsunkosten für den Zentner Getreide belaufen sich auf nur etwa 4 Pfennige.



Getreideuntersuchungsraum.

K. u. k. Sturmtruppen säubern eine von den Russen genommene Stellung in der südlichen Bukowina.

(Hierzu das Bild Seite 304.)

Die Bukowina, das Buchenland, über das einst der Halbmond gebot, bis es um die Mitte des 18. Jahrhunderts dauernd unter österreichisch-ungarische Herrschaft kam, ist im Verlaufe des Weltkrieges nicht weniger als dreimal das begehrenswerte Ziel des russischen Einfalls gewesen und mußte dreimal alle Drangsale, Nöte und Verheerungen durchmachen, die der Krieg über das unglückliche Land brachte. Nachdem die Russen im Sommer 1915, dem Druck der auf Lemberg vorstoßenden verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere nachgebend, Czernowitz räumen mußten, wurde die Bukowina vom Dnjestr bis zu den Karpathen im Juni 1916 von der aus Ostgalizien hereinbrechenden Russenflut unter General Brussilow nochmals überschwemmt. Seitdem war der Grenzkamm der Karpathen, die die Bukowina von Ungarn trennen, von dem bereits im Herbst 1914 heißumstrittenen Kirlibaba bis zur Dreiländerecke bei Dorna Watra, wo Rußland, Rumänien und Österreich-Ungarn aneinanderstoßen, der Schauplatz erbitterter und blutiger Einzelkämpfe, in denen die österreichisch-ungarischen Verteidiger in heldenhaftem Ausharren dem weiteren Vordringen der bedeutend stärkeren russischen Streitkräfte Halt geboten. Diese Kämpfe lebten im Sommer 1917 wieder auf, zumal an dieser Stelle auch noch rumänische Truppen miteingriffen. Als aber schließlich die Angriffe im Blut erstickten, die Verbündeten selbst zur Gegenoffensive übergingen und aus dem Erfolg, den die Russen beim ersten Angriff in Ostgalizien errungen, eine zusammenbruchartige Niederlage ward, da war auch der Augenblick der endgültigen Befreiung Ostgaliziens und der Bukowina vom Russenjoche gekommen. In unwiderstehlichem Siegeslauf entrissen die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere den Russen ihre letzten starken Stellungen um Tarnopol und eroberten die Stadt selbst, die fast volle drei Jahre von den Russen besetzt war. — Von Süden her, in der Bukowina, begann ebenfalls die Russenfront vom Dnjestr bis zur rumänischen Grenze unter dem Anprall der k. u. k. Heere zu wanken. Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina, wurde befreit und der Feind immer weiter zur Grenze zurückgedrängt. Aber in dem gebirgigen Lande läßt sich eine großangelegte Offensive ungleich weniger leicht und rasch durchführen, als in der übersichtlichen Ebene, wo zahlreiche Straßen ungehinderte und rasche Verproviantierung der Angriffstruppen und das überaus notwendige pünktliche Herbeischaffen von Munition und Verstärkungen ermöglichen. So kam es oft vor, daß österreichisch-ungarische Sturmtruppen eine in kühnem Anlauf genommene russische Stellung gegen den mit aller Wucht einsetzenden Gegenangriff des Feindes nicht halten konnten, weil es der kleinen Heldenschar an Munition gebrach und sie dazu von der eigenen Division nicht unterstützt werden konnte. Da mußte oft die Frucht heißen, blutigen Kampfes dem Gegner wieder geopfert werden — bis man sie ihm endlich mit verstärkten Kräften, und zwar diesmal für immer, entreißen konnte. Man ließ den Russen keine Zeit, ihres billig erkauften Erfolges froh zu werden. Der Russe war noch nicht recht zur Besinnung gekommen, da drangen die



Versuchsbäckerei.

Die Reichsgetreidestelle.

Nach Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

k. u. k. Sturmtruppen schon wieder in die ihnen jetzt wohlbekannte Stellung ein, Handgranaten prasselten von allen Enden auf den bestürzten Gegner nieder und jagten ihm jähen Schreck ein, so daß die noch am Leben gebliebene Besatzung der vorderen Gräben eilig die Waffen wegwarf und sich gefangen gab. Wer sein Heil in der Flucht suchte, lief den von der Seite eindringenden Angreifern in die Hände, denn die Verwirrung der Russen geschickt benützend, war ein Teil der k. u. k. Mannschaften gleich bis zu den in der Mitte des Kampfplatzes liegenden, vom Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie zerschossenen Panzerkraftwagen vorgestoßen und von hier aus dem Gegner in die Flanke gefallen. Nach kurzem Nahkampf streckten die Russen, die Zwecklosigkeit jedes längeren Widerstandes einsehend, die Waffen.

Die Sturmtruppen konnten sich nun in die wohlverdiente, wenn auch nur kurze Ruhestellung begeben, denn die nachfolgende Infanterie besetzte sogleich die eroberte Höhenstellung und nahm den Russen die Lust zu neuen Eroberungsversuchen.

kommen, abgesehen von dem einheimischen Pferd, in erster Linie das bosnische Pferd (siehe das Bild in Band VII Seite 16) und Maultiere in Betracht. Obwohl die ungarische Pferdezucht auf einer sehr hohen Stufe steht und vorzügliche Tiere liefert, so erzeugt Ungarn doch nur sehr wenig eigentliche Gebirgspferde, da die Hauptpferdezucht dieses Landes nur in der Ebene stattfindet und die dem Lande eigentümliche Rasse sich für das Gebirge fast gar nicht eignet. Das Gebirgspferd wird in den Karpathen beinahe ausschließlich von den ärmeren Gebirgsbewohnern selbst, insbesondere von den dortigen Bauern gezogen, die von einer richtigen Zucht wenig wissen. Unter den verschiedenen Schlägen und Arten dieser Gegend verdient das kleine Huzulenpferd besonders hervorgehoben zu werden. Es wird von alters her planvoll von den Huzulen gezogen, diesem auch in anderer Hinsicht so ungemein interessanten, in seiner Abstammung ziemlich rätselhaften Volkstamm, der seinen Sitz hauptsächlich in der Gegend von Zabie, südöstlich vom Jablonicapasse, dem zwischen Ungarn und der Bukowina



K. u. k. Sturmtruppen säubern in kühnem Gegenangriff eine von den Russen Tags zuvor besetzte Stellung in der südlichen Bukowina.
Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.

Das Tragtier in den Karpathen.

(Hierzu die Bilder in Band VII Seite 16 und Seite 8 in diesem Bande.)

Die meisten Teile der Karpathen sind sehr unwegsam. Zwar führen mehrere Eisenbahnlinien und einige vorzügliche Straßen durch das große Randgebirge, das Galizien von Ungarn trennt; aber die Teile, die entfernter von den Pässen liegen, entbehren vielfach selbst der notdürftigsten Stege. Die tapferen Truppen haben sich daher zuweilen ihren Weg geradezu selbst bahnen müssen, und dies sowie die großen Schwierigkeiten, in diesem zerklüfteten, so malerischen und romantischen, aber auch so wilden Gebirge Lasten fortzubringen, erhöhten bedeutend die Härten, die mit dem gewaltigen, beispiellosen Ringen in den Karpathen ohnehin verbunden waren. Hier spielt daher das Tragtier eine große Rolle, denn es ist auch dort noch gut verwendbar, wo selbst der einfachste Gebirgskarren den Dienst versagt.

Als Tragtiere für die österreichisch-ungarische Armee überhaupt und die Truppen in den Karpathen im besonderen

eingekeilten südlichsten Teil Galiziens, hat, in einzelnen Gemeinden aber auch in Ungarn zu finden ist. Diese Pferdchen haben eine ungemeine Widerstandskraft und einen erstaunlich sicheren Tritt. Dies gilt auch von dem bosnischen Pferd. Auch dieses ist sehr klein, aber ungemein ausdauernd. Es wurde seit langer Zeit von den Türken Bosniens gezogen, und seine Zucht findet jetzt, seit der Einverleibung Bosniens, die volle Förderung der Regierung.

Neben diesen kleinen, für die Gebirgswege besonders geeigneten Pferden finden wir in den Karpathen auch Maultiere zum Tragen verwendet (siehe das Bild auf Seite 8). Dem Tragtier wird statt des Sattels ein eigenartiges Gestell auf den Rücken gelegt und um den Bauch gegurtet. Auf beiden Seiten hängen daran die Behälter für die eigentliche Last. Für die Geschütze der Gebirgsbatterien und für deren Munition werden meist größere, stärkere Pferde oder Maultiere benutzt; die kleinen Pferde tragen außer den Maschinengewehren in erster Linie die Lebensmittel, die in eigens dafür angefertigte große Körbe verpackt werden.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

An der **Westfront** scheiterte am 4. Mai wieder ein französischer Vorstoß zur Rückeroberung des Kemmelberges. Nach einer Vorbereitung durch stärkstes Trommelfeuer setzten die Franzosen zwischen Kemmel (siehe die Bilder Seite 306) und Bailleul mit frischen Divisionen auf 10 Kilometer breiter Front gegen fünf Uhr dreißig Minuten morgens einen Massenangriff an, der auf dem weitaus größten Teil des Kampfraumes nicht einmal die vorderste deutsche Stellung erreichte. Nur an wenigen Punkten, so bei Brulecre und bei Locer, kam es zu Nahkämpfen, bei denen die Angreifer infolge ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit im Vorfeld der deutschen Linien Fuß fassen konnten. Dem deutschen Gegenstoß vermochten sie jedoch nicht standzuhalten; sie wurden zurückgetrieben und mußten sogar ihre Linien an den kleinen Einbruchstellen noch um mehrere hundert Meter zurückverlegen. Außer schweren blutigen Verlusten kostete der heiße Tag den Franzosen auch über 300 Gefangene. Eine an der rechten Flanke der Franzosen stehende englische Division, die westlich von Bailleul in den Kampf eingreifen sollte, kam überhaupt nicht zur Entwicklung, weil die Engländer nicht wagten, ihre Truppen in den furchtbaren Geschoßhagel zu schicken, ein Vorfall, der bei den Franzosen große Erbitterung hervorrief.

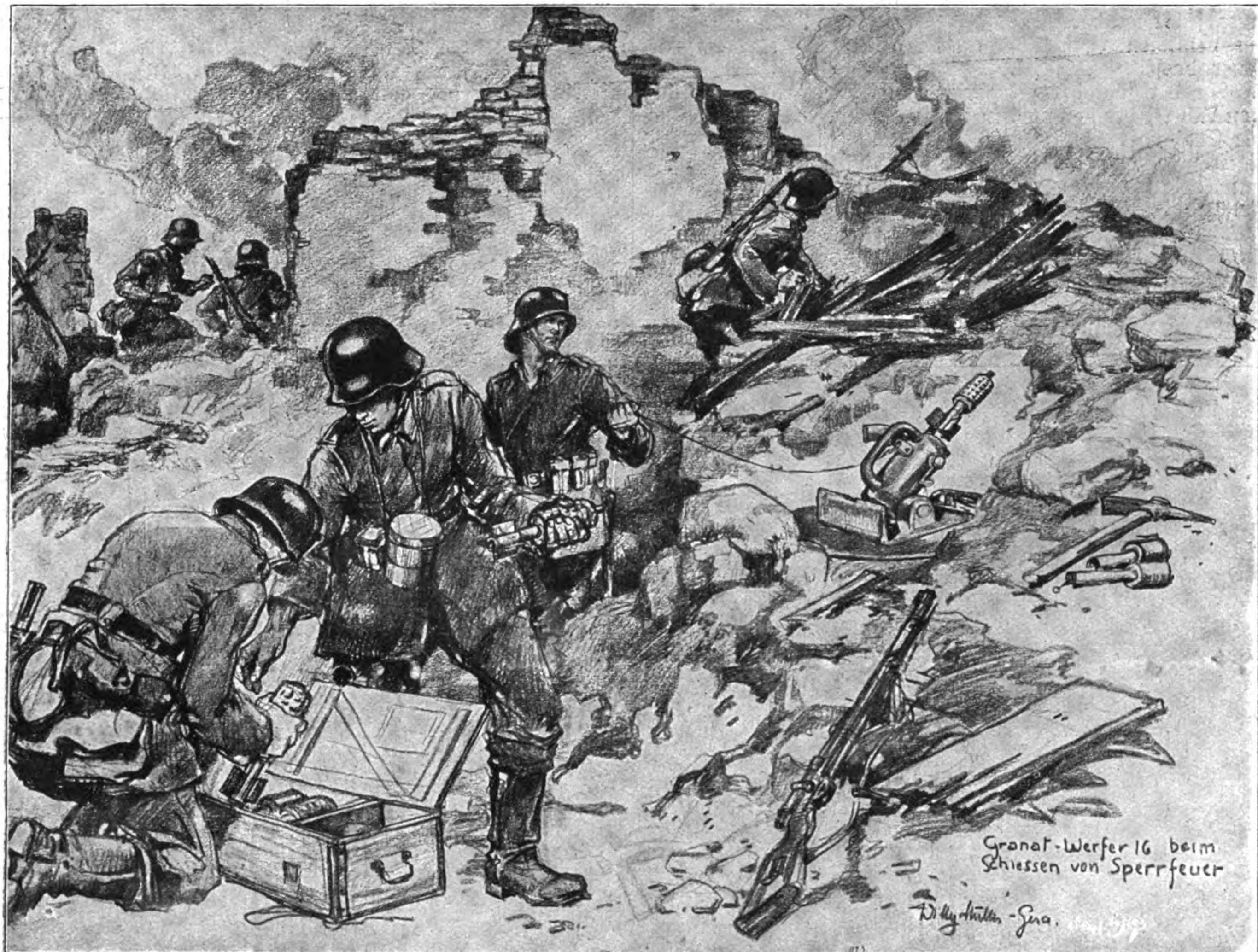
Am selben Tage wiesen die Deutschen bei Hebuterne englische, und bei Villers-Bretonneux französische Vorstöße ab.

Wieder hatte General Foch unter dem Zwang der Verhältnisse eine stattliche Streitmacht vergeblich gegen die Deutschen eingesetzt. Zur Unterstützung der außerordentlich geschwächten Engländer hatten die Franzosen von den eigenen Truppen schon 44 Infanterie- und 5 Kavalleriedivisionen ins Feuer geführt, die alle sehr schwere Verluste erlitten.

Der 5. Mai brachte die Wiederholung der erfolglosen feindlichen Angriffe; bei Locer scheiterte ein stärkerer Vorstoß, obwohl die Stürmenden in dichten Wellen gegen die deutschen Stellungen anrückten. Im gutgezielten deutschen Granatfeuer, das klaffende Lücken in ihre Reihen riß, machten die Feinde kehrt und suchten möglichst rasch in ihre Ausgangstellungen zurückzukommen, um dort einigermaßen Schutz zu finden.

Nach diesem neuen Mißerfolg hatte am 6. Mai in Flandern nur die Artillerie das Wort, wogegen in dem südlichen Hauptkampfraum die Infanterietätigkeit wieder auflebte. Zwischen Ancre und Somme gingen Australier zum nächtlichen Angriff vor und erreichten beiderseits der Straße Corbie—Braye die vorderen deutschen Linien; auf dem übrigen Teil des Angriffsabschnittes wurden sie abgeschlagen. Die Tags darauf fortgesetzten, durch heftiges Minenwerferfeuer unterstützten scharfen Vorstöße ergaben für die Angreifer keine weitere Vertiefung des geringfügigen Gewinnes.

In Französisch-Flandern stürmten am 8. Mai südlich vom Dikkebuscher See rheinische und badische Truppen stark ausgebaute feindliche Linien auf dem Ostufer des Yyverbaches in 2 Kilometer Breite und machten dabei 675 Gefangene, die von sechs französischen und zwei englischen Divisionen



Granatwerfer 16 beim Schießen von Sperrfeuer auf dem westlichen Kriegschauplatz.

Nach einer Originalzeichnung von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. R. Willy Müller, Gera.

Ein leichter, allgemein in der deutschen Armee eingeführter Minenwerfer, der der Infanterie beigegeben worden ist und es ihr ermöglicht, sich selbst ihr Sperrfeuer zu legen oder feindliche Stützpunkte niederzukämpfen. Die Leute im Vordergrunde des Bildes machen die Wurfgranaten fertig; der andere Mann ist im Begriff, den Werfer abzuziehen.

stammten. Der Vorstoß durchkreuzte gleichzeitig ein beabsichtigtes Unternehmen der Feinde, denn er prallte in eine Truppenansammlung hinein, die zur Durchführung eines Angriffes bereitgestellt war. Dieser Angriff kam infolge der Störung nur beiderseits der Straße Reninghelst—Kemmel zur Entwicklung, doch wurde er blutig abgeschlagen. Der Tag war so verlustreich für die Feinde, daß sie sogar Amerikaner zur Verstärkung ihrer Linien in diesen Frontteil zogen. Am 10. Mai wurde bei Voormezeele durch deutsches Fernfeuer ein in der Vorbereitung befindlicher feindlicher Angriff erstickt. Es folgte ein schwerer Artilleriekampf, worauf die Feinde abends gegen neun Uhr nochmals versuchten, ihr Vorhaben auszuführen. Es brach jedoch vor den deutschen Linien blutig zusammen; ein Vorstoß, der bald danach bei Locer ausgeführt wurde, hatte im deutschen Artilleriefeuer dasselbe Schicksal.



Phot. Bild- und Film-Amt.
Ein bedeutsamer Wegweiser in Flandern: Nach Nieuw-Kerke und nach Kemmel.

An der südlicher gelegenen Hauptkampffront, nördlich von Albert, brachen in den Mittagstunden desselben Tages die Engländer in dichten Massen nach einem äußerst heftigen, schlagartigen Feuerüberfall gegen die deutschen Linien am Avelnuywalde vor. Das gut liegende deutsche Feuer streckte die feindlichen Streiter aber in so großer Zahl nieder, daß nur ein kleiner Teil die deutschen Gräben zu erreichen vermochte, aus denen sie im sofortigen Gegenstoß wieder geworfen wurden.

Bei Hangard stürmten die Feinde in der Nacht zum 10. Mai zweimal. Sie wurden von Fliegern begleitet, die sich in geringer Höhe hielten und das Gelände mit Scheinwerfern und mit Leuchtmasse zu erhellen suchten. Es gelang den Angreifern aber nicht, den dichten deutschen Sperrfeuergürtel (siehe Bild Seite 305) zu durchbrechen; sie fluteten in ihre Ausgangstellungen zurück und erlitten dabei die schwersten blutigen Verluste. —

Im **Luftkrieg** hatten am 4. Mai drei deutsche Seeflugzeuge einen schönen Erfolg vor der flandrischen Küste. Sie schossen dort nach heißem Luftkampf vier feindliche Flugzeuge ab, die ins Meer stürzten; zwei schwer verwundete feindliche Flieger wurden danach auf dem Luftwege einem Lazarett zugeführt. Über dem Lande zeichnete sich am 8. Mai Oberleutnant Schleich aus, indem er drei feindliche Flugzeuge abschoß. Er hatte damit im ganzen 28 Luftsiege errungen. Die Franzosen büßten einen ihrer besten Kampfflieger, den Fliegerkapitän Marion, ein, der von einem nächtlichen Streifzug nicht heimkehrte. —

* * *

Obwohl die Engländer in der Nacht zum 23. April an der flandrischen Küste einen Mißerfolg davongetragen hatten, wiederholten sie am 10. Mai um drei Uhr morgens ihren **Sperrangriff auf Ostende**, um diesen deutschen U-Bootstützpunkt unbenutzbar zu machen. Es mußte alles versucht werden, denn die Gefahr war groß, hatte doch ein deutsches U-Boot auf einer Fahrt nach den Azoren wieder


Phot. Bild- und Film-Amt.
Bau einer Feldbahn im Kampfgelände von Kemmel durch deutsche Eisenbahntruppen.

über 48 000 Tonnen feindlichen Schiffsraumes versenkt. Vor Zeebrügge und vor Ostende entwickelten die Engländer, wie bei ihrem ersten Angriff, gleichzeitig starken künstlichen Nebel. Der Angriff selbst richtete sich aber nur gegen Ostende. Trotz des Nebels konnte die Bedienung der deutschen Strandbatterien zwei englische Kreuzer erkennen, die sie sofort heftig beschoß. Eines der Schiffe drehte nach Westen ab und verschwand; das andere, der Kreuzer „Vindictive", fuhr nach Norden. Er wurde wiederholt erkennbar und immer von neuem unter Feuer genommen. Als er wieder vor der Hafeneinfahrt erschien, erhielt er zahlreiche Treffer und versank außerhalb des Fahrwassers. Die Engländer behaupteten in ihrem Bericht über das Unternehmen, der mit Zement gefüllte Kreuzer sei, wie es beabsichtigt gewesen wäre, vor dem Hafen versenkt und dessen Eingang dadurch verlegt worden. Das traf ebenso wenig zu, wie beim ersten Angriff die Fahrrinne im Hafen von Zeebrügge nicht im geringsten beeinträchtigt worden war (siehe obenstehendes Bild). —



Phot. Bild- und Film-Amt.

Die freie Fahrrinne im Hafen von Zeebrügge.

Unsere Aufnahme zeigt die Wracke der versenkten englischen Schiffe und die völlig ungesperrte Hafenausfahrt als klarsten Beweis für das Mißlingen des mit so schweren Opfern durchgeführten englischen Flottenangriffs.

* * *

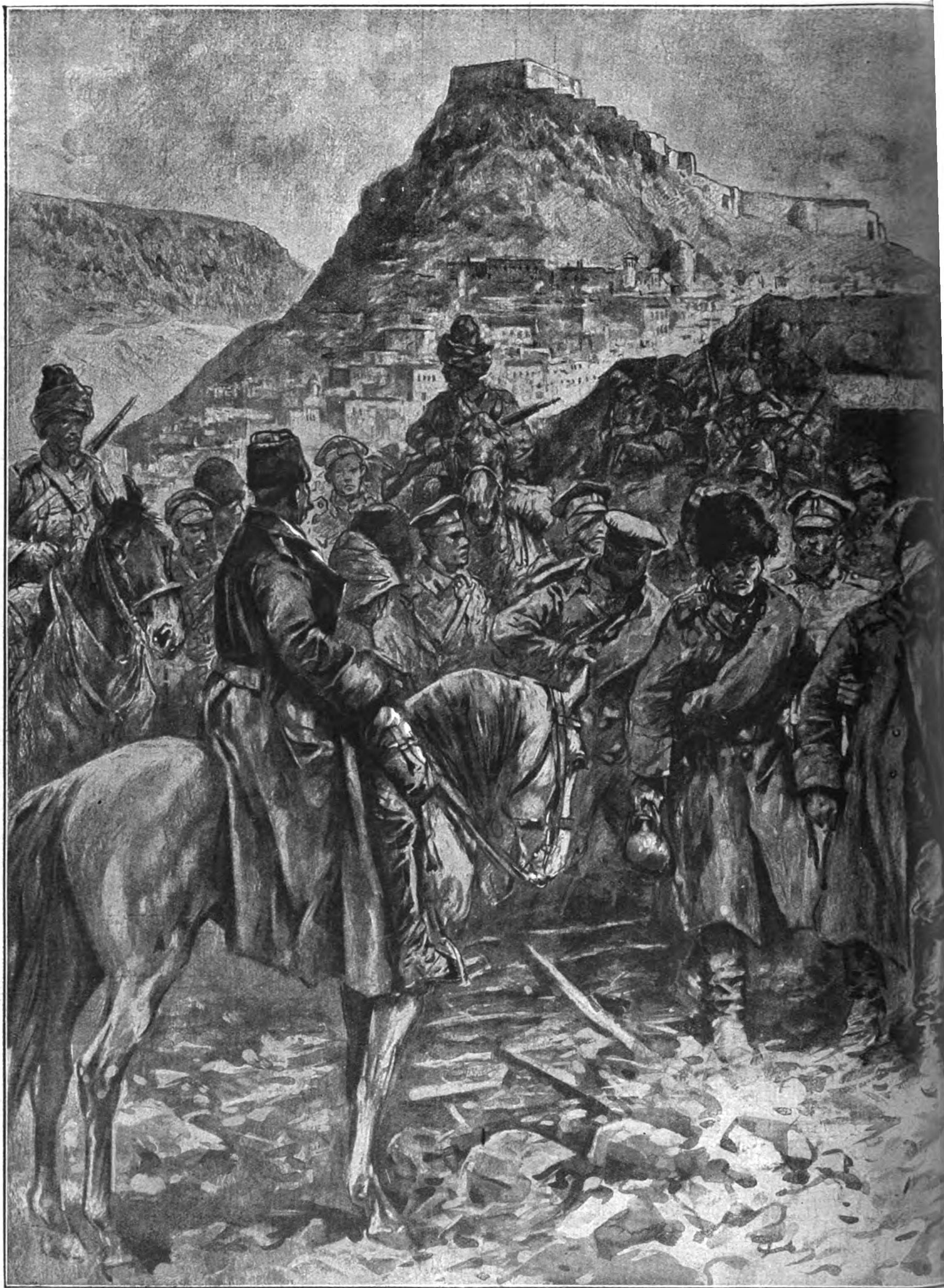
Im **Osten** war das wichtigste Ereignis der Friedenschluß mit Rumänien. Ihm gingen eine Reihe recht schwieriger Verhandlungen voraus, da die Wünsche der einzelnen Staaten des Vierbundes zum Teil ziemlich weit auseinanderliefen und eine Einigung nicht so rasch zu erzielen war. Endlich gelang es aber doch, die Gegensätze so weit auszugleichen, daß der Friedensvertrag am 7. Mai 1918 vormittags elf Uhr von den Bevollmächtigten der beteiligten Mächte im Schloß Cotroceni unterzeichnet werden konnte (siehe Bild Seite 311 unten). Der Frieden erhielt den Namen „Friede von Bukarest". Die feierliche Schlußsitzung, bei der die Unterzeichnung erfolgte, fand in demselben Raume statt, in dem einst die rumänische Regierung den Entschluß zum Eintritt in den Krieg gegen die Mittelmächte gefaßt hatte.

Am Abend vor der feierlichen Schlußsitzung hatte der **Generalfeldmarschall v. Mackensen**, der Bezwinger Rumäniens, alle in Bukarest anwesenden Bevollmächtigten der friedenschließenden Staaten zu einem Festmahle eingeladen. Er beglückwünschte die Unterhändler zum Abschluß ihrer bedeutungsvollen und schwierigen Arbeit, betonte, daß der Krieg im Osten mit dem Frieden von Bukarest nun endlich abgeschlossen worden sei, und gab dem Wunsche Ausdruck, daß Rumänien auf Grund dieses Friedens einer glücklichen Zukunft entgegengehen möge.

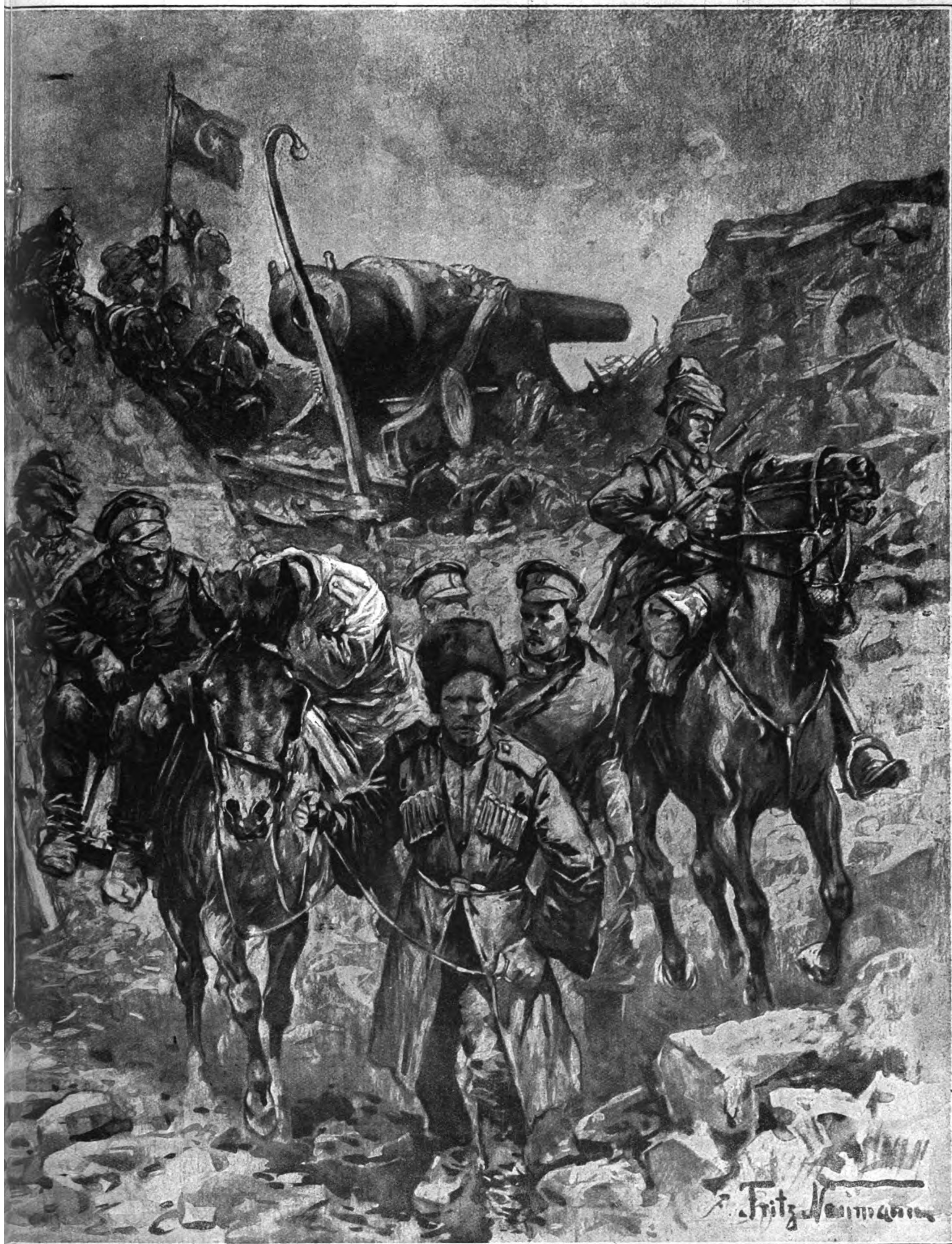
Die Voraussetzungen für die Erfüllung dieses Wunsches waren durch den Frieden für Rumänien zweifellos gegeben, wenn er ihm auch eine Verminderung seiner Hoheitsrechte auf wirtschaftlichem, und während der Dauer des Krieges auch auf politischem Gebiete brachte. Bei der Beurteilung des Friedensvertrages war zu beachten, daß nur die Habgier Rumänien in den Krieg gegen die Mittelmächte getrieben und zum Bruch des Bündnisses mit diesen veranlaßt hatte. Die rumänischen Staatsmänner hatten geglaubt, daß nur noch der Einsatz des rumänischen Heeres nötig sei, um die Mittelmächte niederzuwerfen und eine gute Beute einzuheimsen. Der Irrtum rächte sich schwer, denn schnell war Rumänien niedergeworfen und das rumänische Volk mußte die leichtfertige Handlungsweise seiner Regierung mit ungeheuren Opfern an Gut und Blut bezahlen. Der Friede von Bukarest ließ eine weitgehende Mäßigung der Forderungen des Vierbundes erkennen, wenn er auch Rumänien beträchtliche Gebietseinbußen brachte.

Rumänien verlor von seinem Landbesitz etwa eine Fläche von der Größe der preußischen Provinz Westfalen. Davon erhielt Österreich-Ungarn gegen 5600 Quadratkilometer, wovon an den Grenzen der Bukowina etwa 600 auf Österreich, der Hauptanteil von über 5000 aber auf Ungarn entfielen (siehe die Karten Seite 310 und 311).

Über die Verteilung der rund 15 600 Quadratkilometer großen Dobrudscha konnte lange keine Einigung herbeigeführt werden, weil die Interessen Bulgariens und der Türkei einander widerstrebten. Die Dobrudscha wurde als ein Gebiet betrachtet, das in einem gemeinsamen Feldzuge erobert worden war und nun von Rumänien an die Ge-

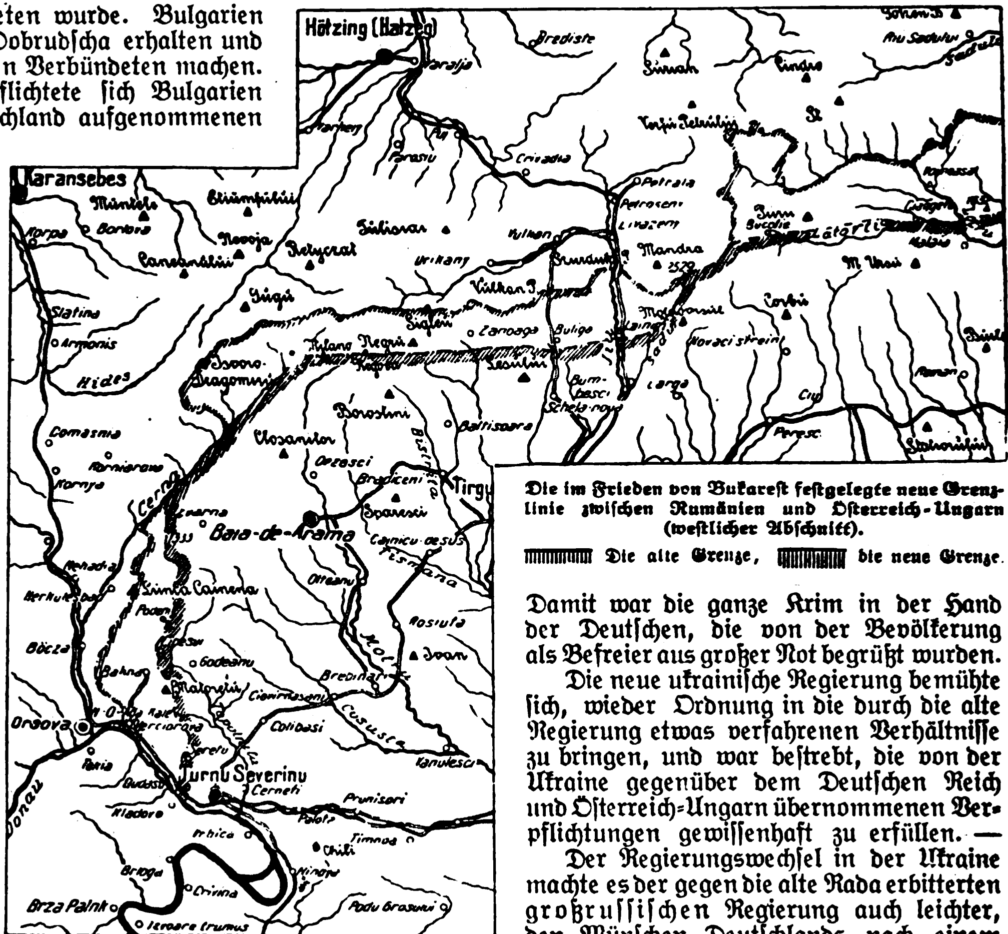


Übergabe der russischen Festung Kars an die siegreichen türkischen Truppen.



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

samtheit des Vierbundes abgetreten wurde. Bulgarien sollte ursprünglich die gesamte Dobrudscha erhalten und dafür Zugeständnisse an die anderen Verbündeten machen. Für den deutschen Anteil verpflichtete sich Bulgarien zur Anerkennung aller in Deutschland aufgenommenen Schulden für Heereslieferungen im Betrage von rund eineinhalb Milliarden, für die durch die bulgarische Sobranje eine viereinhalbprozentige Schatzanleihe aufgenommen werden sollte. Der Betrieb des Hafens Constanza (siehe die Bilder Seite 315) und der Eisenbahn Cernavoda—Constanza wurde einer deutsch-bulgarischen Gesellschaft übertragen. Ähnliche Vereinbarungen lösten den österreichisch-ungarischen Anteil ab. Die Türkei verlangte für die völlige Überlassung der Dobrudscha an Bulgarien die Wiederhergabe jener Gebiete im Raume von Adrianopel, die im Vertrage vom 6. März 1915 vor Eintritt Bulgariens in den Krieg dem neugewonnenen Vierbundsgefährten überlassen worden waren, und erhob sonstige Forderungen. Ihr wurden von den Bulgaren Zugeständnisse hinsichtlich des Raumes von Adrianopel gemacht, und außerdem erklärten sich diese zu einer Grenzberichtigung in der alten Dobrudscha bis südlich von Midschidje-Zobadju einverstanden. Der restliche Teil der Dobrudscha wurde vorläufig der gemeinsamen Verwaltung der Vierbundmächte unterstellt, während der ganze Süden an Bulgarien kam. —



Die im Frieden von Bukarest festgelegte neue Grenzlinie zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn (westlicher Abschnitt).

Die alte Grenze, die neue Grenze.

Im Gebiete der Ukraine machten die deutschen Truppen kämpfend weitere Fortschritte. Nach der am 1. Mai erfolgten Einnahme von Sebastopol, der stärksten Seefestung des alten Rußlands (siehe Bild Seite 316/317), gingen Abteilungen zur Befreiung der deutschen Kolonien auf der Krim (siehe die Karte Seite 286), nach Süden gegen Karasubazar, nach Osten gegen Feodosia vor. Beide Städte wurden ohne Kampf besetzt. Dann nahmen die Deutschen Kertsch und sperrten die Straße von Kertsch ins Asowsche Meer.



Kartenskizze der von Rumänien an den Vierbund abgetretenen Gebiete.

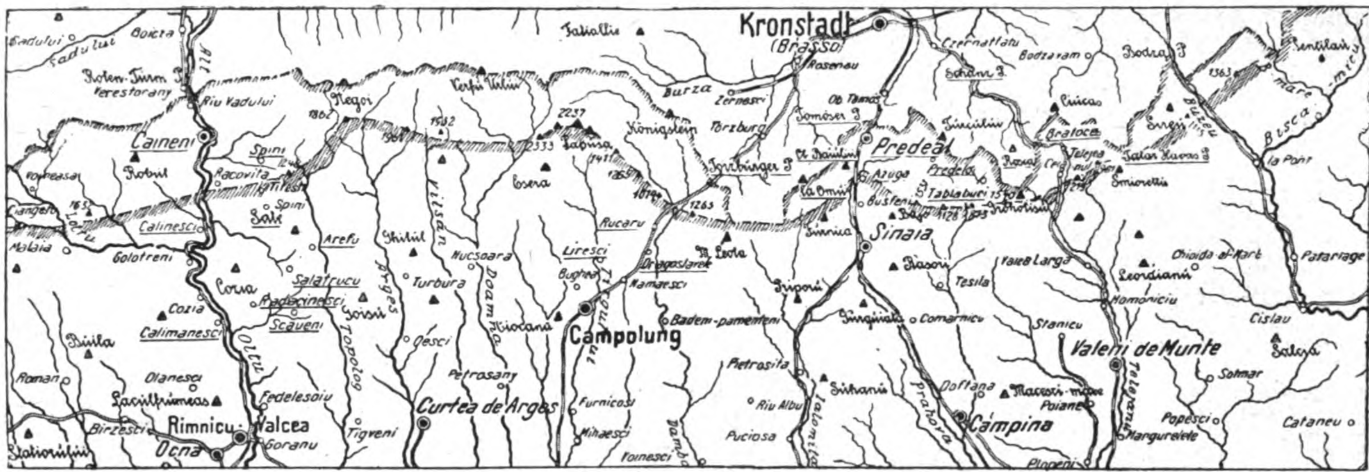
Damit war die ganze Krim in der Hand der Deutschen, die von der Bevölkerung als Befreier aus großer Not begrüßt wurden.

Die neue ukrainische Regierung bemühte sich, wieder Ordnung in die durch die alte Regierung etwas verfahrenen Verhältnisse zu bringen, und war bestrebt, die von der Ukraine gegenüber dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn übernommenen Verpflichtungen gewissenhaft zu erfüllen. —

Der Regierungswechsel in der Ukraine machte es der gegen die alte Rada erbitterten großrussischen Regierung auch leichter, den Wünschen Deutschlands nach einem raschen Friedenschluß mit der Ukraine zu entsprechen. Am 10. Mai beschloß sie die Auflösung der ukrainischen Sowjettruppen, die den Kampf gegen die Mittelmächte fortgesetzt hatten. Der Oberbefehlshaber dieser Truppen, Oberst Dotschenko, mußte zurücktreten, seine Truppen wurden auf reichsrussischem Gebiet entwaffnet. Eine russische Friedensabordnung traf unter Begleitung deutscher Offiziere in Kiew ein, nachdem sie zunächst einige Zeit vergeblich auf die ukrainischen Unterhändler in Kursk gewartet hatte. Die Verhandlungen zwischen der Ukraine und Rußland konnten nun beginnen und der baldige Friedenschluß war zu erwarten.

Die Nachgiebigkeit, die Trotzki und Lenin in der ukrainischen Frage zu bekunden begannen, war jedoch noch immer nicht ganz zweifelsfrei. Zwar war am 1. Mai die neue russische Nationalflagge, die auf einfarbigem, rotem Grunde in goldenen Buchstaben die Aufschrift: Russische Sozialistische Foederative Sowjets-Republik trägt, auf dem russischen Botschaftspalast in Berlin aufgezogen worden, aber trotzdem verfolgte Trotzki mit Lenins Billigung eifrig die militärische Wiedergeburt Rußlands. Er warb für ein Gesetz, betreffend die allgemeine Militärausbildung aller männlichen Personen zwischen sechzehn und vierzig Jahren, sowie die Dienstpflicht aller Arbeiter und Frauen. —

In Finnland fuhren die Weiße Garde und die Deutschen fort, die Rote Garde unschädlich zu machen. Bis zum 6. Mai hatten sie schon weitere 2000 Mann gefangen genommen. In der Gegend von Kotka und Frederikshamn setzten die nach dem Meer abziehenden Roten ihren Widerstand hartnäckig fort. Die Truppen des Generalmajors Lindner griffen die Feinde an und brachten ihnen eine neue Niederlage bei. Bei Ingernis wurden 1500 Gefangene gemacht, 7 Geschütze und 20 Maschinengewehre erbeutet. Kotka fiel am 5. Mai in die Hände der Verbündeten, wobei die Zahl der Gefangenen auf über 2000 anwuchs. Die Roten versuchten, auf dem Seewege nach Rußland zu entkommen, wurden hieran jedoch von deutschen Kriegschiffen verhindert. In der Richtung auf Frederikshamn erreichten die Verbündeten Verojocki und machten hier weitere 3000 Gefangene. Bei Trongsund erbeuteten die Deutschen die Küstenbatterien mit den schweren Geschützen. Der Widerstand der Roten Garde war völlig gebrochen worden; die Unternehmung der Deutschen in Finnland,



Die im Frieden von Bukarest festgelegte neue Grenzlinie zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn (östlicher Abschnitt).
Die alte Grenze, die neue Grenze.

in deren Verlauf unter anderem auch 7 englische U-Boote vernichtet wurden, näherte sich ihrem Ende. —

Die Neuordnung der russischen Randvölker war am 4. Mai durch eine Urkunde des Deutschen Kaisers, worin Litauen als unabhängiger Staat anerkannt wurde, um einen wichtigen Schritt weiter gefördert worden. Die Anerkennung stützte sich auf den Beschluß des litauischen Landesrates vom 11. Dezember 1917, wonach Litauen als unabhängiger Staat in ein festes Bundesverhältnis zu Deutschland treten und mit diesem durch Konventionen, namentlich auf den Gebieten des Militär-, Verkehr-, Zoll- und Münzwesens, verbunden werden sollte. Der deutsche Reichskanzler erhielt Vollmacht, mit den Vertretern der Bevölkerung Litauens die zur Wiederaufrichtung des selbständigen Staates erforderlichen Maßnahmen zu treffen und die Herstellung des festen Bundesverhältnisses der beiden Länder anzubahnen. —

* * *

Die Kriegsereignisse auf dem **mazedonischen Schauplatz** nahmen an Bedeutung zu. Es kam nicht nur zu größeren Erkundungsgefechten, sondern namentlich auch zu Artillerieschlachten. Das Gebiet des Prespasees, der Cernabogen, die Gegenden von Moglena und Gjevgjeli waren Schauplätze von Streiftruppzusammenstößen. Auf dem rechten Wardarufer fingen die Bulgaren eine Anzahl Franzosen. Auch im Westen des Sees Butkowo ereigneten sich Kämpfe. Nach einem kurzen Feuerüberfall stürmten die Feinde am 29. April zwischen dem Ochrida- und dem Prespasee ohne Erfolg. Dagegen gelang es den Bulgaren, nördlich von Bahowo drei feindliche Vorpostenstellungen zu besetzen und gegen Wiedereroberungsversuche zu halten. Östlich vom Wardar wurden die Dörfer Bogoridtza und Stojakowo und die benachbarten Stellungen an diesem Tage mit mehr als 150 000 Granaten beschossen, und am Abend gingen die Engländer gegen die bulgarischen Stellungen vor. Sie wurden auch hier nach kurzem Feuerkampfe geworfen. Einzelne Engländer nisteten sich in der Nähe der bulgarischen Linien in Granattrichtern ein, wurden dann aber mittels Handgranaten unschädlich gemacht. Zahlreiche Feindesleichen bedeckten die Walstatt. —

* * *

Seit Ende März schon waren die Engländer auf allen



Phot. Bild- und Film-Amt.

Zur Unterzeichnung des Friedensvertrages von Bukarest: Blick in den Sitzungsaal vor der Unterzeichnung der Schriftstücke.
Am Tische von links nach rechts: der türkische Minister des Äußeren Ahmed Nessimy Bey, der österreichisch-ungarische Minister des Äußeren Graf Burian, der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Kühlmann, der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow.

türkischen Kriegschauplätzen sehr tätig, besonders in Mesopotamien (siehe die Karte in Band II Seite 302). Weit im Norden von Bagdad strebten sie am Euphrat und am Tigris stromaufwärts und bahnten sich nach mancherlei Rückschlägen den Weg nach Mosul, dem derzeitigen Hauptwiderstandspunkt der Türken zum Schutze Kleinasiens.

In den Kämpfen, die sich Mitte März um Hit abspielten, und in denen die türkischen Truppen (siehe untenstehendes Bild) die Engländer auf Bagdad zurückwarfen, behielten letztere schließlich doch die Oberhand. Nach der neuen Besetzung von Hit glückte ihnen am 26. März ein Hauptschlag bei Eba Meghdadisch. Sie brachen dort mit ihrer Übermacht den zähen Widerstand der Türken und nahmen diesen 5000 Gefangene sowie viel wertvolles Kriegsgerät ab. Dieser Erfolg ermöglichte den Engländern den Vormarsch am Euphrat entlang. Sie erreichten bald das 117 Kilometer nördlich von Hit gelegene Ana; auch ihren rechten Flügel drückten sie zu beiden Seiten der Hauptstraße nach Mosul weiter vor. Am 27. April besetzten die Engländer Khifri. Die Türken wandten sich unter Rückzugsgefechten nordwärts, wurden dabei aber von der englischen Reiterei gefaßt, so daß sie eine ihrer Kolonnen opfern mußten, um den Weg nach Kirst fortsetzen zu können. Die Engländer kämpften nunmehr am Südende des Ademsumpfes, den sie mit ihrem rechten Flügel in östlicher Richtung zu umgehen versuchten. Sie brachen türkischen Widerstand am Aafne südlich von Tuz Churmaty und nahmen diesen Punkt am 29. April. Dabei fielen ihnen 300 Gefangene und 5 Geschütze in die Hände. Trotz ansehnlicher Verluste war es den Engländern möglich, ihre Gegner zu verfolgen und diesen noch 12 Feldgeschütze sowie einen Transportzug abzunehmen und die Zahl der Gefangenen auf 1800 zu erhöhen.

In Palästina (siehe die Karte Seite 28 und die in Band II Seite 306) wollten die Engländer die Türken auf dem östlichen Jordanufer im Bereiche von Jericho nach Osten und Nordosten abdrängen, um zunächst einmal deren Verbindungen mit Arabien zu unterbrechen, wo die Türken im Gebiet von Aden noch mancherlei Kämpfe mit Banden Aufständischer zu bestehen hatten. Die Türken schlugen aber die Feinde immer wieder zurück. Fünf Tage lang wogten die Kämpfe hin und her, bis es den Türken endlich gelang, die Engländer in ihre Ausgangsstellungen zurückzuwerfen. Während die Truppen des Obersten Fuad Bey an der Straße Jericho—Es Salt den wütenden Stirnangriffen der Engländer trotzten, wehrte Oberst Essad Bey die Flankenangriffe der feindlichen Reiterei ab, und Oberst Böhm eilte in Gewaltmärschen mit deutschen Truppen zur Hilfeleistung herbei. Seine Truppen entrissen einer feindlichen Kavalleriedivision sämtliche Geschütze. Die Niederlage der nach dem Jordan abziehenden Engländer war vollständig (siehe Bild Seite 313). Einen großen Anteil an dem Erfolg der türkischen Waffen hatten auch österreichisch-ungarische Batterien, namentlich aber die Flieger, die unerschrocken in den Kampf eingriffen. —

Mit Glück fochten die Türken auch gegen die feindlichen Streitkräfte im Kaukasus (siehe die Karte in Band I Seite 342). Eine ähnliche Aufgabe, wie den deutschen Truppen im Osten, den Randländern einschließlich der Ukraine und Krim, fiel hier der türkischen Armee zu, die das bisher russische Gebiet von Transkaukasien, die Bezirke von Batum, Kars und Ardahan zu besetzen hatten, um im Einklang mit dem im Frieden von Brest-Litowsk vereinbarten Selbstbestimmungsrecht der Völker ihre Angliederung an die Türkei durchzuführen. Nach der Einnahme von



Türkische Soldaten in der Wüste.
Nach einer nach der Natur gezeichneten Originalskizze von Hugo L. Braune



In das eroberte Batum einziehende türkische Truppen werden von einer Abordnung der Bürgerschaft begrüßt.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Die englische Niederlage am Jordan.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann

Batum (siehe die Kunstbeilage und den Sonderbericht auf dieser Seite) und der Festung Kars, die sich am 26. April mit 860 Geschützen den Türken ergab (siehe Bild Seite 308/309), waren die größten Schwierigkeiten überwunden. Gegen Ende April versuchte zwar noch eine aus etwa 10 000 Bolschewiki bestehende Streitmacht, nach Elisabethpol vorzudringen. Zwei türkische Regimenter aus Daghestan stellten sich ihr aber entgegen, schlugen den Feind nach Heranziehung von Verstärkungen vollständig und nahmen gegen 8000 Mann gefangen. —

* * *

Die Japaner, die sich in Wladiwostok festgesetzt hatten, machten unter den verschiedensten Vorwänden Miene, tiefer in Sibirien einzurücken, um der Bolschewiki Herr zu werden. Zur Verschleierung der besonderen japanischen und der allgemeinen Absichten der Westmächte entsandten die Franzosen ihre Pekinger Garnison mit Geschützen nach Charbin, zur Bekämpfung der „deutschen Machenschaften". Der französische Botschafter in Moskau, Noulens, suchte das französische Vorgehen in Charbin und das japanisch-englische in Wladiwostok zu begründen, was ihm aber so sehr mißglückte, daß der russische Minister des Auswärtigen, Tschitscherin, mittels eines Funkspruches die Abberufung des Botschafters verlangte, weil dieser den Akt japanischer Seeräuberei, wie Tschitscherin die Besetzung von Wladiwostok bezeichnete, gefördert hätte. Am 5. Mai gaben die Japaner bekannt, daß ihr Konsul in Irkutsk und ebenso der Vorstand eines japanischen Vereins unter der Beschuldigung der militärischen Spionage verhaftet worden seien. Das gab ihnen einen erwünschten Anlaß zur Fortsetzung des Vormarsches über Wladiwostok hinaus. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Erstürmung der letzten Forts von Batum durch die Türken.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Artikel IV des Friedensvertrages von Brest-Litowsk bestimmte, daß die Russen nicht nur die von ihnen während des Krieges besetzten Gebiete Türkisch-Armeniens zu räumen hätten, sondern daß auch die ehemals türkischen, nach dem unglücklichen Kriege von 1877/78 jedoch an Rußland verlorenen Bezirke von Batum, Ardakan und Kars den Türken wieder zurückzugeben seien. Vollzog sich schon die Räumung Armeniens keineswegs kampflos, — denn hier hatten die türkischen Truppen manch erbittertes Gefecht mit den von den Russen organisierten und bewaffneten armenischen Banden zu bestehen, — so stellte sich den Türken, sobald diese die ehemalige Reichsgrenze nördlich von dem im November 1914 heiß umstrittenen Köpriköj (siehe Band II Seite 110) überschritten hatten, das noch ziemlich kampffähige und gutausgerüstete russische Heer entgegen, das entschlossen war, diese im Friedensvertrag abgetretenen Gebiete dem Gegner durchaus nicht freiwillig und ohne Schwertstreich zu überlassen. In den Tälern und Schluchten des armenischen Hochlandes mußten die Osmanen in zahllosen Nahkämpfen ihr wiedergewonnenes Land Schritt für Schritt zurückerobern, bis sich ihnen der an der Küste entlang führende Weg auf Batum öffnete (siehe die Karte Seite 286).



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

K. u. k. Generalmajor Freiherr v. Zeidler, der Eroberer von Odessa.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

K. u. k. Vizeadmiral Ritter v. Keil, wurde zum Admiral befördert.

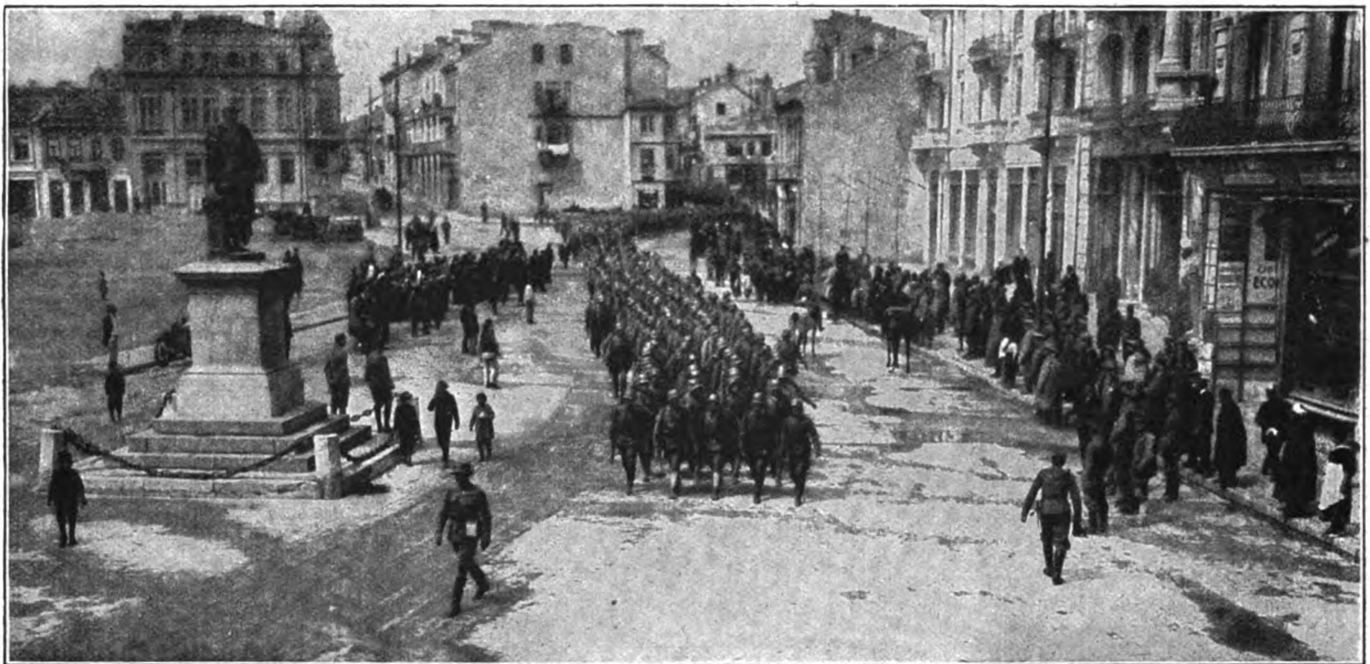
Batum, die heute etwa fünfunddreißigtausend Einwohner zählende Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, hat sich im Laufe der letzten dreißig Jahre dank seiner günstigen Lage zu einem der bedeutendsten Handelshäfen des Schwarzen Meeres entwickelt. Es ist durch einen neunhundert Kilometer langen Petroleumkanal mit dem kaukasischen Ölgebiet von Baku und Tiflis verbunden, dem es seine heutige Bedeutung als einer der ersten Petroleumstapelplätze der Welt verdankt. Die wichtigste Ausfuhr des Hafens setzte sich im letzten Jahr vor dem Krieg (1913) folgendermaßen zusammen: Petroleum und Petroleumerzeugnisse 624 022 Tonnen, Manganerz 429 000 Tonnen, Korn und Mehl 28 047 Tonnen, Süßholz 24 291 Tonnen, Wolle 4492 Tonnen, Kokons und Rohseide 1236 Tonnen.

Neben den bisherigen russischen Interessen sind die englischen in Batum besonders groß, nicht nur diejenigen der englischen Reedereien, sondern auch der englischen Petroleumgesellschaften, die hauptsächlich im Bezirk von Grosny bedeutende Kapitalien angelegt haben. In der Einfuhr Batums spielten Maschinen und Zinkblech die wichtigste Rolle. Die englische Schiffahrt übertraf in Batum die aller anderen Nationen, selbst die russische. In England ist man daher über die im Frieden von Brest-Litowsk ausbedungene Rückgabe von Batum an die Türken fast mehr als in Rußland entrüstet.

Die Russen hatten die um die herrliche Bucht gelagerte Stadt, die Endstation der von Poti längs der Küste laufenden Bahnlinie, mit einer Reihe modern ausgebauter Forts umgeben und zu einer ihrer stärksten Grenzfestungen gemacht, die auch ein Stützpunkt der russischen Schwarzmeerflotte war.

In der ersten Hälfte des Aprils hatten die Türken allmählich den sich hartnäckig verteidigenden Feind aus dem Vorfeld der Festung auf den eigentlichen Befestigungsgürtel zurückgedrängt, der sich auf den Höhen am Tschorukufer im Halbkreis um Stadt und Hafen zieht. Am Abend des 13. Aprils begannen die Türken, durch den Anblick der zu ihren Füßen liegenden Stadt, in die sie nun nach vierzig Jahren wieder als Sieger einziehen sollten, von frischem Angriffsgeist beseelt, den Sturm auf die Südostfront der Festung, die gerade an dieser Stelle am stärksten ausgebaut war. Diese Werke waren mit dichten Drahtverhauen, betonierten Gräben und bombensicheren Stellungen umgeben und wurden von der russischen Besatzung hartnäckig verteidigt. Mit Bajonett und Handgranaten mußten sich die türkischen Sturmtruppen den Weg zu den Panzerforts bahnen. Im Verlauf dieses blutigen Ringens, das die ganze Nacht und den folgenden Vormittag hindurch währte, hißten die Besatzungen mehrerer Forts die weiße Flagge und streckten die Waffen, während sich andere Werke bis zum letzten Augenblick mit der alten, russischen Zähigkeit, die die Soldaten des Kaiserreichs so oft an den Tag legten, verteidigten, so daß die Türken erst in hartem Nahkampf die Wälle ersteigen und die Geschütze mit blanker Waffe den bis zum letzten Mann tapfer auf ihrem Posten ausharrenden Kanonieren entreißen mußten.

Am 14. April nachmittags endlich wehte von allen

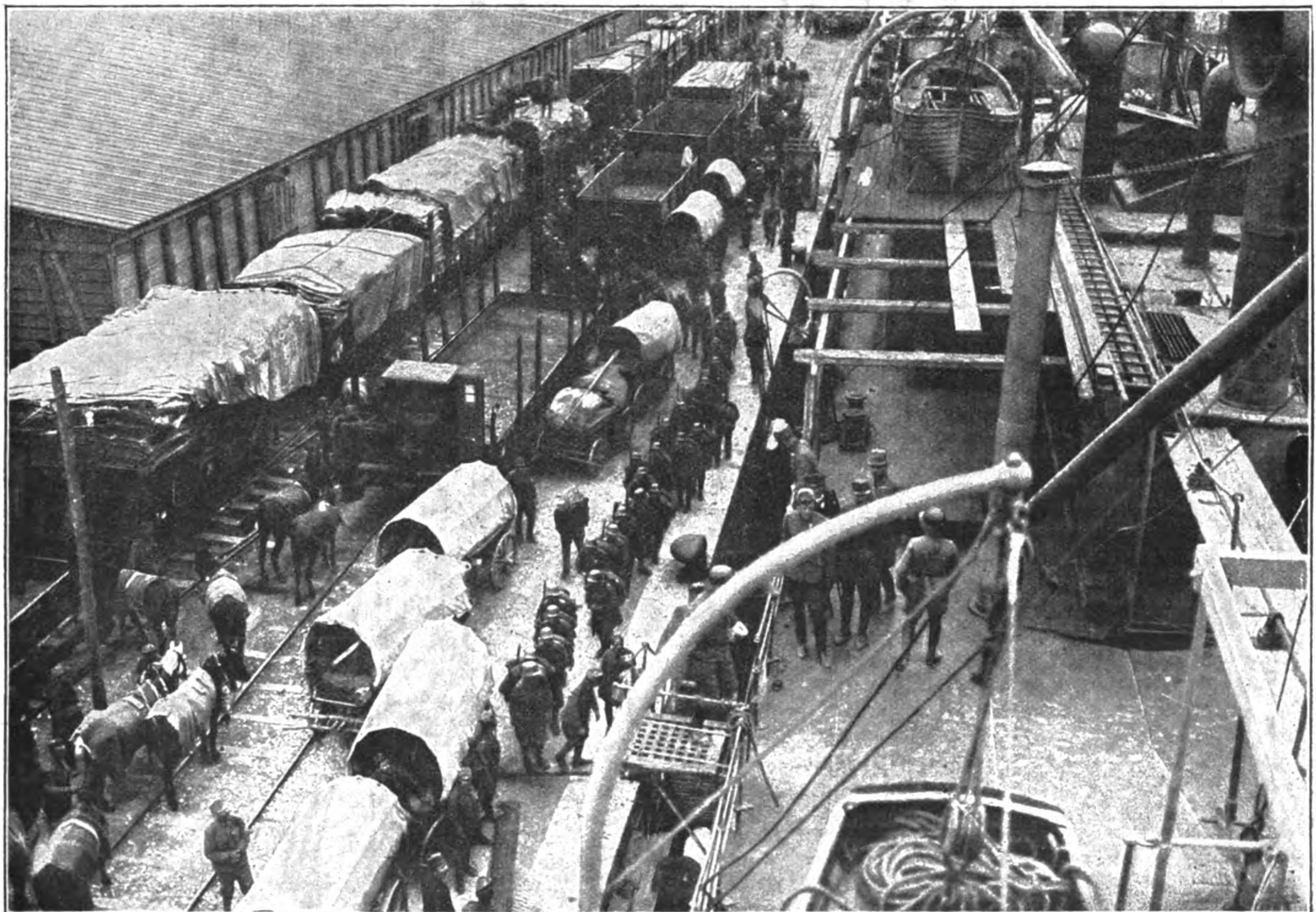


Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Durchmarsch österreichisch-ungarischer Sturmtruppen durch Constanza am Schwarzen Meer.

Forts der Festung der Halbmond im roten Felde — Batum war wieder türkisch. Die Stadt selbst wurde nicht verteidigt, sie ergab sich kampflos dem Sieger. Eine aus den angesehensten mohammedanischen Bürgern bestehende Abordnung begrüßte jubelnd die unter schmetternden Fanfaren und mit wehenden Fahnen einziehenden türkischen Truppen, denen die islamitische Bevölkerung, die während der Kriegszeit unter den Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen der Russen und Armenier zu leiden gehabt hatte, einen begeisterten Empfang bereitete (siehe die Kunstbeilage).

In Stadt und Festung fiel den Türken reiche Beute in die Hände, denn den Russen war es infolge der raschen Einschließung des Fortgürtels durch das türkiche Heer nicht mehr möglich gewesen, die hier aufgestapelten Vorräte mit der Bahn nach Poti zu schaffen oder vor dem Einmarsch des Feindes noch zu vernichten. Die Besatzung allerdings war wegen der bolschewistischen Zersetzungspropaganda, die auch bis in das ferne Kaukasusgebiet gedrungen war, durch Desertionen stark zusammengeschrumpft. Sechshundert Mann in Offiziersuniform — unter denen sich außer dem Festungskommandanten und zahlreichen hohen Stabsoffizieren der einstigen kaiserlich russischen Kaukasusarmee des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch auch eine beträchtliche Anzahl sogenannter „Soldatenoffiziere“ der Bolschewiki befanden —



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Einschiffung österreichisch-ungarischer Sturmtruppen in Constanza zur Fahrt nach Odessa.

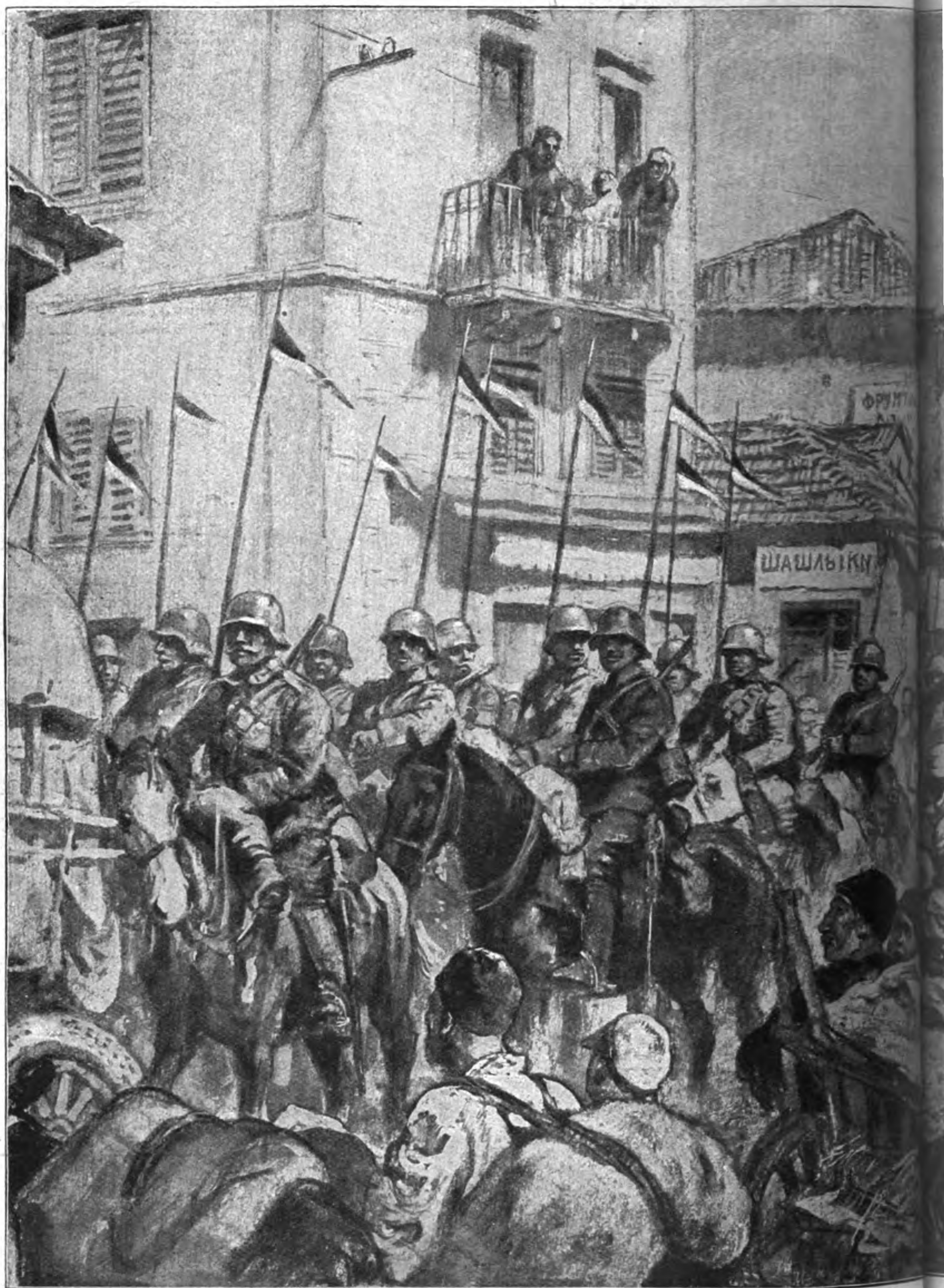
standen nur zweitausendfünfhundert Mannschaften gegenüber, die in türkische Gefangenschaft gerieten. In den Forts und Arsenalen wurden zweihundertfünfzig Geschütze verschiedenen Kalibers und große Mengen von Waffen und Munition erbeutet, im Hafen und auf den Bahnanlagen zahlreiche beladene Schiffe, Wagen, Kraftwagen und beträchtliche Mengen Lebensmittel und Rohstoffe. In der Stadt selbst herrschte Ruhe und Ordnung, so daß die Türken nach Zurücklassung einer kleinen Besatzung sofort den Vormarsch auf Ardakan und Kars antreten konnten, die gleichfalls noch von den russischen Truppen verteidigt wurden.

Die Eroberung der Krim.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung.

Am Tage, ehe deutsche und österreichisch-ungarische Truppen Odessa erreichten, fuhr die bolschewistische Schwarzmeerflotte mit wehenden roten Fahnen aus dem Hafen, eine klare und deutliche Absage an die Ukraine, als deren Helfer die deutschen Truppen doch nach Odessa kamen. Sie ging nach dem bolschewistischen Stützpunkt Sebastopol, und wenn auch nach Lage der Dinge der Tag abzusehen war, an dem sie völliger Mangel an Kohlen lahmlegen mußte, so blieb sie doch einstweilen eine starke Bedrohung der Sicherheit und der Ruhe im Schwarzen Meere. An dieser ruhigen Freiheit aller Handelschiffahrt aber war nicht nur die Ukraine, sondern waren auch die eifrigen Handelsaustausch mit ihr erstrebenden Mittelmächte aufs lebhafteste interessiert. So entstand der Plan, jener Flotte ihre Basis wegzunehmen. Zum Krimfeldzug drängten aber auch noch andere Überlegungen.

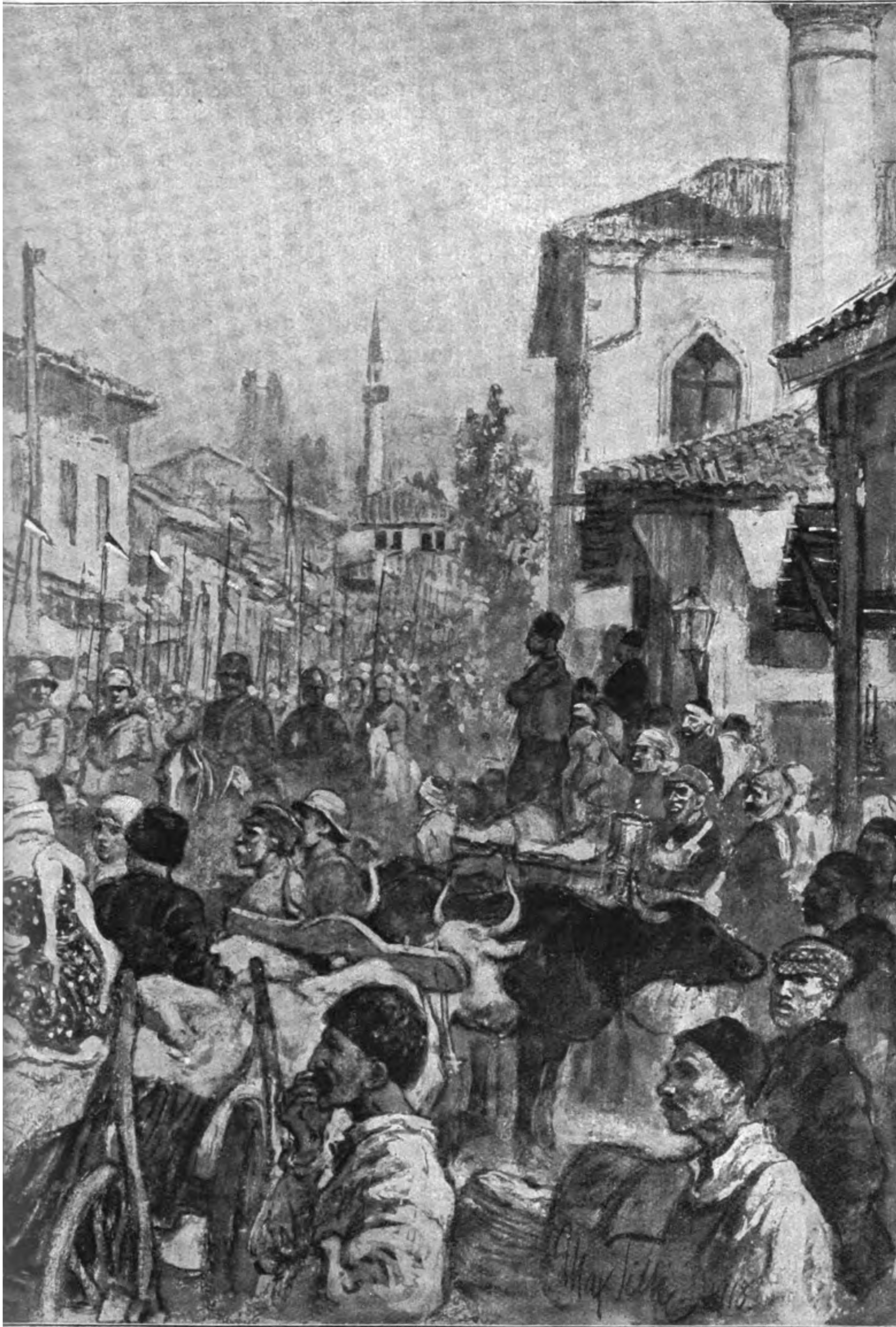
Auch auf dieses schöne Land hatte die bolschewistische Schreckensherrschaft in einer Weise übergegriffen, die kaum mehr erträglich war. Die in ganz Rußland üblichen Morde an ehemaligen Offizieren vollzogen sich in der Krim in ganz besonders scheußlicher Weise. Man erschoß Hunderte von Männern an den Kais, sodaß die Leichen ins Wasser fallen mußten. Und da man ihnen zuvor schwere Steine an die Füße gebunden hatte, so pendelten die aufrecht stehenden Leichname auf dem Meeresgrunde hin und her und boten an klaren Tagen schreckliche Bilder in dem untiefen Wasser. In Sebastopol warf man gar die Offiziere gebunden und mit Steinen beschwert lebendig ins Wasser der Bucht. Das russische Bürgertum schwebte seit Monaten in bangen Todesängsten. Mit ihm die deutschen Kolonisten, denen vom landwirtschaftlich bebauten Boden der Krim ja 60 bis 70 vom Hundert gehören und deren reiche und blühende Niederlassungen den Bolschewisten ein Dorn im Auge waren. Am schwersten aber litten die Tataren, die einstigen Beherrscher des Landes, die, seit russische Bedrückung große Massen ihres Volkes zur Auswanderung veranlaßt hatte, nur noch im Südteil der Krim in größerer Geschlossenheit, meist als kleine Wein- und Tabakpflanzer, als Gärtner und höchst geschickte landwirtschaftliche Arbeiter wohnten. Im Januar 1918 versuchten die Tataren nach dem ja von den Regierungsbolschewisten in Petersburg amtlich gebilligten System des Rechts auf Selbstbestimmung der Randvölker, ihre eigene Regierung einzusetzen und ihr Recht auch mit Waffengewalt durchzudrücken. Ihr Aufstand wurde von den Bolschewisten blutig niedergeworfen, und es begann ein schonungsloses Ausplündern und Morden, ein Hinschlachten auch von unschuldigen Frauen und kleinen Kindern, das die vollkommen entwaffneten und widerstandsunfähigen Tataren im tiefsten Innern aufpeitschte. Noch einmal versuchten sie ihr Heil in einem antibolschewistischen Zuge, als schon die Deutschen anrückten, aber sie wurden von den besser bewaffneten Gegnern abermals zurückgewiesen, neue Morde waren die Folge und Monitore der Schwarzmeerflotte beschossen die schutzlosen Orte tatarischer Ansiedlungen an der Südküste, Gursuff, Aluschta, Jalta. Deutschland mußte erst mit Waffengewalt einschreiten, um diesen unerträglichen Zuständen in der Republik Krim ein Ende zu machen.



Einzug der deutschen Truppen in Sebastopol.

In aller Ruhe und Sorgfalt vollzog sich nach dem Durchschreiten Chersons die Versammlung der deutschen

Truppen um den Dnjepr bei Biereslawl, von wo aus der Vorstoß durch Taurien nach der Enge von Pierekop stattfinden sollte, die Taurien und die Krim verbindet. Erst nach dem Gelingen dieses Durchbruches sollte dann, wenn in südöstlichem Vorwärtsschreiten die große Eisenbahn von Melitopol nach Sebastopol am Knotenpunkt Dzankoi erreicht war, von Norden herunter eine zweite Gruppe vorgehen und die Bahn mit dem schmalen Damm und der großen Eisenbetonbrücke über das Faule Meer benutzen, um Simferopol zu erreichen. Die Wirklichkeit warf diesen Plan insofern etwas über den Haufen, als diese Gruppe den feindlichen Widerstand schneller, als man erwartet hatte, brechen konnte, als den Bolschewisten die Sprengung der Ssiwasbrücke nicht gelang, und diese Truppen somit nach wenig bedeutungsvollen Kämpfen mit feindlichen Panzerzügen ungehindert nach Dzankoi durchfahren konnten, von wo aus sie dann nach heftigeren Kämpfen vor Simferopol am 21. April diese Hauptstadt des ehemaligen rus**sischen Gouvernements Taurien erreichten. Indessen war es den Truppen des Generals v. Egloffstein gelungen, bei** Pierekop den starken und verzweifelten Widerstand des Gegners zu brechen. Dort durchzieht ein alter, von den Tataren gebauter und durch mächtige Dammaufschüttungen verhältnismäßig hoch gelegter Kanal von 9 Kilometer Länge die Landenge. Er ist heute vollkommen versandet und ausgetrocknet und macht den Eindruck verfallener Bastionen und Festungswerke. Das einst blühende Handelsstädtchen Pierekop hat längst alle Bedeutung verloren. Aber die Bolschewisten, die schon 30 Kilometer nordwärts, in Taurien, bei Czaplinka, unseren Vormarsch vergeblich hatten aufhalten wollen, waren entschlossen, diesen Schlüsselpunkt der Krimstellung energisch zu verteidigen. Feldstellungen von beträchtlicher taktischer Stärke waren ausgehoben und gut verdrahtet worden. Sie wurden am 19. April am rechten Flügel nach kurzer Artilleriewirkung siegreich durchbrochen, Kavallerie eilte durch die Lücke, faßte in Pierekop und in dem Kreisstädtchen Armiansk die Bolschewisten im Rücken und rieb sie auf. Rund 500 Bolschewisten fielen. Die Kampfwut der Reiter war besonders groß, da ein Tags zuvor mit dem Pferde gestürzter junger Offizier mit zweien seiner Leute, in bolschewistische Gefangenschaft geraten, vom Gegner wegen der Weigerung, Aussagen zu machen, gefoltert und erschossen worden war. In wilder Flucht zogen die Bolschewisten nach Süden, scharf verfolgt von den durch die Pierekopenge immer zahlreicher durchströmenden deutschen Truppen. Während sich die Hauptmacht der Infanterie nach Süden wandte, um in Simferopol aufzuschließen und sich zum Angriff auf Sebastopol zu sammeln, marschierte die Durchbruchsgruppe über Dzankoi südostwärts. Hier stießen immer wieder von Feodosia aus Bolschewisten auf Panzerzügen vor und beunruhigten und brandschatzten die reichen deutschen Kolonien in der Ebene. Langsam wurden sie zurückgedrängt bei Syrtke Szuczka und bei Akmat, der Salgirabschnitt wurde am 26. April genommen und südlich von ihm bei Jczki ein feindlicher Panzerzug durch eine Schwadronsattacke erbeutet mit 6 Geschützen, 4 Maschinengewehren, 100 Gewehren, 2 Lastautos, 30 angeschirrten Pferden und reicher Munition. Dann kam eine kurze Rast am Indotabschnitt, am 29. April der kampflose Einmarsch nach dem Bolschewistenhauptort Karasubazar und am 30. April der Einzug im Hafen Feodosia, von wo aus sich die Bolschewisten zu Schiff nach dem Kaukasus geflüchtet hatten.



Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

Inzwischen war die Versammlung der Truppen um Simferopol beendet und am 28. April begann der Vormarsch in drei Gruppen. Die erste rückte westlich von der Sebastopolbahn vor — der Bulganakabschnitt war ja nach wiederholten heftigen und blutig gescheiterten bolschewistischen Angriffen schon zuvor gesäubert worden! — und erreichte am 30. April Bielbiek und das gleichnamige Flüßchen. Die jenseits der Sebastopoler Bucht gelegenen Batterien verteidigten sich nicht, die deutsche Artillerie beschoß nur noch zwei gerade zum Entwischen ausfahrende



Die von einem deutschen Infanterieflieger abgeschossene, mit einer Meldung versehene und Rauch entwickelnde Signalpatrone (Rauchmeldepatrone) wird von einem Infanteristen eingeholt.

Die Rauchmeldepatrone ist eines der Mittel, wodurch der in 50—200 Meter Höhe fliegende Infanterieflieger die Verbindung zwischen der kämpfenden Infanterielinie und der Truppenführung herstellt, wenn bei schwerem Feuer alle anderen Nachrichtenmittel versagen. Er unterstützt die in den vordersten Gräben und Trichtern liegende Infanterie, beobachtet Angriffsabsichten des Feindes und kann hiergegen selbständig das Feuer der eigenen Artillerie anfordern.

bolschewistische Großkampfschiffe, deren Artillerie stark antwortete, dann rückte man am 1. Mai kampflos in die altberühmte Seefestung ein; Rußland hatte keinen neuen Totleben mehr unter seinen Männern! Die zweite Gruppe war indessen auf die alte Hauptstadt der Tatarenchans, auf Bachtschi-Ssarai vormarschiert und erreichte in Gewaltmärschen den fjordähnlichen glänzenden Naturhafen von Balaklawa, wo noch auf Felsenhöhen die Reste der alten Genueserfestung stehen, und wo im Krimkrieg die ganze Flotte der Verbündeten Schutz vor den wütenden Schwarzmeerstürmen gesucht und gefunden hatte. Auch die modernen Batterien von Balaklawa verteidigten sich nicht, von hier wie von Sebastopol und Jalta waren die Rädelsführer der Bolschewisten mit all ihrem geraubten Gut auf Schiffen ins Asowsche Meer oder nach Noworossijsk entflohen. Die dritte Gruppe endlich hatte den längsten und beschwerlichsten, aber landschaftlich den schönsten und lohnendsten Marsch. Sie brach am 28. April von Simferopol auf, erreichte am folgenden Tage über die Pässe des Jailagebirges hinweg das Meerstädtchen Aluschta und zog dann bergauf und bergab bei südlich strahlender Maisonne jene herrliche Straße am Meere entlang, die man die russische Riviera nennt. Gursuff und Jalta wie Alupka sind die Etappen, es ging vorbei am Schlosse von Djulber, in dem mit der Zarinmutter der Mitanstifter einer Weltenwende, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, saß, über die prächtigen, wunderbarerweise von den Bolschewisten geschonten und vollkommen erhaltenen Zarenschlösser, wie Massandra, Livadia, Oreanda weg ins Felsengebirge des Baidartores, und dann über Balaklawa nach Sebastopol, wo man am 2. Mai eintraf.

Sebastopol war genommen, in seinem weiten Hafen mit Ausnahme weniger entkommener Schiffe die ganze Flotte gefangen und erbeutet, dazu Werften mit ungeheuren Vorräten und modernsten Einrichtungen. Schnell und sicher war alles völlig nach der Berechnung verlaufen. Und der Truppe ward für ihre Kampf- und vor allem prächtige Marschleistung helle Anerkennung und freudige Belohnung des gesamten Landes zuteil. Wurde sie schon im Norden der Krim in den deutschen Kolonien jubelnd begrüßt und geradezu „friedensmäßig gefüttert“, so war auch im mehr tatarischen Süden die Aufnahme gleich herzlich und gastlich. Man empfing die Deutschen mit Fahnen und Musik, mit Tänzen und mit Hurra. Salz und Brot wurden gereicht, Eier, Milch, Kaffee herbeigeschleppt, Wein und Tabak steckten die glückselig strahlenden Tataren den Leuten in die Taschen, kurz es war ein richtiger Siegeszug von Befreiern und Rettern aus der Not. Ja, sogar russische Vaterlandsfreunde, die uns im Herzen feindlich gesinnt sind, erzählten ganz offen, daß sie unseren Einmarsch als einzige Möglichkeit, dem Wirrnis zu entgehen, herbeisehnten. Nur gegen die Griechen entlud sich die tatarische Wut, weil sie allgemein als Helfershelfer der Bolschewisten gelten.

Die Krim ist frei. Ruhe und Frieden können wieder einziehen. Und wenn auch das elegante Badeleben der Südküste so schnell noch nicht wieder aufleben wird — für Getreide, Wein und Tabak wird die Krim schon willige und gut zahlende Abnehmer finden!

Über die Verständigung zwischen Flieger und Truppe.

Von Hans Schipper.

(Hierzu die Bilder Seite 318 und 319.)

In den großen Schlachten ist die in vorderster Linie kämpfende Infanterie oft sehr schnell von allen Verbindungen, die nach hinten zu ihren Befehlstellen führen, abgeschnitten. Da in derartigen Fällen die meisten Mittel versagten, die früher eine Verständigung zwischen der weiter rückwärts befindlichen höheren Befehlstelle und der Infanterie vorn aufrecht erhalten hatten, und auch die neuzeitlichen drahtlosen Nachrichtenmittel dem Trommelfeuer nicht immer standhielten, ging man infolge der zu immer größeren Leistungen gesteigerten Verwendungsfähigkeit der Luftwaffe ans Werk, mit Flugzeugen eine Verbindung zwischen Führer und Truppe herzustellen und aufrechtzuerhalten. Der Versuch glückte in jeder Beziehung; der sogenannte Infanterieflieger wurde einer der sichersten und besten Helfer der Infanterie in der modernen Abwehrschlacht.

Mit rasender Geschwindigkeit fliegt er über die Stellungen und schwirrt so lange umher, bis seine Aufgabe erfüllt ist, bis die Truppe ihre Befehle nicht nur erhalten, sondern auch verstanden hat, denn das ist ja schließlich die Hauptsache. Die Verständigungsmittel sind die denkbar einfachsten, denn nur das Einfache führt zum gewünschten Erfolge. Eines der gebräuchlichsten Mittel ist die Benützung weißer Tücher, die, von der Infanterie ausgelegt und schnell entfaltet, vom Flieger mit einem Blick erkannt werden. Die ausgelegten weißen Zeichen weisen die mannigfaltigsten Formen auf. Jedes hat seine verabredete Bedeutung. Alle stellen Wünsche oder Meldungen der Infanterie dar. Zum Beispiel: „Wir haben keine Munition“, „Wir brauchen Verstärkung“, „Der Feind greift an“, „Schwerstes Artilleriefeuer aus der und der Richtung“ und andere. Der Flieger meldet nach der Landung alles gewissenhaft; man schickt Verstärkungen mit der fehlenden Munition nach vorn, setzt schwere Batterien gegen feindliche neu an und kommt so den Wünschen der bedrängten Infanterie nach. Der Flugzeugbeobachter zeigt seinen Kameraden in den zerschossenen Gräben und Trichtern an, daß er die Zeichen verstanden hat, indem er Lichtsignale gibt.

Hat nun der weiter hinten befindliche Führer Befehle an die Truppe, so übermittelt sie ihr der Flieger, indem er Rauchmeldepatronen abschießt. Der Abwurf von Meldetaschen mit langen, flatternden schwarz-weiß-roten Leinwandstreifen hat sich nicht bewährt. Die Taschen erreichen ihr Ziel sehr oft nicht, weil sie der Wind abtreiben kann, so daß sie dann irgendwo zur Erde fallen, wo sie für die Infanterie unerreichbar sind, denn so eine Tasche hat zu wenig Gewicht, auch wenn man sie mit Sand beschwert. Die Rauchmeldepatrone dagegen wird abgeschossen; man kann vom Flugzeug aus zielen und sie genau dahin befördern, wohin man sie haben will. Natürlich sind die Rauchmeldepatronen für den, der sie aufhebt, gänzlich ungefährlich;

der Rauch, den sie entwickeln, soll den Platz kennzeichnen, wo sie die Erde erreichten. Hat die Truppe den in der Rauchmeldepatrone enthaltenen Befehl gelesen, so gibt sie wieder ein mit weißen Tüchern verabredetes Verstandenzeichen.

Im Winter, wenn Schnee liegt und weiße Tücher schlecht erkannt werden können, ersetzt man diese durch schwarze oder rote Tücher; dann ist auf der weißen Schneedecke die gleiche Wirkung mit Schwarz oder Rot zu erreichen wie auf dem dunkeln Erdboden mit Weiß. Der Flieger ist solche Zeichen gewöhnt; sein scharfes und geübtes Auge hält die einzelnen Meldungen genau auseinander. Wenn er auf dem Flugplatz landet, legt man ihm ein Landekreuz aus, ein Leinwandkreuz, das die Stelle angibt, auf der die Maschine den Boden berühren muß. Ein derartiges Landekreuz erkennt man aus der Luft ebenso deutlich, wie die einzelnen Zeichen in nächster Nachbarschaft der Stellungen.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Frhrn. v. Mackay.

10. Czernin.

(Siehe die Bilder Seite 143 und 171.)

Ottokar Graf Czernin von Chudenitz wurde auf der Herrschaft Dimokur am 26. September 1872 — also im gleichen Jahr wie v. Kühlmann — geboren. Sein Vater war Geheimer Rat, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses und reicher Großgrundbesitzer, seine Mutter eine Gräfin Anna von Westfalen zu Fürstenberg aus dem Stamm der Canitz; während also von dieser Seite echt norddeutsches Blut in seiner Familie fließt, trat er durch seine Verehelichung mit der Gräfin Kinsky in enge verwandtschaftliche Fühlung zum höchsten österreichisch-ungarischen Adel. Seine diplomatische Vorschule war sehr kurz. Als junger Botschaftsattaché kam er 1900 nach Paris und wurde von da 1902 als Legationssekretär nach dem Haag versetzt, worauf er sich 1903 bereits aus dem auswärtigen Dienst zurückzog und sich dem inneren politischen Leben als Mitglied des Landtags und Herrenhauses, zugleich aber neben der Bewirtschaftung seiner Güter staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Studien widmete. In dieser Übergangszeit seiner Laufbahn war er einer der ersten Vertrauten des sogenannten Konopischter Kreises, das heißt der sich um den Thronfolger Franz Ferdinand scharenden feudalen Staatsmänner; als der Erzherzog kurz vor seiner Abreise nach Serajewo den Besuch Kaiser Wilhelms auf seinem Schloßsitz empfing, stellte er Czernin mit den Worten vor: „Das ist mein zukünftiger Minister des Äußeren." Über das Programm dieses Kreises ist sehr viel, aber sicherlich mehr falsches als richtiges orakelt worden. Man behauptete, in ihr gehe ein finsterer Kapuzinergeist um; rückschrittlich gestimmt, verfeme er allen völkischen Selbständigkeitsdrang und wolle den Nationalismus im buntgewürfelten habsburgischen Reich einfach dadurch aus der Welt schaffen, daß er dessen Freiheitsgedanken verneine und lediglich den katholischen Glauben als einigendes Band anerkenne. Das beredte Zeugnis, wie oberflächlich solche Behauptungen sind, ist eine sehr wenig beachtete, aber höchst lehrreiche Schrift, die Czernin als Frucht seiner staatsmännischen Studien und als Bekenntnis seiner Weltanschauung und Lebensziele 1912 unter dem Titel „Politische Betrachtungen" herausgab, und in der sich zweifellos die Ideen seiner Parteigenossenschaft widerspiegeln. Von Bismarck stammen die ewig und in Zeiten kriegerischer Stürme und politischer Irrungen und Wirrungen wie den gegenwärtigen mehr denn je denkwürdigen Worte:

Keine Regierung ist für das Landesinteresse so schädlich wie eine schwache. Eine Regierung muß vor allen Dingen fest und energisch sein, nötigenfalls sogar mit Härte vorgehen. Das ist zur Erhaltung des Staats nach außen wie nach innen nötig. Eine Regierung, die an der Neigung krankt, Konflikten auszuweichen, notwendige Kämpfe zu unterlassen und sogar ausländischen Wünschen immerfort nachzugeben, verfällt unrettbar dem Untergang. Sie gelangt sehr bald dahin, sich überhaupt nur noch durch Zugeständnisse erhalten zu können, von denen das eine das andere nach sich zieht, bis von der Staatsgewalt überhaupt nichts mehr übrig ist.

Czernins Schrift, die den eisernen Kanzler selbst zum Verfasser haben könnte, ist eine einzige Verteidigung und Verherrlichung der höheren Staatsgesetze in geradezu klassischer Form, ein in kristallklar geschliffenen Sätzen und schärfster Logik an Thron, Regierung und Völker der Doppelmonarchie gerichteter Warnruf im Sinne Treitschkes, daß, „so gewiß der Staat Macht ist, ebenso gewiß die Schwäche, auch die wohlmeinende Schwäche, unter allen politischen Sünden die schwerste bleibt". Seine Mahnungen beginnt er mit dem scharfen Hinweis auf „den großen Irrtum in der Beurteilung der Volkseele, dem schon so manche Dynastien zum Opfer gefallen seien", nämlich zu glauben, daß herannahende Umwälzungen durch Nachgebung und Paktieren vermieden, durch tatkräftiges Einschreiten aber beschleunigt würden. Das Gegenteil sei von der Geschichte bewiesen: schwache Regierungen stärkten durch das Zurückweichen unausgesetzt den umstürzlerischen Gegner, bis der Augenblick komme, wo er so stark geworden sei, daß allerdings alle Tatkraft nichts mehr nützte. Mit katonischer Strenge und in auflodernder vaterländischer Sorge weist er dann auf die Wunden Österreichs hin: „Die Einheit der Armee wird untergraben, der Beamtenstand in den nationalen Zwist gehetzt, jede staatliche wie überhaupt die Autorität wird verfolgt, dem Gedanken der ‚Freiheit' werden alle Opfer gebracht ... aber die Freiheit, der wir damit zusteuern, ist nicht die Freiheit in ihrem edlen Sinne, in dem Sinn des Rechts, sondern die Freiheit der Revolution und der Anarchie ... Ganz Österreich gleicht einem großen Vulkan, in dessen Innern es tobt und gärt, der sich bald hier, bald dort öffnet, feuerspeiend und verderbenbringend. Ob es nun ein Streik der Beamten oder der Studenten ist, ob es ‚Laibach' oder ‚Schüttenhofen' heißt — das sind alles mehr oder weniger schwere Erscheinungen ein und derselben Krankheit: der sterbenden Staatsautorität!"

Man muß bedenken, was es heißt, wenn so ein Czernin spricht, er, der Sprößling des tschechischen Adels, dessen weitaus überwiegende Mehrheit sich in dem Maß, wie von der Hofburg und der Wiener Beamtenschaft zentralistische und liberale Ideen gepflegt wurden, mehr und mehr für das „böhmische Staatsrecht" begeisterte, und dessen Vater ein Führer dieser angeblich konservativen, aber regierungsfeindlichen Magnatengruppe gewesen war.



Die in der Rauchmeldepatrone enthaltene Meldung wird in der vordersten Stellung gelesen.

Als brauchbar für den Staat will er nur anerkennen, was sich unbedingt zu dem Gesetz bekennt: Hie gut habsburgisch allewege! Weder mit alldeutscher, noch tschechischer, noch polnischer Kirchturmpolitik will er etwas zu tun haben; immer wieder stellt er sich auf den Boden des Grundsatzes, daß die Lebenszwecke und -ziele des Staates, als eines lebendigen Organismus mit dem Willen zur Macht und Rechtsbildung, allein aus dessen eigener Natur, nicht nach den Parteimeinungen einzelner Menschen- oder Völkergruppen bestimmt werden dürfen. Man mag solcher Auffassung gegenüberstehen, wie man will: man muß jedenfalls zugeben, daß Czernin mit überlegener Gedankentiefe, in kernhafter Geschlossenheit der Darstellung und mit jenem echten Glauben, der Berge versetzt, für seine Sache ficht.

Die Fragen der äußeren Politik berührt Czernin nicht; seine Stellung zu ihnen ergibt sich aber unmittelbar aus diesen allgemeinen Grundsätzen, denen er opferfreudig gedient hat, und für die er ehrenvoll auf dem staatsmännischen Kampffeld gefallen ist. 1913, als Prinz Fürstenberg vom Bukarester Botschafterposten abberufen wurde, setzte es der Thronfolger durch, daß sein Schützling auf den damals überaus schwierigen Posten gesetzt wurde; mit welchem Erfolg er das Amt versehen hat, ist bekannt. Graf Burian griff, als es nach dem Eintritt Rumäniens in den Krieg galt, die Regierungspolitik gegen die ungestümen Angriffe der ungarischen Kammer zu verteidigen, zu dem ungewöhnlichen Mittel, aus dem Rotbuch einen Teil der Bukarester Depeschen Czernins zu veröffentlichen; dem mitangegriffenen Diplomaten konnte kein glänzenderes Zeugnis seiner Fähigkeiten ausgestellt werden. Denn es zeigte sich, daß sich dieser Geschäftsträger durch die äußerlich freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Mittelmächten und dem verbündeten Königreich über dessen heimliche Untreue und den sich vorbereitenden Abfall nicht im geringsten hatte täuschen lassen, daß er mit vollkommener Unbefangenheit und sicherem Blick das Treiben der Bratianu, Jonescu, Costinescu, Mischu Cantacuzino, Greceanu und all der sonstigen Demagogen- und Banditenstaatsmänner durchschaute, die die Hauptspieler in der von ihm meisterhaft geschilderten Tragikomödie mit einem schwachen, entarteten Herrscher als gekrönter Puppe an der Spitze waren.

Als Kaiser Karl die Regierung antrat, konnte er daher ebensowenig wie sein Oheim und Vormund verkennen, daß ihm in Czernin eine diplomatische Kraft ersten Ranges zur Verfügung stand; dementsprechend berief er ihn an die leitende Stelle im Auswärtigen Amt. Was er in dieser Führerstelle, insbesondere bei den großen Feuerproben auf seine diplomatischen Fähigkeiten in Litauisch-Brest und in Schloß Cotroceni, geleistet hat, darüber heute ein abschließendes Urteil fällen zu wollen, wäre sicherlich verfrüht. Jedenfalls sind von den Mittelmächten zwei Hauptziele erreicht worden. In einem Fall war es die Lösung der Aufgabe, den nach dem fremdvölkischen Abgliederungsprozeß verbleibenden Kern des einstmals zarischen Reichs derart zu stützen, daß die nach wie vor heißen Umsturzgluten nur in der eigenen Asche fortglosten und zerstörend wirken, nach außen hin aber lediglich ungefährliche Rauchfahnen abblasen konnten. Im anderen Falle handelte es sich um die Durchsicht des Ergebnisses des Balkankriegs derart, daß ein vernünftiges Gleichgewicht der Mächte geschaffen, daß Bulgarien der ihm seiner zentralen Lage nach natürlich zukommende Rang einer „präsidierenden“ Balkanmacht gesichert, die wirtschaftlichen Kräfte Rumäniens, insbesondere dessen Ölreichtum, den Mittelmächten dienstbar, der Weg nach dem Schwarzen Meer ihnen frei gemacht und die Donauverkehrsfrage dem Einfluß fremder Mächte, vor allem Englands und Rußlands, entzogen wurde. Der Friede im Osten ist heute auf der ganzen Linie gesichert; die meisterliche Mitarbeit an diesem großen Werk wird stets ein Ruhmesblatt für Czernin bleiben, war es ihm auch nicht vergönnt, es zu Ende zu führen.

Der berüchtigte „Sixtusbrief“ (siehe Seite 264), Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und der Krone über die Lösung osteuropäischer Fragen und das damit sofort einsetzende Wühlen seiner Todfeinde — der Haß der eigenen Landsleute, jener „Masaryks“, die er kurz vorher in loderndem Zorn als Kriegsverlängerer und Hochverräter an den Pranger gestellt hatte, und die den günstigen Augenblick zur Rache wohl zu nutzen verstanden, brachten ihn zu Fall. In seiner Kämpfernatur hatte er sich zu weit vorgewagt. Aber gerade deshalb wird ihm Deutschland ein ehrendes Andenken bewahren. Für den Zweibund hat er sich stets ehrlich und mit ganzer Kraft und getreu der Richtschnur der politischen Lebensideale, die er vertrat, eingesetzt. Für die Begnadigung eines Kramarsch wäre er nie zu haben gewesen, hätte man ihn befragt, statt seine Stimme zu überhören. Er war durch und durch Österreicher, eben deshalb aber umso aufrichtiger deutschfreundlich, weil er sich stets bewußt blieb, wie der Verbündete den Krieg von der Schwelle ab in erster Linie für das habsburgische Reich führte, dessen Bestand und Wachstum die deutsche Nation in Betreuung Bismarckscher Grundsätze als Vorbedingung der eigenen Sicherheit und Entwicklungsfreiheit ansieht. Er ist ein Mann von Schrot und Korn, kein diplomatischer Leisetreter und Feinspinner, sondern nervig, offen, geradeaus, nicht im Umschleichen seine hochgesteckten Ziele suchend, einer von den selbstbewußten, willens- und glaubensstarken Männern mit dem Blick nach oben. Und diese Welt, die österreichische in der heutigen Krisenzeit am wenigsten, ist nicht so reich an diplomatischen Talenten, daß sie dauernd auf die Führung eines Sterns ersten Ranges wie Czernin verzichten könnte.



Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.

Wie die Franzosen den Krieg zu gewinnen gedenken: Ein in den deutschen Stellungen gelandeter französischer Werbeballon aus Papier, wie solche von den Franzosen häufig über die deutschen Linien abgelassen werden. Sie sind mit Zeitungen belastet, worin die deutschen Soldaten zum Überlaufen aufgefordert werden, da dann der Krieg bald beendet sei. Außerdem machen die Franzosen die verlockendsten Versprechungen, weil sie einsehen, **daß ihnen durch die Waffen der Sieg nicht zufällt.**



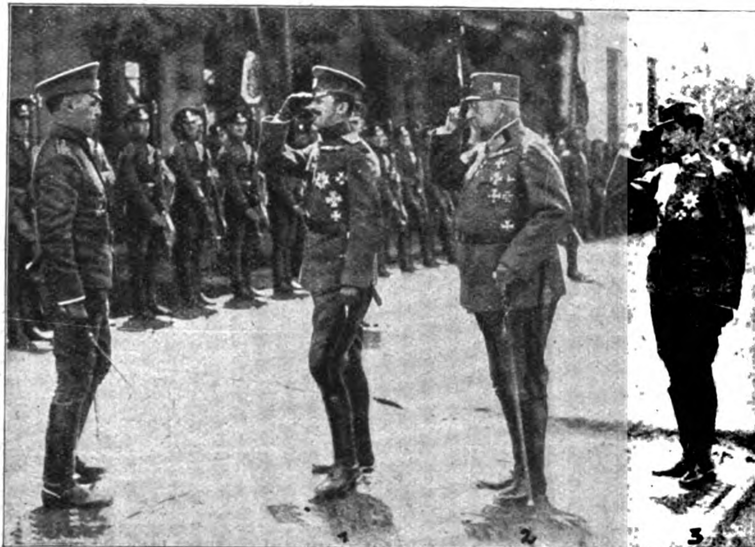
Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.

Deutsche Soldaten belustigen sich an dem Inhalt der französischen Werbezeitungen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Kein politisches Ereignis hatte in den feindlichen Lagern eine so eingehende Aussprache herbeigeführt, wie der Versuch der französischen Regierung, zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn Unfrieden zu stiften durch Aufdeckung von Verhandlungen, die unter Umgehung Deutschlands zwischen dem Kaiser Karl und den Westmächten zur schleunigen Beendigung des Krieges stattgefunden haben sollten. Die Bemühungen des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau, das **Bündnis der Mittelmächte** zu sprengen, blieben jedoch erfolglos, ja, sie trugen sogar dazu bei, das Verhältnis der beiden Kaiserreiche zueinander noch inniger zu gestalten. Am 12. Mai machte Kaiser Karl in Begleitung seines neuen Ministers des Äußeren Grafen Burian und des Generalfeldmarschalls Freiherrn v. Arz dem Kaiser Wilhelm im deutschen Hauptquartier einen Besuch, wobei wichtige Beratungen gepflogen wurden, an denen auf deutscher Seite auch der Reichskanzler Graf Hertling, Staatssekretär v. Kühlmann, Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff teilnahmen. Alle politischen, wirtschaftlichen und militärischen Hauptfragen standen zur Erörterung, und das gegenwärtige und zukünftige Verhältnis der beiden Mächte zueinander wurde nach jeder Richtung hin geprüft. Es ergab sich dabei nicht nur volles Einvernehmen in den grundlegenden Punkten, sondern die Beratungen führten auch zu dem Entschluß, das bewährte Bundesverhältnis weiter auszubauen und zu vertiefen.



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Meldung des Kommandanten der bulgarischen Ehrenkompanie in Küstendil.

1. Kaiser und König Karl. 2. König Ferdinand von Bulgarien. 3. Kronprinz Boris von Bulgarien.

Dieser Entschluß gewann erhöhte Bedeutung durch die weitere Absicht, auch die Bündnisse mit Bulgarien und der Türkei zu vertiefen. Im Zusammenhang damit stand ein Besuch des Kaisers Karl im bulgarischen Hauptquartier am 17. Mai und ein anderer, den er am 19. Mai in Konstantinopel abstattete (siehe die nebenstehenden Bilder).

So trug die Giftsaat, die Clemenceau ausgestreut hatte, wider Erwarten gute Früchte. Im Vielverband dagegen mehrte sich die Unzufriedenheit. Namentlich die englische Regierung mußte zahlreiche Angriffe über sich ergehen lassen, weil sie den angeblich von österreichisch-ungarischer Seite im Jahre 1917 angebahnten Friedensverhandlungen aus Rücksicht auf die übertriebenen Wünsche Frankreichs ausgewichen sei. Man glaubte dort, daß Frankreich einen großen Teil Elsaß-Lothringens habe erhalten können, während Poincaré dagegen das ganze linke Rheinufer beansprucht hätte. Wenn auch die Annahme hinsichtlich Elsaß-Lothringens gegenstandslos war, so machte ihre Verbreitung doch im feindlichen Ausland großen Eindruck und vermehrte die Aussichten der Friedensfreunde, für ihre Werbearbeit neue Anhänger zu gewinnen. Die Wirkung der Auseinandersetzung über den angeblichen Friedensvorschlag veranlaßte die Zeitung „Cri de Paris" zu folgendem Bekenntnis: „Unsere Friedensfreunde sollten wissen, daß der Friede von unserem Wollen nicht abhängt. Selbst wenn wir Elsaß bekämen, würden England und Amerika den Krieg fortsetzen. Ein Sonderfrieden ist für uns unmöglich. England und Amerika würden uns die Verpflegung abschneiden und uns sofort blockieren. Wir sind an unsere Verbündeten gekettet. Für uns heißt es nicht mehr zwischen Sieg und Frieden, sondern zwischen Sieg und Hungersnot wählen." —

In derselben Zeit fanden wichtige Verhandlungen über die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz einerseits und den Niederlanden andrerseits statt, die lange zu keinem Ergebnis führten, weil sich die Westmächte die größte Mühe zur Verhinderung einer Einigung gaben. Namentlich suchte Frankreich die zwischen Deutschland und der Schweiz bereits getroffenen Abmachungen, in erster Linie hinsichtlich der Kohlenbelieferung, noch im letzten Augenblick durch die Androhung des Wirtschaftskrieges bis zum äußersten zu stören. Dennoch war es endlich möglich, zu einem alle drei Länder befriedigenden Abschluß zu kommen, wobei Deutschland wieder weitherziges Entgegenkommen bezeigte. —



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Das österreichisch-ungarische Herrscherpaar auf der Reise nach Sofia und Konstantinopel.

Ankunft in Konstantinopel.

1. Kaiser und König Karl. 2. Kaiserin und Königin Zita. 3. Sultan Mohammed V.

* * *

Die Feinde waren bestrebt, die im Besitz der Deut-

schen befindliche Kemmelstellung (siehe die Bilder Seite 323) als belanglos für den weiteren Verlauf der Dinge an der **Westfront** hinzustellen. Diesen Behauptungen widersprachen aber die Anstrengungen, die die vereinigten feindlichen Heerscharen machten, um die Deutschen gerade aus dieser Stellung wieder zu vertreiben. Die Franzosen hatten dabei die furchtbarsten Verluste. General Foch wußte, daß er sich bei den im Gang befindlichen Kämpfen nur auf seine Landsleute ganz verlassen konnte. Er verteilte deshalb seine Korps allmählich an alle Frontteile, denen besondere Bedeutung zukam. Belgier, Engländer und Franzosen hielten um Mitte Mai die Flandernfront. Von Ypern bis nach Bethune stand, mit Franzosen reichlich durchsetzt, die zweite englische Armee mit den geschlagenen portugiesischen Divisionen, zwischen Bethune und Arras hielt die vierte englische Armee, der sich rechts bis nach Villers-Bretonneux an der Somme die stark mitgenommenen Divisionen der dritten und fünften englischen Armee anschlossen. Mit ihnen berührten sich die französisch-englisch-amerikanischen Streitkräfte des Generals Fayolle, dem der Schutz von Amiens (siehe das Bild Seite 330) anvertraut war. Vom westlichen Ufer der Avre folgten bis zur schweizerischen Grenze wieder Franzosen, untermischt mit Amerikanern.

Am 11. Mai richteten sich nach einem Massenfeuer der Artillerie abermals starke englische und französische Angriffe vor allem gegen das am 8. Mai von den Deutschen erstrittene Höhengelände und besonders gegen die Ferme Brouwedyk, die trotz aller Anstrengungen des Feindes in deutschem Besitz verblieb. Die hier weit vorgeschobenen Schützennester des Feindes wurden von deutschen Sturmabteilungen sehr bald gesäubert. Bei einem vorübergehenden Ausweichen deutscher Abteilungen war eine Kompanie rings von der Feindesflut umbrandet und abgeschnitten worden. Hinter der feindlichen Front wehrte sie sich aufs zäheste und brachte dem sie umschließenden Gegner schwere Verluste bei, bis Hilfe kam und sie aus ihrer gefährlichen Lage befreit werden konnte.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Schipperarbeit in den flandrischen Dünen.

Diesem Fehlschlag ließen die Feinde an den folgenden Tagen eine erhebliche Verstärkung ihres Artilleriefeuers folgen, das an einigen Punkten von heftigen örtlichen Infanteriekämpfen begleitet war. Mehrfach gerieten auch starke Truppenansammlungen der Gegner in deutsches Geschützfeuer, das die Kolonnen beträchtlich lichtete und dadurch die beabsichtigten Vorstöße vereitelte. Bei Givenchy liefen englische Sturmwellen wiederholt gegen die deutschen Linien an, doch blieb ihnen jeder Erfolg versagt.

Die Deutschen führten am 14. Mai gegen fünf Uhr morgens nördlich vom Kemmel am Vyverbach wieder einen gut angelegten Teilangriff, der dem Feinde empfindliche Einbußen brachte, glänzend durch. Die Franzosen waren gezwungen, eine erst seit wenigen Tagen eingesetzte Division wegen unerwartet schwerer Verluste zurückzuziehen. Französische Jäger, eine Vorzugstruppe, mußten den Frontabschnitt besetzen. Noch ehe sie Zeit fanden, sich am Westabhange des Höhenzuges in Löchern und Trichtern einzurichten, prasselten in großer Menge deutsche Granaten auf sie nieder, denen bald von drei Seiten Stoßtruppen folgten, die rasch das ganze Gelände bis zur Talsohle überrannten. Der überrumpelte Feind setzte ihnen nur noch geringen Widerstand entgegen, weil schon der Feuerüberfall große Lücken in seine Reihen gerissen und seine moralische Kraft zum Widerstande gebrochen hatte. Zahlreiche Tote und Verwundete lagen am Boden; 130 unverwundete Gegner nahmen die Deutschen gefangen.

Ähnlich erfolgreich war an demselben Tage eine deutsche Unternehmung an einem anderen Brennpunkt der Kampffront. Beiderseits der Straße Braye—Corbie drangen die Deutschen in die englischen Linien ein und behaupteten sich dort gegen zwei feindliche Gegenangriffe. Den ersten Gegenstoß führten die Engländer auf zwei Kilometer breiter Front, der zweite folgte auf engerem Raume mit wesentlich stärkeren Kräften, doch beidemal opferten die Angreifer ihre Truppen vergeblich. — Ebenso wie hier hatten die Feinde auf dem linken Avreufer bei Castel einen schweren Mißerfolg zu verzeichnen.

Am Kemmel kam es an den nächsten Tagen zu neuen heftigen Zusammenstößen. Die Franzosen standen in erster Linie, während die Engländer im zweiten Treffen hielten. Nördlich vom Kemmel machten die Franzosen verzweifelte Anstrengungen, den Deutschen ihren Raumgewinn vom Tage vorher wieder zu entreißen. In erbitterten Nahkämpfen schlugen auch hier die Deutschen ihre Gegner unter den schwersten Verlusten für diese zurück.

Einer gewaltigen Artillerievorbereitung folgte sodann am 20. Mai morgens ein im größten Maßstab angelegter Angriff der Feinde. Die erste und zweite Linie der Angreifer bildeten Franzosen, in dritter Linie standen Engländer bereit, zu deren Einsatz es aber wegen des gänzlichen Zusammenbruchs der französischen Sturmwellen gar nicht kam. Auf zehn Kilometer langer Linie rückten die Franzosen vor. Unter rücksichtslosem Menscheneinsatz gelang es ihnen, zwischen Locer und Dranoeter Raum zu gewinnen, aber rasch wurden sie durch einen Gegenstoß deutscher Kampftruppen zurückgeworfen.

Noch schlimmer ging es den französischen Regimentern, die in den Kampf um den Kemmel selbst eingesetzt wurden. Der Angriff kam hier gar nicht zur Durchführung, weil die deutsche Artillerie die bereitgestellten feindlichen Truppen so vernichtend beschoß, daß diese nicht vorwärts zu bringen waren. Auf dem östlichen Angriffsflügel unternahmen die Franzosen den Versuch, die Kemmelstellung der Deutschen von Norden her zu umfassen und aufzurollen. Dichte Massen wälzten sich über das flache Gelände südlich vom Dickebuscher See, das in den letzten Wochen unter der Wirkung der Artilleriegeschosse längst zu einem öden Trichterfelde geworden war. Der Angriff schien zu glücken. Da schlug den feindlichen Streitern plötzlich aus einer Entfernung von wenigen Metern Schnellfeuer entgegen. Wie auf Kommando stockte die Vorwärtsbewegung. Dann wandten sich die entsetzten Massen zur Flucht, verfolgt vom deutschen Feuer, das so unter ihnen aufräumte, daß nur kümmerliche Reste der Sturmbataillone ihren Ausgangspunkt wieder erreichten.

Tags darauf kamen neue feindliche Angriffe infolge der vorzüglichen Wirkung der deutschen Artillerie nicht zur Entwicklung. Erst am Abend wagten Franzosen und Engländer nördlich vom Dorfe Kemmel und südlich von Locer örtliche Vorstöße, die von den Deutschen mühlos niedergekämpft wurden. Ähnlich verliefen die Tage bis zum 25. Mai. Besonders verlustreich gestaltete sich für die Engländer ein Vorstoß aus Brulooze heraus; auch bei Hamel und bei Albert war den Feinden kein dauernder Erfolg beschieden.

Westlich von Montdidier wurden am 25. Mai starke amerikanische Erkundungsabteilungen zusammengeschossen, bei Bucgnay scheiterten englische Angriffe, und an verschiedenen anderen Punkten hatten die Franzosen Mißerfolge. Südlich vom Nieuportkanal und beiderseits Dixmuiden (siehe das Bild Seite 325) stießen deutsche Erkundungsabteilungen vor, wobei sie insgesamt über siebzig Belgier gefangennahmen.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Im offenen Kampfgelände am Kemmelberge erbeutete schwere englische Haubitzenbatterie.

Das schwere deutsche Artilleriefeuer in Belgisch- und Französisch-Flandern lastete nicht nur auf den feindlichen Truppen, sondern traf besonders die Franzosen auch wirtschaftlich schwer. Seit dem 14. Mai wurde das große nordfranzösische Kohlengebiet planmäßig beschossen. Die Schächte von Grenay, Noeux und anderen Orten, sowie die Föderanlagen des Stahlwerkes in Grenay standen unter dem wirkungsvollen Feuer deutscher Geschütze, das am Schacht 1 westlich von Annezin, Schacht 1 und 5 von Noeux und dem Schacht von Forsai Brände und Explosionen hervorrief. Am 17. Mai erhielten auch die Schächte 6 und 7 von Noeux und der Schacht 12 südlich von Silly la Bourse schweres Flachfeuer. Bethune und seine grubenreiche Umgebung standen in den nächsten Tagen infolge der deutschen Beschießung in einer riesigen, verheerenden Feuersbrunst. In Bethune fiel den deutschen Granaten auch der alte Stadtturm zum Opfer, der als Beobachtungsposten verwendet worden war. Die Beschießung der Zechen durch Fernfeuer, das ständig zunahm und bei Bethune vor allem die großen Werke zwischen Noyelles und Bally, die Zechen von Noeux und Hersin, Annezin und Bruay, Marles, sowie die Stahlwerke von Isbergues und Grenay schwer schädigte, machte die regelmäßige Kohlenförderung in dem ganzen Gebiete völlig unmöglich. —

* * *

Die Tätigkeit der deutschen **U-Boote** einzuschränken, war den Engländern trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen. Die feindlichen Schiffsverluste beliefen sich im April auf 652 000 Tonnen. Diese Versenkungsziffer war übrigens nicht einmal die genaue Zahl der Tonnen des außer Verkehr gesetzten feindlichen Handelschiffsraums überhaupt. Zahlreiche beschädigte feindliche Schiffe konnten eben im Gegensatz zu früher wegen der Begleitung durch Torpedoboote und Fischdampfer noch in den nächsten Hafen geschleppt werden, wo sich ihre Beschädigungen allerdings häufig genug als so schwer herausstellten, daß mit ihrer Wiederherstellung überhaupt nicht oder doch erst nach vielen Monaten gerechnet werden konnte. Nach der französischen Zeitung „Le Temps" mußten in der ersten Aprilhälfte 133 Fahrzeuge mit einem Raumgehalt von 350 890 Tonnen zum Zweck der Ausbesserung französische Häfen aufsuchen.

Am 12. Mai lief ein U-Boot unter dem Oberleutnant zur See Walter Schmitz (siehe Bild Seite 328) nach erfolgreicher Tätigkeit im östlichen Teil des Ärmelkanals — es hatte 15 000 Tonnen feindlichen Schiffsraums vernichtet — Zeebrügge an; ein Beweis, daß die Blockierung dieses Hafens den Engländern nicht geglückt war. Ein anderes U-Boot unter dem Befehl des Oberleutnants Lohs (siehe Bild Seite 152) versenkte während einer nur einhundertstündigen Fahrt trotz scharfer Gegenwirkung 7 feindliche Dampfer von insgesamt über 22 500 Bruttoregistertonnen ebenfalls im östlichen Teile des Ärmelkanals. Es handelte sich um wertvolle, tiefbeladene Schiffe, die allem Anschein nach Kriegsmaterial geladen hatten.

Ganz besondere Erfolge erzielte der oft genannte, mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnete U-Bootführer Kapitänleutnant Steinbauer (siehe Bild in Band VI



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutsches Lazarett am Kemmelberge unter englischem Feuer.

Seite 122) mit seiner bewährten Mannschaft im Sperrgebiet des westlichen Mittelmeeres. Innerhalb weniger Tage brachte er sieben feindliche Dampfer, meist nach kräftiger Gegenwehr, und mehrere kleine Fahrzeuge mit insgesamt 33000 Tonnen und 10 Geschützen zur Strecke. Ein hervorragendes Heldenstück zur See war sein Überfall auf den Hafen von Carloforte auf Sardinien (siehe Bild Seite 329), den er ausführte, nachdem er dort in schwieriger Aufklärung bewaffnete Fahrzeuge festgestellt hatte. Bei fahlem Mondlicht und schon anhebender Morgendämmerung drang Kapitänleutnant Steinbauer am 29. April durch die stark befestigte Durchfahrt von San Pietro in den Hafen von Carloforte ein und griff die im Hafen liegenden Schiffe unter vollem Einsatz seines Bootes und Ausnutzung sämtlicher Waffen an. Ein Torpedoschuß riß den englischen Dampfer „Kingstonian" (6564 Tonnen) in der Mitte auseinander, während die längsseit des Engländers liegenden großen Seeschlepper Granatfeuer erhielten. Als die Schiffe in der mächtigen, durch die Explosion des „Kingstonian" entstandenen Rauchwolke verschwanden, wandte sich das U-Boot einem französischen Viermastschoner zu, um ihn zu vernichten. Nun setzte aber die Gegenwehr der feindlichen Batterien auf der Mole, in der Einfahrt und auf der Insel Antioco ein, die in der rasch zunehmenden Helligkeit ihr Feuer auf das Boot vereinigten. Selbst vom Heck des sinkenden „Kingstonian" donnerten noch die Geschütze, die aber rasch zum Schweigen gebracht wurden. Den Viermastschoner schoß das U-Boot in Brand, worauf es sich der Hafenausfahrt näherte. Da suchte ihm plötzlich ein Motorboot in schnellster Fahrt den Weg zu verlegen; es eröffnete Schnellfeuer und schoß Torpedo auf das Tauchboot ab, während gleichzeitig die Hafenbatterien Sperrfeuer vor das U-Boot legten. Doch unbeschädigt entrann es der Gefahr. Beim Cap Colomo wurde es nochmals erfolglos beschossen. Dann tauchte das Boot unter, nachdem es sich etwa eine Stunde im Hafen aufgehalten hatte. Später ging es wieder an die Oberfläche, geriet dann mit einem stark bewaffneten Bewachungsdampfer in ein halbstündiges Gefecht und beschoß darauf die Funkentelegraphen- und Signalstation von Kap Sperone auf der Insel Antioco mit guter Wirkung.

Am 16. Mai wurden neue Schiffseinbußen bekannt, die die Feinde im Mittelmeer erlitten hatten. Über 25 000 Tonnen waren auf den Grund der See geschickt worden, von denen der Hauptanteil auf das Boot unter dem Kapitänleutnant Marschall (siehe Bild in Band VII Seite 296) entfiel. Mehr als 34 000 Tonnen wurden neuerdings im Ärmelkanal vernichtet, woran das von Kapitänleutnant Grünert befehligte Boot mit 25000 Tonnen beteiligt war.

Sehr beträchtlich waren auch die Menschenverluste, die die Schiffsversenkungen zur Folge hatten. Anfang Mai teilte der Vorsitzende des Bundes der englischen Matrosen und Heizer, Havelock Wilson, mit, daß durch den U-Bootkrieg seit dem August 1914 wenigstens 15000 englische Seeleute ihr Leben eingebüßt hätten.



Hofphot. O. Tellgmann, Eschwege.

Innenansicht einer deutschen Marketenderei in einem ehemaligen französischen Basar in Laon.

In den besetzten Gebieten werden von der deutschen Militärverwaltung zahlreiche vorbildliche Einrichtungen zum Wohle der Feldgrauen geschaffen. In diesen Verkaufsstellen können sich die Soldaten zu erstaunlich niedrigen Preisen erwerben, was ihnen vom Heere nicht unmittelbar geliefert wird. So kostet hier ein großer Eimer der besten Marmelade, die in den eigenen Obstverwertungsanlagen der Militärverwaltung hergestellt wird, nur 3 Mark.

Am 15. Mai richteten die Engländer ein neues Sperrgebiet zwischen Norwegen und den nördlich von Schottland gelegenen Orkney- und Shetlandsinseln ein, das in erster Linie dem Zweck dienen sollte, die deutschen U-Boote vom offenen Meer abzuschließen. Durch die Auslegung von Minen in diesem Gebiet wurde auch die Bewegungsfreiheit der Neutralen wieder bedeutend eingeschränkt; denn der Verkehrsweg, den die Deutschen an der zerklüfteten norwegischen Küste offen gelassen hatten, wurde nun so gut wie vollständig verlegt. Außerdem erhöhte sich für die neutrale Schiffahrt die Gefahr, die von losgerissenen Minen drohte; denn ein Abtreiben der Minen war in jenem Gebiet wegen des hohen Seeganges und der großen Wassertiefe sehr wahrscheinlich. —

* * *

Gegen die flandrischen U-Bootstützpunkte suchten die Engländer in der Zeit vom 20. bis zum 22. Mai besonders



Phot. Boedecker, Berlin.

Bei der großen Bagage in der Nähe von Dixmuiden.

durch **Luftangriffe** zu wirken. Sie behaupteten, dabei einen deutschen Zerstörer versenkt zu haben. Ihre Angaben entsprachen jedoch nicht den Tatsachen, denn es hatte am 18. Mai lediglich ein Torpedoboot einen Treffer erhalten und dabei geringfügigen Schaden erlitten. Dagegen kamen den Engländern ihre Vorstöße teuer zu stehen, denn in der Zeit vom 18. bis zum 22. Mai verloren sie fünf Flugzeuge, die in die See abstürzten. Ein sechstes mußte eine Notlandung vornehmen und fiel mit der Besatzung in die Hände der Deutschen.

Im April büßten die Deutschen insgesamt 123 Flugzeuge und 14 Fesselballone ein; von den Flugzeugen erreichten 87 hinter den Linien des Feindes die Erde. Die Gegner verloren 271 Flugzeuge und 15 Fesselballone. Davon wurden 223 Flugzeuge im Luftkampf überwunden, 42 fielen Abwehrgeschützen und 6 Gewehrfeuer zum Opfer. 123 Flugzeuge erbeuteten die Deutschen.

Starker Fliegereinsatz auf beiden Seiten führte auch im Mai zu zahlreichen Luftgefechten. Am 15. Mai brachte die früher von dem Rittmeister Manfred Freiherrn v. Richthofen geführte Jagdstaffel allein 14 Gegner von den 33 zum Absturz, die an diesem Tage von den Deutschen abgeschossen wurden. Vom 19. bis zum 21. Mai wurden 59 feindliche Flugzeuge und 3 Fesselballone heruntergeholt; dabei erfocht Leutnant Löwenhardt (siehe Bild Seite 328) seinen vierundzwanzigsten und Vizefeldwebel Rumey seinen einundzwanzigsten Luftsieg. Am nächsten Tage errang Leutnant Menkhoff (siehe Bild Seite 328) seinen siebenundzwanzigsten, Leutnant Pütter seinen dreiundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Luftsieg. Die Besatzung eines Beobachtungsflugzeuges, Leutnant Eisenmenger und Vizefeldwebel Gund, schossen am 23. Mai aus einer Kette von sechs englischen Kampfflugzeugen vier heraus. — In dieser Zeit erlitt die deutsche Fliegerwaffe einen neuen schmerzlichen Verlust. Leutnant Bongartz (siehe Bild Seite 199), der nach dem Tode des Rittmeisters Freiherrn v. Richthofen mit sechsunddreißig Siegen an der Spitze der deutschen Lufthelden stand, erhielt in einem Luftkampfe eine Verwundung, die ihm den Verlust eines Auges eintrug und sein Ausscheiden aus den Reihen der deutschen Luftkämpfer bedingte.

Eine ganze Reihe deutscher Städte, wie **Landau, Koblenz** und Köln, waren wieder das Ziel feindlicher **Luftüberfälle**. Über Köln erschienen am Sonnabend vor Pfingsten sechs feindliche Flugzeuge, die dreiundzwanzig Bomben abwarfen, deren Art erkennen ließ, daß die Angreifer keine militärischen Zwecke verfolgten, sondern nur die Bevölkerung schädigen wollten. Der Überfall forderte aus ihr 35 Tote und 37 Verletzte.

Deutsche Flieger dagegen griffen wieder die feindlichen Hauptstädte und militärisch wichtige Orte an. Am 15., 23. und 24. Mai erschienen deutsche Flugzeuge über **Paris**, und in der Nacht zum 20. Mai erhielt auch London ihren Besuch. Dieser Angriff auf die so oft heimgesuchte englische Hauptstadt war der schwerste, den sie bis dahin überhaupt erlebt hatte. Besondere Tätigkeit entfalteten deutsche Bombengeschwader über den Stapelplätzen der **Feinde**. In der Nacht zum 22. Mai flog das riesige Munitionslager 3 Kilometer westlich von Abbeville infolge deutscher Bombentreffer in die Luft, und in der nächsten Nacht ereilte das Lager von Blargies das gleiche Schicksal. In einer **Woche** warfen die Deutschen 350 000 Kilogramm Sprengstoff außer auf London, Paris, Dover, Calais auch auf viele andere wichtige Punkte ab und erzielten damit starke Wirkungen. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Rückeroberung der k. u. k. Feldwache II am Monticellohang im Herbst 1915.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Unterjäger B., Sie steigen mit sechs Mann da hinauf und suchen über den Kamm an das „Schartl" zu kommen. Wir nehmen den Weg über den Hilfsplatz und gehen's über die „Rutschen" an. Solltet ihr früher an Ort und Stelle sein, laßt nichts hören und sehen von euch, bis wir angreifen; dann aber drauf! Heil!

Ein halbes Dutzend grauer Gestalten löste sich aus der kleinen Gruppe und kletterte die von Fähnrich S. bezeichnete Rinne hinauf. Nochmals zurückblickend sahen wir die zwölf anderen auf schmalem Steig hinter einer Nase des Monticello verschwinden.

Weiter, weiter! Schon künden orangefarbene Streifen hinter den Presanellastöcken, daß es in einer halben Stunde hellichter Tag sein wird, und dann müssen wir den „Gazzelmachern"*) schon auf dem G'nack sein. Gestern abend haben sie Feldwache II, das Schartl, mit starker Patrouille angegriffen und genommen, aber lange sollen sie sich nicht daran erfreuen. Langsam, ganz langsam ging's jetzt Mann hinter Mann. Für jeden Schritt ward ein Polsterchen der Hauswurz oder des Steinbrechs gesucht, und eine Freude war's, wie lautlos das ging. Wohl kaum hätten wir sonst auf nur zehn Schritte das verliebte „Huuro-ta-do" gehört, den Hochzeitsruf des Steinhahns. Nun ein leise geflüstertes „Halt" des Führers. Vorsichtig pirschen sich die letzten weiter vor und verschwinden beiderseits im Steingewirr. Das Schartl liegt unter uns. Natürlich zieht wieder der verwünschte Nebel darüber hin, daß nicht einmal auf die 60 Meter ein scharfes Ziel zu fassen ist; immer der größte Jammer unserer Schützen. Wenn nur die anderen bald kommen! Na, lange brauchten wir nicht zu warten. Ein helles „Klack", nun verdoppelt, verzehnfacht klang es zurück, es war wie Hammerschläge auf hartes Holz. Das war welsches Kaliber. Ein höhnender Schimpfruf jetzt auf die „Austriacchi". Das hatte noch gefehlt! Von der Rutschen her ein zornmütig „Hurra", und in wilden Sätzen kamen sie gestürmt über Blöcke und Schneeflecken; allen voran der Fähnrich. Hellauf jauchzten da die Burschen ob dem Schartl. Ein Kollern und Poltern schlagender Steine, und unten waren sie auf dem schmalen Schneegrat, Brust an Brust am Feind. Kolben und eiserne Berglerfäuste hämmerten nieder, was sich in den Weg stellte. Geschossen ward nicht viel, nur am rechten Hang lag ein junger Kaiserschütze und sandte so ruhig und bedächtig wie auf dem Schießstande den Fliehenden seine todbringenden Grüße nach. Nach kurzem, erbittertem Ringen war Feldwache II vom Feinde gesäubert und die letzten Alpini, vom Grausen erfaßt, Hals über Kopf im ziehenden Nebel verschwunden. Unsere Leute sammelten sich, und ein italienisches Maschinengewehr, das gar nicht zu Worte gekommen war, wurde feindwärts in Stellung gebracht. Einige Schrammen und Beulen ließen sich über den schönen Erfolg leicht verschmerzen und nur stolze Freude lachte aus aller Augen.

Feldwache II hatte auf lange Zeit Ruhe und ist auch später nie mehr verloren gegangen. H. B.

*) Von „gazza" = Blechgefäß, Schöpfer.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Frhrn. v. Mackay.

11. Skoropadski, der Hetman der Ukraine.

(Hierzu das Bild Seite 296.)

Am 29. April 1918 begaben sich in Kiew eigentümliche Dinge. Große und Kleine Rada — Volksvertretung und Regierung — wurden gesprengt, ein bis dahin kaum dem Hörensagen nach bekannter früherer russischer Generalmajor, Pawlo Skoropadski, ließ sich zum Hetman des neuen ukrainischen Staatswesens ausrufen. Eigentümliche Erinnerungen an die berühmten Atamane der Kosaken tauchten sofort vor dem geschichtliche Anknüpfungen suchenden Blick auf. An jenen „Befreier Südrußlands", den in Kiew ein Reiterstandbild verherrlicht und der als Nationalheld der Ukraine gilt, der vor rund dreihundert Jahren das Kosakentum gegen die polnische Herrschaft zur Erhebung aufwiegelte, erst Potocki bei Korsun aufs Haupt schlug, dann mit seinen Scharen verwüstend durch Wolhynien, Podolien und Rotrußland bis Lemberg und Zamosch vordrang, darauf von König Kasimir selbst mit der Würde eines Hetmans unter Warschauer Oberhoheit belehnt wurde und, als der unversöhnliche Haß der Kleinrussen gegen die Polen alsbald neu aufflammte, dem Zaren Alexei Michailowitsch sich unterwarf, aber nur, um dadurch zwischen Tür und Angel der Gewalttätigkeit zweier großer Herren zu



Ankunft der Heimatpost im besetzten Gebiet.



Im Sortierraum eines Feldpostamtes.



Ausladen der Heimatpost.



Abfahrt der Feldpost für eine Kompanie.



Eintreffen der Feldpostsäcke in den Stellungen.



Verteilung der Feldpost an die Gruppenführer der Kompanie.



Austeilen der Feldpost im Graben.



Beim Lesen der Heimatgrüße.

Bilder von der deutschen Feldpost im Westen.

Nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.

geraten. Rußland erhält im Frieden von Andrussow (1667) Smolensk, das linke Dnjeprufer und Kiew, Chmelnizkij sucht vergebens Stütze erst bei den Türken, dann bei Schweden und deutschen Siebenbürgern und zieht sich schließlich verbittert, vom Schlag gerührt, in seine weltentrückte Sitsch Tschechrin zurück, „wo Verrat den Verrat jagt, Treue ein Hahnenei ist und aus der Wahrheit der Boden herausfällt". Und nicht minder lebendig steigt das Sagenbild des Mannes aus düsteren Vergangenheitsgründen auf, der, als junger Page vom polnischen Hof vom Lager ehebrecherischer Liebe vertrieben, auf eines weißen Rosses Rücken gebunden und hinaus in die Steppe gejagt, von Geiern umkreist und von Wölfen umheult, Rettung bei Kosaken findet, unter ihnen durch heldenhafte Taten sich auszeichnet, ihr Hetman und der Vertraute des Zaren Peter wird, in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe die Befreiung der Ukraine erstrebend seinen Herrn verrät, gemeinsame Sache mit dem königlichen Schwärmer und tollkühnen Heerführer Karl XII. macht, aller seiner Träume Glückshoffnungen in der Schlacht bei Poltawa zusammenbrechen sieht, schließlich mit seinem gekrönten Bundesgenossen nach der Türkei entfliehen muß, und dessen greisen Scheitel mitten in des Lebensabends Dunkel noch einmal der Schimmer jugendlich-heißer Liebe zu Matrena, der von ihm entführten Tochter des Kotschubei, eines der Kosaken, deren Verrat er zum Opfer fiel, umflicht: Mazeppa!



Phot. F. O. Koch. Berlin.

Leutnant Löwenhardt, erfolgreicher deutscher Kampfflieger und Führer einer Jagdstaffel im Westen.

Das Schicksal der Ukraine, die erst heute nach jahrhundertelanger Bedrückung durch die zarische Gewaltherrschaft das Morgenlicht der Freiheit wiedererblickt, mag man tragisch nennen, man wird aber doch die Schuld an dem Unglück in der Hauptsache der unsicheren Pendelpolitik Kiews zwischen den Nachbarstaaten zuschreiben müssen. Das Polentum galt als Erbfeind wegen des Hochmuts, mit dem die Schlachtschitzen auf die Ruthenen herabsahen und sie in drückender Fronschaft hielten, wegen der Unduldsamkeit, mit der sie die orthodoxe Kirche behandelten. Nach Moskau fühlte man sich in Kiew immer wieder durch die griechische Glaubensgemeinschaft hingezogen, merkte aber nicht, daß man durch die Bündelei mit dem „Moskal" sich das Grab der politischen wie kirchlichen Freiheit grub. Chmelnizkij wie Mazeppa sind durch die Unsicherheit ihres Kurses zwischen der polnischen Szylla und der großrussischen Charybdis zugrunde gegangen, und Iwan Iljitsch Skoropadski, eben der Ahne des heutigen Machthabers in Kiew, steuerte das Schiff der Ukraine vollends in die Untiefe.

Arm war er aus Polen eingewandert und hatte sich durch Tapferkeit in Kämpfen gegen die Türken das Vertrauen Mazeppas erworben. Dann jedoch, 1708, verließ er seinen Schutzherrn, als dieser vom Zaren abfiel und die Bündnisanträge Karls XII. annahm, trat die Nachfolgerschaft des Hetmans Samoilowitsch, das heißt der zartreuen saporogischen Kosakenpartei, an, und erließ das berühmt gewordene Universal, in dem er seine Kosaken feierlich ermahnte, Petersburg die Treue zu halten. Aber auf Dank vom Hause Romanow wartete er vergebens. Peter der Große stieß bei seinem Streben, das moskowitische Reich zu zentralisieren und alle die feudalen und ständischen, an Selbständigkeit gewöhnten Gewalten und eigenbrötlerischen Herren der Bojarenzeit der zarischen Hoheit unterzuordnen, notwendig auf besonders starken Widerstand in der Ukraine. Gewiß nicht um seiner von europäischem Geist durchtränkten neuzeitlichen Bestrebungen willen, da ja das ruthenische Land mit seiner kulturellen Entwicklung, in Anlehnung teils an den byzantinisch-griechischen, teils an den römisch-lateinischen Gesittungskreis, Rußland um Jahrhunderte voraus war, sondern wegen des unausrottbaren Freiheitsinnes, der im kosakischen Blutadel lebendig war. Der angeblich liberale Herrscher entledigte sich der Auflehnung in echt tatarischer Despotenart. Nachdem er die an den Aufrührereien Mazeppas und Bulowins beteiligten Saporoger- und Donkosaken blutig niedergeschlagen hatte, vernichtete er ihre Freiheiten und betrachtete sie nur als Werkzeug seiner despotischen Regierungsgewalt und seiner weitfliegenden Eroberungspläne, und Iwan Iljitsch war der dienstbare Handlanger dieser echten zarischen Staatskunst: als Menschikoff mit seiner systematischen Vertreibung der Kosaken von Haus und Hof begann, war er es, der freiwillig die letzten Reste der Starschina, der militärisch geordneten selbständigen Verwaltung, preisgab und damit seine Gefolgsleute der Hörigkeit des einstigen Bäckerlehrlings und Günstlings Katharinas I. überlieferte. Damit war das Schicksal der Ukraine endgültig besiegelt; der verzweifelte Versuch, in der Zeit des Russisch-Türkischen Kriegs durch Anschluß an den Aufruhr Pugatscheffs die Gelegenheit zum Zerreißen der Fesseln des Zarismus auszunützen, hatte nur den Erfolg völliger Unter-



Phot. W. Ber[illegible] Berlin-Charlottenburg.

Oberleutnant z. S. Walter Schmitz, erfolgreicher Kommandant eines in Flandern stationierten deutschen U-Bootes (siehe Seite 323).



Phot. W. Sanke, Berlin.

Leutnant Menkhoff, erfolgreicher deutscher Kampfflieger, Ritter des Ordens Pour le Mérite (siehe Seite 326).

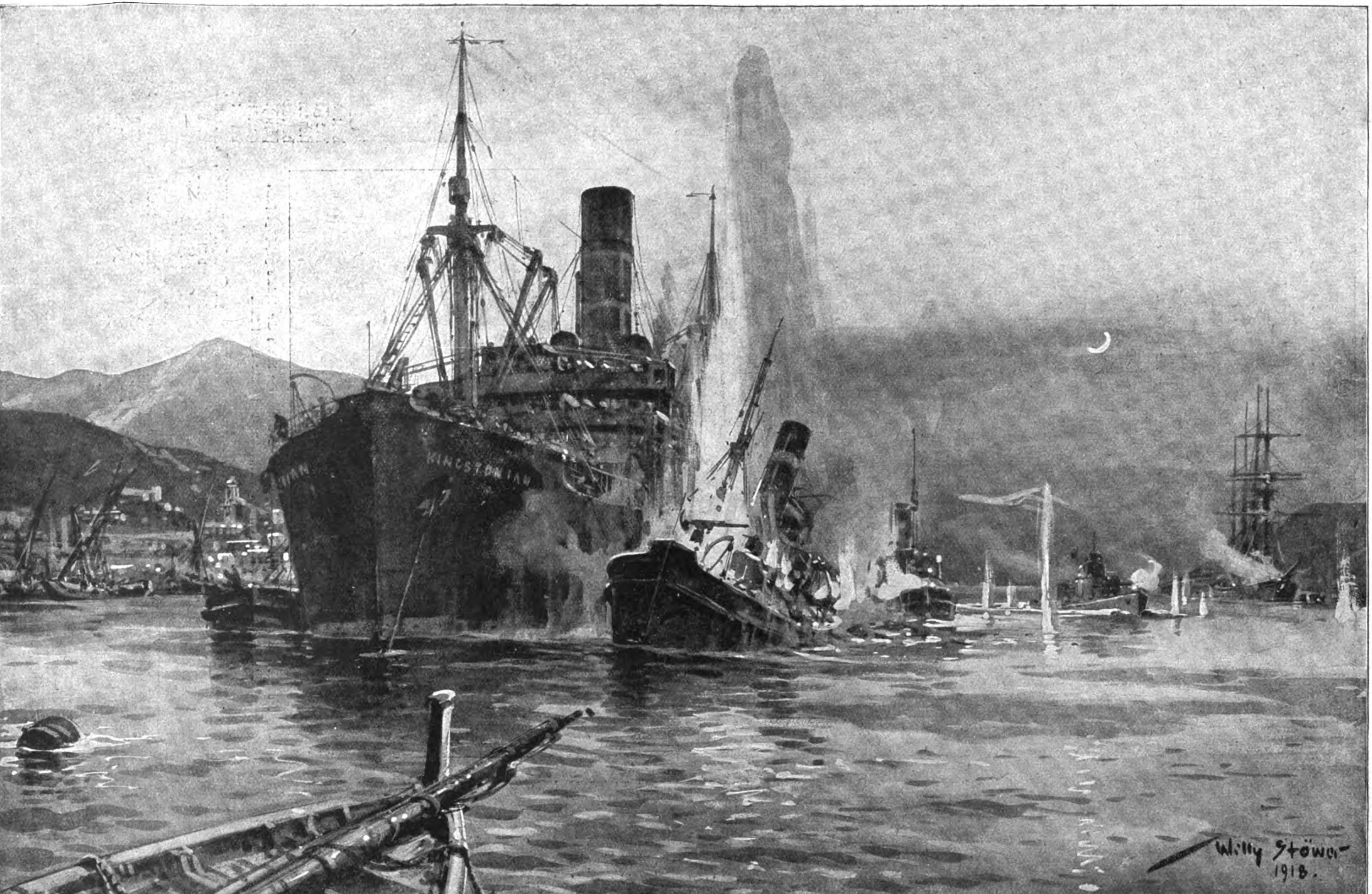


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Korvettenkapitän Eckelmann, Führer des U-Kreuzers, der im Sperrgebiet um die Azoren 48 247 Tonnen Schiffsraum versenkt hat (s. Seite 306).

Rückeroberung der k. u. k. Feldwache II am Monticellohang.

Nach einem Originalgemälde des Standschützenleutnants und Kriegsmalers Hans Bertle.

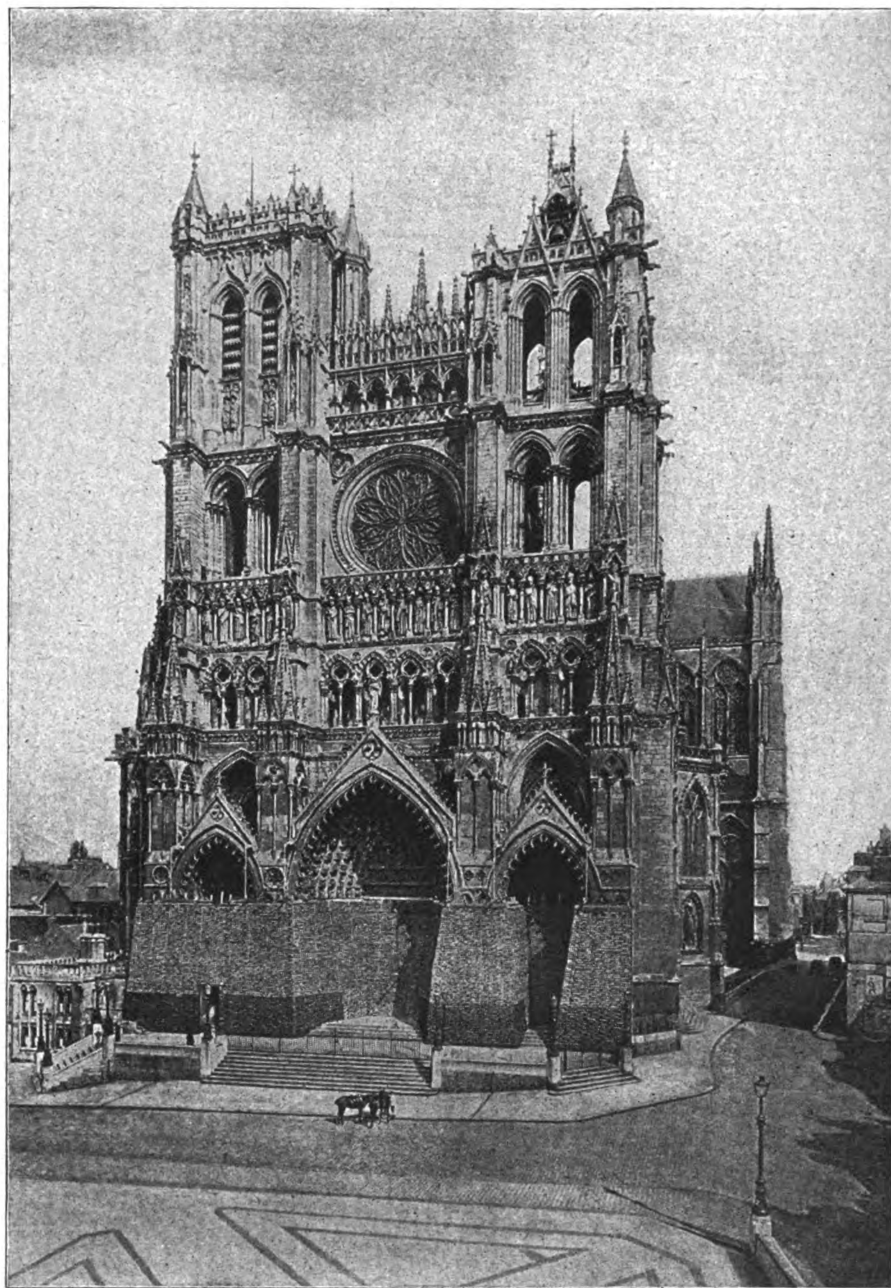


Das Heldenstück eines deutschen U-Bootes (Kommandant Kapitänleutnant Steinbauer) im Hafen von Carloforte auf Sardinien im Morgengrauen des 29. April 1918 (siehe Seite 324).

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

drückung. Iwan Iljitsch aber traf der Fluch seiner charakterlosen Politik. Vom zarischen Hof beiseite geschoben, verfemten und höhnten ihn seine eigenen Obersten als „Judas Ischariot der Ukraine"; er starb verlassen, schwermütig, siech an Körper und Geist.

Daß heute das Enkelkind dieses Skoropadski sich zum Freiheitshelden des ukrainischen Volkes aufwirft, mag im Gedenken an solche Vorgänge wie eine Ironie anmuten. Der neue Hetman ist am 3. Mai 1876 auf deutschem Boden, in Wiesbaden, während des Kuraufenthaltes seiner Mutter, die aus der alten Kosakenfamilie der Kotschubei stammt, geboren und im Petersburger Pagenkorps erzogen worden. (Ein Kosakengeneral Kotschubei war es, der dem Zaren erstmals über die verräterischen Pläne Mazeppas Andeutungen machte; Peters des Großen Vertrauen zu dem Hetman war jedoch so groß, daß er die Ankläger selbst dem Beschuldigten zur Strafe schickte, der sie hinrichten ließ. Dies die geschichtliche Tatsache im Gegensatz zur Matrenasage.) Im Mandschurischen Krieg zeichnete er sich als Befehlshaber des transbaikalischen Kosakenregiments aus; beim Beginn des Weltkriegs führte er als Generalmajor zunächst die 1. Gardebrigade, dann die 1. Gardedivision. Beim Ausbruch der Umwälzung stand er an der Spitze des 34. Armeekorps, für dessen Umbildung in eine nationalukrainische Truppe er sich als ein vorbildlicher Organisator sofort einsetzte. Zum Lohn dafür wurde er alsbald zum Führer der ukrainischen Kosaken gewählt; als solcher schützte er Kiew vor den von der rumänischen Front zurückströmenden bolschewistischen Massen. In dem Aufruf, in dem er dann „als treuer Sohn der Ukraine" zu deren Hetman sich selbst erklärte, fehlt kennzeichnenderweise jeder Hinweis, daß er für die Selbständigkeit des Landes sich einzusetzen gewillt sei. Wen wollte die Zurückhaltung gerade bei ihm wundernehmen?



Die Kathedrale von Amiens, deren figurenreiche Eingänge durch Sandsäcke geschützt sind.
Nach einer französischen Darstellung von Ende April 1918.

Kiew ist die Mutter Moskaus, nicht Moskau der Pflegevater Kiews, und mütterliche Anhänglichkeitsgefühle sind unzerreißbar; Vergleiche, die Süd- und Nordrußland in Parallele zu Irland und England stellen, hinken auf allen vier Füßen und können nur den Blick nach dem östlichen Weltbild verwirren und irreführen. Es entsprach daher lediglich entwicklungsgeschichtlicher Logik, daß die zur Vertretung des ukrainischen Volkes gebildete Rada anfangs gar nicht an eine Losreißung vom Norden dachte, sondern lediglich die Rechte eines gleichberechtigten Gliedes in der neu zu bildenden russischen Bundesrepublik erstrebte. Von Skoropadski ist erst recht seinen Familienüberlieferungen wie seinem Lebenslauf nach eine grundsätzlich feindliche Stellung gegen das Großrussentum nicht zu erwarten, ohne daß damit an der Aufrichtigkeit der Erklärungen über seine Zuneigung zu Deutschland und über das Zusammenwirken mit den Mittelmächten gezweifelt werden soll. Möglich, daß gerade er, durch die bitteren Erfahrungen seiner Vorväter belehrt und gewillt, gutzumachen, was sein Ahnherr gesündigt hat, das Wesen des ukrainischen Problems richtig erfaßt. Trotz allen natürlichen und kulturellen Bedingungen zwischen Nord und Süd des einstmals zarischen Reiches bildet das ukrainische Volkstum seiner Abstammung, seinen geistigen und sozialen Wurzelungen nach eine Einheit für sich in scharfer Spannung zum Moskowitertum: dessen von zentralistischem Geist durchdrungener Cäsaropapie setzt es die autonomistischen Grundlagen seiner Kirche und seiner bäuerlichen Eigenwirtschaft, dessen von finnischen und tatarischen Elementen bestimmter Rasse sein rein slawisches Blut entgegen. Die Aufgabe einer klugen Staatskunst und eines weitblickenden Führers der Ukraine kann es nicht sein, willkürlich zu trennen, was in Jahrhunderten fest verwachsen ist, sondern dem Land innerhalb der russischen Volks- und Staatsgruppen den Vorrang und die Führerschaft zu sichern, auf die es bestbegründete geschichtliche Rechte geltend machen kann: nicht Großrußland, die heutige „Sowjetrepublik", sondern die Ukraine, die Pfahlwurzel des alten russischen Reichs, dessen Ausdehnungsdrang bis zur Zeit Jaroslaws (1019—54) nach dem Balkan sich richtete und darauf erst die nördlichen, zunächst wie Kolonialland behandelten Teilfürstentümer allmählich eroberte und erwarb, ist die Pfahlwurzel des alten „heiligen" russischen Reiches. Fände Skoropadski den Weg zu solcher Lösung des Problems in Stütze auf die Mittelmächte, so würde damit sicherlich ebensowohl deren Vorteil und Wünschen wie dem allgemeinen Frieden und Kulturfortschritt im Osten am besten gedient sein. Er würde sich, Jahrhunderte alte Wunden heilend, als ein wirklich großer Staatsmann und wahrhafter Freiheitsheld in schicksalschwerer Stunde bewähren und das Land tatsächlich der Freiheit entgegenführen.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Englands Hilfsvölker: In der Schlacht an der Lys gefangene Portugiesen in einem Lager hinter der deutschen Front.

Die Durchbruchschlacht in Frankreich.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kaltschmidt.

III.

Die Schlacht an der Lys.

(Hierzu die Bilder Seite 330—333.)

Während Engländer und Franzosen, betäubt von dem wuchtigen Schlage des deutschen Durchbruchs in Richtung Amiens (siehe Bild Seite 330), aufs neue beunruhigt durch unseren Vorstoß über die Oise bei La Fère—Chauny vom 5. April, eilig bemüht waren, ihre Verbände zu ordnen, Reserven heranzuziehen und die drohende Trennung des englischen und französischen Heeres zu verhindern, hatte die deutsche Heeresleitung in aller Stille eine neue selbständige Unternehmung gegen die englische Front vorbereitet. Westlich von Lille, zwischen Armentières (siehe untenstehendes Bild) und dem La Bassée-Kanal, erfolgte am 9. April auf einer Breite von etwa 20 Kilometer ein siegreicher Einbruch in die feindlichen Stellungen, der sich, am folgenden Tage auf verbreiterter Front fortgesetzt, zu einer neuen schweren Niederlage der Gegner auswachsen sollte. Nach dem Flusse, der die Mitte des Kampffeldes nach Nordosten durchquert, fassen wir diese Kämpfe, die am 25. April durch die Erstürmung des Kemmelberges gekrönt wurden, zusammen unter dem Namen die „Schlacht an der Lys".

Die tellerförmige Ebene, die von der Lys und ihren klei-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Kurze Rast deutscher Truppen auf einem Platze in Armentières.

nen Zuflüssen durchströmt wird, ist eine typische flandrische Niederung, voll von Dörfern, Einzelhöfen, Dornhecken und Wassergräben. Sie ist im Norden begrenzt durch das flandrische Hügelgelände mit den Erhebungen des Kemmels, des Mont Noir und des Catsberges — Höhen von nur 130 bis 160 Metern. Im Westen liegt der wichtige Knotenpunkt Hazebrouck und der weite Wald von Nieppe, im Süden erhebt sich hinter dem La Bassée-Kanal das reiche und wichtige Eisen- und Kohlengebiet von Bethune (siehe die Karte Seite 242). Die Stellungen, die durch die Niederung führen, sind völlig denen im versumpften Ypern-gelände verwandt: Wasser überall. Mühsam sind die Brustwehren über dem gewachsenen Boden aufgebaut, ein Gemisch aus Erde, Holz und Beton, das jedem Flachfeuer ausgesetzt ist. Dem Feinde geht es nicht besser; das Zwischengelände mit seinen zahllosen Schlammtrichtern galt ihm als unüberschreitbar. Nur einmal, im Winter 1916, haben australische Divisionen bei Fromelles versucht, die Bayern, die hier lagen, zu überraschen; es war vergebens. Seither war der Abschnitt so ruhig, daß die englische Heeresleitung die Portugiesen (siehe Bild Seite 331 oben) für ausreichend hielt, Grenzwache zu stehen. Abgekämpfte Divisionen kamen hierher in Ruhestellung.

Der ersten englischen Armee unter General Horne lag die Armee Quast gegenüber. An der nördlich anschließenden Ypernfront stand unsere kampferprobte Armee Sixt von Armin gegen die zweite englische unter Plumer, der noch vor kurzem die britischen Truppenteile in Italien befehligt hatte. Die Nächte waren nicht lang genug für den Aufmarsch der Divisionen; Artillerie, Minenwerfer und Kolonnen mußten bei Tage vor. Das Wetter begünstigte das Vorziehen. Alles wickelte sich glatt in der vorgesehenen Zeit ab. Der Feind merkte nichts. Da das „Niemandsland" zwischen Fromelles und Aubers bis zu 2 Kilometer tief war, schlichen unsere Sturmkolonnen in der Nacht vor dem Angriff weit in dieses Gelände vor, um den Weg abzukürzen.

Der erste Stoß der Armee Quast, der am Morgen des 9. Aprils nach vierstündigem, schwerem Vorbereitungsfeuer um acht Uhr fünfundvierzig Minuten einsetzte, traf im Abschnitt Armentières—Givenchy auf 4 feindliche Divisionen: 2 portugiesische in der Mitte und je eine englische auf den Flügeln. Reserven, die vordem dahinter standen, hatten sich seit Beginn der Durchbruchschlacht schnell verzogen. Die Überraschung glückte vollkommen. Unaufhaltsam stürmten die Regimenter vor, auf dem Fuße gefolgt von Begleitbatterien, von Pionieren mit Faschinen und Bohlen (siehe das obenstehende Bild), von Reserven und Armierungstruppen (siehe Bild Seite 322), die sich sofort an die Herstellung der Wege und Brücken machten. Am Abend des ersten Tages konnte bereits die schwere Artillerie nachgezogen werden — angesichts des üblen Geländes eine ganz hervorragende Leistung.



Deutsche Pioniere beim Wegebau während der Durchbruchschlacht im Westen.

Der Angriff hatte am selben Abend eine durchschnittliche Tiefe von 8 Kilometern gewonnen. Am linken Flügel war die Lawe erreicht, am rechten die Lys bei Bac-St. Maur überschritten. Mutig stieß die Brigade Höfer noch in der Nacht 2 Kilometer weiter bis Croix du Bac durch die dritte englische Stellung durch, und nahm am anderen Morgen einen verwegenen Anlauf gegen Steenwerk, tief im Rücken von Armentières. Die Engländer berichteten verstört, wie der einarmige General Höfer, den Krückstock schwingend, den Sturm seiner Truppen geleitet und sie angefeuert habe. Die Bresche in der starken Lysstellung war nicht mehr zu schließen. Sie wurde am 10. und 11. durch neue Übergänge über den Fluß bei Sailly und Estaires erweitert, während gleichzeitig in breiter Front die Lawe überschritten und am 12. früh Merville erreicht wurde.

Seit dem Morgen des zweiten Angriffstages (10. April) hatte aber auch die Armee Armin in die Schlacht eingegriffen: beiderseits Waasten waren starke Kräfte vorgegangen, hatten Hollebeke und Meesen gestürmt, den stark verdrahteten Ploegsteertwald flankierend gefaßt und standen nun hinter der zweiten englischen Stellung an der Straße Armentières—Ploegsteert dicht im Norden der bedrohten Stadt. Armentières lag am dritten Tage (11.) in einem schmalen Sack, aus dem nur noch eine große Rückzugstraße auf Bailleul führte, die aber unter stärkstem Feuer lag.



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Bereits am vierten Tage konnte Ludendorff 20 000 Gefangene und mehr als 200 eroberte Geschütze melden.

Hatte bisher die Armee Quast die Hauptunternehmungen des Einbruches durchgeführt, so trat nun die Armee Armin aus ihrer unterstützenden Tätigkeit mehr und mehr als die eigentliche Angriffsarmee hervor. Von höchstem Interesse mußte die englische Entscheidung über die Verteidigung Yperns werden. Denn es war klar, daß General Plumer den bis auf die Höhen von Passchendaele nach Osten ausgreifenden Ypernbogen, den kostspieligen Gewinn der Flandernschlacht von 1917, nicht lange würde behaupten können. Und in der Tat: als am 16. die riesigen Sprengtrichter aus der Wytschaeteschlacht und Wulverghem gestürmt waren, als Tags darauf Wytschaete, Bailleul und Meteren in unsere Hand fielen, begann Plumer seinen Rückzug im Ypernbogen. Kampflos überließ er uns eine mehrere Kilometer breite Trichterzone, und setzte sich in einer verkürzten Linie am Steenbach fest. Die strategische Niederlage war offenkundig und beschämend genug, hatte doch General Haig noch kurz vorher in einem verzweifelt ernsten Armeebefehl seine Truppen ermahnt, „jede Stellung bis auf den letzten Mann zu halten". Der Stolz der Briten aber wurde noch viel tiefer getroffen, als ihnen auf diesem, ihrem eigensten Schlachtfelde Franzosen zu Hilfe eilen mußten, um den Zusammenbruch der Ypernfront aufzuhalten. Am 16. April griffen die eilig herangeholten Alpenjäger bei Merris und Meteren ins Gefecht ein. Nördlich von Bailleul und am Douvebach tauchten alsbald die graublauen Mäntel der Franzosen in dicken Massen zwischen den englischen Regimentern auf. Generalissimus Foch hatte einen abermaligen tiefen Griff in seine Reserven tun müssen, um die vorgeschobene Bastion des Kemmelberges, den besten Beobachtungspunkt zwischen Armentières und Ypern zu schützen.

Als aber am 25. April sieben Uhr früh unsere Sturmkolonnen von Süden und Osten zugleich vorgingen, waren nach vierstündigem Kampfe Dorf und Berg Kemmel mitsamt der französischen Besatzung genommen. Die Engländer warfen alle verfügbaren Kräfte, Tankleute, Radfahrer, Armierungssoldaten in die Schlacht, die Franzosen setzten Teile ihres bewährten 20. Elitekorps zu wilden Gegenangriffen ein — vergebens. Der Berg blieb unser. Und bereits am 27. April sah sich General Plumer genötigt, den Ypernbogen abermals um ein großes Stück zurückzunehmen: er wich bis in die Stellungen vom Herbst 1914 zurück. Ypern besteht nur noch als ein kleiner strategisch wertloser Brückenkopf, und von dem berühmten Sprungbrett zur Eroberung Belgiens und der flandrischen Küste ist nichts mehr übrig geblieben als die Erinnerung an die schweren Blutopfer, die England Jahre hindurch an der Yser umsonst dargebracht hat.

Die schwer befestigte Stadt, die frontal kaum zu stürmen war, ließ sich angesichts dieser Umfassung von drei Seiten her nicht halten: am 11. April fiel sie mit 50 Offizieren und mehr als 3000 Mann an Gefangenen sowie reicher Beute in die Hände der Sieger.

Sofort schlossen die Flügelgruppen der Armeen Quast und Armin, die hier gemeinsam gehandelt hatten, die Angriffsfront und gingen erneut gegen Nordwesten und Westen vor. **Der Ploegsteertwald wurde vom Regiment Polmann aus südlicher Richtung umgangen und abgeschnürt. Die Ortschaften Nieuwekerke, Merris und Vieux Berquin fielen am 13. April. Südlich wurde der Rand des Waldes von Nieppe und der Ostausgang von St. Venant erreicht. Mit der Besetzung der Höhe 40 südwestlich von Bailleul setzten die Unseren den Fuß auf den Rand des flandrischen Hügelrückens. Die Lysebene war überschritten. Das erste Ziel der Schlacht war in wenigen Tagen erreicht worden.**

Krieg und Vermessungswesen.

Von Hans Schoenfeld.

Das Gelände des Stellungskrieges gleicht in einer Art dem freien Meere: Man muß seine Fläche mit Winkeln, Kompassen und Meßapparaten durchfahren. Dann ist man aber auch ganz heimisch darin.

Im Frieden beschäftigten sich nur die Waffengattungen

mit den technischen Hilfsmitteln des Vermessungswesens, die infolge zu großer Entfernung oder aus Rücksicht auf eigenes Unsichtbarbleibenwollen ihr Ziel nicht durch direktes Anvisieren, wie dies beim Infanteriegewehr der Fall ist, erfassen; vornehmlich also die Artillerie, das Geschütz.

Der Stellungskrieg hat aber die Notwendigkeit ergeben, diese genauen Behelfsmittel auf breitere Verhältnisse zu übertragen, eine Kunst, die die sorgsame französische Heeresleitung schon vor dem Kriege auch für die Infanterie notwendig erachtete. Jeder französische Offizier hatte nämlich einen Kursus im Meßwesen durchzumachen, der ihn befähigte, mit einem entsprechenden Werkzeug rasch ein wichtiges Ziel im Gelände seiner winkel- und maßstabgerechten Lage nach genau zu bestimmen; „anzuschneiden“, wie der technische Ausdruck besagt. Auch der Russe hatte mit einem Verfahren, den Schall eines Geschützabschusses zu messen und danach den Standort der Kanone zu bestimmen, ziemliche Fertigkeit erlangt. Der deutschen Kriegstruppe blieben da noch eine Reihe von Aufgaben zu lösen, die rasch zur Vollendung gediehen und jetzt die höchste Stufe des Meßverfahrens darstellen; damit der genauen Zielbestimmung und Ausnützung.

Betrachten wir eine Geländekarte ihrer Entstehung nach, so sehen wir, daß die Berücksichtigung der vier Himmelsrichtungen dabei eine Vorbedingung ist. Voraussetzung ist die Einstellung jeder Karte, und zwar meist nach Nord. Es bestehen dabei die zwei Möglichkeiten der Einstellung von absolut Nord, also geographisch Nord, und magnetisch Nord. Das ist die Eintragung unter Berücksichtigung der Abweichung (Deklination) der Magnetnadel des Kompasses von der Erdachse. Diese ist für die verschiedenen Orte unterschiedlich. Für Dresden beträgt sie zum Beispiel 8 Grad, das ist $\frac{360}{8} = 1/45$ der Kreiseinteilung. Denkt man sich, um dies vorwegzunehmen, ein Meßinstrument, das unter geographisch oder magnetisch Nord ausgerichtet ist, als Basis über dem Mittelpunkte eines Kreises, dessen Halbmesser r = 500 Meter ist, so ergibt sich für den Umfang dieses Kreises $2 \pi r = 1000 \times 3,14 \ldots$ oder die Dezimalen auf 2 erhöht eine Stricheinteilung von 3200. Jeder Strich entspricht dann auf r = 500 Meter einem Meter. Bei 250 Metern ein Strich = 1/2 Meter oder 2 Strich = 1 Meter, bei 100 Metern fünf Strich = 1 Meter. Nord, Ost, Süd, West lägen dann auf Strich 0 (3200) —800—1600 —2400. Die für Dresden angegebenen 8 Grad Deklination = 1/45 würden also für das hier angeführte Meßinstrument $\frac{3200}{45} = 71$ Strich bedeuten, die entsprechend durch Zuzählen oder Abziehen zu berücksichtigen sind. Wesentlich ist somit für Festlegung eines Geländes im entsprechenden Maßstab die Ausmessung des Winkels, den ein angemessener Punkt (Ziel) zur magnetischen Nord-Südrichtung bildet, das sogenannte Azimut, auch magnetische Streichung genannt. Hat man diesen Punkt (meist ein hervorragendes Geländeziel) festgelegt und dessen Entfernung gemessen, dann kann man sich von hier aus wacker auf ein neues Ziel einmessen und schließlich ein ganzes Bodenstück mit solchen zu Dreiecken verbundenen festliegenden Punkten aufteilen. Höhenunterschiede sind entsprechend getrennt zu messen. Im Frieden sind sie amtlich festgelegt in den bekannten △ trigonometrischen Signalen (△ 91) auf Kuppen, Hügeln, Bergspitzen.

Auf diese Weise entsteht eine maßstab- und winkelgerechte Karte in mehr oder minder technischer Vollendung der Vermessungs- und Druckwiedergabe (Stein-Kupferdruck). Unsere Kultur- und großen Militärstaaten wiesen denn entsprechend hochwertige Karten verschiedenen Maßstabes auf, deren Herstellung aus verständlichen Gründen in den Händen der Heeresleitung lag (Landesaufnahme) und deren Vertrieb und Kontrolle einer weiteren Militärstelle zugewiesen war (Plankammer und anderen). Natürlich kamen die Karten größeren Maßstabes, also unter 1 : 50 000, entsprechend weniger in öffentlichen Gebrauch. Deutschland besaß in seiner Karte 1 : 25 000, dem sogenannten Meßtischblatt, eine vorzügliche Karte für den militärischen und amtlichen Friedensgebrauch. Sie lehnt sich an die amtlichen Vermessungen der Fluren von Gemeinden an, die im Katasterbuch in einem sehr großen Maßstab zur zweifelsfreien Feststellung, etwa bei gerichtlichen Streitfragen, niedergelegt sind.

Man hätte denken sollen, eine umfangreiche Sonderkarte dieses Maßstabes hätte den Zwecken des heutigen Krieges genügt. Für eine Armeefront von 40 Kilometern Breite und 25 Kilometern Tiefe würde das schon eine Kartenreihe von beträchtlichem Umfange bedeuten. Die Verhältnisse des Stellungskrieges zwangen aber zu viel eingehenderer Geländevermessung und vervielfältigter Darstellung. Wie winzig klein würde sich zum Beispiel eine Regimentsfront von rund 1200 Metern mit der gegenüberliegenden feindlichen Front und ihrem Grabensystem nach der Tiefe — sagen wir 600 Meter — im Maßstab 1 : 25 000 ausnehmen: ganze 4,8 × 4,8 Quadratzentimeter würde das auf der Karte ausmachen. Nun gut — man vergrößert einfach die vorhandenen Maßstabskarten um das Vier-, Fünf-, Sechsfache, druckt die Neuschöpfungen rasch um und fertig. — Leicht gesagt! Was wäre die Folge? Wenn in der Karte 1 : 25 000 auch nur Fehler von 1 Millimeter in den Abmessungen, von wenigen Minuten im Gradmessungsverfahren oder der drucktechnischen Wiedergabe, den Veränderungen des Papiers (das sich nach den atmosphärischen Einflüssen bald streckt, bald zusammenzieht) finden, so würde eine Vergrößerung um das Fünffache schon entsprechende Fehlervergröberung bedeuten. Für Artillerie und Minenwerfer, die aber auf unbedingt genaue Kartenpläne angewiesen sind, hieße das beträchtlicher Fehlschuß.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die ersten amtlich ausgegebenen Flugpostmarken der am 1. April 1918 früh um 5½ Uhr auch für den öffentlichen Verkehr eröffneten k. u. k. österreichischen Flugpost Wien—Krakau—Lemberg.

Die erste Ausgabe besteht aus drei Werten zu 1,50, 2,50 und 4 Kronen.

Mithin muß eine selbständige Truppeneinheit, wie sie das Korps, die Armee und andere darstellen, ihren Gefechtsraum für die Zwecke des Stellungskrieges ganz von neuem ausmessen. Dies setzt einen größeren Stab geübter Topographen, Geometer und Techniker voraus. Auch die entsprechenden Umdrucker, Ätzer, Clicheure dürfen nicht fehlen. Man sieht also schon daraus, welch verwickelten Stab eine heutige Kampfeinheit mit sich führt und welche Wichtigkeit man dem Vermessungswesen zubilligt. Alle Hilfsmittel sind für dies Gebiet gut genug. Optik und Akustik, Kompaß und Kamera müssen heran. Deutschland, in dieser Hinsicht dank einer höchstleistungsfähigen, auf wissenschaftlichen Entdeckungen fußenden Industrie schon im Frieden führend und vielbeneidet, hat die Errungenschaften der Friedenszeit den militärischen Notwendigkeiten dienstbar gemacht und dabei unablässig die angewandten Verfahren vervollkommnet. Erst die kommende Friedenszeit wird uns staunend erkennen lassen, wie gewaltige Fortschritte die Fernphotographie, das Schallmeßverfahren, optische Entfernungsmesser, Verbindungen von Kompaß und Meßinstrument gezeitigt haben.

Zu einer Haupthelferin aber ist die jüngste Waffe, die Königin der Luft geworden: Die Fliegertruppe. Diese ermöglicht heute eine so genaue Überwachung der gegnerischen Gelände-, das ist Graben- und Stellungsverhältnisse, daß man buchstäblich davon sprechen kann: Man schaut sich in die Karten, obwohl man sich nicht sieht, sondern hübsch gedeckt hält.

Die Fliegerphotographie ist es, die den Sonderkarten großen Maßstabes genaue Berichtigungen und Anhaltspunkte gibt, daneben aber noch in des Gegners heimlichste Machenschaften hineinleuchtet; die feinsten Einzelheiten der

Belichtung sind nicht bedeutungslos, zeigen hier unfehlbar Veränderungen im Gelände an. Das Lesen von Fliegerbildern ist darum eine höchst ergiebige und reizvolle Sache mit einem Einschlag von kriminalistischer Spannung (wir wollen dem Sünder schon auf die Spur kommen. Aha, so steht es bei dir, alter Junge? Sieh mal an!) und nach einiger Übung gar nicht so schwer, wie es scheinen könnte. Schwieriger würde schon die Eingliederung des Fliegerbildes in den Geländeplan (der Gegner legt ihn in großen, mit Ziffern und Buchstaben bezeichneten Vierecken an, die ihm ermöglichen, wenige Meter feindliche Stellung genau zu bezeichnen und dem Erd- oder Flugbeobachter im Fernsprech- oder Funkerverkehr beim Beschießen genau zugänglich zu machen) wirken können, wären nicht auch da durch sinnreiche Lichtreflex- und Meßmittel längst einfache Lösungen geschaffen, die einen Fliegerfilm auf die richtigen Winkel- und Längenmaße führen. Denn es ist wohl in den seltensten Fällen möglich, eine lotrechte (90 Grad) Geländeaufnahme aus der Höhe zu machen; vielmehr beschreibt das Flugzeug in seinen wagrechten und senkrechten Ebenen Bogen, die sich bei der Fliegeraufnahme in schiefen Winkeln und entsprechend schräger Darstellung und schiefer Wirkung der Lichtstrahlen niederschlagen. Im Aufnahmeapparat verzeichnen zur späteren Richtigstellung automatische Einrichtungen genau die Stunde und die Fehlwinkel der Aufnahme; natürlich auch Höhe und Breite der Linse. — Fortwährende Beobachtungen aus dem Schützengraben und der Luft, stetes Anschneiden von Geländepunkten und Zielen sorgen dafür, daß die unauffälligen, aber unaufhörlichen Veränderungen des eigenen und gegnerischen Grabensystems auf der Karte beachtet werden. Man kann beinahe sagen, daß kaum ein Sandsack beim Feind auf der Grabenwand auftaucht, ohne bemerkt und eingetragen zu werden. Dies legt einer Truppe, die sich hierin auskennt, die natürliche Verpflichtung auf, entsprechend vorsichtig bei Neuanlagen zu Werke zu gehen. Gefangenenaussagen, beschlagnahmte Briefschaften, Aufzeichnungen, erbeutete Grabenkarten ergänzen wirksam das Gesamtbild der Geländeverhältnisse beim Gegner, völlig getreu dargestellt im Kartenplan.



Der erste deutsche Flugpostdienst.
Vor dem Hause des Kurierdienstes in Brest-Litowsk, in dem sich die Luftpost-Annahmestelle befindet.

Das Flugzeug im Dienste der Post.

Von Hans Schipper.

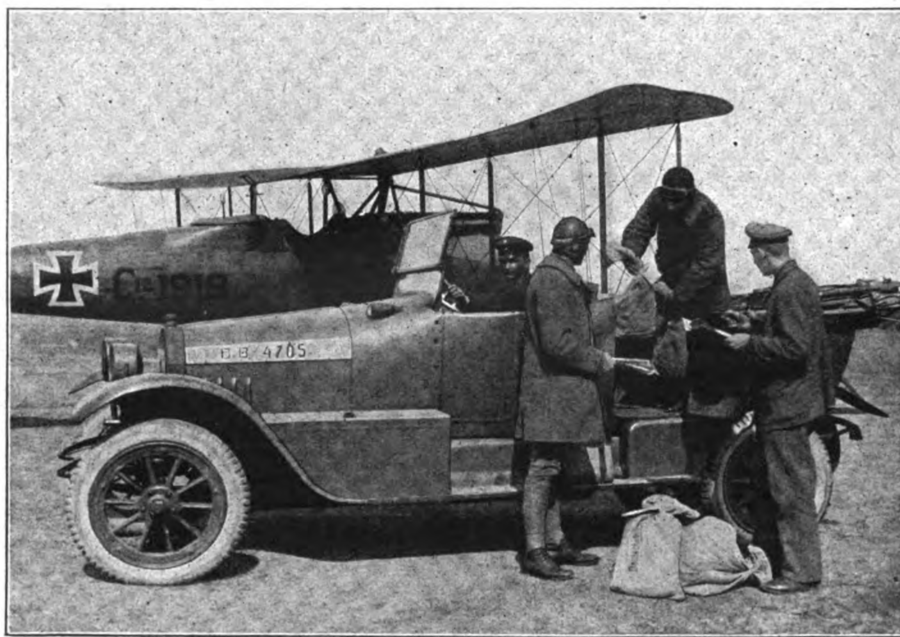
(Hierzu die Bilder Seite 334 und 335.)

Zu den neuen Erscheinungen im gegenwärtigen Kriege gehört auch die Postbeförderung in größerem Maßstabe mittels Flugzeugen. — Wer die Entwicklung des Flugwesens in dem letzten Jahrzehnt verfolgt hat, wird mit Befriedigung feststellen können, daß der Krieg das Flugwesen der langerstrebten Lösung seiner Aufgaben in hohem Maße entgegengeführt hat. Zwei Umstände haben hierbei schaffend geholfen.

Das Geld, das im Frieden in leider nur allzu beschränktem Maße zur Verfügung gestanden hat, fließt jetzt dem Bedarf entsprechend. Durch seinen Einfluß ist ein Jahrzehnt der Entwicklung des Flugwesens wie über Nacht übersprungen worden. Der Zerstörer Krieg ist auch hier, wie auf so vielen Gebieten, zum rücksichtslosen Förderer des Fortschritts geworden.

Der im Krieg nur durch die Forderung der Stunde und den erstrebten oder erreichbaren Erfolg bedingte Einsatz von Personal und Material hat die Auswertung der technischen Entwicklung auf breiter Grundlage ermöglicht.

Die Aufgaben, die dem Flugwesen übertragen werden konnten, erweiterten sich mit der technischen Leistungsfähigkeit und dem Flugkönnen. Die zuerst noch unsicheren und kurzen Überlandflüge erreichten innerhalb kurzer Zeit eine nie geahnte Größe. Die Betriebsicherheit der Flugzeuge und ihre Tragfähigkeit wuchsen. Mit der Tragfähigkeit der Flugzeuge wuchs die Nutzlast, die mitgeführt werden konnte. Hunderte von Kilogramm an Munition und Sprengstoffen, abgesehen von der Last der Maschinengewehre und Menschen, hat oft ein Flugzeug an Bord. Was Wunder also, daß der Gedanke aufkam und bald verwirklicht wurde, sich das Flugzeug auch zur Postbeförderung in größerem Maßstabe nutzbar zu machen. — Man wird vielleicht einwenden, daß doch für derartige Zwecke die Postverbindungen auf dem Erdboden vollauf ausreichen dürften. Und für besonders wichtige und eilige Sachen hat man ja die Telegraphie zur Verfügung. Dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig. Beispielsweise braucht ein Brief bei gewöhnlicher Postbeförderung mit der Eisenbahn, um von Bremerhaven nach Stuttgart zu gelangen, etwa zwei Tage, während ein Flugzeug die Strecke in wenigen Stunden zurücklegt. Für noch größere Entfernungen ist das Verhältnis ähnlich. Der außerordentliche Vorteil liegt demnach klar auf der Hand.

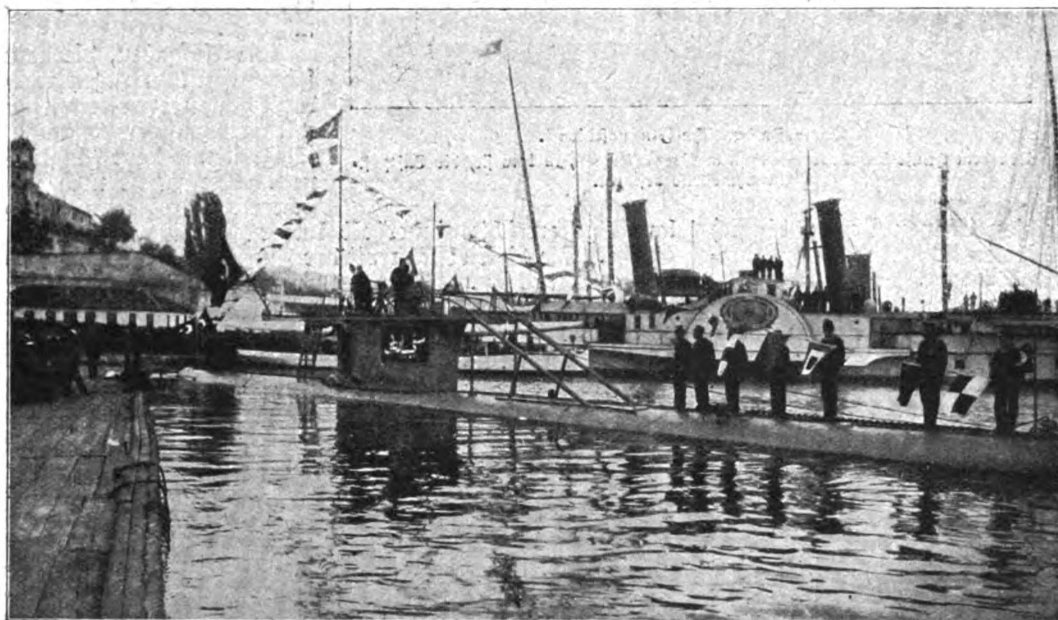


Der erste deutsche Flugpostdienst.
Verladen der Postsäcke aus dem Automobil in das Postflugzeug.

Unter diesen Gesichtspunkten ist im Osten im März 1918 die erste Luftpostverbindung geschaffen worden. Die beiden Hauptausgangspunkte sind Brest-Litowsk, bekannt durch die Friedensverhandlungen mit Rußland, und Kiew, die Hauptstadt der Ukraine. Die Städte Luck und Berditschew sind Zwischenstationen. Die Postverhältnisse auf dieser Strecke sind sehr mangelhaft; aus diesem Grunde

sahen sich die Militärbehörden der Mittelmächte veranlaßt, einen regelmäßigen sogenannten Luftkurierdienst einzurichten. In jeder der genannten Städte befindet sich eine Kurierstation; die Abbildung auf Seite 335 oben zeigt uns das Haus des Kurierdienstes in Brest-Litowsk. Zur Beförderung sind Briefe und Postkarten, ferner Wert- und Einschreibbriefe sowie ganz kleine Pakete zugelassen; größere Pakete sind ausgeschlossen. Die Sendungen werden am Aufgabeort ordnungsgemäß behandelt und dann in Säcke getan, die versiegelt werden. Ein Automobil oder Wagen nimmt die Sachen in Empfang und bringt sie zum Flugplatz, wo schon das zum Abflug bereite Flugzeug ihrer harrt. Ein Flugzeug nimmt oft bis zu zehn Postsäcke mit. Das Gewicht eines Postsackes schwankt zwischen 8 bis 10 Kilogramm. Die Abbildung auf Seite 335 unten zeigt das Verladen der Säcke vom Automobil in das Postflugzeug. Für derartige Sendungen kommen natürlich größere Kosten in Frage als für die auf gewöhnlichem Wege beförderten; dementsprechend sind die Portokosten für Privatsendungen auch höher. Wir zeigen in unserer Abbildung auf Seite 334 einige sogenannte Luftpostmarken, die als erste ihrer Art von der österreichischen Postverwaltung ausgegeben wurden. Es sind gewöhnliche Marken, die mit dem schwarzen Überdruck „Flugpost“ versehen sind; manchen ist außerdem ein neuer Wert aufgedruckt worden.

Der Führer eines Postflugzeuges (gewöhnlich ein Doppeldecker) ist meistens ein Offizier; seltener ein Unteroffizier. Ebenso sind die Beamten, die die übrige Arbeit erledigen, Militärpersonen, und es zeugt von ihrer Leistungsfähigkeit, wenn alles so gut klappt. An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß schon einmal Flugzeuge im Dienst der Postübermittlung gestanden haben. Es war dies im Anfang des Jahres 1915, als die österreichische Festung Przemysl von den Russen belagert wurde. Von der Außenwelt gänzlich abgeschnitten, stellten Flieger eine regelmäßige Verbindung mit dem österreichischen Hauptquartier her, die bis zum Fall der Festung am 22. März 1915 aufrechterhalten wurde.



Phot. A. Groß, Berlin.

Das ehemalige französische Unterseeboot „Turquoise“, mit dem kurz nach seinem Stapellauf der damalige türkische Marineminister Dschemal Pascha eine Probefahrt machte, das infolge wohlgezielter Kanonenschüsse des türkischen Unteroffiziers Müstedjib Onbaschi in die Hände der Türken gefallen ist. Es wurde in Gegenwart des türkischen Kriegsministers Enver Pascha und des Admirals Souchon auf den Namen „Müstedjib Onbaschi“ getauft.

Das von den Türken eroberte französische Unterseeboot „Turquoise“.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Dem im Jahre 1908 vom Stapel gelaufenen französischen Unterseeboot „Turquoise“ ward ein sonderbares Schicksal zuteil, das zu den launenhaften Wechselfällen des Krieges gehört. Als im Jahre 1909 der damalige türkische Marineminister Dschemal Pascha der französischen Flotte einen Besuch abstattete, zeigte man ihm voll Stolz dieses neue Unterseeboot, das einen bisher noch ganz unbekannten Typ der Schiffstechnik darstellte, auf dessen Erfindung sich die Franzosen nicht wenig einbildeten. Selbstgefällig und unter einem Schwall ruhmrediger und zuversichtlicher Worte enthüllten die französischen Marineoffiziere Dschemal Pascha die Geheimnisse der „Turquoise“, an deren Bord der türkische Marineminister eine Probefahrt unternahm. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse geändert, und durch das Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg war auch Frankreich auf die Seite der Gegner des osmanischen Reiches getreten. Zu dem französischen Geschwader, das im Bunde mit der englischen Flotte die Durchfahrt durch die Dardanellenstraße erzwingen sollte, gehörte auch das Unterseeboot „Turquoise“, auf dessen Tätigkeit die Franzosen die kühnsten Hoffnungen setzten. Unbemerkt von den türkischen Batterien und ungehindert durch die zahlreichen Minen war es dem Tauchboot gelungen, glücklich durch die Meerengen zu kommen und ins Marmarameer einzulaufen, wo es allerdings vergebens Jagd auf türkische Kriegschiffe und Transportdampfer machte. Um die Mittagstunde des 30. Oktobers 1915, bei klarem Herbstwetter, entdeckte eine türkische Batterie, die auf einer scharf in die Dardanellendurchfahrt vorspringenden Landecke hinter den Felsen am Strand aufgestellt war, das feindliche U-Boot, das, oft völlig in die Flut untertauchend, wie ein Stab über die Wasserfläche dahinglitt und nach Süden strebte, der Ausfahrt nach dem Ägäischen Meere zu. Aber der wackere Müstedjib Onbaschi, „Unteroffizier Gottlieb“, der Unteroffizier der Batterie, hieß seine Kanoniere die „Turquoise“ anvisieren und sorgsam unter Feuer nehmen. Zweimal donnerten die Kanonen ihren eisernen Gruß hinüber, und die Granaten verfehlten ihr Ziel nicht. Obwohl das Boot nach dem ersten Schuß sofort untertauchte, wurde es doch getroffen, so daß an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war. Zwar suchte der französische Kommandant noch zu entkommen, allein als er, um sich zu orientieren, emportauchte, fuhr das Boot in der Nähe der Küste auf den Strand und arbeitete nun umsonst mit aller Maschinenkraft, um wieder loszukommen. Aber Müstedjib Onbaschi wollte sich diese Beute nicht entgehen lassen; nochmals sandte er sechs Granaten zur „Turquoise“ hinüber, von denen drei Treffer waren. Zugleich eröffnete eine Abteilung türkischer Infanteristen ein wütendes Schnellfeuer auf das festgefahrene U-Boot. Darüber verloren Kommandant und Besatzung den Mut, da sie jeden Widerstand für zwecklos halten mußten. Die weiße Fahne wurde gehißt, und Kapitänleutnant Ravenal streckte mit zwei Dutzend Franzosen die Waffen. Der Kommandant erzählte den türkischen Offizieren, er habe schon mehrere Tage hindurch das Marmarameer durchstreift, aber die Vorräte an Lebensmitteln, die er bei sich hatte, seien allmählich zu Ende gegangen, so daß er den Durchbruch durch die Dardanellen wagen mußte.

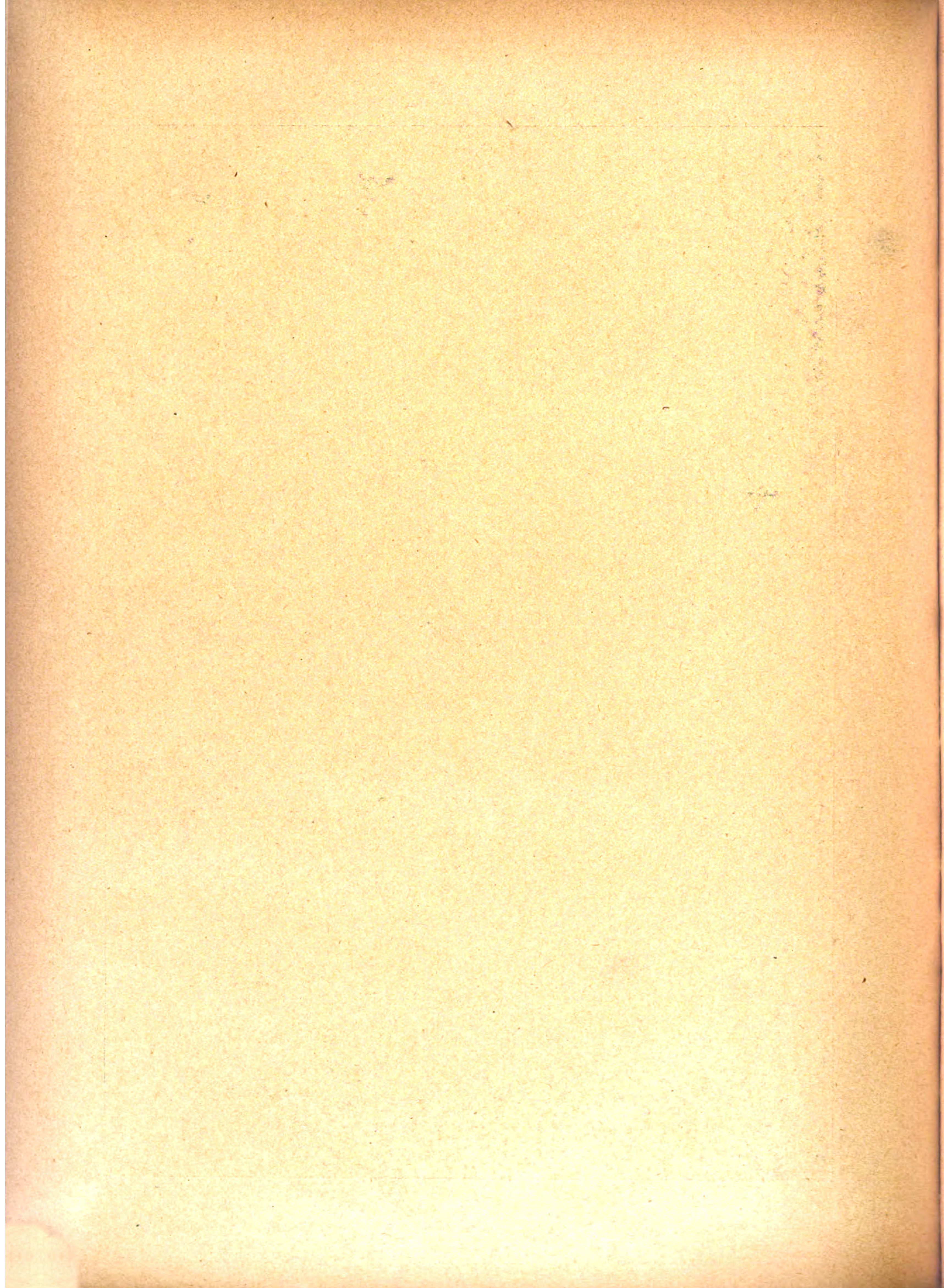
Die „Turquoise“ hatte wohl mehrere Treffer erhalten, war aber verhältnismäßig nur leicht beschädigt worden und konnte sogar mit eigener Kraft wieder flott gemacht werden. Türkische und deutsche Matrosen, die dem eroberten U-Boot wegen seines unglaublich verschmutzten Zustandes den wenig ehrenvollen Namen „Mistschiff“ gaben, brachten die „Turquoise“ nach Konstantinopel ins Dock, wo sie gründlich gereinigt und ausgebessert wurde. Bereits am 11. November konnte das wiederhergestellte U-Boot in den Verband der türkischen Flotte aufgenommen werden.



Die Beschießung Laons durch die Franzosen.

Den Einwohnern der weit hinter der deutschen Front liegenden französischen Stadt verursachte die Beschießung durch die eigenen Landsleute großen Schaden.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Mit großem Eifer wurde gegen Ende Mai in den feindlichen Ländern die Frage erörtert, wohin sich wohl der offenbar in Vorbereitung befindliche neue Schlag Hindenburgs (siehe die Bilder Seite 339) an der **Westfront** richten würde. General Foch glaubte, mit einer Schlacht im nördlichen Teile der Front rechnen zu müssen und versammelte deshalb dort ansehnliche Reserven. Durchaus zuverlässige Feststellungen zu machen, gelang seinen Aufklärern aber nicht, und darum erlebten seine Truppen eine völlige Überraschung, als die deutsche Offensive ihren Fortgang nahm. Der deutsche Tagesbericht vom 27. Mai abends verkündete: „Südlich von Laon (siehe die Vogelschaukarte Seite 338) ist seit heute früh die Schlacht um den Chemin des Dames im Gange. Die Truppen der Kronprinzenarmee haben den Bergrücken in seiner ganzen Ausdehnung erstürmt (siehe Bild Seite 344 oben) und stehen im Kampfe an der Aisne."

Das war eine Nachricht, die in ganz Deutschland mit Recht Freude und Genugtuung erweckte, denn aus ihr ergab sich, daß die Deutschen den heiß umstrittenen Höhenzug, um den die Franzosen unter dem General Nivelle im Jahre 1917 in einer Anzahl der blutigsten Schlachten des Krieges gerungen hatten, in wenigen Stunden genommen haben mußten. Und noch am Morgen des Tages hatten die Franzosen von Lyon aus in die Welt gefunkt, daß ihre Front auf der ganzen Linie unerschütterlich fest stehe und die Deutschen aus Mangel an Kraft nicht an ihr zu rütteln wagen dürften. Schon am Abend war die „unerschütterliche" französische Front an einer der wichtigsten Stellen gesprengt, wo der deutsche Ansturm vom Feinde nicht erwartet worden war, obwohl der Vorstoß der Kronprinzenarmee eigentlich eine Teilunternehmung in der großen Schlacht vom März planvoll weiter ausbaute. Damals ging die Armee des Generalobersten v. Boehn (siehe Bild in Band V Seite 333) auf das Südufer der Oise über und kam dabei in die Flanke der französischen Divisionen, die den Chemin des Dames verteidigten. Die Armee Boehn, der sich ostwärts die Armee des Generals Fritz v. Below (siehe Bild Seite 343) anschloß, eröffnete am 27. Mai auch den Sturmlauf gegen die Wächter des blutgetränkten Höhenzuges. Den Weg dorthin bahnte den Angreifern eine Kraftentfaltung der deutschen Artillerie, wie sie in solcher Stärke noch in keiner Schlacht des Krieges vorgekommen war. Zwischen Vauxaillon und Brimont (siehe die Karte Seite 343) bei Reims setzte der deutsche Artilleriesturm auf 50 Kilometer breitem Abschnitt ein und schleuderte Tod und Verderben in die Reihen der Engländer und Franzosen, die diesen Frontteil besetzt hielten.

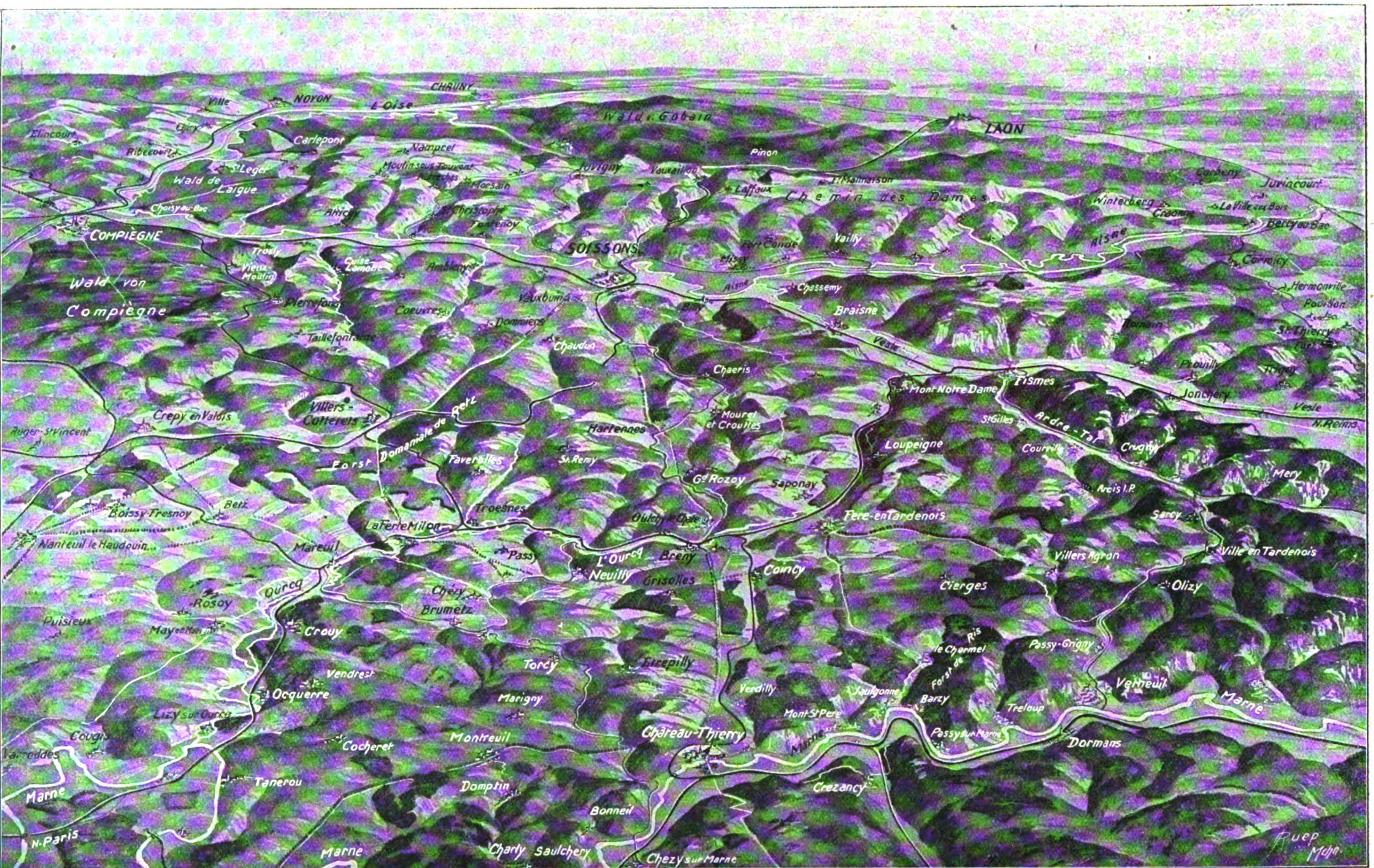
Gleich nach dem Beginn der Beschießung gab die englische Infanterie das Leuchtzeichen für Gas; sehr bald funkten sie auch die dem Seemann wohlbekannten drei Buchstaben „S. O. S." in alle Richtungen. Die Buchstaben sind die Abkürzung für das englische „Save our souls" (Rette unsere Seelen), und werden von Schiffen, die sich in höchster Seenot befinden, zum Herbeirufen von Hilfe benützt. Doch die Hilfe, die der bedrängten Infanterie zuteil wurde, reichte nicht aus. Wie die Deutschen später feststellten, hatten sie gerade in den feindlichen Batteriestellungen eine ungewöhnlich hohe Zahl von Volltreffern erzielt. In einer Stellung waren von 8 Geschützen 5 völlig zerschlagen. Die Bereitstellung der Tausende deutscher Geschütze und Minenwerfer (siehe mittleres Bild Seite 342), die solche verheerenden Ergebnisse in wenigen Stunden erreichten, war den Feinden ebenso verborgen geblieben, wie die Zusammenziehung der Hunderttausende deutscher Streiter, die auf der weiten Kampffront zuversichtlich bereit standen, um mit Handgranaten und Gewehr den Sieg zu erringen.

Die Deutschen hatten namentlich auf ihrem östlichen Angriffsflügel trotz der überwältigenden Artillerievorbereitung noch schwere Arbeit zu leisten. Ihre Infanterie lag tief im Tale, im Ailettegrunde; sie hatte nicht nur die steilen Hänge des vom Feinde, und zwar von Vauxaillon bis nach Craonelle von Franzosen, weiter östlich bis zum Brimont von Engländern verteidigten Damenweges vor sich, sondern auch den kilometerweit versumpften Ailettegrund, der im raschesten Anlauf überwunden werden mußte.



Fort Malmaison am Chemin des Dames; im Hintergrund im Aisnetal das brennende Vailly.

Nach der Natur gezeichnet von Kriegsmaler Hugo L. Braune.



Vogelschaukarte zur Schlacht um den Chemin des Dames Ende Mai 1918.

Als dann die deutsche Infanterie ihren Sturmlauf begann, erreichte sie auf weiten Strecken ohne Verluste die vordersten feindlichen Stellungen, weil das vorausgegangene Schießen der Artillerie vorzügliche Ergebnisse gehabt hatte. Wohl setzten sich die Feinde mit gewohnter Zähigkeit dem Vordringen der Deutschen entgegen, doch fehlte der rechte Zusammenhalt. Die in tiefen Höhlen auf das Ende des Artilleriekampfes wartenden Mannschaften ergaben sich meist schon, wenn die Deutschen vor ihren Unterständen erschienen. Waffenlos und mit hocherhobenen Armen kamen sie hervor und ließen sich in Gefangenschaft abführen (siehe Bild Seite 342 unten). Die Überrumpelung eines der am besten gesicherten und hindernisreichsten französischen Frontabschnitte gelang vollständig. Unvermutet schnell ward das ganze in mühseligster, jahrelanger Arbeit ausgebaute Verteidigungsnetz längs dem Damenwege und der Aisne durchbrochen. Zwischen vier und fünf Uhr früh war die Infanterie zum Sturm angetreten und um Mittag bereiteten die Spitzen der deutschen Sturmtruppen schon den Übergang über die Aisne vor. Trotz dem sich verstärkenden Widerstand der Franzosen, die Unterstützung durch eiligst herbeigezogene frische Streitkräfte erhielten, gewannen die Deutschen weiter Gelände und besetzten die Linie Vailly—Longueval—Merval—Roucy—Bouffignereux (siehe die Karte Seite 343). Sie nahmen die Laffauxecke, die von so manchen feindlichen Stürmen umweht gewesen war, stürmten Chavignon und die Höhen von Malmaison (siehe das Bild Seite 337) und eroberten nach einem blutigen Wettlaufe mit dem Feinde bis an die Ufer der Aisne sehr bald auch Vailly (siehe Bild Seite 340/341). Unaufhaltsam ging es über Berg und Tal vorwärts, weil es den Deutschen gelang, auch ihre Artillerie immer rechtzeitig nachzuziehen.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Generalfeldmarschall v. Hindenburg an der Spitze seines früheren Regiments.

Der erste Tag der Offensive schloß für die Deutschen mit einem beispiellosen Geländegewinn ab; in voller Breite der Angriffsfront hatten sie über 18 Kilometer tief die durch zahllose Hindernisse befestigte feindliche Front durchstoßen. Wichtiger aber noch als der Geländegewinn war der deutschen Führung die erneute Schwächung der feindlichen Kampfkraft, die sich in den 15 000 Gefangenen ausdrückte, noch mehr aber in der Massigkeit der blutigen Einbußen des Feindes und in dem Reichtum des von ihm preisgegebenen Kriegsgutes. Noch am Abend des ersten Schlachttages waren die vordersten deutschen Heeresteile, die aus Gardetruppen und den bewährten Sturmtruppen einer aus den Märzkämpfen ruhmreich bekannten badischen Division unter ihrem tapferen Führer, Freiherrn Prinz v. Buchau, bestanden, auf dem Höhenrücken zwischen der Aisne und der südlicheren Vesle vorgegangen und dabei in ein Gebiet gedrungen, das die Hauptmasse der feindlichen Artillerie beherbergte. Hunderte von Geschützen wurden so die Beute der Sieger. In Fismes an der Vesle, das die Badener spät abends erreichten, fiel diesen ein riesiges Magazin in die Hände, und gleichzeitig unterbanden sie dem Feinde die wichtige Verkehrsader Reims—Soissons.

General Foch warf sofort eine ganze Reihe verfügbarer Divisionen aus den Nachbarabschnitten ins Feuer, doch konnte er damit die Deutschen in ihrem Siegeslauf auch am 28. Mai nicht aufhalten. Zwischen den Hauptstützpunkten der französischen Verteidigungsfront in der Champagne, zwischen den beiden schon stark gefährdeten Orten Soissons und Reims, entwickelte sich an diesem Tage eine große Schlacht, in der die Deutschen wieder Sieger blieben. Die Korps der Generale v. Winckler (siehe Bild Seite 343), di Conta (siehe Bild Seite 211) und v. Schmettow (siehe Bild Seite 112) verbreiterten auf den Flügeln die Angriffsfront noch und drangen auf der ganzen Linie, hart kämpfend, weiter vor. Ihre Mitte überwand das Flußhindernis der Vesle und erstieg die Höhen des südlichen Flußufers. Die Divisionen des Generals v. Larisch (siehe Bild Seite 343) nahmen im Westen die Höhen von Terny-Sorny und die Höhen nordöstlich von Soissons. Auch der andere Hauptstützpunkt der Feinde geriet in wachsende Gefahr. General Ilse (siehe Bild in Band V Seite 310) stürmte die Höhen nordöstlich von Prouilly, nahm Villers-Franqueux und Courcy und stand in aussichtsvollem Kampf um die Höhen von St. Thierry, die alle der Sicherung von Reims dienten. Überall war der deutsche Angriff im Fortschreiten, der Geländegewinn wieder ganz bedeutend, die Beute gewaltig im Anwachsen, während sich die Zahl der Gefangenen auf 25 000 erhöhte. In starken Kolonnen wanderten diese Laon zu, das so häufig von den Franzosen beschossen worden war (siehe die Kunstbeilage und das Bild Seite 344 unten).


Phot. Bild- und Film-Amt.
Generalfeldmarschall v. Hindenburg verteilt Auszeichnungen an Mannschaften seines Regiments.

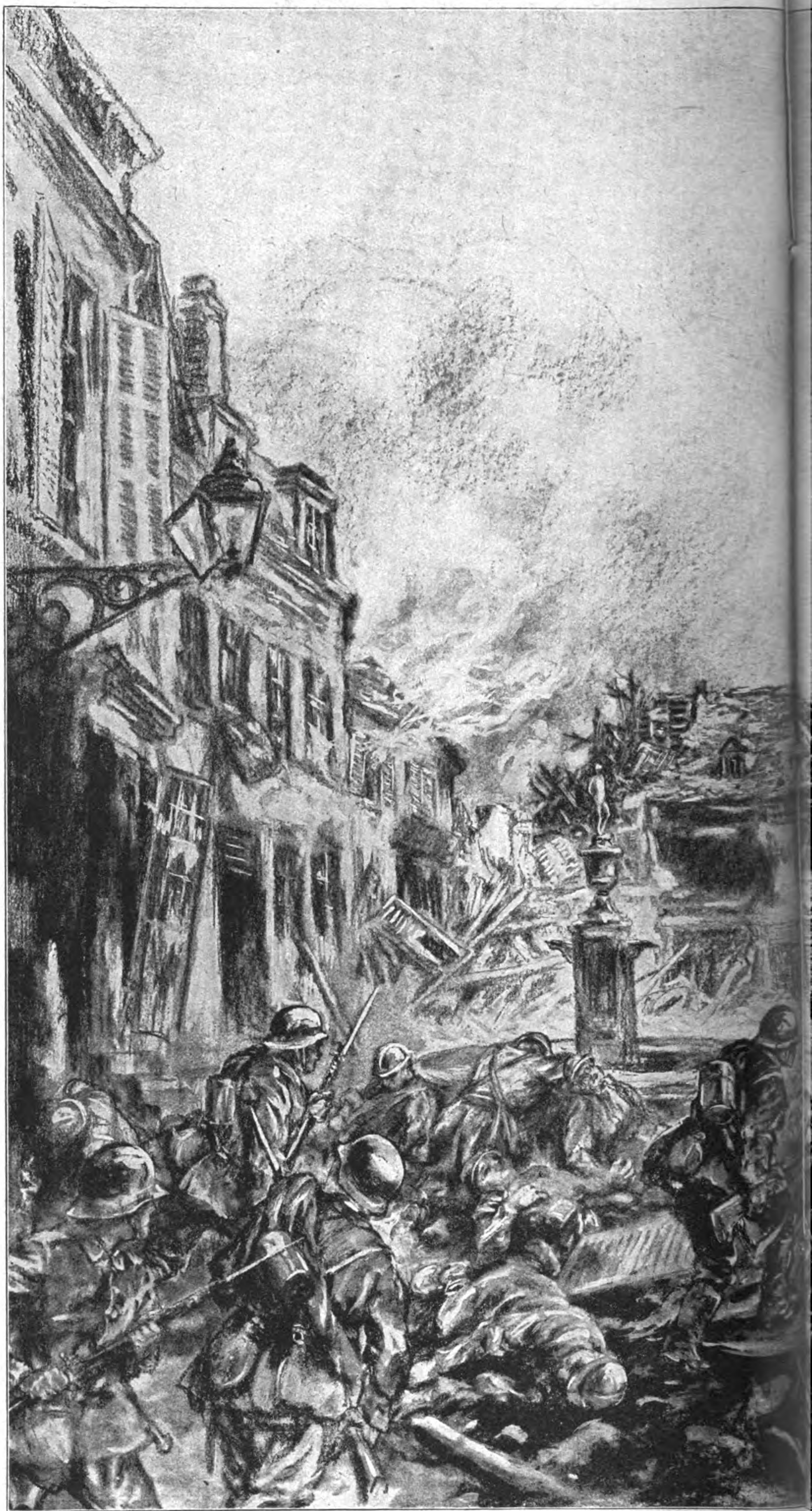
Die Kämpfe am folgenden Tage brachten den Deutschen auf beiden Flügeln schöne Erfolge, obwohl gerade dort Franzosen und Engländer mit den stärksten Gegenangriffen ihrem Vorgehen Einhalt zu gebieten suchten. Brandenburgische Pioniere drangen in Soissons (siehe Bild Seite 345) ein, hinderten die Franzosen an der Zerstörung von Brücken und an der Ver-

nichtung von Vorräten, und bestanden siegreich einen harten Straßenkampf. Die Deutschen setzten sich schließlich ganz in den Besitz von Soissons. Gleichzeitig fielen die Forts der Nordwestfront von Reims, außerdem erstürmten die Deutschen Bétheny und nahmen den Nordteil von La Neuvillette in bedrohlicher Nähe der großen Stadt. Der Angriffskeil der deutschen Sturmtruppen schob sich ferner, mit der Spitze auf die Marne gerichtet, bis über den wichtigen Stapelplatz La Fère en Tardenois insgesamt 30 Kilometer über seinen Ausgangspunkt hinaus vor. Die Beute und die Gefangenenzahl wuchsen ständig; wieder waren schwere Geschütze, darunter auch einige der größten Eisenbahngeschütze, in die Hand der Deutschen gefallen.

Heftige Gegenangriffe der Franzosen verhinderten nicht, daß sich am vierten Tage die deutsche Mitte bis an die Marne vorarbeitete. Die angegriffene Front hatte jetzt eine Länge von 80 Kilometern, die größte Tiefe des Einbruchs betrug 52 Kilometer. Dadurch wurden für den feindlichen Widerstand wichtige Verkehrslinien unbenützbar; die viergleisige strategische Bahn Paris—Meaux—Chalons mit dem Nebenweg nach Reims wurde ebenfalls ausgeschaltet. Während sich der Angriff auch von Südwesten näher an Reims heranschob, kam auf dem westlichen Flügel der Deutschen auch die in der Flanke bedrohte feindliche Front an der Oise ins Wanken. Zwischen diesem Flusse und der Aisne versuchten die Franzosen abzubauen, doch folgten ihnen die Deutschen sofort, die alles daran setzten, um den französischen Abmarsch im Fluß zu erhalten. Weiter südlich leistete der Feind im Raume von Soissons hartnäckigen Widerstand. An der Straße Soissons—Hartennes entspann sich eine erbitterte Schlacht, die lange hin und her wogte, bis es den Deutschen gelang, die Straße in westlicher Richtung zu überschreiten. Die Beute belief sich nun schon auf mehr als 45 000 Mann und 400 Geschütze aller Kaliber, dazu noch ungezählte Tausende von Maschinengewehren.

Der fünfte Tag der großen Schlacht, der 31. Mai, brachte eine Änderung der Richtung des deutschen Hauptstoßes. Die Deutschen gingen nicht weiter nach Süden vor, sondern verbreiterten nur ihre Stellung an der Marne und zwar in westlicher Richtung bis nach Château-Thierry, in östlicher bis über Dormans hinaus. Zwischen Noyon und Château-Thierry kam es zu einer neuen Schlacht auf der ganzen Linie zwischen Oise und Marne. Der Geländegewinn, den die Deutschen dabei erzielten, war nicht so groß wie in den vorausgegangenen Kämpfen, aber dafür erreichten sie eines ihrer Hauptziele, nämlich starke Feindesmassen im Kampfe zu binden und dadurch die Möglichkeit zu ihrer Schwächung oder gar Vernichtung zu bekommen.

Am 1. Juni steigerte sich die Schlacht zwischen Noyon und Château-Thierry allmählich zur höchsten Wucht. General Foch setzte in der Richtung auf Soissons mächtige Streitkräfte zum Flankenstoß gegen die neue deutsche Front an, um diesen Ort wiederzugewinnen. Die



Die Einnahme von Bailly durch Sturmtruppen der deutschen Kronprinzenarmee.



Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

Franzosen scheuten keine Opfer und erreichten durch immer wiederholten Einsatz stärkster Streitkräfte die Verlangsamung und stellenweise eine vorübergehende Abebbung des deutschen Vormarsches. Kühn vorgehende französische Kavallerie gelangte bei einem Angriff gegen die der deutschen Infanterie folgende Begleitartillerie bei Buzancy bis dicht an die Geschütze. Da aber schlug wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer in ihre Reihen, das die tapferen Reiter vollkommen aufrieb. Aus der Linie Missy—Soissons griff ein starkes feindliches Tankgeschwader zu beiden Seiten der Straße Paris—Soissons erfolglos ein. Fünf Panzerwagen blieben westlich von Vauxbuin, 3 Kilometer von Soissons entfernt, auf der Strecke; die übrigen kehrten im Feuer der deutschen Batterien um. Auch der Einsatz der berühmten „eisernen", der marokkanischen Division südwestlich von Soissons führte nur zu schweren Verlusten für die Franzosen, die hier etwa 2400 Gefangene einbüßten. Trotz aller französischen Gegenwehr schoben sich die Deutschen doch auf der ganzen Linie wieder weiter vor. —

Der Schlacht auf der Erde, die sich jetzt auf einer Breite von 150 Kilometern abspielte, gab der Kampf in der Luft an Heftigkeit nichts nach. Schlachtflieger und Bombengeschwader (siehe die Bilder Seite 346 und 347) beider Parteien suchten sich gegenseitig zu überbieten. Sieg um Sieg fügten die deutschen Jagdflieger ihren bisherigen Erfolgen hinzu. Die Fernfeuerbatterie, die Paris beschossen hatte, nahm am ersten Angriffstage erneut die Beschießung der französischen Hauptstadt auf, über der auch deutsche Flieger wieder Bomben abwarfen. —

* * *

Die Kunde von den gewaltigen Schlägen, die aufs neue an der Westfront auf Frankreichs und Englands Heere niedersausten, wurde in **Irland**, wo Lord French als Vizekönig eingesetzt worden war, mit Genugtuung aufgenommen. In diesem Lande herrschte Empörung darüber, daß seine Bewohner von England dem Dienstzwang unterworfen werden sollten. Wenn England vorläufig auch scheinbar nachgegeben hatte, so war es doch nicht gesonnen, seine Absichten aufzugeben. Zunächst versuchten die Engländer das Vertrauen der Irländer zu ihren Führern zu erschüttern, indem sie behaupteten, diese stünden mit Deutschland in Verbindung und suchten — als bezahlte Beauftragte Deutschlands — in Irland nur Mißstimmung gegen England zu erregen, um diesem den sicheren Sieg zu entwinden. Trotzdem die Haltlosigkeit ihrer Ausstreuungen klar zu Tage trat, nahmen sie die Engländer doch als Anlaß zur nachdrücklichen Weiterverfolgung ihrer Ziele.

Vom 17. Mai ab ließ French Massenverhaftungen vornehmen, die in wenigen Tagen etwa 500 Führer und Führerinnen der irischen Freiheitsbewegung hinter Schloß und Riegel brachten. Darunter waren alle Parlamentsvertreter der Sinn Feiner, der stärksten irischen Unabhängigkeitsgruppe. Zu den


Phot. Bild- und Film-Amt.
Blick auf Berry au Bac am Chemin des Dames von einer deutschen Blinkerstation aus am Morgen des ersten Angriffstags.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Deutsche Minenwerfer überschreiten nach erfolgreichem Kampf die ersten englischen Stellungen bei Berry au Bac am Chemin des Dames.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Die ersten englischen Gefangenen aus dem Kampfgelände des Chemin des Dames werden bei Berry au Bac durch Laufgräben eingebracht.

Verhafteten gehörten zum Beispiel die Vorsitzenden der irischen Freiheitsverbände Griffith und Dr. Dillon, De Valera, sowie die Gräfin Markiewiecz. Lord French hatte sich zu raschem Zugreifen entschlossen, weil am 24. Mai ein neuer Aufstand gegen England ausbrechen sollte. Infolge der Verhaftungen unterblieb dieser. —

* * *

In **Italien** hatte es die Kriegspresse verstanden, die Stimmung des Volkes so zu beeinflussen, daß die dritte Wiederkehr des Tages, des 23. Mai, an dem das Land in den Krieg eingetreten war, durch pomphafte Umzüge und prahlerische Reden festlich begangen wurde, wobei auch nicht wenig italienisches Blut floß.

Noch gegen Ende April befürchtete man in Italien neue Angriffe der Österreicher und Ungarn, doch die k. u. k. Truppen unternahmen einstweilen keine größeren Kampfhandlungen. Je länger sie zögerten, desto aufgeregter wurden die Italiener. Von Luftangriffen und Seeüberfällen um die Mitte des Monats gingen sie bald zu immer größeren Erkundungsunternehmungen gegen die Front in den Bergen über, und es hieß, daß die Italiener selbst zu einer neuen Angriffsbewegung schreiten würden, um ihren Gegnern zuvorzukommen. Sogar die Punkte, wo Einbrüche beabsichtigt waren, wurden genannt; sie sollten im Raume Arsiero—Asiago und um den Monte Pasubio liegen (siehe die Karte in Band VII Seite 82). Dort entfalteten die Italiener zunehmende Erkundungstätigkeit und griffen nach und nach auch mit stärkeren Truppen an. Im Pasubiogebiet gelang ihnen am 11. Mai die Verdrängung der k. u. k. Sicherungstruppen und die Festsetzung in der österreichisch-ungarischen Vorstellung auf dem Berge Corno; allein schon am nächsten Tage wurde ihnen dieser Gewinn wieder genommen. Neue Zusammenstöße ereigneten sich am 18. Mai, ohne daß die Italiener Vorteile erzielt hätten; auch ein Nahkampf östlich vom Monte Pertica verlief ungünstig für sie.

Die angekündigte italienische Angriffsbewegung begann am 23. Mai ziemlich kraftvoll. Nach gewaltiger Artillerievorbereitung ließen die Italiener ihre Sturmkolonnen gegen die Zugna Torta und im Etschtal vorgehen. Trotz der ausgiebigen Artillerieunterstützung scheiterten zwei Sturmangriffe schon im Artilleriefeuer der Verteidiger. Bei einem dritten Vorstoß glückte es den Angreifern, an einzelnen Punkten österreichisch-ungarische Vorstellungen ein wenig zurückzudrücken; im größten Teil des angegriffenen Abschnittes aber erlitten sie im Nahkampf eine schwere Niederlage. Auch Tags darauf konnten die Italiener den Erfolg nicht an ihre Fahnen heften. Noch in der Nacht zum 24. Mai war es den tapferen österreichisch-ungarischen Kaiserjägern vom 3. Regiment gelungen, die italienischen Schützennester an den Einbruchstellen zu säubern (siehe Bild Seite 349). Ohne Einfluß auf den


Hofphot. H. Noack, Berlin.
General v. Winckler, dessen Korps am 28. Mai die Vesle überschritten.


Hofphot. Prof. Krauth, Frankfurt a. M.
General d. Inf. Fritz v. Below, Armeeführer der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.


Hofphot. Bensemann, Metz.
Generalleutnant Alfred v. Larisch, Führer deutscher Divisionen in der Schlacht am Chemin des Dames.

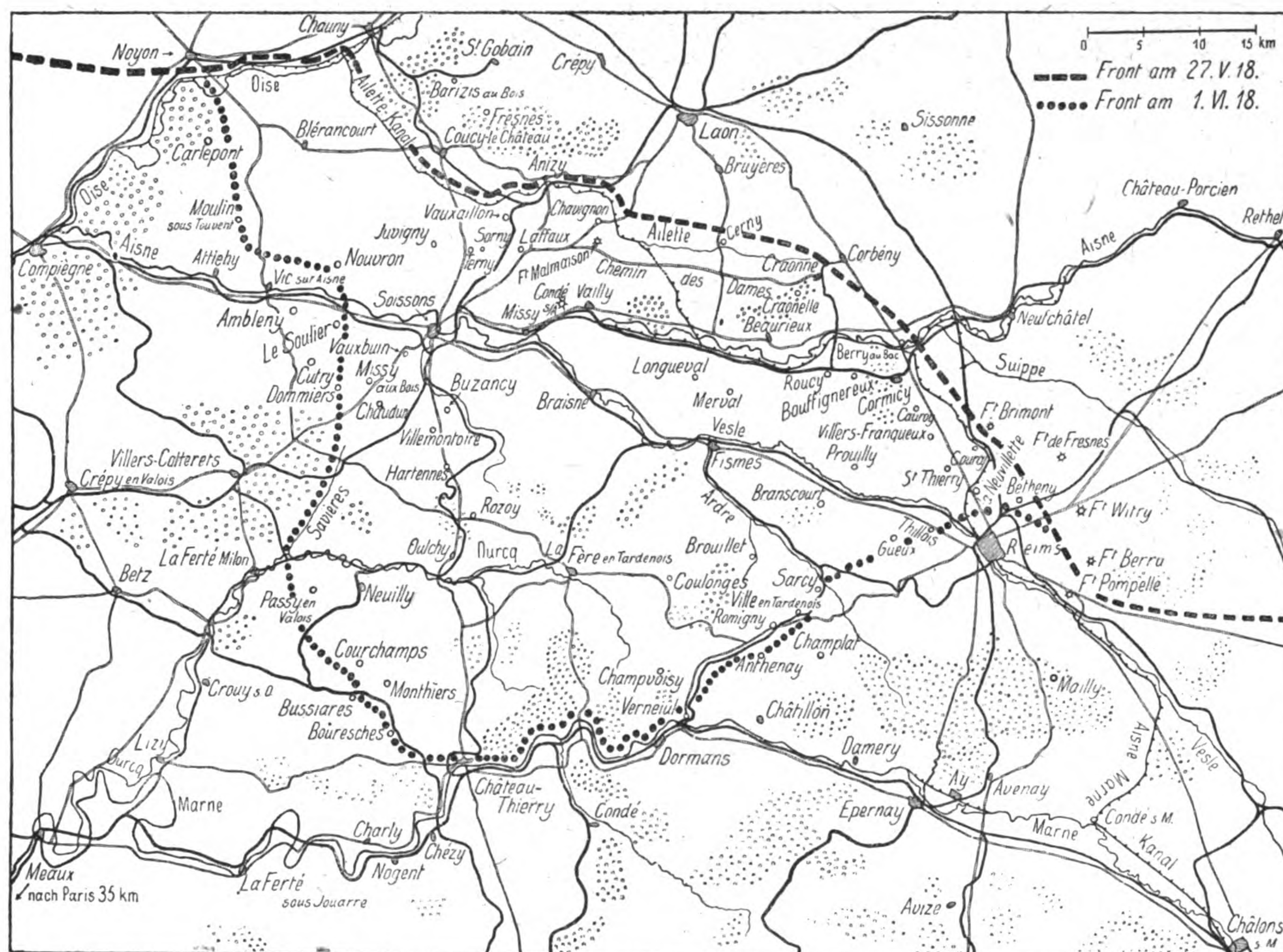
Frontverlauf blieb auch ein Überfall, den die Feinde gegen den Asolone richteten.

Die Spannung an der italienischen Front führte auch zu Zusammenstößen der beiderseitigen Flugstreitkräfte. Am 11. Mai schoß der k. u. k. Oberleutnant Linke-Crawford zwei englische Flieger ab; er konnte damit auf seinen 22. und 23. Luftsieg zurückblicken. Bei einem Angriff, den über 30 feindliche Flugzeuge am 24. Mai auf Feltre (siehe Bild Seite 348) ausführten, verloren die österreichisch-ungarischen Flugstreitkräfte einen ihrer erfolgreichsten Luftkämpfer, den Offizierstellvertreter Kiß (siehe Bild Seite 295).

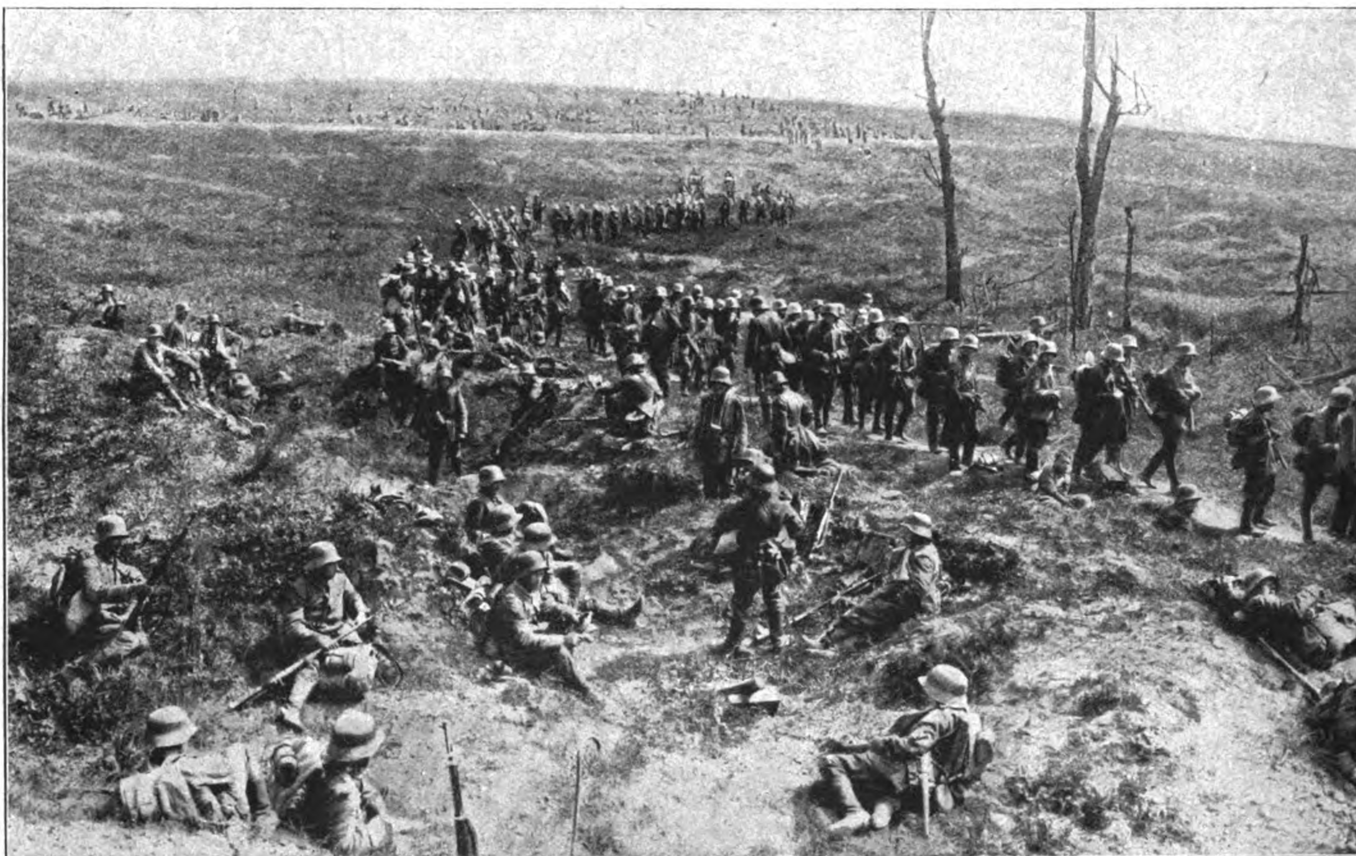
Vermehrte Angriffslust betätigten die Italiener auch auf der See. Pola, Durazzo und andere wichtige Küstenpunkte wurden dauernd durch Flugzeugangriffe bedroht; von der See her nahte ebenfalls Gefahr. Ein geräuschlos fahrendes italienisches Torpedomotorboot versuchte, sich am 14. Mai bei Tagesanbruch in den Hafen von Pola einzuschleichen. Das Vorhaben gelang ihm aber dank der Wachsamkeit des österreichisch-ungarischen Sicherungsdienstes nicht; das Boot wurde versenkt und die Besatzung, ein Korvettenkapitän und drei Mann, von denen einer schwer verletzt war, geriet in Gefangenschaft. Am gleichen Tage machten sich auch andere feindliche Kriegschiffe an den Küsten des Adriatischen Meeres bemerkbar. Eines davon, einen großen englischen Zerstörer, vernichtete ein deutsches Tauchboot durch Torpedoschuß. Die Italiener versuchten danach noch an anderen Tagen — nicht ohne manchen kleinen Erfolg — ihre inzwischen stark ausgebaute Flotte kleiner Torpedomotorboote gegen die österreichisch-ungarische und die albanische Küste einzusetzen.

* * *

In **Mazedonien** war die Lage für die Mittelmächte befriedigend, obwohl allmählich auch ein starkes griechisches Heer dort auftrat und die Feinde nach oft tagelanger Feuervorbereitung namentlich in der Gegend des Doiransees die Vierbundstruppen, in der Hauptsache Bulgaren, scharf angriffen. Weder Engländer noch Franzosen konnten in die bulgarischen Stellungen eine Bresche legen; die Griechen, die gegen Ende Mai mit großen Massen mehr-



Karte zum Vordringen der Deutschen an die Marne.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Der Chemin des Dames wird von deutschen Truppen überquert.

mals Sturm liefen, holten sich eine vernichtende Niederlage. —

* * *

Die Hoffnungen der Westmächte auf **Rußlands** baldige Wiedererstarkung und Wiederbeteiligung am Kriege hatten keine guten Aussichten. Rußland fühlte sich von Tag zu Tag mehr als neutraler Staat und wollte aus dieser Stellung bei beiden Parteien Vorteile ziehen. Die Freunde des Vierverbandes, einige russische Heerführer der alten Zeit, verfügten nur über wenig geordnete Banden, die als ernsthafte Gegner für die Streitkräfte der Mittelmächte kaum in Frage kommen konnten.— Bei dem Zuge der deutschen Truppen durch die Krim geriet auch der tatkräftigste Deutschenfeind der Russen, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, mit mehreren Mitgliedern der russischen Kaiserfamilie in die Gewalt der Deutschen. Er befand sich unter scharfer Bewachung im Schloß Djulber, am Kap Ai-Todor, etwa 20 Kilometer von Jalta.

Auch die Donkosaken, der volkreichste und kriegerischste Kosakenstamm, rührten sich nicht zugunsten der Westmächte, als die Deutschen gezwungen waren, über die vereinbarten Grenzen der Ukraine hinaus gegen die Mündung des Dons und nach Rostow vorzustoßen. Eine neue Schwächung Rußlands bereitete sich überdies durch die beabsichtigte Loslösung der baltischen Lande vor. Abgesandte L i v l a n d s und E s t l a n d s wollten dem bevollmächtigten Vertreter der russischen Arbeiter- und Bauernregierung in Berlin, Herrn Joffe, am 13. Mai die Loslösungserklärung überreichen, wurden aber abgewiesen. Durch Vermittlung des Auswärtigen Amts in Berlin wurde dann das Schriftstück am 18. Mai Herrn Joffe übergeben. Dieser kündigte die Übermittlung der Erklärung an die Regierung in Moskau an, hob aber hervor, daß darin keine Anerkennung der Wünsche der baltischen Länder liegen sollte.

Die Moskauer Regierung hatte immer noch mit inneren und äußeren Widerständen aller Art zu kämpfen. Die Anarchisten traten sogar mit Geschützen, Panzerwagen



Phot. Bild- und Film-Amt.

Eines der bei Pargny am Chemin des Dames von den Deutschen erbeuteten schweren französischen Flachbahngeschütze, die durch ihre tägliche Beschießung Laons schwere Opfer unter der französischen Bevölkerung forderten.



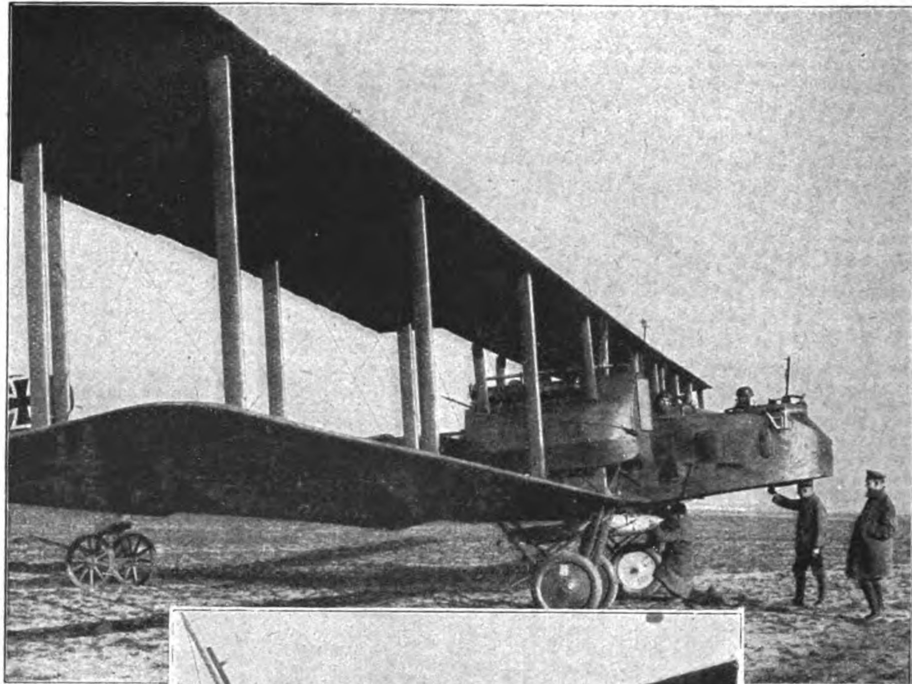
Erstürmung von Soissons durch brandenburgische Pioniere.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

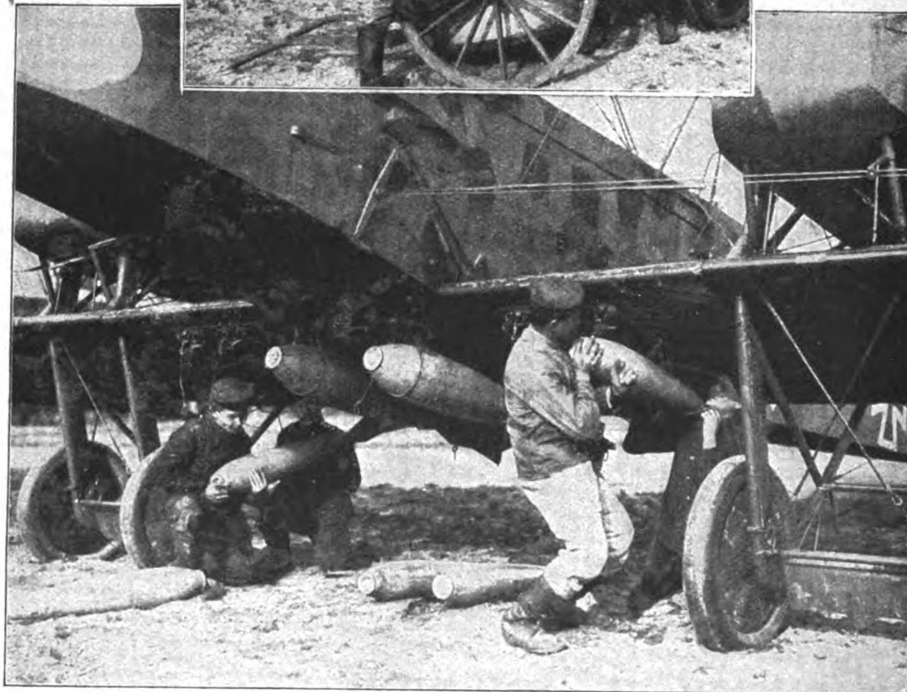
und Handgranaten gegen die Sowjettruppen auf. Nach innen wie nach außen suchte deshalb die Regierung ihr Ansehen zu festigen und aus den Wirrnissen herauszukommen. Sie bemühte sich, den ihr höchst unliebsamen französischen Botschafter Noulens loszuwerden und trat auch mit mannigfachen Wünschen an Deutschland heran. In einer Note, die am 22. Mai dem deutschen Botschafter Grafen Mirbach in Moskau überreicht wurde, forderte sie die deutsche Regierung zu neuen Verhandlungen zwecks Regelung einiger sich aus dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk ergebender Punkte auf. Als Sitz für einen Sonderausschuß, der sich mit der Lage im Kaukasus und auf der Krim, mit den im Artikel 3 des Friedensvertrages behandelten Fragen der Grenzführung und des zeitweiligen Besetzungrechtes der Deutschen, der politischen Lage Estlands und Livlands, der Kriegsgefangenenfrage und endlich den Grundfragen der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland beschäftigen sollte, schlug die russische Regierung Moskau vor, sie mußte sich jedoch bequemen, Berlin als Verhandlungsort anzunehmen. —

Um Mitte Mai hatte sich als neue unabhängige Republik auf ehemals großrussischem Boden der Staat **Nordkaukasien** gebildet, der durch das Gebiet der früheren russischen Provinzen Daghestan, Terek, Stawropol, Kuban und Schwarzes Meer begrenzt sein wollte und im Westen das Schwarze Meer, im Osten das Kaspische Meer als Grenze wählte, während die Südgrenze, also jene gegen die Türkei, besonderen Vereinbarungen mit dieser vorbehalten wurde. —

In **Finnland** wollte noch immer nicht die ersehnte Ruhe eintreten. Die Engländer hatten im Murmangebiet einige Bataillone gelandet und mit einem stattlichen Russenheere, das auf mindestens 8000 Mann geschätzt wurde, vereinigt, um gegebenenfalls gegen Finnland vorzugehen. Auch die innerpolitische Lage des Landes war ziemlich bewegt, weil die Meinungen über die anzunehmende Regierungsform, ob Republik oder Monarchie, weit auseinandergingen. Gegen Ende Mai war die Mehrheit der führenden Politiker trotz dem Widerspruch des verdienstvollen Generals Mannerheim und vieler anderer angesehener militärischer Führer mehr für die Republik, doch kam eine Einigung noch nicht zustande. — (Fortsetzung folgt.)







Bei einem deutschen Bombenflugzeuggeschwader.

Oben: Deutsches Großflugzeug, abfahrtbereit. — **Mitte:** Vorbereitung zum Flug, Prüfen des Maschinengewehrs und Einfüllen des Benzins. — **Unten:** Aufhängen der Bomben unter dem Flugzeug.

Illustrierte Kriegsberichte.

Gedanken über die Ukraine.

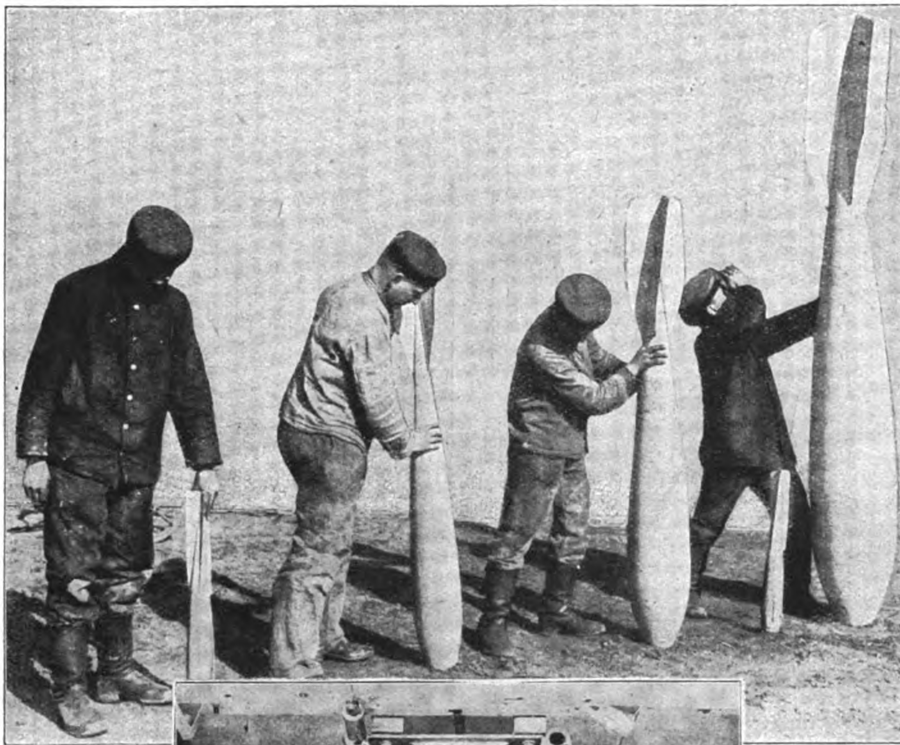
Von Dr. Paul Rohrbach.

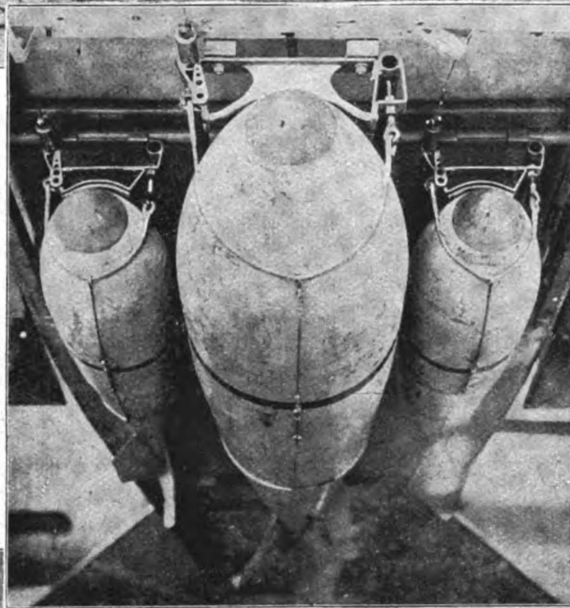
Zu Beginn des Sommers 1918 habe ich mich einige Wochen in der Ukraine, in Kiew wie in der Provinz, aufgehalten und Gelegenheit gehabt, mit dortigen Politikern, auch mit dem Hetman und den Angehörigen der früheren Regierung und ebenso mit Vertretern des Großgrundbesitzes und der Bauernschaft zu sprechen. Naturgemäß richtet jeder Deutsche jetzt in der Ukraine seine Aufmerksamkeit auf zwei Fragen, erstens: Was bedeutet die Ukraine, praktisch gesprochen, während der nächsten Monate und darüber hinaus für unsere Ernährung. Zweitens: Wie ist die Lage auf längere Sicht politisch zu beurteilen? Nach diesen beiden Gesichtspunkten möchte ich auch die

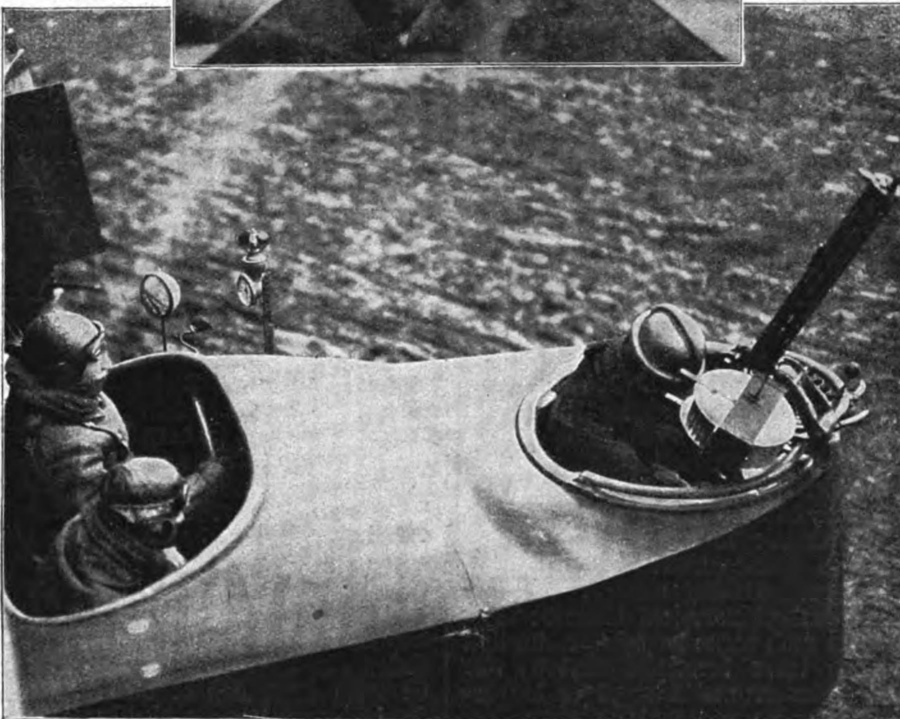
folgende Darstellung gliedern.

Zunächst ist es ungünstig, daß während des Frühjahrs 1918 im größten Teil der Ukraine starke Trokkenheit geherrscht hat. Von der Schneeschmelze bis Ende Mai ist so gut wie gar kein Regen gefallen. Dadurch ist das Wintergetreide, Weizen und Roggen, in der Entwicklung behindert worden, und wenn man auch nicht mit einer Mißernte zu rechnen braucht, bei der nichts für uns übrig bliebe, so doch wohl mit einer schwächeren Mittelernte. Einen Teil des Ernteertrages auszuführen, wird aber noch möglich sein, zumal die Vorräte von den früheren Ernten her in vielen Gegenden allein für sich noch eine ganze Weile reichen. Die Bauern haben mehr Brot, als sie früher je gehabt haben. Leider benutzen sie das Korn nicht allein zum Mahlen und Brotbacken, sondern in großen Mengen auch zum Branntweinbrennen mit selbstangefertigten einfachen Vorrichtungen, die einen schauderhaften und gesundheitschädlichen Fusel ergeben. Von Reinigung des Erzeugnisses ist keine Rede. Die Leute davon abzuhalten ist schwer möglich, denn ihr Verlangen nach Alkohol, den sie während des Krieges, solange die Regierungsautorität feststand, entbehren mußten, ist zu groß.

Im übrigen wurde mir übereinstimmend bestätigt, daß zurzeit die Schwierigkeiten des Abtransports für das gelieferte Getreide, das heißt vor allen Dingen der Wagenmangel, immer noch so groß wären, daß weniger Getreide abgefahren werden konnte, als angeliefert wurde. Das Eisenbahnmaterial ist auf der russischen Seite während des Krieges furchtbar zuschanden gefahren worden. Es wurde schlecht gepflegt







Bei einem deutschen Bombenflugzeuggeschwader.

Oben: Deutsche Fliegerbomben verschiedenen Kalibers (von links nach rechts: 25 kg, 50 kg, 100 kg, 300 kg). — **Mitte:** Eine 300-kg-Bombe zwischen zwei 50-kg-Bomben in der Aufhängevorrichtung unter dem Flugzeug. — **Unten:** Rumpfvorderteil eines Großflugzeuges mit den Sitzen für Führer, Beobachter und Maschinengewehrschützen.

und konnte nur mangelhaft ausgebessert und ergänzt werden, weil die Türken mit uns zusammen die Dardanellen geschlossen hielten und über den hohen Norden und über Ostasien das Herbeibringen von Wagen und Lokomotiven in der nötigen Menge zu schwierig war. Die wachsenden Schwierigkeiten bei der Eisenbahn haben zum Zusammenbruch Rußlands entscheidend beigetragen, und insofern konnten wir damals mit ihr sehr zufrieden sein; jetzt aber zeigt sich in der Ukraine die unerwünschte Kehrseite. Die ukrainischen Unterhändler bestehen daher auch besonders darauf, daß die Bolschewisten ihnen das Eisenbahnmaterial wiedergeben, mit dem sie bei dem Rückzug vor den deutschen und ukrainischen Streitkräften das Land nach Norden verließen. Übrigens könnte auf der Eisenbahn allein auch unter günstigeren Umständen Getreide in solchen Mengen nur schwer befördert werden. Viel leistungsfähiger ist der Wasserweg, und diesen kann man auf dem Schwarzen Meer und der Donau erst jetzt ausgiebig benutzen, nachdem den Bolschewisten die von ihnen im Hafen von Sebastopol zusammengebrachten Handelschiffe abgejagt und wieder in Stand gesetzt worden sind.

Über den Ausfall an bestelltem Land, namentlich in bezug auf die Frühjahrsbestellung, hat man sich in Deutschland vielleicht etwas zu großen Besorgnissen hingegeben. Ich kann nach eigenem Augenschein natürlich nur über einen beschränkten Teil des Landes berichten, bin aber doch auch abseits von der Bahn etwa zweihundert Kilometer über Land gefahren, fast nur durch reine Ackerbaugegenden, und habe kaum ein unbestelltes Feld ge-

sehen. Da sieht es in Litauen und selbst in Kurland doch sehr viel weniger günstig aus!

Mag es sich nun aber um die noch vorhandenen alten Vorräte oder um die kommende Ernte handeln, die Hauptfrage ist immer, wie man zu dem Getreide kommt, das heißt wie man den Erzeuger zum Verkauf veranlaßt. Erzeuger ist heute, nachdem die Großgrundbesitzer fast durchweg von ihren Gütern vertrieben worden sind, hauptsächlich der Bauer. Dem Bauern ist ebenso wie dem Städter in der Ukraine (im moskowitischen Rußland stehen die Dinge nicht anders) jeder Maßstab für den Wert des Geldes und alles Vertrauen auf die russische Papierwährung verschiedener Ausgabe, Zarenrubel, Dumarubel, Kerenskirubel, Freiheitsanleihe-Coupons, verloren gegangen. Der Rubel hat in Kiew im Vergleich zu früher vielleicht noch einen Wert von zehn bis fünfzehn Kopeken, und auf dem Lande steht es nicht viel besser. Man zahlt für ein Frühstück aus einigen Eiern, Tee, Brot und Butter sieben Rubel, für ein Abendessen zwanzig Rubel, für eine Flasche französisch etikettierten einheimischen Wein vierzig Rubel, für ein Paar Hosenträger ebensoviel usw. Stiefel, Kleiderstoffe, Geräte, Spielzeug sind noch höher im Preise gestiegen, weil die Zufuhr fehlt. Die Hauptsache bei alledem ist, daß jedermann darauf gefaßt ist, daß eines Tages der Rubel überhaupt nichts mehr wert sein wird. Der Bauer würde für die Waren, die er braucht und zu denen außer Ackergeräten und Stoffen auch Tabak und Branntwein gehören, sein Getreide ohne weiteres hergeben, er hätte auch nichts dagegen, wenn ihm solche Waren entsprechend teuer berechnet würden, wie er sein Korn berechnet. Nur können wir gerade die begehrtesten Artikel nur schwer oder gar nicht liefern.

Als Lieferungspreis für den Weizen sind in den Verhandlungen mit der ukrainischen Regierung sechs Rubel für das Pud (ein Pud gleich 16,4 Kilo) ausgemacht worden. Nach dem Friedenskurs des Rubels wäre dieser Preis wahnsinnig. Man hat den Ukrainern unsererseits zugestanden, daß der Rubelkurs nicht mit vierzig bis fünfzig Pfennig, wie es vielleicht dem inneren Wert entspräche, sondern mit 1,33⅓ Mark berechnet wird. Das ist eine Maßnahme, die sich nur durch unseren entschiedenen Wunsch erklärt, die Ukraine auch finanziell zu stützen. Nachdem Ende Mai ein deutsch-ukrainischer Vertrag über unsere Hilfeleistung beim Aufrichten einer selbständigen ukrainischen Währung zustande gekommen ist, wird man annehmen dürfen, daß der offizielle Rubel nunmehr rasch weiter fällt und daß die Parität von 1,33⅓ Mark fortan nicht mehr für den Rubel, sondern nur noch für die neue ukrainische Geldeinheit, den Karbowanez, gilt. Dann werden sich natürlich auch die Getreidepreise ändern müssen. Fürs erste hat man darin einen Ausgleich gefunden, daß wir den Ukrainern die zum Betrieb ihrer Eisenbahn nötigen Kohlen, die bis zur Instandsetzung der Donezgruben von uns geliefert werden, gleichfalls mit fünf Rubel das Pud, also mit vierhundert Mark die Tonne berechnen. Dieser Preis wird willig gezahlt. Er kommt selbstverständlich in der Hauptsache nicht den deutschen Kohlenerzeugern, sondern der Staatskasse zugute, aus der die Zahlungen für das ukrainische Getreide geleistet werden.



Phot. Rich. Spelling, Berlin.

Feltre in Oberitalien. Vor dem Stadttor zur oberen Stadt.

Was das politische Gebiet angeht, so ist zu sagen, daß es in unserem Interesse hauptsächlich darauf ankommt, die Masse des Volkes, das heißt den ukrainischen Bauern, zu befriedigen. Der Bauer hat noch nicht durchweg ein ukrainisches Nationalgefühl im fortgeschritteneren Sinne; er unterscheidet die Nationen vielfach noch gemäß dem Bekenntnis und nennt sich selbst einen Rechtgläubigen, den Polen einen Katholiken, den Deutschen einen Lutheraner. Er weiß aber, daß er das Hauptziel seines Verlangens, Vergrößerung des Landbesitzes, nur von einer demokratisch orientierten ukrainischen Republik bekommen wird. Aus diesem Grunde ist er aufs schärfste gegen die Wiedervereinigung der Ukraine mit Moskau. Ich habe in dem berühmten Höhlenkloster in Kiew ein Gespräch mit einer ukrainischen Bauernabordnung gehabt. Die Leute sagten: „Man will



K. u. k. Kaiserjäger werfen die Italiener aus ihren Stellungen auf der Zugna Torta.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.



Deutsche Fliegerfunker bei der Aufnahme von drahtlosen Meldungen, die von einem schwebenden Flugzeug aus gemacht werden. Der Mann rechts gibt dem Flieger mit der Signalpistole das Zeichen, daß Verständigung erzielt ist.

jede andere Art von Bildung außer der großrussischen verboten war und öffentliche Stellen so viel wie möglich an Großrussen gegeben wurden. Eine führende ukrainische Intelligenz ist erst in der Bildung begriffen. Sie hat unterirdisch wachsen müssen und ist von Galizien aus, wo das Ukrainertum frei war, gestärkt worden. Alles aber, was aus dem Bauerntum aufsteigt, die ländlichen Berufe, die Dorfpriester und Dorfschulmeister, die Landärzte, die Angestellten der ländlichen Genossenschaften, der ländlichen Selbstverwaltung und andere sind ukrainisch und zugleich demokratisch gesinnt.

Demokratisch ist auch der ukrainische Bauer, und wenn sein nationales und politisches Verständnis im übrigen auch vielfach noch unentwickelt ist, so weiß er doch gut, daß er von einem Zaren oder von den großrussischen Bolschewisten das Land, das er zum Leben braucht, nie als freies Eigentum

uns das Land nicht lassen! Das ganze ukrainische Land hat vor alters dem ukrainischen Volke gehört. Dann haben es die polnischen Herren genommen, und die Zaren haben davon an ihre Generale und Großen gegeben, und das Volk wurde unfrei. (Tatsächlich ist die Leibeigenschaft in der Ukraine erst von Katharina II. eingeführt worden, die ihre Günstlinge zugleich mit ungeheuren Ländereien ausstattete. Der ukrainische Bauer singt noch heute das Lied von „Katharina, der Hundetochter".) Wenn das Unrecht auch hundert Jahre gedauert hat, so ist es darum doch kein Recht geworden. Das Land gehört uns, nicht den Panen (Herren). Die Pane haben es lange genug gehabt, und noch das zarische Gehalt als Generale und Gouverneure dazu! Die Deutschen sind zu uns gekommen und wollen Brot. Sie mögen das Brot nehmen, sie werden uns auch etwas dafür zu geben haben. Die deutschen Soldaten sind ordentlich; einiges kommt vor, doch das schadet nichts, wenn ihr nur sonst unsere Freunde seid. Jetzt aber wollen die Pane wieder das Land. Sie denken, ihre Zeit ist von neuem gekommen (durch die Hetmansregierung). Wir wollen aber die Pane nicht, und wir wollen nicht unter Moskau. Wir wollen nichts von Moskau und vom Zaren wissen! Wenn man uns nicht hört, so wird es ein großes Unheil geben, wir werden kein Brot haben und Ihr auch nicht!"

Die Bauern fürchteten, wir könnten dazu nach der Ukraine gekommen sein, um neben der Beschaffung von Brot für uns selbst auch für die Wiederherstellung des Zarentums, für die Großgrundbesitzer und für die Wiedervereinigung der Ukraine mit Moskau zu sorgen. So wenig die Leute über Deutschland und die übrigen westlichen Länder unterrichtet sind, so glauben sie doch, was man ihnen eingeredet hat, der deutsche Kaiser und die deutsche Politik seien im Grunde dem Zarismus samt der ganzen russischen Reaktion freundlich gesinnt und würden das frühere russische Regime wiederherstellen, um mit ihm einen vorteilhaften Frieden zu schließen. Soll dem entgegengewirkt werden, so ist es nötig, daß Deutschland so deutlich wie möglich als ein Freund des ukrainischen Volkes auftritt. Das ukrainische Volk ist vor allem der ukrainische Bauer. Die oberen Stände in der Ukraine, die Gutsbesitzer, die städtische Intelligenz, die Großindustrie, das Beamtentum, sind polnisch, großrussisch oder, soweit sie früher ukrainisch waren, russifiziert, weil

zugeteilt erhalten wird. Die Wiedervereinigung mit Moskau bedeutet für ihn die Wiederherstellung der Zarenherrschaft; die Zaren aber sind immer Freunde der Großgrundbesitzer gewesen, der entschiedensten Gegner des ukrainischen Bauern in seinem Verlangen nach Land. Nur etwa ein Viertel der Bauern kann als genügend mit Land versorgt gelten. Fast die Hälfte des Grund und Bodens befindet sich in den Händen der Großgrundbesitzer, von denen viele über Zehntausende, manche über Hunderttausende von Hektaren Ackerland verfügen. Nach dem jetzigen Stande der ukrainischen Landwirtschaft gehören zu einer normalen Bauernwirtschaft auf besserem Boden etwa sechs Hektar. Fast der vierte Teil der Bauern besitzt aber nur einen Hektar und darunter. Weil im Volke noch die Erinnerung daran lebt, wie das Land samt den Bauern, denen es von alters gehörte, von den polnischen Königen und russischen Zaren ihren Günstlingen und Großen geschenkt und der Bauer leibeigen gemacht wurde, darum hatten bei der Verjagung der Gutsbesitzer und bei der Verteilung ihrer Ländereien während der Revolution die Bauern nicht das Empfinden, daß sie widerrechtlich etwas raubten, sondern eher, daß sie wieder an sich nahmen, was ihnen von alten Zeiten her zukam. Dieses wiederangeeignete Land aber, davon sind die Bauern überzeugt, wird ihnen nur die demokratische ukrainische Republik, deren Volksvertreter von ihnen selbst gewählt werden, zu sichern willig sein. Das ist die Hauptgrundlage, auf der die staatliche Selbständigkeit der Ukraine vorerst ruht, und sie ist tragfest genug, um darauf deutsch-ukrainische Politik zu machen. Wird der Bauer zum Kampf für die ukrainische Freiheit aufgerufen, so weiß er, daß es vor allen Dingen für ihn um den Landbesitz geht. Von hier aus kann man auch darauf vertrauen, daß sich die im übrigen vielfach noch sehr unreifen politischen Verhältnisse in der Ukraine allmählich besser entwickeln und daß wir in der Tat an dem ukrainischen Staatswesen für die Zukunft ein festes Bollwerk gegen die Wiederkehr der russischen Gefahr haben werden.

Nachrichtenmittel im Felde.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu die Bilder Seite 342 oben, 350 und 351.)

Der Fernsprecher ruft — der Generalstäbler der Division greift mechanisch zum Hörer: „Hier Regimentstab

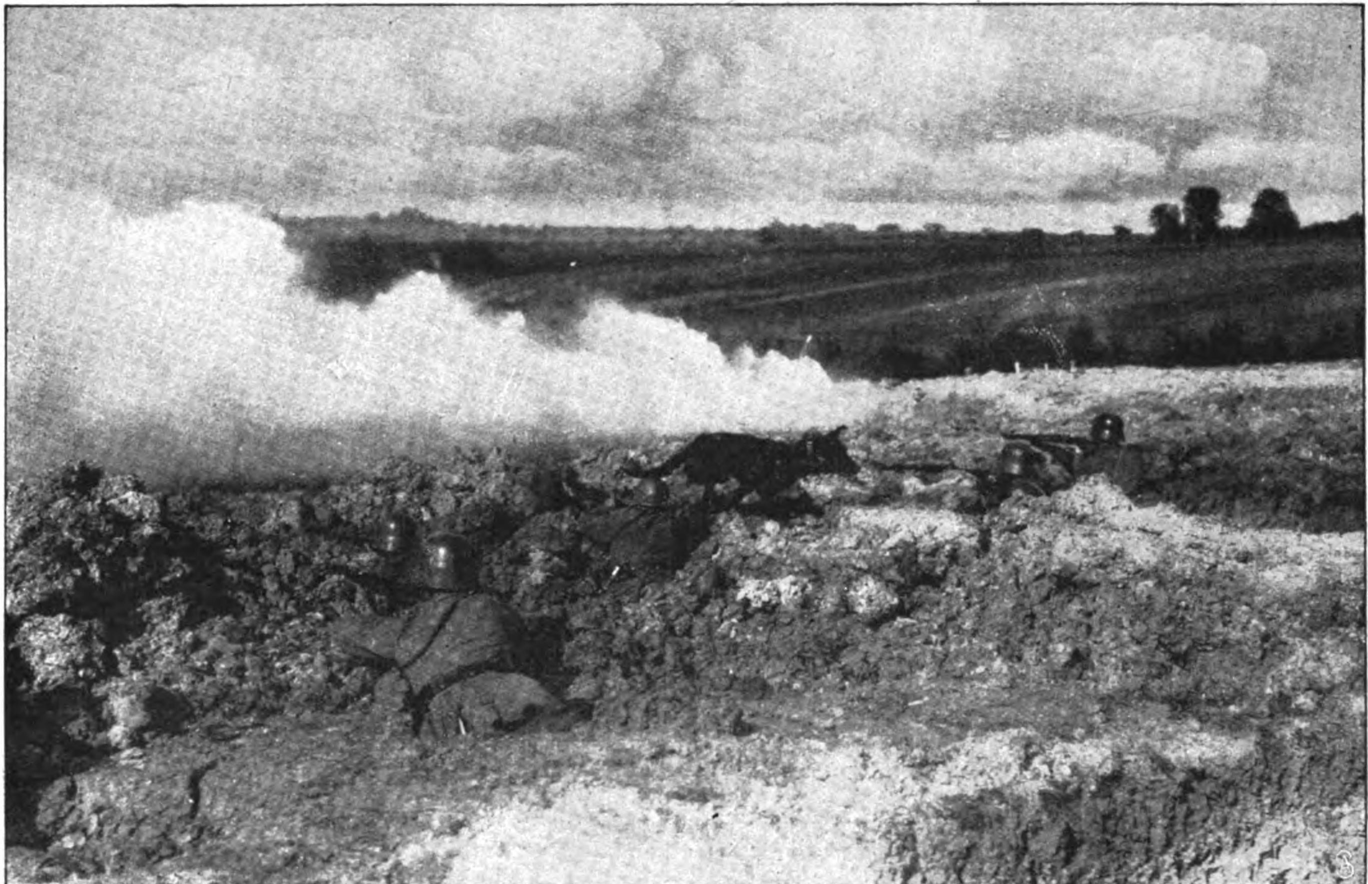
... Adjutant. Erstes Bataillon meldet soeben Auffüllung der feindlichen Gräben vor Abschnitt C. Sperrfeuer ist angefordert. Feindliche Gasminen auf dem ganzen Totenwäldchen. Herr Major läßt fragen, ob Division — Wumm!" — „Wie bitte? Ob Division —?" Keine Antwort. Der Hauptmann kurbelt ungeduldig. Drei-, viermal. Keine Antwort. Nur dumpfe Einschläge. Die Fenster klirren beständig. Also: die Leitung ist zerstört. Mit einem kräftigen Worte legt der Hauptmann den Hörer aus der Hand. Ein feindlicher Angriff im Gange, man sitzt da, zerrt an der zerrissenen Strippe und kann sich die Weisheit aus den Fingern saugen.

Jeder Offizier beim Stabe kennt diese dunklen Pausen während des Kampfes, wo die Meldungen verstümmelt eintreffen, sich widersprechen oder plötzlich ganz ausbleiben, wo lediglich das Trommelfeuer vorn Kunde gibt von dem Ringen der Grabentruppe. Hält sie sich noch? Ist sie schon abgeschnitten? Oder gefangen und erledigt? Böse, schwere Minuten, die sich zu Stunden dehnen. Nerven. Hier braucht man sie.

Und die Führer vorn? Sie sind nun ganz auf sich selbst gestellt. Leuchtsignale fordern das Sperrfeuer hierher und dorthin. Wird die Artillerie die Signale erkennen und aufnehmen? Es herrscht vielleicht dicker Nebel, der alles verschluckt. Ja, wenn es klar wäre! Aber dann hätten die Franzosen gewiß nicht angegriffen. Der Artilleriebeobachter sitzt beim Kampftruppenkommandeur auch ohne Verbindung da. Wie stark ist der Angriff? Wie breit? Endlich kommen die ersten brauchbaren Nachrichten. Meldegänger von den Kompanien springen durch die Trichter wie gehetztes Wild. Kotbespritzt von Kopf zu Fuß stolpern sie atemlos herein. Die Lage klärt sich. Aber nach rückwärts immer noch keine Verbindung. Die Störungssucher sind längst unterwegs, arbeiten verzweifelt, knüpfen den Draht sechs-, acht-, zehnmal neu. Sie kehren nicht zurück. Tot, verwundet — wer kann es sagen? Eine neue Leitungspatrouille geht dem Kabel nach. Endlich! „Hier Regimentstab. Eingreifbataillon ist unterwegs!" Gottlob.

Jedermann hat eine Vorstellung davon, wie nötig klare und zuverlässige Meldungen für den Führer in der Schlacht sind. Was für den Bewegungskrieg gilt, ist im Stellungskriege nicht weniger wichtig, vielleicht noch wichtiger. Denn hier muß die ganze Front mit Fühlern durchsetzt sein, die jede kleinste Bewegung und Änderung beim Feinde aufnehmen und weitergeben. Auch dann und gerade dann, wenn „keine größeren Ereignisse" im Heeresbericht gemeldet werden. Diese Arbeit jedoch ist nicht von heute auf morgen auszuführen. Sie verlangt Schulung, höchste Genauigkeit, Organisation; sie braucht einen sehr verwickelten technischen Apparat. All das haben wir nicht fertig in den Krieg mitgebracht, haben es im Kriege lernen müssen. Wir lernen, erproben und bessern täglich daran. Offiziere und Mannschaften, die diesen Spezialdienst ausüben sollen, gehen vorher richtig in die Schule, in die Nachrichtenschule. Sie befindet sich irgendwo hinter der Front der Armee, zu der sie gehört, und vereinigt Theorie und Praxis. Die Räume einer vormaligen Fabrik, einer Schule sind zu Hörsälen umgewandelt. Hier sitzen die feldgrauen Schüler in langen Reihen und lernen zunächst die Technik der Apparate kennen. Fernsprecher, Erdtelegraph und Funkenapparat werden erklärt. Im Nebensaal wird das Lesen der Signale, die Morsesprache geübt, im nächsten Raum werden vielleicht Diktate von Lichtsignalen aufgenommen. Gruppenweise umstehen die Soldaten den kleinen Klopfapparat und lauschen angestrengt, was das unregelmäßige Hämmern besagen will.

Draußen auf den Hügeln vor dem Dorfe ist der Übungsplatz. Hier wird die Schulweisheit erprobt. Die Anlage wiederholt in möglichster Treue einen wirklichen Kampfabschnitt: Gräben und Unterstände, Hindernisse, Trichterfeld und markierte feindliche Stellung. Weithin über Tal und Hügel oder übers flache Feld verstreut die verschiedenen Stationen der Fernsprecher, Blinker, Funker, Klopfer und so weiter. Hier wird geübt, wie Störungen und unerwartete Hindernisse zu überwinden sind, wie das eine Nachrichtenmittel das andere ersetzen kann, wie die Einflüsse der Witterung wirken. Fliegermeldungen werden aufgenommen und weitergeleitet. Kleine Sturmangriffe werden gemacht, und die Meldungen gehen trotz dem Krachen der Minen und Handgranaten richtig durch. Dieser ganze Betrieb ist so lehrreich, daß nicht nur die unmittelbaren Teilnehmer dabei lernen, sondern auch Truppenkommandeure und Offiziere höherer Stäbe mit Nutzen daran teilnehmen. Studium und Ausbildung der Kommandanten dauern zwei bis drei Monate, je nach der Vorbildung und dem Spezialdienst. An der Front verbleiben



Deutscher Meldehund bringt in schwerem Feuer eine Nachricht aus der vordersten Stellung.

die ausgebildeten Leute Angehörige der Nachrichtentruppe, die im Bereich einer Armee eine überraschend hohe Stärkezahl aufweisen kann. —

Der Wert der einzelnen Nachrichtenmittel ist sehr verschieden, absolut wie relativ. So kann es immer einmal vorkommen, daß eine Spezialität wie der Meldehund das eine Mal ganz versagt, ein andermal aber die sicherste Fernsprechleitung ersetzt und in seiner Art übertrifft. Deswegen bleibt der Fernsprecher dennoch das leistungsfähigste Mittel und letzten Endes unersetzlich. Frage und Antwort werden rasch getauscht, Mißverständnisse sofort behoben. Die Mängel sind: leichte Verletzlichkeit des Kabels, Möglichkeit des Abhörens durch den Feind. Anfangs lagen die Leitungen alle oberirdisch, dann grub man sie ein, tief und tiefer, bis auf vier Meter. Gegen die schweren Granaten schützte auch diese Tiefe nicht. Wurde aber das Kabel zerstört, so dauerte die Ausbesserung stundenlang. Gegen das Abhören schützt man sich seit langem durch Deckworte. Alle wichtigen Befehle werden schriftlich gegeben und durch Meldegänger befördert.

Die Funken- und Erdtelegraphie (siehe Bild Seite 350) braucht keinen Draht und arbeitet mit ihren Morsezeichen zur Schwesterstation oft im stärksten Trommelfeuer ausgezeichnet. Sie braucht freilich diese zweite Station, die mit der gleichen Wellenlänge arbeitet, sehr nötig und ist durch einen Volltreffer in eine der Stationen völlig mattgesetzt. Gewitter treten störend auf, die Nachbarstationen funken drein, trotzdem können die Funker, die zumeist sehr weit vorgeschoben liegen, mit ihren noch jungen Fronterfahrungen und -erfolgen sehr zufrieden sein.

Die optische Telegraphie (siehe Bild Seite 342 oben) ist durch die neuen Fortschritte der Lichttechnik zu ungeahnter Bedeutung gelangt. Die „Blinker" arbeiten heute mit Signallampen von einer Lichtstärke, die ganz erstaunlich große Entfernungen auch bei Tage und hellstem Sonnenschein überbrückt. Sie sind abhängig von den Formen und Farben des Geländes, brauchen erhöhte Punkte und lassen sich also auf die Dauer dem Feinde nur mit großer Kunst verbergen. Staub und Nebel können arg hemmend werden. In dem hügeligen Gelände, wo die Schlacht an der Aisne im Frühjahr 1917 geschlagen wurde, haben sich die Blinker gut bewährt.

Endlich die Tiere: der Hund und die Taube. Ich sah einen deutschen Schäferhund mit seiner Meldung querfeldein kilometerweit zur richtigen Stelle laufen, ohne sich durch das Artilleriefeuer im geringsten stören zu lassen (siehe Bild Seite 351). Er brauchte für das Kilometer zwei bis drei Minuten. Im allgemeinen bringen diese dressierten Meldehunde bis auf zwei Kilometer Entfernung die Nachrichten selbständig über Land; Essen und Munition tragen sie zu vorgeschobenen Posten durch Hindernisse und Trichter vor — es ist, wie wenn sie ein menschliches Gehirn gewonnen hätten.

Schwierig werden sie, wenn sie in Rudeln beisammen sind. Und schwierig ist natürlich auch die Dressur. Geduld und Umsicht des Führers bedeuten alles für den Erfolg. Gegen die giftigen Gase bekommen die Hunde ihre Schutzmasken ebenso wie der Soldat. Wenn alle Mittel versagten, so hat sich in ungezählten Fällen der Not die Brieftaube bewährt. Gegen Gas ist auch sie empfindlich, man schützt sie durch Maskierung des Korbes. Aber Trommelfeuer beirrt sie nicht, sie sucht sich, bei Tage zuverlässig, ihren Weg durch platzende Schrapnelle und heulende Granaten. Freilich vermittelt sie die Nachricht stets nur von A zu B und nicht mehr zurück. Hin und wieder verfliegt sie sich, aber selten. Ihre Hilfe wird allgemein gelobt.

Alle diese Nachrichtenmittel sind keine Universalmittel. Aber in ihrer Gesamtheit stellen sie doch eine außerordentliche Hilfe dar, ohne die man sich die moderne Kriegführung nicht mehr denken kann. Es gibt ihrer noch mehrere, deren Mitteilung sich hier verbietet. Die Notwendigkeiten des Krieges haben auf allen Gebieten den technischen Erfindungsgeist befruchtend angeregt, für die Nachrichtenmittel wurde besonders das Jahr 1916 reich an Versuchen, im Jahre 1917 verarbeitete man die Erfahrungen organisatorisch und führte sie allen Truppen gleichmäßig zu. An dem siegreichen Verlauf der schweren Kämpfe des Frühjahres 1918 hat also auch die verborgene Arbeit der Nachrichtentruppen ihren rühmlichen Anteil.

Generaloberst Freiherr v. Hazai.

(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Anfang März 1917 trat der ungarische Honvedminister Samuel Freiherr v. Hazai von seinem Posten zurück und wurde durch General v. Szurmay ersetzt. Freiherr v. Hazai war 1910 Honvedminister geworden und blieb es auch trotz der wiederholten späteren Kabinettswechsel. Als solchem kam ihm beim Beginn des Krieges, insbesondere bei der Mobilmachung, eine große, schwere Aufgabe zu, die er glänzend erfüllte. Obwohl die Verhältnisse in Ungarn vielfach besonders schwierig liegen, gingen die Einberufungen stets glatt vonstatten; in Scharen rückten die Leute pünktlich ein, wurden vorschriftsmäßig gesammelt und nötigenfalls weitertransportiert. Auch die übrigen Aufgaben des Nachschubes und der Vorsorge, die organisations- und verfassungsmäßig dem Honvedministerium zukommen, wurden tadellos gelöst. Generaloberst Freiherr v. Hazai bewährte sich als zielbewußter Organisator, der zugleich die bestehenden Bestimmungen energisch durchzuführen verstand, was man schon im Frieden an ihm zu schätzen gewußt hat.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generaloberst Samuel Freiherr v. Hazai, Chef des Ersatzwesens der gesamten bewaffneten Macht von Österreich-Ungarn.

Wenige Tage nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium wurde er in den aktiven Heeresstand — der ungarische Honvedminister muß Abgeordneter sein und kann daher der Armee während seiner Ministerschaft nur im Verhältnis der Reserve angehören — wieder aufgenommen und zum Leiter des gesamten Kriegsersatzwesens ernannt. Als solcher hat er seinen Amtsitz in Wien, und sein Wirkungskreis umfaßt das gesamte Mannschafts- und Pferdeergänzungswesen.

Generaloberst v. Hazai trat dadurch an die Spitze einer neuen Organisation, wie deren so viele von allen kriegführenden Mächten während des Krieges geschaffen wurden. Die sachgemäße Verwertung der materiellen Mittel und die rationelle Ausnützung der wehrfähigen männlichen Bevölkerung haben sich als Angelegenheiten von größter Wichtigkeit, von grundlegender Bedeutung erwiesen.

Die neue Organisation hat vor allem die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die tauglichen Staatsbürger in ihrer Gesamtheit für den Kriegs- und Kriegshilfsdienst ausgenützt werden, wobei aber darauf Bedacht zu nehmen ist, daß die jüngeren und leistungsfähigen Diensttuenden vor dem Feinde stehen, während die älteren und weniger tauglichen bei der Etappe und im Hinterland an den richtigen Platz gestellt werden müssen. Sie muß aber auch anderseits die Erfordernisse der Landwirtschaft und Industrie, namentlich der Kriegsindustrie, im Auge haben.

Es ist sehr anerkennenswert, daß diese Aufgaben in der österreichisch-ungarischen Monarchie in der Hand eines energischen, zielbewußten Mannes vereinigt wurden. Daß Generaloberst Freiherr Samuel v. Hazai hierfür der richtige Mann ist, hat er als Honvedminister während des Weltkrieges zur Genüge bewiesen.



Der Deutsche Kaiser und Generalfeldmarschall von Hindenburg begegnen am 28. Mai 1918 auf dem Rückwege vom Winterberg dem Deutschen Kronprinzen. (Siehe Seite 354.)

Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

An der **Westfront** verlängerten die Deutschen ihre an die Marne (siehe untenstehendes Bild) angelehnten Linien auf 25 Kilometer und überschritten dann auch den Fluß, um die Franzosen zur weiteren Zersplitterung ihrer Bereitschaften zu zwingen. Zweiundzwanzig Leiterbrücken legten sie trotz feindlicher Gegenwirkung über den Fluß; nur vier davon konnten die Franzosen durch Granatfeuer zerstören. Ein preußisches Bataillon überschritt die Marne, besetzte den Damm der strategischen Bahn im Marnetale und nistete sich an geeigneten Punkten mit Maschinengewehren zur Verteidigung ein. Auf Kraftwagen eiligst herbeigeführte Jägerabteilungen, abgesessene französische Dragoner und amerikanische Reiterei warfen sich auf das kleine Häuflein der Deutschen, das den Fluß überschritten hatte, und drängten es unter schweren eigenen Verlusten wieder auf das Nordufer der Marne zurück.

Am 2. Juni verloren die Feinde nördlich von der Aisne in hartem Grabenkampf ihre Aufnahmestellungen und wurden auf Moulin sous Touvent—St. Christophe—Vingre zurückgeschlagen. Südwestlich von Soissons fiel Chaudun, gleichzeitig überschritten die Deutschen den Savièresgrund und stießen bis an den Ostrand der großen Wälder von Villers-Cotterets vor. Südlich vom Ourcq scheiterten französische Angriffe im Feuer der Deutschen, die auch die Höhen westlich von Chateau-Thierry gewannen. Ihre Front bildete nun eine Zange, die Soissons im Norden und Süden gefahrdrohend umfaßte. Die Franzosen boten am nächsten Tage alles auf, um sich aus dieser mißlichen Lage zu befreien; namentlich zu beiden Seiten des Ourcqflusses gingen sie unter Aufbietung zahlreicher Panzerwagen und Kampfgeschwader immer wieder zum Sturm vor. Es gelang ihnen jedoch nicht, ihre Gegner zu verdrängen, sondern sie mußten selbst noch weiter zurückweichen. Die Deutschen stürmten die Höhen von Vauxbuin und jene westlich von Chaudun (siehe Bild Seite 356/357), nahmen das Städtchen Pernant und warfen den Feind in die Linie Le Soulier—Dommiers zurück. Außer Gelände büßten die Franzosen dabei auch einige Tausend Gefangene (siehe die Bilder Seite 355) und zahlreiche Batterien ein. Der Bahnknotenpunkt Villers-Cotterets, der dem General Foch günstige Gelegenheit zur Herbeiführung neuer Divisionen geboten hatte, die dann unter dem Schutz der großen Wälder auch leicht an die Kampffront geschafft werden konnten, lag nun unter schwerem deutschem Feuer. Auch auf dem Südufer der Aisne wurden die Franzosen aus dem Abschnitt von Soissons noch weiter südwestlich abgedrängt; sie mußten auf Ambleny—Cutry zurückgehen und verloren ihre Stellungen nördlich von Dommiers.

Die Deutschen verzichteten nun zunächst auf weiteren Geländegewinn und beschränkten sich am 5. Juni auf Stellungsverbesserungen, die sie westlich von Pontoise, nördlich von der Aisne und am Savièresgrunde durch Wegnahme feindlicher Erdwerke erzielten. Tags darauf wurden südöstlich von Sarcy nach ausgiebiger Artillerievorbereitung noch die französischen Linien beiderseits der Ardre genommen, wobei über dreihundert Gefangene den Deutschen in die Hände fielen. Mittels heftiger Gegenangriffe versuchten die Feinde am folgenden Tage, das verlorene Gelände zurückzugewinnen, was ihnen aber nur zu einem geringen Teil gelang; die Vorstöße englischer, französischer und amerikanischer Regimenter wurden im übrigen von den Deutschen kräftig abgeschlagen.

Ihr dritter großer Hauptschlag an der Westfront hatte den Deutschen wieder ganz bedeutende Fortschritte bei durchaus mäßigen Mannschaftseinbußen gebracht. Um so größer waren letztere bei den Feinden. Seit dem 27. Mai hatte die Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen über 55 000 Gefangene gemacht, worunter sich über 1500 Offiziere befanden. Dazu wurden mehr als 650 Geschütze und weit über 2000 Maschinengewehre erbeutet. Die Gesamtbeute der Deutschen in den drei großen Unternehmungen seit dem 21. März belief sich damit auf 185 000 Gefangene, über 2250 Geschütze, darunter sehr viel schwere, und viele Tausende von Maschinengewehren. Der Gewinn an anderem Kriegsgerät war noch gar nicht zu überblicken und abzuschätzen. Mit englischen Sturmwagen, die zahlreich erbeutet wurden, konnten die Deutschen zeigen, was die Tankswaffe (siehe Bild Seite 358) bei geschickter Einsetzung und rücksichtsloser Führung zu leisten imstande ist. Berge von Munition, Kleidungstücken und Nahrungsmitteln, sowie sehr viele Fahrzeuge, ganze Proviantzüge (siehe Bild Seite 355 oben) im Gesamtwerte von vielen Millionen



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutsche Munitionskolonne auf dem Vormarsch zur Marne in schwierigem Gelände.

Mark mußten die Feinde im Stich lassen. Das traf sie ebenso schwer, wie ihre Mannschaftsverluste, denn mit ungeheuren Mengen von Munition und Kriegsgeräten aller Art in Verbindung mit einer Truppenübermacht wollten sie ja den Sieg erringen. Doch die Unternehmungen der Verbandstreitkräfte verliefen stets bald im Sande, jene der Deutschen führten dagegen meist zu dauernden Gewinnen. Während der Schlacht zwischen Aisne und Marne besetzten die Deutschen in einer Kampfwoche wieder über 3000 Quadratkilometer fruchtbarsten französischen Bodens, auf dem weithin das Getreide auf den Feldern wogte. Auf den Weiden grasten friedlich ganze Viehherden, die den Deutschen in die Hände fielen (siehe mittleres Bild Seite 359), und in den Bauernhöfen tummelten sich stattliche Scharen von Geflügel. Nur die Bewohner hatten Haus und Hof verlassen. Zehntausende dieser Flüchtlinge eilten nach Paris, von wo sie weiter nach dem Süden Frankreichs abgeschoben wurden. —

Der deutsche Kaiser ließ es sich nicht nehmen, selbst das neu gewonnene Gebiet zu besichtigen. Mit Generalfeldmarschall v. Hindenburg vom Winterberg kommend, traf er in dem Trichtergelände von Craonne unerwartet den Kronprinzen, der eben von seinem Bruder, dem Prinzen Eitel Friedrich, und dessen Division kam und vor zu den Kampftruppen wollte. Die Begrüßung des Kaisers und des Kronprinzen, die sich nach diesem neuen Sieg zum ersten Male sahen, war voll glücklicher Herzlichkeit und fand ihren Widerhall in dem lauten Hurrarufen der Truppen, die immer wieder in diesen Tagen des schweren Kampfes die Nähe ihrer obersten Führer als ein Zeugnis der Soldateneinheit aus dankbarem Herzen bejubelten (siehe die Kunstbeilage).

Reims, der östliche Eckpfeiler der französischen Front in der Champagne, litt bei den Kämpfen, die sich in der Nähe der Stadt abspielten, ebenso sehr, wie Soissons, das gleich so vielen anderen französischen Ortschaften unter dem Hagel französischer und englischer Granaten in Schutt und Asche sank (siehe die Bilder Seite 359 oben und unten). Die Deutschen umklammerten Reims von drei Seiten in etwa drei Kilometer Entfernung von der Mitte der Stadt. Eigentlich hätte es von den Franzosen schon lange aufgegeben werden sollen, doch politische Rücksichten zwangen den General Foch, die Verteidigung der Stadt trotz aller Aussichtslosigkeit fortzuführen. Zum Schutz von Reims wurden Truppen der farbigen Hilfsvölker bestimmt, die in den ständig unter stärkstem deutschem Feuer liegenden Gräben rings um die Stadt die furchtbarsten Verluste erlitten. —

* * *

An den Erfolgen der Deutschen waren nicht zum wenigsten auch ihre **Luftstreitkräfte** beteiligt, deren zahlreiche Schlachtgeschwader Verwirrung in die Reihen der Feinde trugen. Den deutschen Jagdfliegern hatten die Franzosen nichts Gleichwertiges entgegenzustellen, deshalb schickten sie ihre Bombenflieger aus, die viele Bomben abwarfen. Als Ziel wählten sie Soissons und andere französische Städte, was weitere Schädigungen dieser Ortschaften zur Folge hatte, ohne daß die Deutschen dadurch in der Durchführung ihrer Maßnahmen gehindert worden wären.

Aber auch die deutschen Bombenflieger waren nicht untätig. Alle Truppenlager, Stapel, Eisenbahnknotenpunkte, Bahnlinien, Brücken und andere wichtige Einrichtungen und Punkte hinter der Front der Gegner wurden ebenso wie die französische Hauptstadt selbst wieder mit Bomben beworfen. Paris lag übrigens auch weiterhin unter dem Feuer der deutschen Fernfeuerbatterie.

Von den deutschen Bombenfliegern erhielt Hauptmann Köhl am 21. Mai für seine erfolgreiche Tätigkeit den Orden Pour le Mérite. Er war ursprünglich mit dem württembergischen Pionierbataillon 13 ins Feld gerückt, wurde verwundet und trat nach seiner Wiederherstellung zur Fliegertruppe über. Sein besonderes Tätigkeitsfeld wurde der Bombenflug. Als Staffelführer, später als Kommandeur eines Bombengeschwaders nahm er an Hunderten von Flügen gegen den Feind teil und verursachte ihm ganz außerordentliche Einbußen an Kriegsbedarf. Die Vernichtung des riesigen Munitionslagers bei Cérisy in der Nacht zum 7. November 1916 war hauptsächlich auf Köhl zurückzuführen; auch das große Munitionslager von Blargies wurde von ihm kurz vor Ausbruch der neuen deutschen Offensive mittels Bomben in die Luft gesprengt.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Deutscher Posten mit Panzerhemd in vorderster Stellung an der Westfront.

Beträchtlich war auch wieder die Zahl der deutschen Luftsiege. Allein am 2. Juni schossen die Deutschen 31 Flugzeuge der Feinde ab. Am 4. und 5. Juni wurden weitere 46 Flugzeuge und 4 Fesselballone zur Strecke gebracht. Das Jagdgeschwader Richthofen war daran am 5. Juni mit 15 Luftsiegen beteiligt. Leutnant Menkhoff und Hauptmann Berthold überwanden je ihren einunddreißigsten Gegner, während es Leutnant Löwenhardt auf 27, Leutnant Udet auf 26 und Leutnant Kirstein auf 22 Siege brachten.

Ein heftiger Zusammenstoß in der Luft spielte sich am 5. Juni wieder einmal an der flandrischen Küste nordwestlich von Terschelling zwischen mehreren deutschen Flugzeugen und fünf englischen Curtis-Flugbooten ab. Dabei wurde ein englisches Flugzeug in Brand geschossen, stürzte aufs Meer und verbrannte. Drei Mann seiner Besatzung retteten sich an Land und wurden dort zurückgehalten. Zwei andere feindliche Flugzeuge erlitten so schwere Beschädigungen, daß sie ebenfalls landen mußten. Die Besatzungen fielen Brandwunden zum Opfer, die Flugzeuge dagegen konnten in verhältnismäßig gutem Zustand geborgen werden. Ein verirrtes beschädigtes Flugboot landete auf Blieland; auch seine Besatzung wurde interniert. Nur ein einziges englisches Flugboot entkam. Die Deutschen verloren nur ein Flugzeug, das während des Kampfes in Brand geraten war und später vernichtet wurde. Seine Bemannung brachten die Deutschen in Sicherheit. —

* * *

Über die Tätigkeit der deutschen **U-Boote** trafen neue,



Phot. Bild- und Film-Amt.

Gefangene Franzosen und Engländer an einem amerikanischen Sanitätswagen in dem von den Deutschen erbeuteten Lazarett Mont Notre Dame im Kampfgelände um Fismes.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Einer der zwischen Aisne und Marne erbeuteten vollbeladenen Proviantzüge, von denen der Gegner infolge des überstürzten Rückzuges mehrere zurücklassen mußte.

aufsehenerregende Meldungen ein. Einheiten dieser Waffe waren an der amerikanischen Küste erschienen und hatten dort die Handelschiffahrt schwer geschädigt. Es waren nicht die ersten deutschen U-Boote, die sich in jenen Gewässern zeigten. Schon im Jahre 1916 traf das Handelsunterseeboot „Deutschland" unter Kapitän König in den Vereinigten Staaten ein, um die durch den Krieg unterbrochenen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika wieder aufzunehmen, und am 8. Oktober desselben Jahres landete Kapitänleutnant Rose mit „U 53" nach siebzehntägiger Fahrt durch das Weltmeer im Hafen von Newport auf Rhode Island, und zwar in freundlicher Absicht und unter dem Geleit des amerikanischen Unterseebootes „D 2". Ohne von seinem Rechte, Brennstoff aufzunehmen, Gebrauch zu machen, verließ das deutsche Tauchboot etwa zwei Stunden später den Hafen wieder.

Nun hatten deutsche Tauchboote plötzlich den Seekrieg an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten begonnen (siehe auch den Aufsatz aus fachmännischer Feder auf Seite 360). Wenigstens fünfzehn amerikanische Schiffe waren versenkt und zahlreiche andere beschädigt worden. Das größte der versenkten Schiffe war die „Carolina", die 125 Seemeilen von Sandy Hook auf dem Wege nach Portorico vom Schicksal ereilt wurde. Auf derselben Handelstraße ging auch der von den Amerikanern beschlagnahmte holländische Dampfer „Texel" verloren. Auch viele Minen, die eine ganze Reihe Unfälle verursachten, waren ausgelegt worden. Bedenken erregte auch, daß über den Verbleib des 20 000 Tonnen großen amerikanischen Dampfers „Cyklope" keine Nachrichten einliefen. Das Schiff war seit einiger Zeit überfällig; man brachte deshalb sein Verschwinden mit dem Erscheinen der deutschen U-Boote in Verbindung.

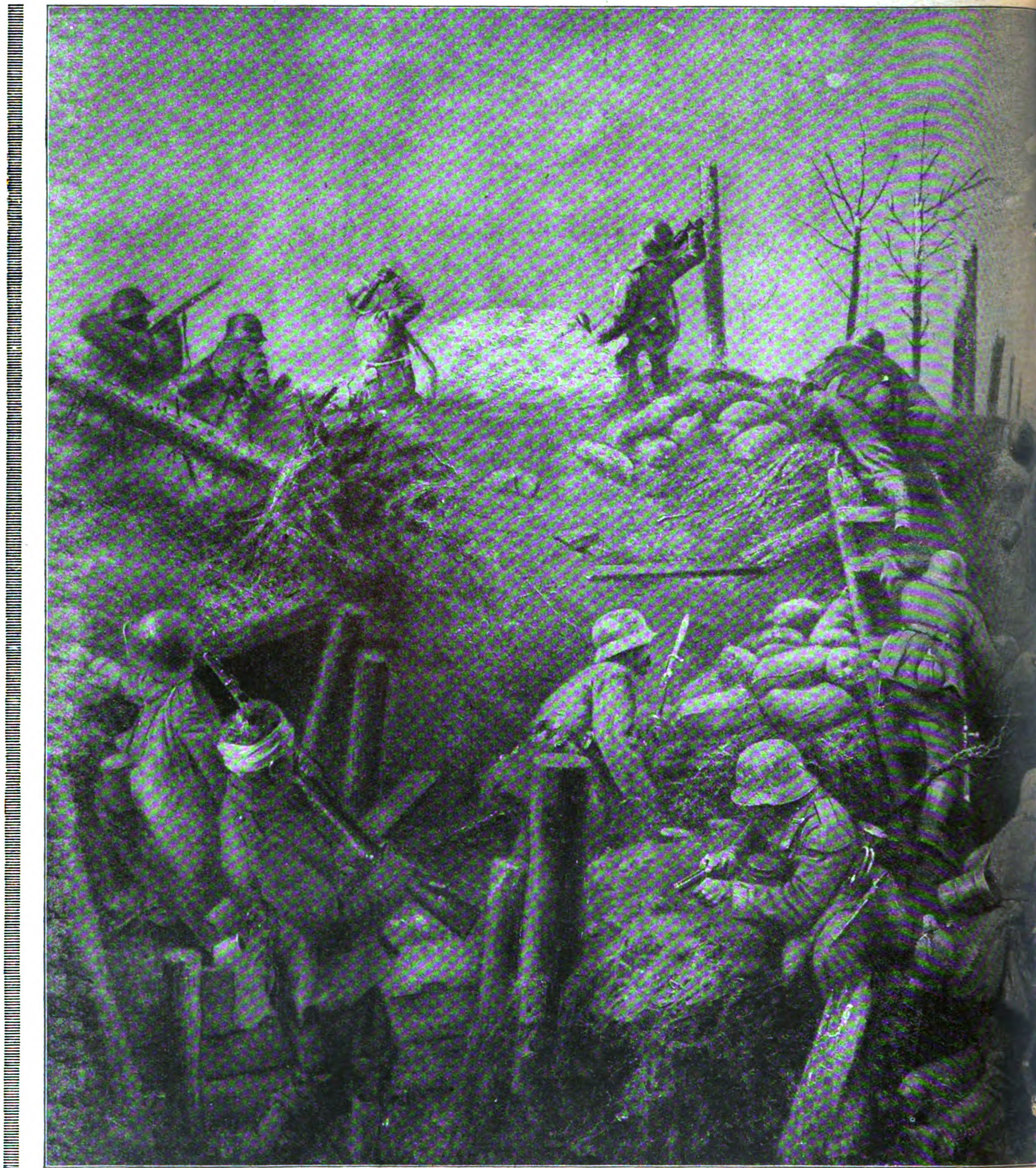
Die amerikanische Regierung sah sich zu weitgehenden Schutzmaßnahmen gezwungen. Sie schickte leichte Seestreitkräfte und Flugzeuge auf die Suche nach den Tauchbooten aus, deren Zahl zwischen zwei und fünf angegeben wurde, und sperrte außer dem Hafen von New York auch noch andere große Häfen. Selbst Luftangriffe wurden befürchtet. Deshalb mußten nicht nur die Lichtreklamen



Phot. Bild- und Film-Amt.

Massentransporte von Gefangenen in der Zitadelle von Laon.

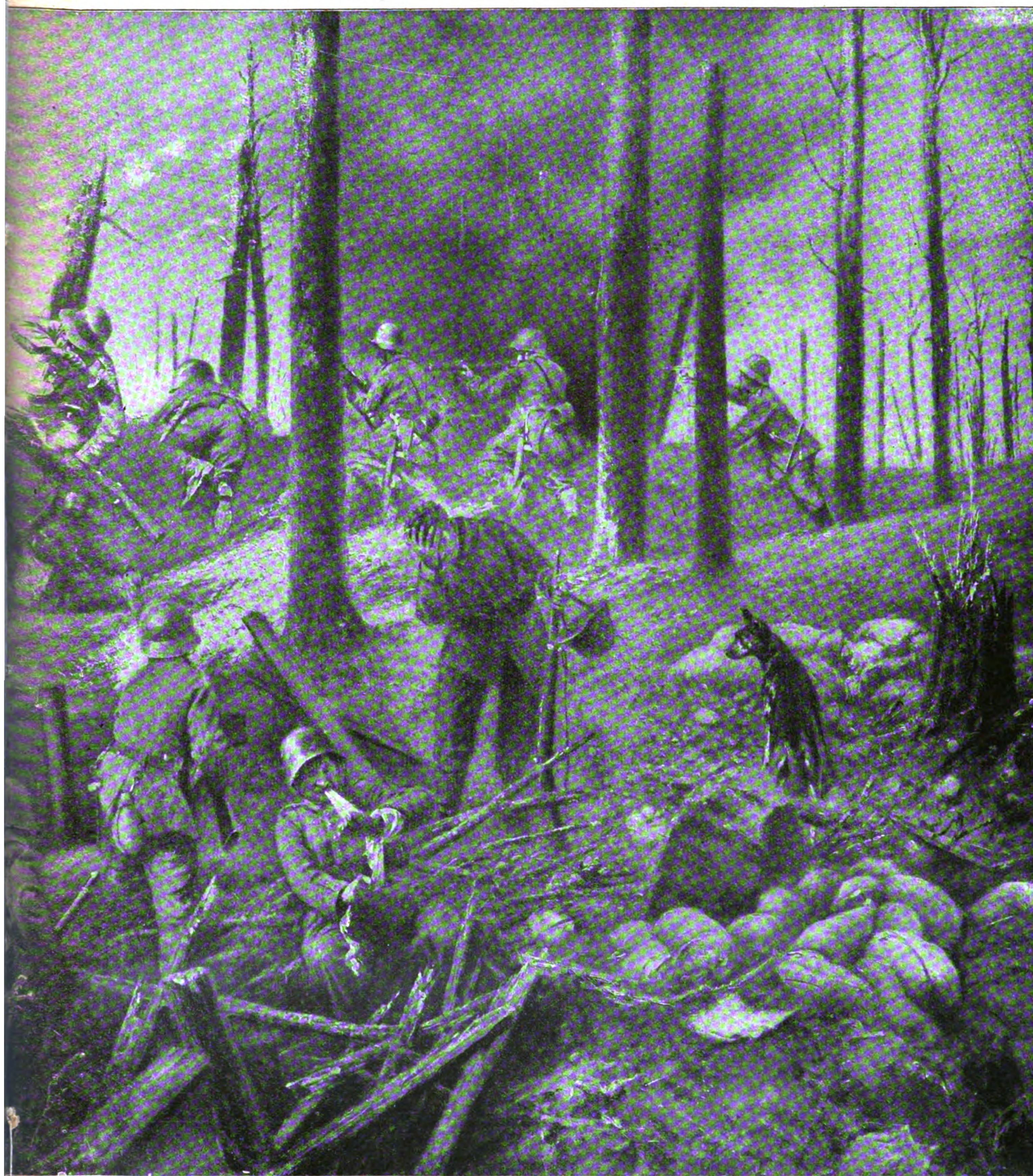
Vom 25. Mai bis zum 14. Juni 1918 wurden die Fochschen Reserven allein an Gefangenen um 55 000 Mann vermindert.



Aus der Schlacht bei Soissons: Erstürmung der Höhen westlich von Chaudun durch die Truppen des deutschen Kronprinzen.

auf dem Broadway in New York gelöscht werden, sondern die ganze Stadt wurde nach dem Muster von London und Paris in Dunkelheit gehüllt, um etwa erscheinenden deutschen Fliegern das Zurechtfinden zu erschweren. Coney Island und zahlreiche andere wichtige Küstenpunkte der Vereinigten Staaten löschten ihre Leuchtfeuer. An der Börse trat ein Kurssturz ein, und die Versicherungsgesellschaften verlangten höhere Prämien. Amerika bekam jetzt den Krieg auf eigenem Gebiet zu spüren.

In den eigentlichen Sperrgebieten nahm der U-Bootkrieg wirkungsvollen Fortgang. Einer Meldung vom 26. Mai zufolge wurden in dem Sperrgebiet um Italien weitere 27000 Bruttoregistertonnen Schiffsraum vernichtet; daran war das von dem Kapitänleutnant Prinz Heinrich XXXVII. Reuß j. L. (siehe Bild Seite 360) befehligte U-Boot mit drei wertvollen Dampfern von mehr als 19000 Tonnen beteiligt. Von 20000 Tonnen, die der deutsche Admiralstab am 28. Mai meldete, entfiel auf das von dem Oberleutnant zur See Warzecha (siehe Bild Seite 211) geführte Boot, das im Sperrgebiet um England tätig gewesen war, der Haupt-



Nach einem Originalgemälde des bei der Kronprinzenarmee zugelassenen Kriegsmalers Professor Georg Schöbel.

anteil. Im Kanal versenkte das Boot unter dem Oberleutnant zur See Lohs (siehe Bild Seite 152) fünf Dampfer und drei französische Fischereifahrzeuge mit einem Gesamtraumgehalt von 28000 Tonnen, im westlichen Teil des Ärmelkanals und an der Küste Westenglands Kapitänleutnant Werner (siehe Bild Seite 360) fünf Dampfer mit über 29000 Bruttoregistertonnen. Werner hatte im Jahre 1916 im Schwarzen Meer durch einen wohlgezielten Torpedoschuß ein russisches Großkampfschiff von der Beschießung der bulgarischen Stadt Varna abgehalten. Die dankbaren Bürger Varnas nennen eine Straße nach ihm. — Am 26. Mai gab die englische Admiralität bekannt, daß eines der englischen atlantischen Geleitunterseeboote am 11. Mai auf der Höhe von Kap Vinzent ein deutsches U-Boot der Kreuzerart durch einen Torpedoschuß versenkt habe. Wegen schweren Seegangs fand die ganze Besatzung des Fahrzeuges den Tod in den Wellen. Ein Angriff der Engländer auf ein zweites deutsches Tauchboot blieb ohne Erfolg. Mit solchen Vorfällen rechneten die Deutschen, aber die Verluste wurden durch Neubauten nicht nur wettgemacht, sondern wesentlich übertroffen. —

An der **italienischen Front** hielt die lebhafte Aufklärungstätigkeit der Italiener an, die mehrfach wieder zu ernsteren Zusammenstößen führte. Bei Fossalte an der unteren Piave versuchten die Italiener am 2. Juni mit stärkeren Kräften einen Übergang. Minenwerfer- und Geschützfeuer der Österreicher und Ungarn vereitelte jedoch das Unternehmen schon in den Anfängen. Während die k. u. k. Truppen in fast allen Angriffsabschnitten feindliche Erkundungsversuche abwiesen, vermochten die Italiener mit einem kräftigen Stoß bei Bezzecca etwas vorzudringen; die Ausweitung des kleinen Fortschrittes verhinderten aber die Angegriffenen durch die Abriegelung ihrer Hauptstellungen.

An der unteren Piave, bei Quero und bei Mori gingen die Feinde nach einigen Tagen weniger heftiger Ausfalltätigkeit am 6. Juni wieder zu scharfen Vorstößen über. Wie bei früheren Gelegenheiten, so holten sie sich aber auch jetzt wieder empfindliche Niederlagen, weshalb sie ihre Angriffe einstellten. Auf dem Tonale arbeitete sich eine feindliche Truppe gegen die österreichisch-ungarischen Linien vor; nach hitzigem Kampfe mußte aber auch sie in ihre Ausgangstellung zurück. Größere Anstrengungen unternahm der Feind bei Asiago, wo er nach schärfster Feuervorbereitung seine Abteilungen zweimal zum Sturm vorwarf. Die Angreifer konnten jedoch die Sperrfeuerzone nicht überwinden und verbluteten. Auf dem Monte Sisemol erlitten die Italiener ebenfalls eine Niederlage. Mit tapfer durchgeführten eigenen Sturmtruppunternehmungen verbesserten die Österreicher und Ungarn ihre Stellungen auf dem Monte Spinuchia. —

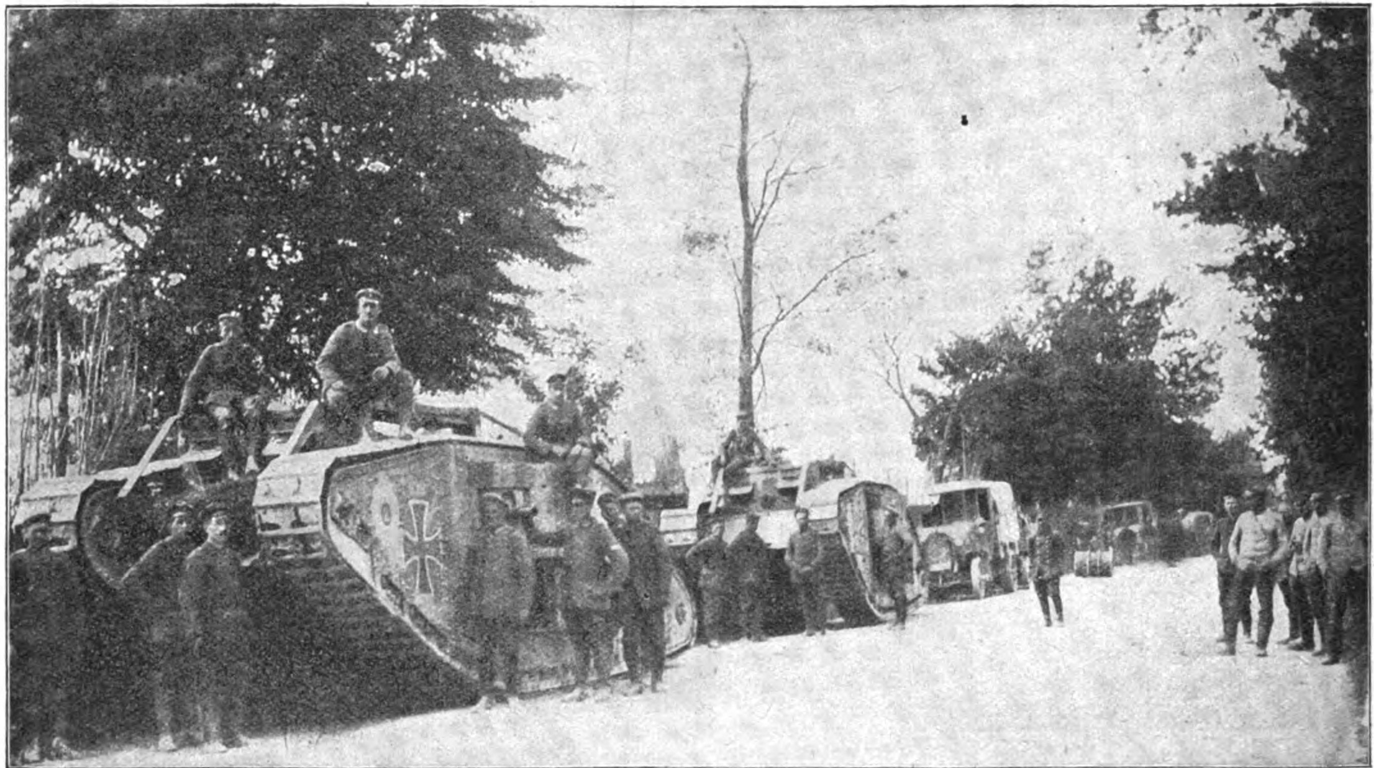
* * *

Im Kampfe gegen die **Türken** (siehe die Bilder Seite 363) griffen die Italiener auf dem Schauplatz in Tripolis mit einigen Unternehmungen ein. Trotz der schwierigen Verbindungen mit der Heimat waren die Türken in aufopferungsvollen Kämpfen mit den über reichliche Hilfsmittel verfügenden Gegnern aber doch sehr rasch fertig geworden. Sie hielten die Feinde noch in einigen eng umschlossenen Küstenpunkten fest. Die Eingeschlossenen wurden nicht nur von der Landseite ständig bedroht, sondern von Zeit zu Zeit auch von der Seeseite her, und zwar durch deutsche U-Boote. Schon wegen der Sicherung ihres Kolonialbesitzes vor ihrem Eintritt in den Weltkrieg mußte den Italienern an der Erweiterung des von ihnen in Nordafrika noch besetzten Gebietes liegen. Jeder Versuch dazu war bisher aber von den tapferen türkischen Streitkräften zunichte gemacht worden. Anfang Juni wurde der türkischen Heeresleitung bekannt, daß die Feinde am 12. April einen besonders kräftigen Ausfallversuch aus Suara unternommen hatten. Die Türken faßten sie aber in der Flanke, fügten ihnen Verluste zu und schlugen sie in die Stadt zurück. Zahlreiche Gefangene, viele Pferde und wertvolles Kriegsmaterial waren die Beute der türkischen Streitkräfte. Auch an anderen Stellen ereigneten sich wiederholt ernste Zusammenstöße, die aber ebenfalls die Lage der Italiener nicht besserten. —

In Palästina bauten die Türken ihren Abwehrerfolg von Anfang Mai unter Mitwirkung deutscher Streitkräfte aus. Sie begnügten sich nicht mit der Zurückweisung des Feindes in der fünftägigen Abwehrschlacht von Es-Salt auf den Jordan, sondern bedrängten die Engländer auch in ihren Brückenkopfstellungen durch hartnäckige Beschießung und fortgesetzte Sturmstöße. Dabei vermehrten sie erheblich die schweren Einbußen des Feindes, die er im Verlauf dieser Kämpfe erlitten hatte. Die Verluste der Engländer an Artillerie beliefen sich bis auf 80 vom Hundert der beteiligten Streitkräfte, während die Reiterei und die Infanterie bis zu 50 vom Hundert ihrer Bestände einbüßten. Am 5. Mai waren die Engländer vom östlichen Jordanufer fast ganz entfernt worden, nur im Brückenkopf beiderseits der Straße Jericho—Tell-Mimrin hielten sich noch schwache Truppenteile.

Zum zweiten Male waren die Engländer nach starken Anfangserfolgen bei ihrem Angriff auf dem östlichen Jordanufer gänzlich geschlagen und sehr geschwächt worden. Dennoch rafften sie sich zu einer dritten großen Unternehmung auf. Der Regierung Lloyd Georges lag wenigstens ebensoviel an bedeutenden Fortschritten im fernen Osten, wie an dem Sieg in Europa. Ja, die sich immer mehr herausstellende Aussichtslosigkeit der militärischen Unternehmungen der Westmächte gegen die Deutschen, die Ohnmacht der englisch-französischen Streitkräfte auf allen europäischen Schauplätzen, bestärkte die englische Regierung eher noch in der zielbewußten Weiterverfolgung ihrer afrikanisch-asiatischen Kriegspläne, die die Sicherung der Weltstellung Englands in fremden Erdteilen bezweckten.

Am Jordan rangen die Engländer nun um den Besitz des Suezkanals und Ägyptens und zugleich um die Gewinnung eines Landweges nach Indien. Schon gegen Ende Mai führten sie immer kräftiger werdende Sturmstöße gegen die türkischen Linien aus. Am Abend des 31. Mai eröffneten sie nach langer Feuervorbereitung einen Haupt-



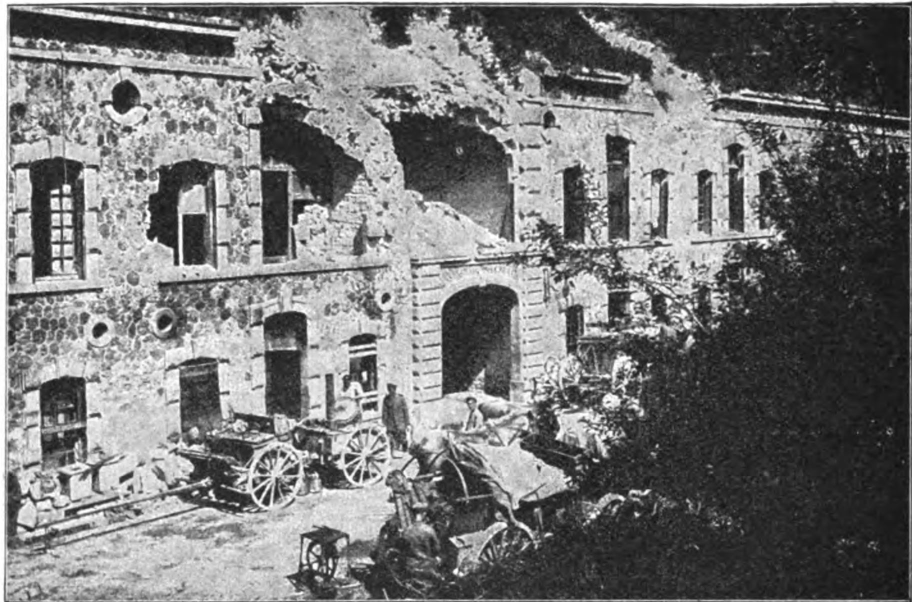
Deutsches Sturmwagengeschwader in Bereitschaftstellung für die Schlacht bei Reims. Bild- und Film-Amt.

angriff; ihre Stürme dauerten die ganze Nacht hindurch und flauten erst in den frühen Morgenstunden nach schweren Blutopfern ab. Bei sehr lebhafter Fliegertätigkeit folgte für die türkischen Grabenbesatzungen ein harter Tag, an dem sie schwerstem, feindlichem Artilleriefeuer ausgesetzt waren, aber zuversichtlich ausharrten. In stetigem Ringen mit den unablässig angreifenden Feinden behaupteten sich die Verteidiger nicht nur in ihren Stellungen, sondern lieferten den Engländern auch heftige Störungsgefechte, um deren Aufmarsch zu einer neuen großen Angriffsbewegung zu verhindern. In der Nacht zum 3. Juni führten die Türken in der Nähe der Straße Jerusalem—Nablus schneidige Erkundungstöße aus. Am Tage suchten die Engländer starke Truppen in der Nähe ihres schwachen Brückenkopfes am Jordan zu sammeln, doch wurde das Vorhaben durch wirkungsvolles Abwehrfeuer der Türken vereitelt, die auch im Jordantal vorgehende feindliche Kavallerie sehr bald zurücktrieben. —

Bei ihrem Vordringen in **Mesopotamien** (siehe das Bild Seite 362) drängten die Engländer ihre Gegner nach der Wegnahme von Kerkul auch noch über den Zabfluß, wo sich die Türken zunächst festgesetzt hatten, zurück. Näher und näher rückten die Engländer ihre Linien am Euphrat und am Tigris nach Norden gegen den türkischen Hauptwiderstandspunkt dieses Frontteiles vor. Trotzdem sie aber wegen der nur schwachen türkischen Gegenwirkung Aussicht hatten, eine rasche Entscheidung über das Schicksal dieser entlegenen Gebiete herbeizuführen, trafen sie an beiden Hauptflüssen gegen Ende Mai Rückzugsveranstaltungen. Sie gaben den Zabfluß und selbst Kerkul wieder preis und überließen ihren nachrückenden Gegnern immer weitere Stücke des eroberten Geländes. Der tropischen Hitze und den Schwierigkeiten der Versorgung ihrer Truppen über so weite Strecken, wie sie auf diesem Kriegschauplatz in Frage kamen, hatten sich die Engländer nicht gewachsen gezeigt. Die Türken gewannen wieder Zeit zur Festigung ihres Widerstandes durch Ansammlung von Truppen und Kriegsmitteln. —

* * *

Die Bemühungen der Engländer, den Kampf um **Deutsch-Ostafrika** zu Ende zu führen, hatten immer noch nicht den erwünschten Erfolg gehabt. Nach einer englischen Meldung vom 5. Mai war es wieder zu einem schweren Zusammenstoß zwischen den englisch-portugiesischen Einkreisungstruppen und den auf portugiesischen Boden übergetretenen deutschen Streitkräften gekommen, der aber nach der Fassung des Berichtes ungünstig für die Feinde verlaufen sein mußte. An einem Punkte westlich von Nanungu sollte die deutsche Hauptmacht unter General v. Lettow-Vorbeck von Vortruppen des Generals Northy überrascht worden sein. Den ganzen Tag über tobten Kämpfe Mann gegen



Phot. Bild- und Film-Amt.

Das von deutschen Truppen eroberte Fort St. Thierry bei Reims.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Aus der großen Beute. Beim Vormarsch der Deutschen zur Marne fielen bedeutende Viehbestände in ihre Hände.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Von den Franzosen in Brand geschossene Häuser in Soissons.


Oberleutnant z. S. Dönitz, erfolgreicher Kommandant eines deutschen U-Bootes im Mittelmeer.


Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.
Kapitänleutnant Prinz Heinrich XXXVII. Reuß j. L., erfolgreicher U-Bootkommandant.


Kapitänleutnant Werner, erfolgreicher deutscher U-Bootkommandant im Sperrgebiet um England.


Hofphot. R. Dührkoop, Hamburg.
Kapitänleutnant Freiherr v. Loë, erfolgreicher deutscher U-Bootkommandant im Sperrgebiet um England.

Mann, in denen die Engländer ihre Gegner schließlich geworfen haben wollten. Aus einer Mitteilung vom 1 Juni ging hervor, daß die feindlichen Verfolgungskolonnen immer noch nicht am Ziele waren. Sie folgten den Deutschen nun 55 Meilen südwestlich von Nanungu über den Lurio hinaus, den sie bei Mativa in der Richtung auf Sidon überschritten hatten. Ohne jede Verbindung mit dem Mutterlande bewiesen die Deutschen immer noch eine bewundernswürdige Zähigkeit und Tatkraft. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Versenkung des englischen Dampfers „Cyklops".

(Hierzu das Bild Seite 361.)

Am Morgen des 18. März sichtete Oberleutnant z. See Dönitz (siehe obenstehendes Bild), Kommandant eines der deutschen im Mittelmeer stationierten U-Boote beim Ansteuern des Hafens von Augusta an der Ostküste Siziliens einen außergewöhnlich großen Frachtdampfer, der unmittelbar vor der Stadt lag, um dort seine Ladung zu löschen oder einzunehmen. Das war eine willkommene Beute, die sich das U-Boot nicht entgehen lassen wollte. Aber das Herankommen zum wirksamen Torpedoschuß war äußerst schwierig, denn vor dem Hafen lag eine Netzsperre, deren Träger sich deutlich von dem ruhigen Wasser abhoben. Ein von See aus abgeschossener Torpedo konnte daher sein Ziel nicht erreichen; im Hafen selbst mußte der Schuß gefeuert werden. Nach längerem Beobachten gelang es, eine Sperrlücke zu entdecken, die das Boot getaucht durchfahren mußte, um nicht von den den Hafen sichernden Flugzeugen entdeckt zu werden. Vorsichtig, unter äußerst sparsamer Verwendung des Sehrohres glitt das Boot durch die Sperrlücke; ein kurzes Ausfahren des Sehrohres, und schon verließ der Torpedo das Ausstoßrohr, um Sekunden später die Bordwand des Dampfers hinter den Schornsteinen zu zerreißen. Augenblicklich begann der Dampfer mit dem Heck voran zu sinken; an seinem Bug war der Name „Cyklops" zu lesen — ein neues Schiff von 9033 Bruttoregistertonnen, wie später die Schiffsliste zeigte.

Nun kamen von allen Seiten die Flugzeuge angebraust, aber dank der geschickten Führung konnte das U-Boot den ihm zugedachten Bomben ausweichen und trotz der Enge des Hafens und der geringen Wassertiefe ungefährdet die Ausfahrt und schützendes, tiefes Wasser erreichen. Über dem „Cyklops" schlossen sich die Wellen; deutlich hoben sich von den im Sonnenglanz leuchtenden Hängen des rauchenden Ätna die kreisenden Flugzeuge ab, die wieder einmal gezeigt hatten, daß sie dem Wagemut und der Geschicklichkeit eines deutschen U-Bootkommandanten nicht gewachsen waren.


Phot. Lichtbildstelle d. k. u. k. Kriegspressequartiers.
K. u. k. Oberleutnant Arn. Barwig, der meistausgezeichnete Beobachteroffizier der österreichisch-ungarischen Luftfahrtruppen.

Der U-Bootkrieg an der amerikanischen Küste.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Als am 6. Juni 1918 vom Ausland her die Nachrichten eintrafen, die keinen Zweifel mehr daran lassen konnten, daß deutsche Unterseeboote die Gewässer in der Nähe der atlantischen Küsten der Vereinigten Staaten zum Schauplatz neuer Kriegstaten gemacht hatten, da mußte uns das eine freudige Überraschung sein. Sie mußte für uns freudig und in gleichem Maß für unsere Feinde peinlich sein, weil gerade zu der Zeit im Lager unserer Feinde angesichts der Niederlagen, die sie überall erlitten, der ganze Trost darin gesucht wurde: Amerika werde helfen. Ganz unerwartet konnte uns ja der neue Vorstoß nicht sein, seit im Oktober 1916 „U 53" nach siebzehntägiger Reise von Wilhelmshaven im amerikanischen Kriegshafen Newport eingetroffen war, nach zweistündigem Aufenthalt, ohne Brennstoff oder andere Vorräte nötig zu haben, den Hafen wieder verließ, auf der Rückfahrt mit großem Erfolg an den Handelstraßen zwischen Nordamerika und Europa Krieg führte und schon Ende Oktober in die Heimat zurückkehrte. Daß diese U-Bootkriegführung auf diesem entfernten Schauplatze schon damals im Bereich des Möglichen lag, stand seitdem fest, außerdem ist es selbstverständlich, daß sich seit damals die Fähigkeiten der U-Boote in jeder Richtung vervollkommnet haben. Das drückte sich ja am deutlichsten darin aus, daß Deutschland dazu überging, einen ständigen Kriegschauplatz für seine U-Boote bei den Azoren und an der westafrikanischen Küste zu schaffen, das heißt in einer Entfernung von den heimischen Stützpunkten, die, was jedenfalls die westafrikanische Küste anbelangt, der Entfernung des amerikanischen Schauplatzes nahezu gleichkommt. Es ist ja heute kein Geheimnis mehr, daß wir U-Kreuzer geschaffen haben, deren Größensteigerung ganz besonders der Vergrößerung ihrer Fahrweite zugute gekommen ist. Es konnte also nur noch in Frage stehen, wann uns der Zeitpunkt am günstigsten schien, den Krieg vor die Tore der Vereinigten Staaten zu tragen, ob wir uns überhaupt einen besonderen Vorteil davon versprachen, das heißt, ob



Versenkung des englischen 9033-Tonnen-Dampfers „Cyklops" in dem durch Sperren geschützten und durch Flieger bewachten Hafen von Augusta (Sizilien) durch das deutsche U-Boot unter dem Oberleutnant z. S. Dönitz (siehe Bild Seite 360), das trotz feindlicher Gegenmaßnahmen unbeschädigt den Hafen wieder verließ. Im Hintergrunde der Ätna.

Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

die Erschwerung der Kriegführung, die in der großen Entfernung und selbstverständlich dadurch gegebenen größeren Beanspruchung der Besatzungen und der Boote liegt, durch größere Erfolge aufgewogen wurde und ob die anderen Aufgaben diese Erweiterung der Kriegführung zuließen. Von der Beantwortung dieser Fragen wird es natürlich auch abhängen, ob und in welchem Maße die Kriegführung dort fortgesetzt wird und ob zum Beispiel auch dort ein Sperrgebiet neu geschaffen wird, was ja bisher nicht geschehen ist, so daß der Krieg in jener Gegend noch als Kreuzerkrieg geführt wird, was für die U-Boote eine nicht unwesentliche Erschwerung ihrer Aufgabe bedeutet. Es ließe sich allerdings denken, daß wir das vorläufig auch aus Rücksicht auf die Neutralen nicht getan haben, die ja in ihren Zufuhren wesentlich auf die Vereinigten Staaten angewiesen sind und auf die wir bisher stets so viel Rücksicht genommen haben, daß man hin und wieder schon fragen konnte, ob wir nicht unseren eigenen Lebensinteressen damit Abbruch getan haben. Jedenfalls, wenn die Neutralen fortfahren, sich immer weiter mit unseren Feinden auf Abkommen einzulassen, durch die sie ihnen ihre Handelsflotten dienstbar machen, ihnen also unzweifelhaft neutralitätswidrige

Unterstützung leihen und uns den Krieg verlängern, dann könnte doch der Zeitpunkt kommen, wo unsere Selbsterhaltungspflicht gebieterisch fordert, daß wir uns dagegen zur Wehr setzen. Vorläufig haben wir uns damit begnügt, unsere Prisenordnung dahin zu ergänzen, daß wir die Handelsflotten solcher Staaten als feindlich ansehen, die entweder von Staats wegen unseren Feinden Schiffe überlassen oder bei denen über die Hälfte der fahrenden Schiffe dem Feinde dient. Die Eröffnung der Feindseligkeiten auf dem neuen Kriegschauplatz zeigt jedenfalls den Neutralen, daß wir den Krieg auch dort führen können, also auch wir Gewalt brauchen können. Bisher entschuldigten sie sich immer, sie müßten den Gewaltmitteln unserer Feinde weichen, da mag es ganz nützlich sein, wenn sie sich diese Überlegung machen, denn ein Recht, daß unsere Feinde Gewalt anwenden dürfen, wir aber nicht, gibt es nicht, wenn es auch tatsächlich schon so weit gekommen ist, daß man die Gewaltmaßregeln unserer Feinde als gewohnt hinnimmt, weil sie eben seit Kriegsbeginn an der Tagesordnung sind, und sich entrüstet, wenn wir uns dadurch nicht benachteiligen lassen wollen, weil wir immer rücksichtsvoll waren. Wenn es unsere Feinde als Recht in Anspruch nehmen, uns jeden Verkehr abzuschneiden, haben wir genau so gut das Recht, das auch auf Amerika anzuwenden.

Je mehr sich die Vereinigten Staaten zum Mittelpunkt der Kriegshilfe für unsere Feinde auswachsen, je mehr von dort die meisten und wichtigsten Transporte ausgehen, je mehr dort die Vergewaltigung der Schiffahrt der Neutralen zentralisiert wird, und je mehr man mit der Hoffnung auf die Hilfe von dort die sinkende Zuversicht in den anderen Ländern unserer Feinde aufrecht zu erhalten sucht, desto mehr kann der Zeitpunkt für einen Angriff auf diesen Feind natürlich gekommen sein, wenn ihn unsere anderen Aufgaben zulassen. Der Erfolg ist schon da. In erster Linie besteht er selbstverständlich in dem versenkten Schiffsraum. Außerdem hat er sofortige Gegenmaßnahmen zur Folge gehabt, die samt und sonders in erheblichem Maß verkehrerschwerend wirken. Zunächst wurden die atlantischen Häfen für geschlossen erklärt, Lichter wurden gelöscht, Abwehr eingerichtet und man beschloß, das Geleitzugsystem einzuführen. Eine wie starke Verringerung der Transportleistungsfähigkeit allein das letztere bedeutet, ist schon oft erörtert worden. Über die Wirkung des Verkehrsnachlasses gerade während der großen Kämpfe im Westen im Frühjahr 1918 bedarf es keiner weiteren Worte. Nebenher gehen die wirtschaftlichen Wirkungen, zum Beispiel das sofortige Emporschnellen der Versicherungen, und die moralischen. Und es erwachsen den Vereinigten Staaten ganz neue große militärische Aufgaben. In den Sperrgebieten um England hat sich unzweifelhaft die Abwehr zu einem wohlüberlegten System entwickelt, das zwar der U-Boote nicht Herr wird, aber ihnen doch ihre Aufgabe nach Kräften erschwert. Davon ist natürlich in den amerikanischen Gewässern noch keine Rede. Drüben hat man noch gar keine Erfahrung, und der Apparat läßt sich nicht ohne weiteres verpflanzen, ganz abgesehen davon, daß er in den europäischen Gewässern natürlich ebenso notwendig bleibt wie bisher. Im übrigen haben die Vereinigten Staaten in richtiger Würdigung des Geldverdienstes alles, was sie bisher besonders an Abwehrfahrzeugen bauten, nach Europa geliefert, womit nicht behauptet werden soll, daß es immer brauchbar war. Im Gegenteil. Über die Brauchbarkeit der amerikanischen Erzeugnisse hat man sich in England oft recht unverblümt ausgesprochen. Das beste waren immer das Programm und die Reklame. Zudem hat Amerika von den wenigen brauchbaren Zerstörern, die es überhaupt besaß, anscheinend die meisten nach Europa geschickt. Die Anspannung zum eigenen Schutz muß eine Verminderung der Hilfe für die Verbündeten zur Folge haben.

Für uns legt die neue Kriegführung ein glänzendes Zeugnis ab für unsere wachsende Kraft im U-Bootkrieg und zeigt erneut, wie sich unsere Unterseebootkriegsleitung der Gestaltung der Dinge anzupassen vermag und blitzschnell nach den Erfordernissen der Stunde den Schwerpunkt des U-Bootkrieges zu verschieben vermag. Die Kriegführung darf sich beim Unterseebootkrieg so wenig wie beim Landkrieg eigensinnig an Pläne klammern, sondern muß sich schnell der Lage anpassen und zugreifen, wo sich Aussicht auf Erfolg bietet. Darin liegt ein wesentlicher Schlüssel unserer Erfolge.


Rast einer türkischen Kolonne auf dem Taurus. Phot. Franckl, Berlin-Schöneberg.

Die englischen Angriffe auf die flandrische Küste.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt

(Hierzu die Bilder Seite 364 und 365.)

Fast genau einen Monat nach Beginn des großen deutschen Angriffs gegen die englische Landfront setzten die Engländer von der Seeseite einen Angriff ins Werk, der nach Anlage und Ausführung zu den abenteuerlichsten Unternehmungen des Krieges zählt. Was sie bisher nie getan hatten, das versuchten sie nun, unter dem Eindruck des deutschen Sieges: sie unternahmen einen Überfall auf die flandrische Küste.

Warum so spät erst? Im vierten Kriegsjahre? Solange das englische Heer einen Rest von Hoffnung behielt, das strategische Ziel der großen Flandernschlacht 1917 zu erreichen und die deutschen U-Bootstützpunkte auf dem Land-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Von der Ausbildung türkischen Landsturms vor einem Zeltlager bei Drama an der Küste des Ägäischen Meeres.

wege zu erobern, scheute die englische Marine naturgemäß davor zurück, gefährliche Landungsmanöver zu versuchen; gefährlich sowohl für die Streitkräfte wie auch für Streitobjekte: die Häfen selbst. Man wollte Ostende und Zeebrügge in möglichst brauchbarem Zustande übernehmen, um dann von hier aus die weitere englische Kriegführung zur See und die Verbindung über den Kanal gründlicher noch zu beherrschen. Das ist von englischer Seite offen eingestanden worden. Die Schonung hatte keinen Sinn mehr, als die flandrische Eroberungsidee des Marschalls Haig im Feuer der deutschen Geschütze beträchtlich zusammenschmolz. Da beschloß die englische Admiralität, den öffentlichen Unmut über die Untätigkeit der gewaltigen britischen Flotte durch einen verzweifelten kleinen Handstreich zu beschwichtigen und dabei — vielleicht! — die verhaßten U-Boote an der flandrischen Wurzel zu treffen. Die Sperrung der Häfen von Zeebrügge und Ostende, trotz aller Netze und Minenfelder bisher eine ungelöste Aufgabe, sollte nun mit einem Schlage Ereignis werden.

Viermal stach das Landungsgeschwader in See — viermal mußte es unverrichteter Dinge wieder umkehren. Endlich, in der Nacht zum 23. April sollte der sorgfältig erwogene Plan reifen. Wir sind durch den ersten Seelord, Sir Eric Geddes, genau über ihn unterrichtet worden: von fünf älteren Kreuzern, die mit Zement gefüllt waren, sollten drei vor der Schleuse des Kanals in Zeebrügge, zwei im Hafeneingang von Ostende versenkt werden. Der sechste und größte Kreuzer, „Vindictive“, sollte mit zwei Hilfschiffen gleichzeitig eine Landung an der Mole von Zeebrügge versuchen, um die dortigen Verteidigungsanlagen zu zerstören. Kurz vorher sollte durch eine Sprengung die Mole vom Land getrennt werden. Eine große Zahl von Monitoren, englischen und französischen Zerstörern, Motorbooten und -Barkassen war zur Deckung und Unter-



Phot. Bild- und Film-Amt.

Türkischer Landsturm auf dem Marsche zur Kaserne.

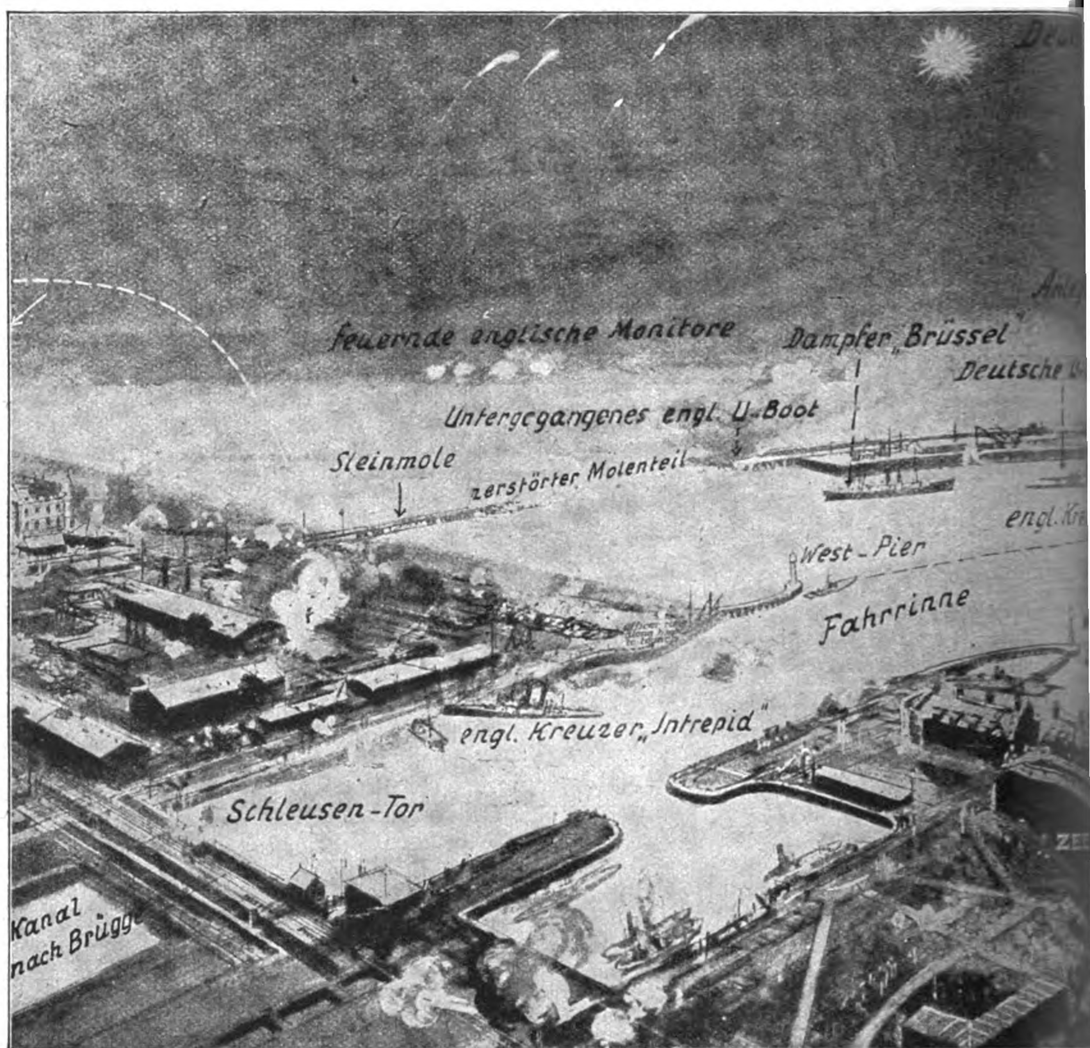
stützung aufgeboten worden. Bombengeschwader sollten die Aufmerksamkeit ablenken.

Der Plan war ohne Zweifel kühn. Wetter und Windrichtung waren wichtigste Grundlagen des Erfolges. Die Angriffsnacht war dunkel und diesig. Es regnete leicht. Vor allem aber sollte künstlicher Nebel das vorsichtig heranschleichende Geschwader unsichtbar machen. Man sah kaum einige hundert Meter weit.

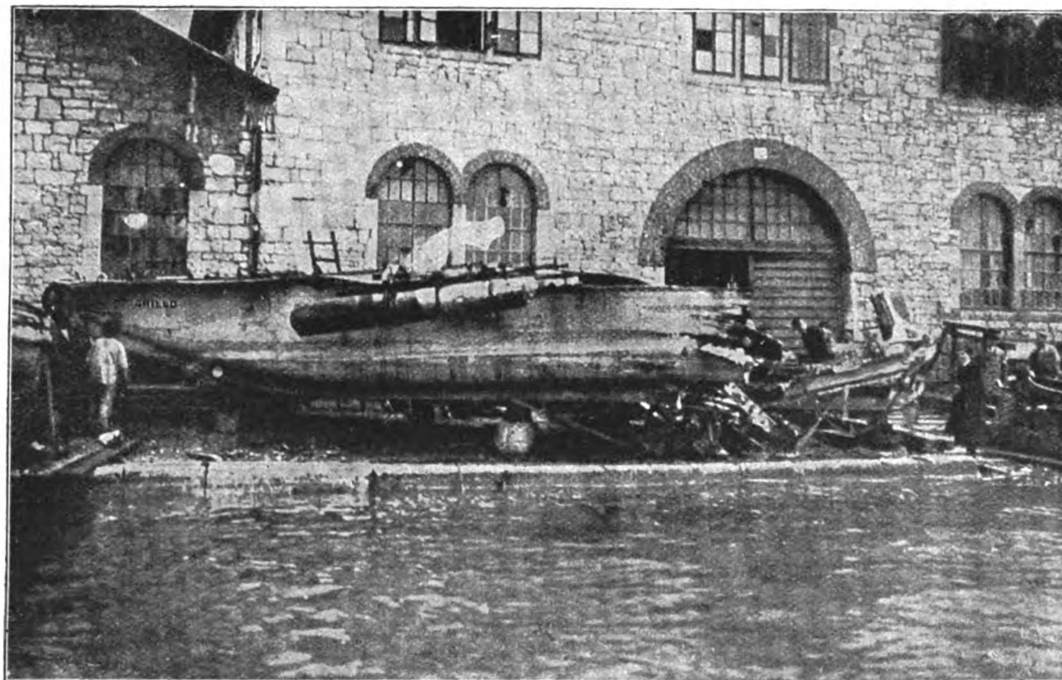
Kurz nach Mitternacht sind die Flieger über den Angriffszielen. Ein ohrenbetäubender Lärm: Bomben und Flakfeuer. Mitten hinein platzen die heulenden Granaten der schweren englischen Schiffsgeschütze. Wo sind die Monitore? Unsere Küstenbatterien legen ihr Sperrfeuer vor die Einfahrten, werden aber selbst von Land her heftig beschossen. Die Spannung wächst von Minute zu Minute. Plötzlich ein lautes Krachen: eines der beiden englischen U-Boote ist unter die eiserne Gitterbrücke gefahren, die die Mole mit dem Lande verbindet, und hat sie mit zweihundert Zentnern Pulver in die Luft gesprengt. Eine Lücke von etwa vierzig Metern klafft. Die Mole ist zur Insel geworden. Da rauscht es aus der Finsternis heran, riesengroß taucht der Kreuzer „Vindictive" auf, legt sich, trotz unseres Feuers, von dem kleinen Dampfer „Daffodil" herangedrückt, längsschiffs zur Mole, die ihm einigen Schutz bietet, und beginnt, feuernd und qualmend, mit der Landung von 4 Kompanien Seesoldaten an der Außenseite des nach Osten abgebogenen Molenkopfes: zwei hölzerne Laufbrücken, alle anderen sind schon zerstört, poltern splitternd auf die steinerne Brüstung nieder, 16 Fuß tief, und die Verwegensten klettern hinunter. Sie kommen nicht weit, denn ein rasendes Maschinengewehrfeuer empfängt sie, Geschosse der Revolverkanonen prasseln über das gefüllte Deck des Kreuzers, Treffer auf Treffer der Küstenbatterien fegt die Bedienung der Geschütze weg. Beide Führer der Landungsabteilungen fallen. Nur etwa 40 Mann von den 400 können die Mole betreten. Kein einziger ist zurückgekehrt. Die Überlebenden: ein Hauptmann und 12 Mann werden gefangen. Die „Iris", das zweite Begleitschiff, verliert durch Volltreffer binnen wenigen Minuten 182 Mann und muß abdrehen. Auch die „Vindictive" flüchtet, schwer beschädigt. Eine Stunde hat der Kampf gedauert.

Während dieser Zeit sind die drei Sperrschiffe um den Molenkopf herum in den Hafen hineingesteuert. Sobald sie sichtbar geworden sind, geht ein Feuerhagel auf sie nieder. Aber sie haben noch Fahrt genug, um einige hundert Meter weiterzusteuern. Brennend versinken sie dann vor der Einfahrt. Der Rest der Mannschaft versucht, sich in die kleinen Motorbarkassen zu retten und jagt, unter beständigem Nebeln, mit höchster Fahrt in den Schutz der draußen wartenden Begleitflotte. Sie werden fast sämtlich abgeschossen.

Die beiden Sperr-

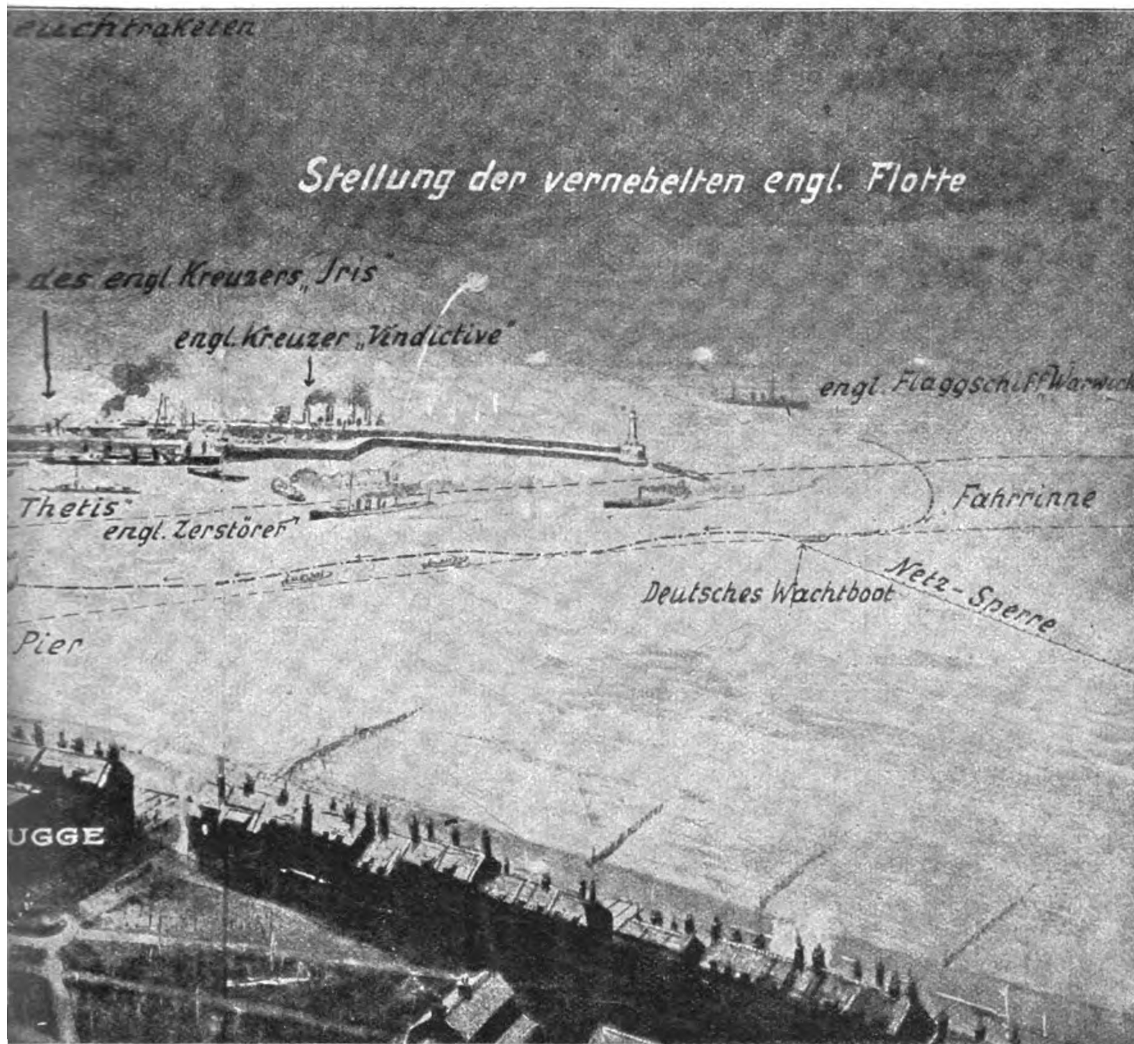


Der englische Angriff auf den Hafen von Zeebrügge in der Nacht zum 23. April 1918 in schön... des Unternehmens zu täuschen ...



Phot. Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Das italienische Motorboot Grillo, das in der Nacht zum 14. Mai 1918 in den Hafen von Pola einzudringen versuchte und durch das Artilleriefeuer der österreichisch-ungarischen Wachschiffe vernichtet wurde (siehe Seite 343).



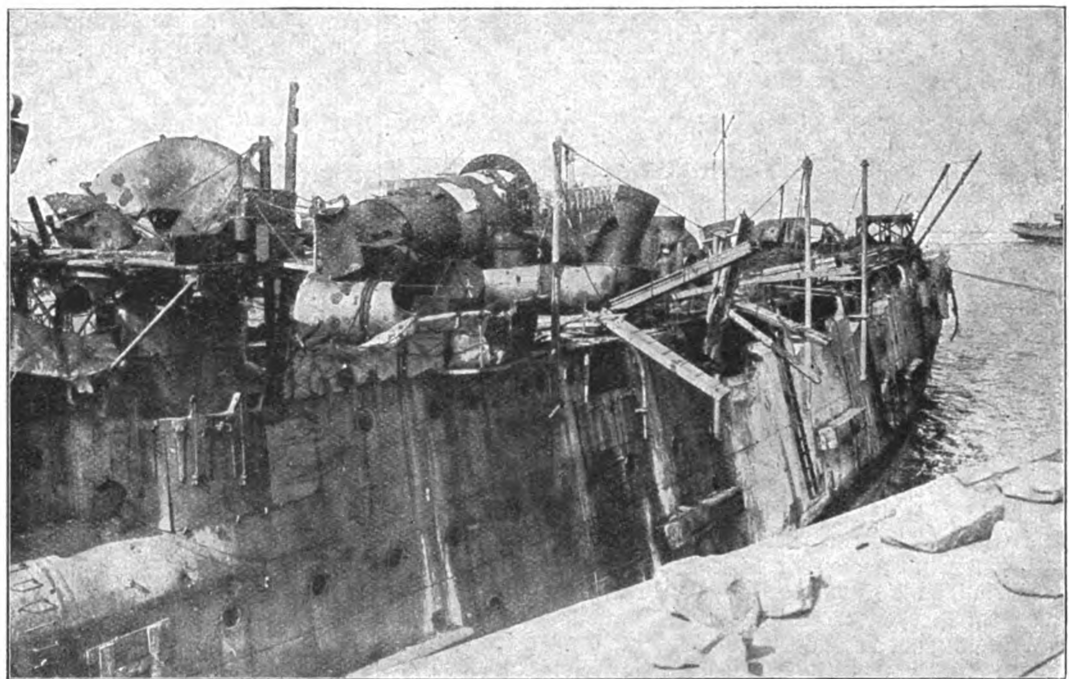
rischer englischer Darstellung, durch die eine englische Zeitschrift ihre Leser über den Mißerfolg te (siehe auch das Bild auf Seite 307).

schiffe, „Sirius" und „Brilliant", die auf die Hafeneinfahrt von Ostende angesetzt worden waren, hatten ihr Ziel arg verfehlt: sie liegen, durchlöchert, etwa 2 Kilometer östlich von der Mole auf dem Sand. Außer diesen fünf Kreuzern gab die englische Admiralität den Verlust von einem Zerstörer und von vier kleinen Booten zu.

Um so größer war nach den gebrachten Opfern die Enttäuschung in England, als der deutsche Admiralstab bekanntgab, daß Kanal und Schleuse von Zeebrügge nach wie vor gut passierbar seien und daß U-Boote und Zerstörer jetzt wie vordem frei aus- und einlaufen könnten. Der Sperrversuch war mißglückt.

Es war aber vorauszusehen, daß es nicht bei dem einen Versuche bleiben würde. In der Tat rüsteten die Engländer in aller Stille zur Wiederholung ihres Handstreiches, und zwar diesmal anscheinend gegen Ostende allein. Die englische Admiralität hat Wert darauf gelegt, auch diesen zweiten Angriff mit allen Einzelheiten öffentlich zu schildern. Sie gibt zu, daß der erste Überfall durch die Ver-

legung einer Hafenboje gescheitert sei. Nun hoffte man, die zusammengeflickte „Vindictive", einen stattlichen Kreuzer von 6000 Tonnen, besser zwischen die beiden Hafenmolen zu steuern und quer zur Fahrrinne zu versenken. Die Vorbereitung verlief ganz ähnlich wie am 23. April: früh am Morgen des 10. Mai gegen 2 Uhr erscheint „Vindictive" mit großer Begleitung auf der Höhe von Ostende. Es ist Neumond, Fluthöhe um Mitternacht, dichter Nebel auf See, während die Sicht gegen Land etwas günstiger ist. Die flinken Motorboote fahren dem Sperrkreuzer voraus, nebeln ihn ein und zeigen ihm zugleich durch Signale den Weg. Es ist 2 Uhr 35. Fliegerbomben fallen. Fünfzehn Minuten später: Monitore und Landbatterien beschießen die Stadt. Sofort befiehlt der Hafenkommandant die Leuchtgranatensperre, und während die tausend Sterne reihenweise vom zähen Nebel eingeschluckt werden, legen unsere Batterien Sperrfeuer vor die Einfahrt. Der Wind treibt die schwarze Nebelwand von See her in den Hafen und in die Stadt. Englische Motorboote feuern Torpedo gegen die beiden Molenköpfe, verfehlen aber das Ziel; sie suchen mit Maschinengewehren die Bedienung der Molenbatterien außer Gefecht zu setzen und greifen die Signalstation auf der Ostmole an. Während dieses Kampfes kreuzt „Vindictive" unschlüssig vor dem Hafen, taucht gegen 3 Uhr auf und verschwindet wieder, mit Kurs nach Osten, bis sie endlich um 3 Uhr 45, von allen Seiten her beschossen, abermals erscheint. Sie fährt auf die Signalstation der Ostmole zu und ist nun vor der Einfahrt. Kapitän Godsal, der Kommandant, will das sinkende Schiff rasch quer in die Fahrrinne legen, um es dann vollends zu versenken. Da trifft ihn auf der Kommandobrücke der wohlgezielte Schuß eines Unteroffiziers, der für seine Revolverkanone



Phot. Bild- und Film-Amt.

Das ehemalige englische Schlachtschiff „Vindictive", das bei dem zweiten mißlungenen englischen Handstreich gegen Ostende von den deutschen Küstenbatterien zusammengeschossen wurde.

mit ruhiger Überlegung das wichtigste Ziel erspäht hat. Was von den 30 Mann Besatzung noch lebt, sucht nun rasch in zwei Motorbooten zu flüchten. Die wenigsten der tapferen Leute kommen mit dem Leben davon. Der Kreuzer sackt, zerschossen und gesprengt zugleich, auf Grund. Er liegt am Rande der Einfahrt gänzlich außerhalb der Fahrrinne. Wenn die englische Admiralität also berichtet, daß „der Hafen für alle größeren Schiffe unbrauchbar gemacht" sei, so irrt sie.

Auch sonst klaffen Widersprüche, die schwer zu vereinen sind. Die Admiralität rühmt die Opferwilligkeit der Offiziere und Mannschaften, die sich sämtlich freiwillig zum ersten Überfall erboten, mit Recht. Sie nimmt die gleiche Freiwilligkeit auch für die Offiziere und einen Teil des Maschinenpersonals der „Vindictive" beim zweiten Angriff auf Ostende in Anspruch. Demgegenüber steht die Aussage der Gefangenen, daß nur ein kleiner Teil der Besatzung wußte, wohin die Fahrt ging. Den meisten hatte der Kommandant erst eine Stunde vor dem Angriff kurz befohlen: sie sollten achtern hinausspringen, wenn ein weißes Leuchtsignal steige.

Aller erwiesenen Tapferkeit und Vorsicht ungeachtet, kann man sagen: es sind Taten der Not, der Verzweiflung über die unaufhaltsamen Wirkungen des U-Bootkrieges, zu denen die stolzen Briten ihre Zuflucht genommen haben. Wir wollen und können abwarten, was sie weiter tun.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Doppeldecker mit zwei Motoren und drei Mann Besatzung. Unter dem Rumpf Aufhängevorrichtung für Bomben.

Fliegerwaffen.

Von Oberleutnant G. Anders.

(Hierzu die Bilder Seite 230, 346, 347, 366 und 367, ferner in Band VII Seite 384.)

Der Gedanke, Flugzeuge mit Waffen zu versehen, wurde bereits vor dem Weltkrieg mehrfach praktisch ausprobiert. So war schon im Jahre 1912 in der „Berliner Luftfahrzeugausstellung" ein von Euler gebautes Flugzeug zu sehen, das mit einem Maschinengewehr ausgerüstet war. Auch bei dem deutschen Militärflugwesen wurden frühzeitig Versuche mit Maschinengewehren und Fliegerbomben vorgenommen, und schon im Jahre 1910 machte der jetzige Inspekteur der Fliegertruppen, der damalige Hauptmann Siegert, Versuche, beschwerte Zigarrenkisten als „Bombenersatz" auf ein Erdziel abzuwerfen.

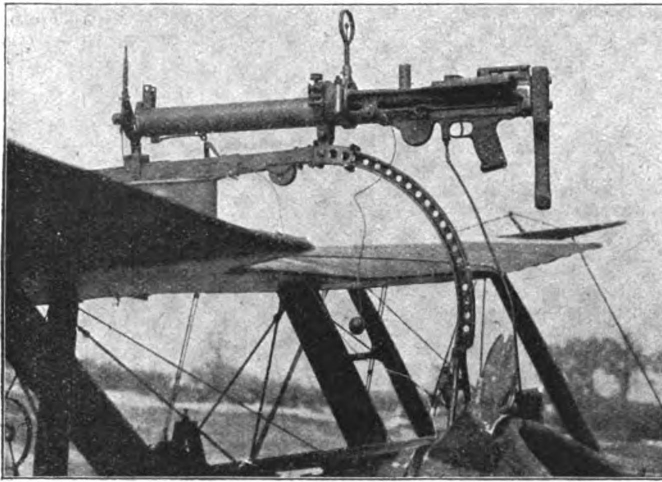
Der Krieg mit seiner stürmischen Entwicklung des Flugwesens zwang zu einer damit Schritt haltenden Entwicklung der Bewaffnung, und so sehen wir heute Flugzeugkanonen, Maschinengewehre, Bomben im Gewicht von 300 Kilogramm (siehe die Bilder Seite 346 und 347), Wurfminen und Sprengladungen für besondere Zwecke, Brandraketen und Gasbomben auf der Liste der Flugzeugwaffen.

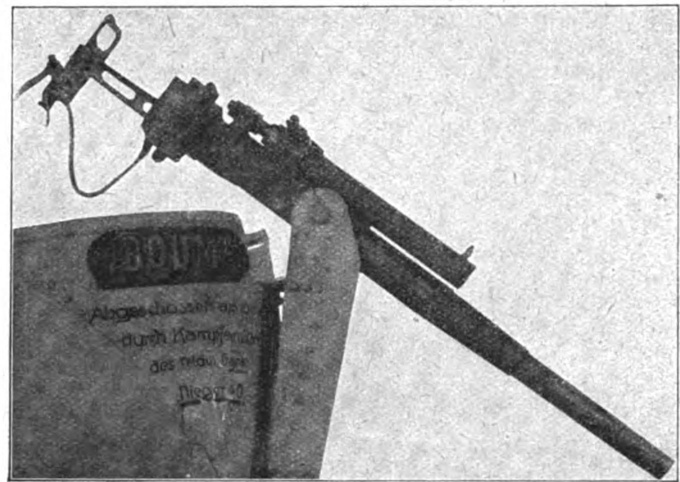
Solange die Flugzeuge so gebaut waren, daß der Motor mit dem Propeller am hinteren Rumpfende lag, bot die Anbringung des Maschinengewehrs keine großen Schwierigkeiten. Der vorn sitzende Flieger hatte freien Ausblick und freies Schußfeld nach vorn und nach den Seiten. Als aber sämtliche Flugzeugkonstruktionen den Motor vorn anbrachten, so daß vor dem Flugzeug der Kreis der Luftschraube lag, war das Schußfeld nach vorn behindert, und es blieb nur übrig, das Maschinengewehr so einzurichten, daß es quer zum Flugzeugrumpf oder schräg nach hinten schoß. Diese Einschränkung wurde besonders von den Kampffliegern unangenehm empfunden; man begann bald, einen Weg zu suchen, bei dem auch der vor dem Flugzeug liegende Raum bestrichen werden konnte. Die Franzosen versuchten, die Aufgabe dadurch zu lösen, daß sie das Maschinengewehr über dem oberen Tragdeck der damals bereits allgemein eingeführten Doppeldecker anbrachten (siehe die Bilder Seite 230 unten und Seite 367 oben); der Flieger mußte hierbei durch eine besondere, mit dem Gewehr verbundene Visiervorrichtung unterhalb des Tragdecks zielen und über das Tragdeck hinweg schießen.

Den Versuch, nach vorn durch den Kreis des Propellers zu schießen, machte als erster der französische Flieger Garros, der im Jahre 1915 von den Deutschen gefangengenommen wurde, dann aber wieder entfloh. Er brachte das Maschinengewehr so an, daß er nach vorn in der Längsrichtung des Rumpfes schießen konnte. Um zu verhindern, daß die Kugeln in den Propeller schlugen und ihn zersplitterten, versah er den unteren Teil der Propellerblätter mit einem Stahlpanzer, von dem die Kugeln, die etwa dagegen trafen, abprallten. Diese Bauart hatte verschiedene große Nachteile, besonders unvorteilhaft war eine ungünstige Form- und Gewichtsveränderung der Luftschraube durch den Panzer, sowie die geringe Trefferzahl, mit der man zu rechnen hatte. Denn es hing ganz vom Zufall ab, ob eine Kugel ungestört zwischen den wirbelnden Propellerblättern hindurch oder gegen den Panzer flog und abgelenkt wurde. Diese beiden Arten der Gewehranordnung kamen also als gute Lösung nicht in Betracht.

Der deutsche Flugzeugbauer Fokker kam auf den Gedanken, die Sperrvorrichtung des Gewehrs in ganz bestimmter Weise zwangläufig mit dem Motor zu verbinden, so daß nur dann ein Schuß aus dem Rohr gehen konnte, wenn kein Schraubenflügel vor der Mündung stand. Diese Anordnung, der inzwischen berühmt gewordene „Schuß durch den Propeller", ist längst für alle nach vorn schießenden Maschinengewehre eingeführt. Es wird also dabei nicht „durch" den Propeller geschossen, sondern — genauer gesagt — an den Propellerblättern vorbei. Da sich bei modernen Flugzeugen die Luftschraube ungefähr 1400mal in der Minute dreht, kann man sich vorstellen, mit welcher Genauigkeit alle Teile des Maschinengewehrs, des Motors und ihrer Kuppelung gearbeitet sein müssen, damit das Geschoß auch wirklich in dem Sekundenbruchteil, in dem das Schußfeld frei ist, den Lauf verläßt.

Das Schießen vom Flugzeug aus ergab natürlich ganz andere Vorbedingungen als das auf der Erde. Während sich bei Erdkämpfen Schütze und Ziel kaum so schnell bewegen, daß diese Geschwindigkeit beim Zielen mitzuberechnen ist, kommt sie bei Flugzeugen sehr wohl in Betracht. Bei einer Geschwindigkeit von 50 bis 60 Meter in der Sekunde — da sich das Ziel ebenso schnell bewegt, ist die Geschwindigkeit doppelt so groß — muß der fliegende Schütze damit rechnen, daß das Ziel, wenn die Kugel bei ihm anlangt, bereits von der Stelle entfernt ist, an der es im Augenblick des Zielens war. Er muß also, wie der Jäger sagt, „vorhalten". Um dies Vorhalten zu erleichtern, sind verschiedene Konstruktionen versucht worden; eine der interessantesten ist bei einem französischen Flugzeug gefunden worden, bei dem am Visier die aus Blech geschnittene kleine Silhouette eines deutschen Flugzeuges (siehe Bild Seite 367 unten) angebracht ist. Hieran soll der Flieger


Oberhalb der Tragflächen eines englischen Doppeldeckers angebrachtes Maschinengewehr.

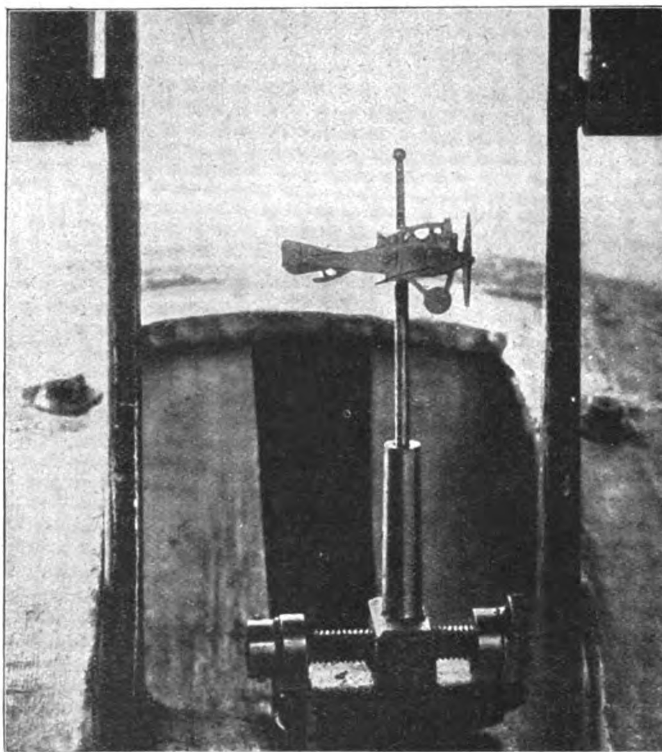

Auf einem französischen Voisin-Doppeldecker angebrachte 3,8-cm-Schiffskanone.

einen Anhalt haben, ob er sich dem feindlichen Flugzeug auf wirksame Feuerentfernung genähert hat und wie weit er auf das Ziel „vorhalten“ muß.

Heute besteht die Technik der Kampfflieger darin, das Feuer auf möglichst kurze Entfernung zu eröffnen, um sicher zu sein, daß es wichtige Teile oder die Insassen des feindlichen Flugzeuges trifft. Für diejenigen Kampfflieger, die sich als besondere Aufgabe das Abschießen von Fesselballonen vorgenommen haben, haben die Franzosen Brandraketen an den Streben der Kampfflugzeuge angebracht; diese Raketen werden vom Führersitz aus elektrisch ausgelöst und sollen wie Feuerwerkraketen den Ballon mit seinem leicht brennenden Gasinhalt entflammen.

Die Maschinengewehre, die in Flugzeugen angewendet werden, sind sämtlich luftgekühlt, das heißt der Lauf ist mit einem durchbrochenen Blechmantel umkleidet, der das Abstreichen der erhitzten Luft und das Zuströmen frischer Luft erleichtern soll (siehe Bild in Band VII Seite 384). Die auf der Erde angewendeten wassergekühlten Systeme sind nicht brauchbar, weil sie, abgesehen von anderen Nachteilen, die Flugzeuglast erhöhen; außerdem besteht die Gefahr, daß das Wasser in den von modernen Flugzeugen erreichten Höhen von 5—6000 Meter gefriert. Die Zahl der auf dem Flugzeug verwendeten Maschinengewehre ist ganz verschieden; die deutschen Kampfflugzeuge — also die mit einem Flieger besetzten kleinen Kampfdoppeldecker — sind mit zwei Maschinengewehren ausgerüstet, von denen das eine, starr eingebaute, nach vorn durch den Propeller, das andere, bewegliche, nach den Seiten schießen kann. Auch die Aufklärungsflugzeuge, die den Kampf nur zur Selbstverteidigung aufzunehmen haben, haben für Führer und Beobachter je ein Maschinengewehr an Bord. Hierbei ist das für den Führer bestimmte vornliegende starr, während der Beobachter sein Gewehr auf einem Ring um seinen Sitz nach allen Seiten drehen kann (siehe untenstehendes Bild). Die Franzosen haben bereits im Jahre 1915 die Anwendung von kleinen Kanonen im Flugzeug versucht; größere Wirkung haben sie damit zweifellos nicht erreicht. Ein solches Flugzeug mit einer 3,8-cm-Kanone und der großmäuligen Inschrift: „Die echten französischen Pflaumen (Aux vrais pruneaux français!)“ wurde von dem berühmten Kampfflieger Leutnant Frankl abgeschossen und bildet eine Zierde der deutschen Luftbeute.

In ungeahnter Weise hat sich das Bombenwesen entwickelt. Aus den kleinen, wenige Pfund schweren Fliegerbomben, die zu Anfang des Krieges abgeworfen wurden und vor allem marschierende Truppen und dergleichen treffen und stören sollten, sind riesige torpedoähnliche Gebilde geworden, die 50, 100 und 300 Kilogramm Sprengstoff enthalten und eine dieser Menge entsprechende un-


Eine in Blech geschnittene Silhouette eines deutschen Flugzeuges als Visiervorrichtung an einem französischen Flugapparat, die das Zielen beim Luftkampf erleichtern soll.


Beobachtersitz eines deutschen Zweisitzerdoppeldeckers mit luftgekühltem Maschinengewehr, das, auf dem Ring um den Sitz schwenkbar, mit einem auf eine Trommel gewickelten Patronengurt versehen ist.

geheure Sprengwirkung haben. Sie werden auch längst nicht mehr mit der Hand abgeworfen, sondern hängen in Abwurfvorrichtungen unter dem Flugzeugrumpf unter den Tragflächen, von wo sie durch einen Hebelzug vom Beobachtersitz aus ausgelöst werden können (siehe die Bilder Seite 346 unten und 347 Mitte). Sie werden auch genau gezielt, das heißt das Ziel wird durch ein Visier und ein Zielfernrohr „angerichtet", wobei Einflüsse wie Windrichtung, Höhe und Geschwindigkeit des Flugzeuges wohl berechnet werden. Bei den deutschen Bombenflugzeugen, die zum Angriff auf die wichtigen Rüstungstätten des Feindes eingesetzt werden, hat der Beobachter ein großes Zielfernrohr vor sich, mit dem er durch den Boden des Flugzeuges hindurch bis zum Horizont sehen und sein Ziel aufsuchen kann. Dieses Fernrohr ermöglicht den deutschen Fliegern das Treffen kleinster Ziele, selbst aus größter Höhe und bei größter Schnelligkeit.

Neben den „Sprengbomben", mit denen, wie gesagt, durch Sprengwirkung Zerstörungen schwerster Art angerichtet werden sollen, werden auch „Brandbomben" verwendet, die das getroffene Ziel in Brand setzen. Diese Brandbomben, die neuerdings auch die torpedoähnliche, geringen Luftwiderstand bietende Gestalt haben, sind mit einem Kohlenwasserstoff gefüllt, der durch eine besondere chemische Substanz vorgeheizt wird. Sie werden meist zusammen mit Sprengbomben abgeworfen und erzeugen sofort auflodernde, schwer zu löschende Brände.

Die besondere Aufgabe der Infanterieflieger und Schlachtflieger, die der stürmenden Infanterie tatkräftig eingreifend helfen sollen, hat dazu geführt, diesen Flugzeugen besondere Bomben mitzugeben, die mit der Hand abgeworfen werden und, da sich die Infanterieflieger in ganz geringer Höhe aufhalten, recht genau gezielt werden können und in feindlichen Gräben und Unterständen großen Schaden anrichten. Außerdem hat man den Schlachtfliegern schwere Wurfminen, wie sie sonst von Minenwerfern benutzt werden, mitgegeben, um durch die große Sprengladung Zerstörungen fest gebauter Unterstände zu erreichen.

Es ist heute noch nicht abzusehen, wie weit die Anwendung des Flugzeuges als Waffe führen wird. Der Krieg hat bewiesen, daß sie zu Lande und zu Wasser fast unbegrenzt ist, und daß das deutsche Flugwesen gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner mit hohen Ehren besteht. Und man kann sicher sein, daß mit der weiteren Entwicklung des Flugwesens die deutschen Fliegerwaffen Schritt halten werden.



Ein Kaiserschütze stößt einen italienischen Alpino im Kampf in eine Randspalte am Corno Scuro im Tonalegebiet.
Nach einem Originalgemälde des Kriegsmalers und Standschützenleutnants Hans Bertle.

Ein Kaiserschütze stößt einen Italiener im Kampfe in eine Randspalte (Tonalegebiet).

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Wenn der Abend über die Berge kommt, naht er wie ein Märchen. Wie lodernde Flammenzungen in unaufhörlichem Wechsel, bald aufleuchtend, dann wieder halb erlöschend, langsam ersterbend in rosigen und violetten Tönen, wandert es über die firngekrönten Zacken, die Großartigkeit und Erhabenheit der kommenden halbhellen Bergnacht kündend. — Schweigend saß Patrouillenführer G. neben mir am Rande einer zerklüfteten, smaragdgrünen Gletscherspalte beim Corno scuro. „Gehn mer!" (Gehen wir) sagte er plötzlich, und fast erschrak ich über den tiefgründigen Blick, mit dem er mich ansah. Dann erzählte er mir, was noch niemand wußte. Vor fünf Tagen hatte er wieder einmal einen seiner einsamen „Spaziergänge" gemacht, um nach den Welschen zu schauen. Hier oben, etwas über der Spalte, im Schatten eines vorspringenden Felsens stand er verschnaufend, einen „Tschick" (Kautabak) nehmend, und seine Gedanken eilten mit den kleinen Silberwolken nordwärts ins Klostertal zu den Seinen. Da — hatte er wirklich jetzt ein knirschendes Geräusch gehört, oder war's nur das „Ahnen" einer drohenden Gefahr? Halb unbewußt machte er eine rasche Drehung gegen den Felsvorsprung, und auf drei Schritte sah er sich einem Alpino gegenüber.

Nur einen Augenblick starrten sie sich an — dann ging's ums Leben. Ein Satz des Patrouillenführers, ein Schrei des Italieners, und ein unheimlich lautloses Ringen begann. Ein jeder versuchte, den anderen am Gebrauch des Gewehrs zu hindern. Katzengeschmeidig wand sich der Welsche, um sich aus dem eisernen Griff des Alplers zu befreien. Keuchendes Atmen — leises Klirren und Klappern gegeneinanderstoßender Metallteile, der Schnee ächzte knirschend unter dem wilden Gestampf der beiden Männer. Plötzlich sah G., am Kopfe des Gegners vorüberblickend, die grüne Spalte schimmern. Auf Manneslänge waren sie ihr im Geraufe nahe gekommen. Sollten sie alle beide dahinunter in das kalte Grab? Nein! — nur das nicht! Er hatte ja eine Frau zu Hause, die sich sorgte, und vier Kinder, die auf den Vater warteten. Ein gewaltiger Ruck und ein blitzschneller Stoß mit dem freibekommenen Gewehr gegen die Brust des Feindes. Der Alpino taumelte und griff nochmals mit beiden Händen nach ihm — er griff in die Luft. Rücklings mit ausgebreiteten Armen verschwand er in die gähnende Tiefe.

Den Todesschrei des Besiegten hörte Patrouillenführer G. nicht mehr. Klappernder Steinschlag vom Corno scuro weckten ihn aus der Betäubung. Drei Brocken Schnee warf er noch in die Tiefe und betete dabei um die „ewige Ruh" für den Toten und dann — wollte er nicht mehr daran denken. Heute aber, sagte er, habe ihm der goldene Abend weich ums Herz gemacht, und er habe plötzlich daran denken müssen, ob der „Andere" nicht auch vielleicht Frau und Kinder daheim habe, und da hab' er's nicht mehr ausgehalten bei dem „grüseliga Loch" (grauenhaften Loch) und hab' mir's erzählen müssen, um wieder ruhiger zu werden.



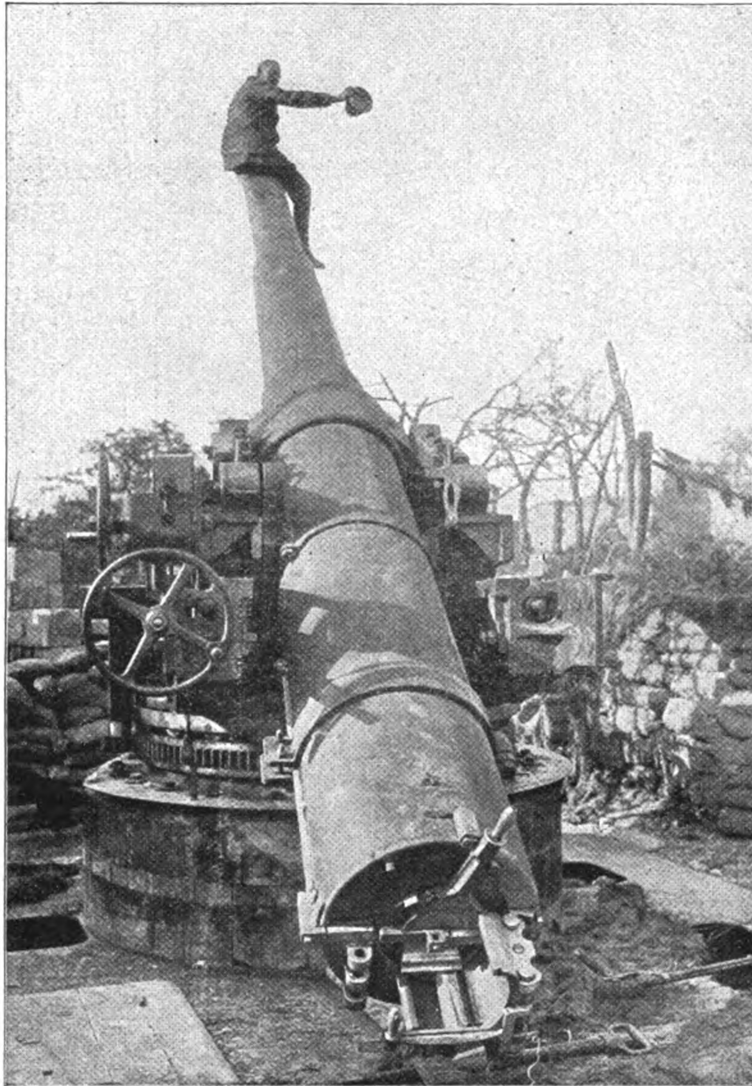
Rast deutscher Truppen in Soissons. Nach einem Originalgemälde von Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

In Frankreich schlug die Erregung über die Erfolge der **Deutschen** an der **Westfront** so hohe Wogen, daß sie drohte, den Ministerpräsidenten Clemenceau und selbst den Oberkommandierenden Foch hinwegzuspülen. Die Regierung suchte deshalb zu beschwichtigen. Am 4. Juni trat in Versailles wieder der Oberste Kriegsrat zu einer Beratung zusammen, woran unter anderen teilnahmen für England Lloyd George, Lord Milner und General White, für Frankreich Clemenceau, Pichon, Foch, Pétain und Weygand, für Italien Orlando, Sonnino und Robilant, für die Vereinigten Staaten und Japan außer den Botschaftern noch der amerikanische General Bliß. Die Versammlung mußte bekennen, daß die „Umstände für den Verband der freien Völker recht ernst seien“, eine Erklärung für die unleugbar großartigen Erfolge der Deutschen aber fand sie durch den Hinweis auf den Ausfall von Rußlands Heer und Flotte. Dem stellte jedoch eine Woche später im deutschen Reichstage der Kriegsminister v. Stein treffend entgegen, daß nicht der Zusammenbruch Rußlands eine schwierige Lage der verbündeten Feinde an der deutschen Westfront geschaffen habe, sondern im Gegenteil die Hilfe Rußlands den Widerstand der Westmächte gegen Deutschland erst so lange ermöglicht hätte.

Dem General Foch sprach der Kriegsrat das Vertrauen aus, im übrigen aber setzte er seine Hoffnungen erneut auf die Hilfe, die aus Amerika kommen sollte. Das genügte der französischen Kammer allerdings nicht, die eine eingehende Aussprache über die militärische Lage herbeiführen wollte. Doch Clemenceau verstand es, die geplante Erörterung zu verhindern und die Kammer sogar zu einer Vertrauenserklärung für ihn zu bestimmen. Damit war das Unheil zunächst wieder gebannt, das sonst auch weitere Kreise mit in den Strudel gerissen haben würde; denn Foch, Pétain und andere hohe Generale stützten den Ministerpräsidenten, der ihnen wie keiner vorher Handlungsfreiheit erstritten und die Unterordnung der Engländer unter den französischen Befehl erreicht hatte. Clemenceau sah in ihnen die geeigneten Männer für die Durchführung des bei seinem Regierungsantritt so laut verkündeten Rachefeldzuges gegen Deutschland.



Phot. Bild- und Film-Amt

Zwischen Aisne und Marne von den Deutschen völlig unversehrt erbeutetes Riesengeschütz.

Die Erschöpfung der Deutschen, die Ansammlung einer Bereitschaftsarmee und die amerikanische Hilfe waren die drei Voraussetzungen für den Endsieg gewesen, deren Vorhandensein sich Lloyd George in seinen vielen Reden zu beweisen bestrebte. An die Erschöpfung der Deutschen glaubte aber nach den letzten Ereignissen niemand mehr, und eingestandenermaßen war die Gefahr, die Frankreich in diesem Augenblick von den Deutschen drohte, noch nie so groß gewesen wie um diese Zeit. Die Bereitschaftsdivisionen des Generals Foch waren zu unheilvoller Zersplitterung gezwungen worden und zum größten Teil abgekämpft. Die amerikanische Hilfe wurde bei weitem nicht mehr so hoch eingeschätzt, wie dies die Regierungen der Verbandsländer gewünscht hätten. Ein englischer Kritiker schrieb sogar: „Solange die Truppen nicht einen gewissen Grad von Tüchtigkeit in Organisation, Zucht, Führung und technischer Leistungsfähigkeit erreicht haben, sind sie bei der Verwendung in der Front nur im Wege. Die Deutschen gestalten absichtlich den Kampf durch Giftgase, flüssiges Feuer, nächtliche Bombardierungen und andere höllische Kniffe so furchtbar und nervenzerrüttend, daß nur die allerbesten Truppen standhalten können. Es ist daher, mag es sich um Amerikaner oder andere handeln, zwecklos, mit bloßen Zahlen zu rechnen, um die Deutschen zu überwinden.“

Clemenceau hegte vielleicht selbst geheime Zweifel. Er sorgte dafür, daß ein Verteidigungsausschuß für die Stadt Paris gebildet wurde, denn die Franzosen zogen bereits einen Angriff der Deutschen auf Paris in den Kreis ihrer Berechnungen. Schon wenn die Hauptstadt nur in die Feuerlinie der deutschen Geschütze geriet, war es mit dem Bestehen des wesentlichsten Teiles der feindlichen Kriegsindustrie vorbei; stand der wirtschaftlich und militärisch wichtigste Punkt des Landes, der alle leitenden militärischen und wirtschaftlichen Einrichtungen beherbergte, dem alle Verkehrsverbindungen zustrebten, der der Hauptstapel- und Lagerplatz, die Hauptversorgungsquelle sämtlicher feindlichen Armeen in Frankreich war, im Feuer deutscher schwerer Batterien, dann mußten Wirkungen von gewaltiger Tragweite eintreten. Der Verteidigungsausschuß ließ sich deshalb angelegen sein, weitere große Teile der Pariser Bevölkerung abzuschieben und faßte auch die Verlegung der Kriegsindustrie ins Auge. —

Während sich die französische Heeresleitung schon der Hoffnung hinzugeben begann, daß in der deutschen Angriffsbewegung ein Stillstand von längerer Dauer eingetreten sei, rüsteten sich die Deutschen unter General v. Hutier schon wieder zu einem außerordentlich kräftigen Schlag, der die 3. französische Armee unter General Humbert zwischen Montdidier und Noyon traf (siehe die Bilder Seite 370 und 371). War die ganze Lage in diesem Abschnitt doch so, daß sie neue Kämpfe gebieterisch erheischte. Infolge der letzten Zusammenstöße und der durch sie entstandenen Frontveränderungen trafen die von Montdidier nach Südwesten und die von Soissons (siehe die Kunstbeilage) nach Nordwesten verlaufenden Frontlinien im Raume von Noyon ungefähr rechtwinklig aufeinander. Aus dieser Winkelstellung erwuchs für die Deutschen die Gefahr von Flanken-



Deutsche Artillerie mit Maschinengewehrbedeckung auf dem Marsch durch Fismes.



Maschinengewehre werden von deutschen Soldaten in einem zerschossenen Hause in Stellung gebracht.



Deutsche Kavallerie auf dem Vormarsch.

Zum siegreichen deutschen Vorstoß zwischen Montdidier und Noyon und zwischen Aisne und Marne.

Nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.

angriffen, für die Franzosen die Bedrohung ihrer in dem Frontwinkel aufgestellten Verteidigungstruppen, die eigentlich von drei Seiten deutsches Artilleriefeuer erhalten konnten. Das möglichst lange Festhalten der Winkelstellung und vielleicht auch ihre Ausweitung unter Zurückdrängung der Deutschen war für die Franzosen wichtig, weil die Stellung den Knotenpunkt Compiègne deckte, den zu halten sich Foch fest entschlossen hatte. Die Gesamtlage drängte also von selbst zum Ausgleich, und Foch konnte hier bestimmt einen deutschen Angriff erwarten. Um gerüstet zu sein, häufte auch er rasch Geschütze und Munition an, und warf den Rest seiner Reservearmee in den bedrohten Abschnitt.

Da brauste in der Nacht zum 9. Juni auf wenigstens 40 Kilometer breiter Front der deutsche Artilleriesturm wieder über die feindlichen Gräben dahin. Der deutschen Artillerie war die schwere Aufgabe geworden, Bresche in ein ganz besonders stark ausgebautes feindliches Verteidigungsnetz zu schießen. Dennoch dauerte der urgewaltige Feuerschlag der deutschen Kanoniere wiederum nur kurze Zeit. Auf 15 Kilometer Breite, etwa in der Mitte der Zone des Feuerkampfes, stiegen dann die Armeegruppen der Generale v. Ötinger (siehe Bild Seite 211), v. Webern (siehe Bild Seite 262), v. Schoeler (siehe Bild in Band IV Seite 190) und v. Hofmann aus ihren Gräben und nahmen den Kampf gegen die 8 Divisionen der ersten französischen Linien auf, der höchst erbittert und häufig Mann gegen Mann geführt wurde. Schon bald fielen die Ortschaften Orvillers und Mortemer unter dem unwiderstehlichen Sturm der Deutschen, die immer tiefer in die feindlichen Reihen eindrangen.

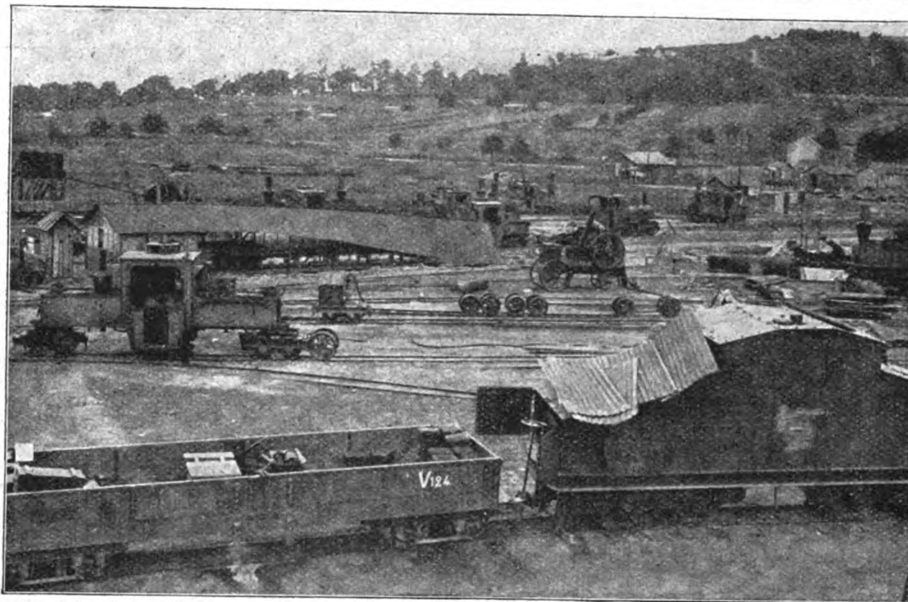
Der Infanteriestoß nahm rasch doppelte Breite an und erreichte auch eine ansehnliche Tiefe, trotzdem das hügel- und schluchtenreiche Kampfgelände zu beiden Seiten der in die Oise mündenden Matz den Franzosen günstige Verteidigungsmöglichkeiten bot. Ein wesentlicher Vorteil für die Deutschen war der Umstand, daß die Franzosen den nach Süden gerichteten Stoß nur im Nordwesten flankieren konnten, weil im Südosten ihre Stellungen durch die Oise in zwei Teile getrennt wurden. Der Lauf der Oise bildete später für die deutsche Unternehmung eine ausgezeichnete Flankensicherung und verschlimmerte die Lage der Franzosen noch, weil der gefährdete Winkel ihrer Aufstellung durch den Flußlauf weiter verengt und spitzer wurde. Der deutsche Vorstoß bekam durch die geschickte Ausnutzung der Oiselinie, die die Bewegungsfreiheit der französischen Divisionen hemmte, die Art eines umfassenden Unternehmens. Es kam den Deutschen gelegen, daß ihr rechter Angriffsflügel, der sich westlich von dem den Kampfplatz teilenden Matzbach meist über offenes Land mit leichten Bodenwellen ausbreiten konnte, rascher vordrang als der linke Flügel, der im Walde von Thiescourt und auf dem ganzen stark bewaldeten, schluchtenreichen Hügellande östlich von der

Matz auf sehr starke natürliche Hindernisse traf und deshalb langsamer vorwärts kam. So ergab sich eine zwanglose Drehung der Front gegen die Oise, die den Franzosen höchst unbequem wurde.

Die Deutschen drangen auf dem westlichen Matzufer in Cuvilly ein, erstiegen kämpfend auf dem östlichen Ufer des Flusses die wichtige Höhe von Gury, überwanden den Thiescourtwald zum größten Teil und durchschritten die Wälder von Ricquebourg und Lamotte, den Thiescourtwald gleichzeitig südwestlich überflügelnd. Um die Mittagzeit standen die Deutschen bereits auf weitem Raume jenseits der ersten französischen Hauptstellung und hatten reiche Beute gemacht, worunter sich viele Geschütze befanden (siehe die Bilder Seite 369 und 371 oben). Der erste Tag kostete den Franzosen außer ihren sehr schweren blutigen Einbußen über 8000 Gefangene; unter den ersten waren rund 500 Mann der 125. französischen Division vom Regiment 113, die angaben, daß fast ihr ganzes Regiment aufgerieben oder gefangen worden sei. Die französischen Streitkräfte wurden nutzlos noch weiter geschwächt durch heftige Gegenangriffe, die sie zur Rückgewinnung des ihnen Entrissenen führten. Demgegenüber hielten sich die Verluste der Deutschen trotz dem zähen Widerstande der Feinde wieder in mäßigen Grenzen.

Tags darauf setzten die Deutschen ihren Angriff mit unverminderter Kraft fort, wobei auf dem rechten Angriffsflügel die Truppen des Generals v. Otinger, die ihre Linien bis in den Raum südlich von Assainvillers vorgeschoben hatten, als Flankendeckung in den gewonnenen Stellungen stehen blieben und dort äußerst schwere feindliche Gegenstöße aufhielten. Die sich nach Osten hin anschließenden Truppen des Generals v. Webern dagegen drangen beiderseits der Hauptstraße Roye—Estrées—St. Denis siegreich weiter vor. Sie überwanden dabei vier feindliche Hauptstellungen, dehnten ihre Front bis nach Mery aus und warfen den Gegner von den Ufern der Matz auf die Arronde zurück. Der Ort Cuvilly wurde ebenfalls genommen.

Auch die Streitkräfte des Generals v. Schoeler, die östlich von der Oise kämpften, näherten sich nach dem Überschreiten des Matzbaches der Arronde und stießen dann bis nach Antheuil vor. Die Heeresgruppe des Generals v. Hofmann bahnte sich unter erbitterten Kämpfen den Weg durch das Stellungsgewirr des Feindes inmitten der Waldhügel südlich von Thiescourt und wendete sich gegen Ribécourt an der Oise. Noch am Abend des Tages nahm ein deutsches Regiment diesen wichtigen Ort und ging südwärts gegen Cambronne vor. Diese Fortschritte wurden erreicht, obwohl die Franzosen jetzt schon vier starke, frische Divisionen zur Aufnahme der Trümmer der überrannten 8 Divisionen der ersten Linien einsetzen konnten. Die neuen feindlichen Streitkräfte gerieten mit in die Niederlage der alten.



Erbeutetes Kleinbahnmaterial in Bazoches, dessen Wegnahme eine empfindliche Schwächung der Fochschen Armee an Kriegsmitteln bedeutete.


Deutsches Regiment in Bereitschaftstellung dicht vor Tracy-le-Val.

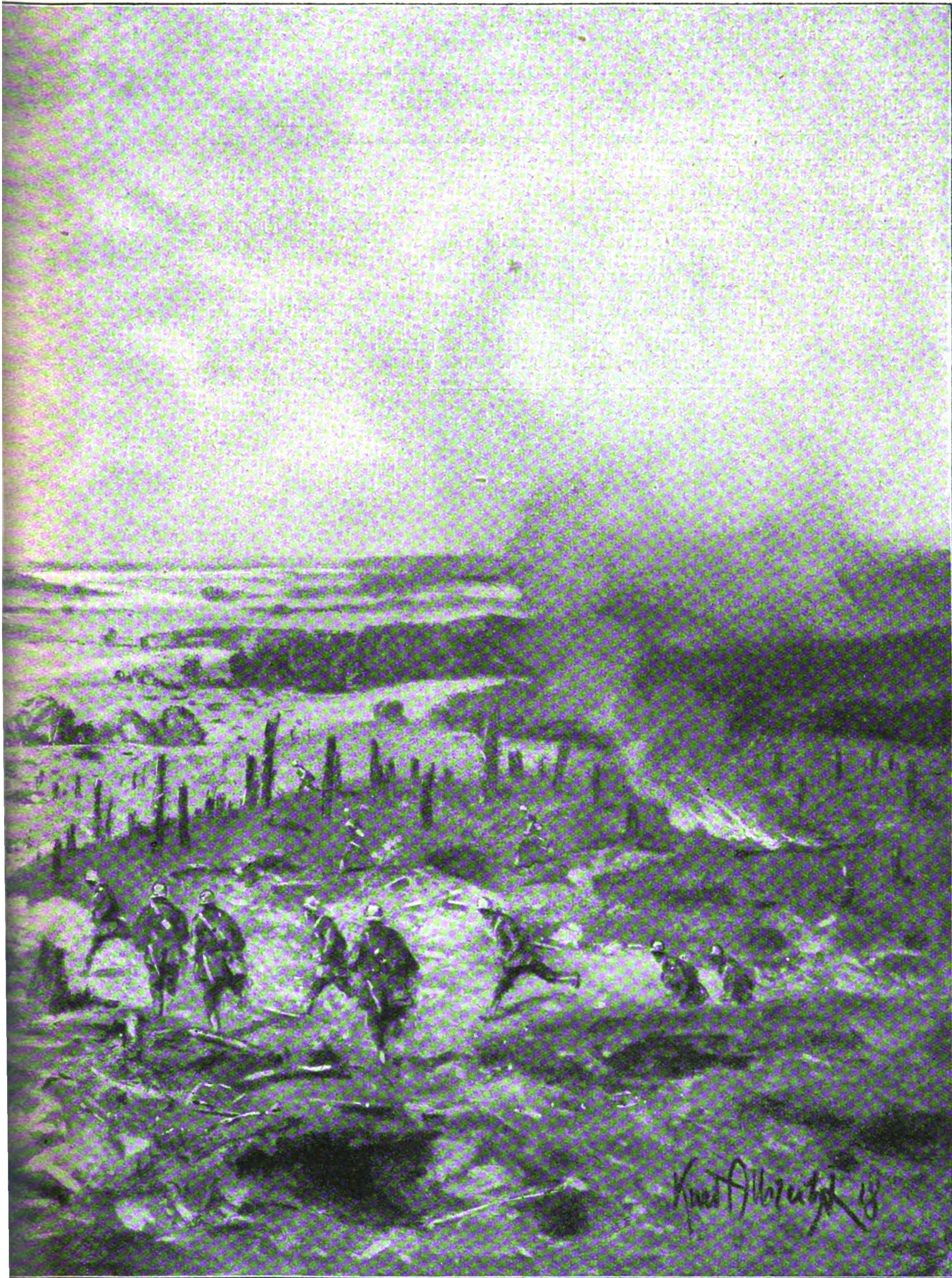

Deutsche Munitionskolonne, deren Mannschaften und Pferde mit Gasmasken ausgerüstet sind, durchquert ein vergastes Waldstück.

Zum siegreichen deutschen Vorstoß zwischen Montdidier und Noyon und zwischen Aisne und Marne.

Nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amtes.



Der deutsche Vorstoß zur Marne. Stoßtruppen und Flammenwerfer überrennen die feindlichen Stellungen (links deutsches Sperrfeuer).



Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Kurd Albrecht.

Der 11. Juni brachte den Gegenangriff einer Anzahl feindlicher Divisionen, die von 100 Sturmwagen unterstützt wurden. Im Raume von Ayencourt bis südlich von Mery prallten die noch mehr verstärkten französischen Truppen wuchtig vor, doch brachte ihnen auch dieses Unternehmen keinen Erfolg. Im Nordabschnitt, bei Le Ployron, ließ der Feind etwa 30 Sturmwagen vorgehen, denen leichte Infanteriewellen folgten, begleitet von anderen schwachen Kolonnen, hinter denen erst die dichten Truppenmassen auftraten. Sie wurden zurückgeschlagen. Die Panzerwagen fielen dem vernichtenden Feuer der deutschen Artillerie zum Opfer. Südlich davon, bei Courcelles, versuchten die Feinde mit stärksten Kräften eine Überraschung durch Sturmläufe ohne Artillerievorbereitung. Die Angriffskolonnen wurden von einer Feuergarbe der deutschen Artillerie, die dicht gestaffelt in nächster Nähe der vorderen Linien den Vorstoß erwartete, buchstäblich niedergeworfen. Die bis an die Stellungslinie der deutschen Infanterie vorflutenden Wellen zerschellten in dem mörderischen Feuer der Maschinengewehre und der deutschen Schützen. Auch der Einsatz von 80 Sturmwagen brachte keinen dauernden Vorteil; mehr als die Hälfte davon blieb schließlich zerschmettert vor oder hinter den deutschen Linien liegen, die im Verlauf des Kampfes noch weiter vorgeschoben worden waren. Nur bei Mery erzielten die Feinde einen unwesentlichen Geländegewinn, dem bedeutender Raumverlust auf dem rechten deutschen Flügel gegenüberstand. Die Zahl der gefangenen Franzosen erhöhte sich an diesem Tage auf mehr als 13 000.



Beobachter Leutnant Eisenmenger (×) und Flugzeugführer Vizefeldwebel Gund (××), die während eines Beobachtungsfluges am 23. Mai 1918 mit sechs englischen Kampfeinsitzern ins Gefecht gerieten und dabei vier Gegner abschossen (siehe Seite 326).

An den Ufern der Oise mußten sich die Feinde unter dem immer stärker werdenden Druck der Deutschen zurückziehen. Hier standen auf dem westlichen Ufer südlich von Noyon bis zur Matz noch namhafte französische Truppenteile mit der Front nach Nordosten. Ihnen drohte die Gefahr, abgeschnitten zu werden, so daß sich die Heeresleitung gezwungen sah, sie schleunigst zurückzuziehen. Unhaltbar geworden war auch das Waldhindernis um Carlepont, das inmitten eines wenig über 60 Quadratkilometer großen Winkels zwischen der Oise und den Stellungen der deutschen Armee Boehn lag und allseitig von deutschen Batterien bestrichen werden konnte. Das hier stehende 24. französische Armeekorps mußte auf die Verteidigung dieses in die deutschen Stellungen hineinragenden Zipfels verzichten und rasch nach Süden abziehen. Die Deutschen hefteten sich dem weichenden Feinde an die Fersen, fügten ihm große Verluste zu und drückten ihn bis südlich von Tracy-le-Val (siehe mittleres Bild Seite 371) auf den Wald von Laigue zurück.

Der mit ungewöhnlichen Opfern bezahlte Mißerfolg hielt die Franzosen nicht ab, am 12. Juni die Angriffe gegen die Deutschen zu erneuern. Die Hauptmacht wurde beiderseits der Straße Roye—Estrées—St. Denis zusammengefaßt. Unermüdlich liefen die feindlichen Sturmkolonnen nach starker Feuervorbereitung und durch zahlreiche Sturmwagen unterstützt gegen die deutschen Linien an, ohne daß sie dauernde Vorteile zu erzielen vermocht hätten. Sie erlitten wieder beträchtliche Verluste; insbesondere stieg die Zahl der von den Deutschen gemachten Gefangenen auf mehr als 15 000.

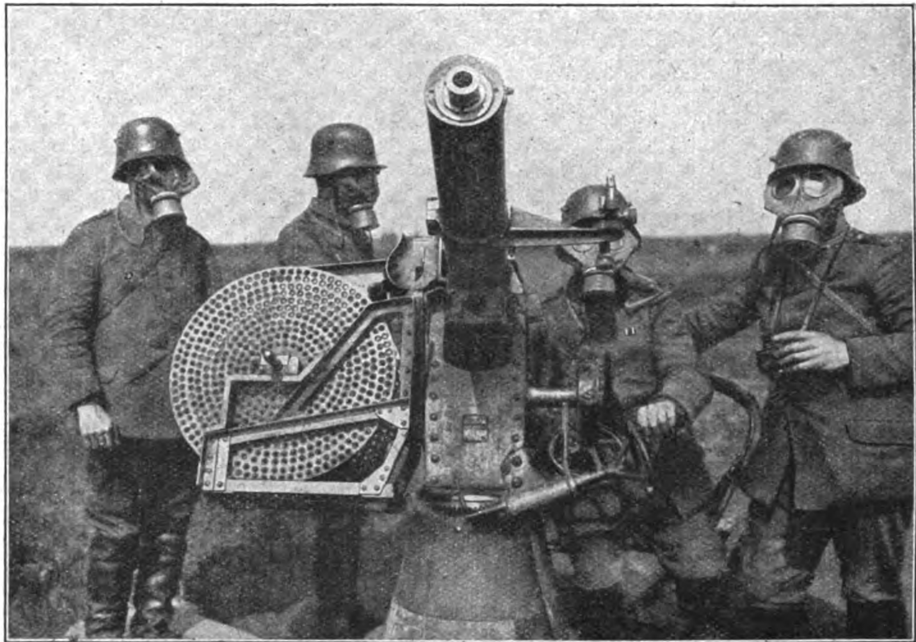
Die verzweifelten Sturmversuche, die der Feind auch an den folgenden zwei Tagen unternahm, änderten an diesem Ergebnis ebenfalls nichts. So wurde ein am 13. Juni morgens gegen vier Uhr nach schlagartiger Artillerievorbereitung in der Gegend von Mery angesetzter Angriff vollständig niedergeschlagen, die ihn begleitenden Sturmwagen zusammengeschossen. Dasselbe Schicksal ereilte einen Tankangriff, den die Feinde eine Stunde später bei Bellon ausführten. Weitere Vorstöße mit Panzerwagen folgten an den verschiedensten Punkten des Kampfabschnittes, namentlich auch bei Courcelles, doch alle blieben erfolglos. Schwere Batterien der Deutschen nahmen um diese Zeit schon Compiègne aus weniger als 9 Kilometern Entfernung unter Feuer.

Mit dieser Wendung der Dinge hatten die Franzosen nicht gerechnet, denn sie glaubten, ausreichende Gegenmaßnahmen ergriffen zu haben. Daß sie den Angriff erwarteten, ging aus einem von den Deutschen gefundenen Tagesbefehl hervor, den der General Nudant vom 34. Armeekorps am 5. Juni erlassen hatte, in dem darauf hingewiesen wurde, daß ein Durchbruchsversuch der Deutschen nun im Raume von Noyon erfolgen könnte, und worin es von dem Durchbruchsversuch hieß: „Er darf und wird nicht durchkommen. Auf alle Fälle wird er uns nicht überraschen; denn alle Vorsichtsmaßregeln sind getroffen worden. Mit euren das ganze Gelände beherrschenden Maschinengewehren werdet ihr die Boches niedermachen und ihre Verbände zerreißen. Schneidige Scharfschützen! Ihr dürft keinen einzigen Boche durchlassen. Späht nach rechts und links, und durchschaut scharf jeden Winkel und jedes Gestrüpp, wo er sich einnisten könnte. Mäht ihn dahin, ihr Jungens! Es gilt Frankreichs Rettung. Nudant." Und nun waren die Deutschen in einem raschen Stoß bis zu 12 Kilometern Tiefe, über die Hälfte des Weges zwischen Noyon und Compiègne, südwärts vorgedrungen. Seit dem 21. März hatten sie weit über 200 000 Gefangene gemacht und mehr als 2450 Geschütze erbeutet. Dazu kam ein noch gar nicht zu übersehender Gewinn an Kriegsgeräten jeder Art. Das waren Einbußen, deren Ersatz den Feinden sicher nicht leicht wurde, ganz abgesehen von dem riesigen Abgang von Mannschaften, der einen solchen Umfang erreicht hatte, daß die berühmte Manövrierarmee, mit der General Foch im gegebenen Augenblick den entscheidenden Schlag gegen die Deutschen führen wollte, aufgehört hatte, als Armee zu bestehen, weil überall, wo größere Kämpfe stattfanden, Teile von ihr mit eingreifen mußten.

Am 12. Juni brachten den Deutschen stärkere Vorstöße, die sie an beiden Ufern der Aisne unternahmen, neue Geländevorteile. Südlich vom Fluß wurde der Feind aus seinen Linien östlich von Cutry—Dommiers geworfen und mußte über die genannten Orte zurückgehen; dabei machten die Deutschen über 1500 Gefangene. Am nächsten Tage stießen sie beiderseits der Straße Soissons—Villers-Cotterets in den Wald von Villers-Cotterets vor und hielten sich dort gegen starke Angriffe, die die Franzosen an den zwei nächsten Tagen unternahmen.

Im Raume von Château-Thierry entwickelte der Feind fieberhafte Tätigkeit. Hier trat in heftigen Kämpfen, die

in einem Zusammenstoß von zweitägiger Dauer am 7. und 8. Juni ihren Höhepunkt erreichten, zum ersten Male eine selbständige amerikanische Division auf den Plan. Sie wurde bei dem Versuch, den Deutschen den Wald von Belleau zu entreißen, fast gänzlich aufgerieben. Nur wenige der Angreifer konnten sich der Gefangenschaft oder dem Tode durch eiligste Flucht entziehen. Die Deutschen hatten die Amerikaner, die sich ihren Linien ohne Artillerievorbereitung näherten, ruhig auf geringe Entfernung herankommen lassen und mähten sie dann durch Maschinengewehrfeuer nieder. Unter Ausnutzung ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit führten die Feinde schließlich mit zusammengefaßten Kräften einen Hauptsturm aus. Wieder erwarteten die Deutschen ruhig auch diese Streiter. So gerieten die Amerikaner plötzlich in eine Feuergarbe, die ihre Reihen von drei Seiten gleichzeitig vernichtete. Maschinengewehre und Artillerie räumten furchtbar unter den Feinden auf, die wieder ganz umsonst verbluteten. —


Flugzeugabwehrmaschinenkanone, die kleine Granaten verfeuert. Die Geschosse sind mit einem Gurtband auf die links sichtbare Trommel gewickelt. Die Mannschaft ist mit Stahlhelm und Gasmaske ausgerüstet.

Die gesteigerte Kampftätigkeit an der Westfront drückte sich auch in den hohen Zahlen der beiderseitigen Verluste im **Luftkrieg** (siehe die Bilder Seite 374 und 375) aus. Die Deutschen beklagten im Verlauf des Monats Mai den Abgang von 180 Flugzeugen und 28 Fesselballonen, die Feinde büßten 23 Fesselballone und 413 Flugzeuge ein, wovon 223 Flugzeuge hinter den deutschen Linien heruntergeholt wurden. Auch im Juni waren die Flieger lebhaft tätig. In den schweren Kampftagen vom 9. und 10. Juni brachten deutsche Kampfflieger und Abwehrbatterien 51 feindliche Flugzeuge zur Strecke, während die Deutschen selbst durch feindliche Einwirkung an diesen beiden Tagen nur 8 Flugzeuge verloren.

Die deutschen Bombenflieger wirkten in der ersten Junihälfte besonders gegen die feindlichen Flughäfen, die überfüllt waren, weil die Feinde infolge des Vordringens der Deutschen an die Marne (siehe Bild Seite 372/373) die in jenem Gebiet gelegenen Häfen hatten räumen und weiter hinter ihrer Front hatten Unterschlupf suchen müssen. Überfüllung und Verwirrung herrschte auch in allen wichtigen Bahnknotenpunkten der Gegner wegen der zur Neuordnung der Heere notwendigen Truppenverschiebungen und der Heranziehung von Verstärkungen. Hier fanden die deutschen Flieger, die mehrfach auch wieder Paris heimsuchten, wertvolle Ziele für ihre Bomben, die viel Schaden anrichteten.

An der Schlachtfront selbst griffen die deutschen Schlachtflieger ebenfalls kühn und erfolgreich ein. Unter anderem hinderte eine Schlachtstaffel während der Kämpfe am 9. Juni durch Maschinengewehrfeuer 5 feindliche Flugzeuge so lange am Aufstieg, bis die deutsche Infanterie den Platz erreicht und den feindlichen Flughafen erstürmt hatte. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

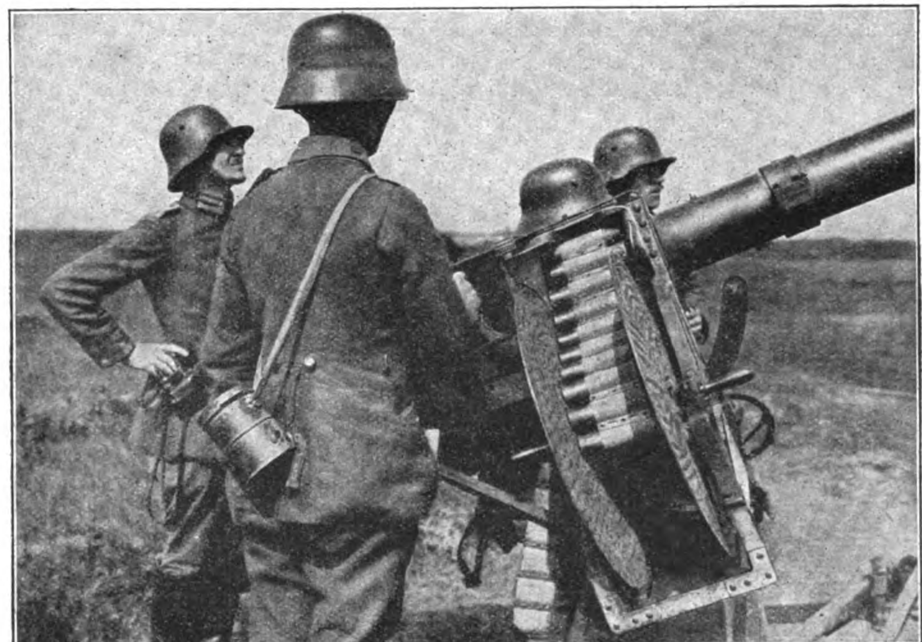
Über den Flugabwehrdienst.

Von Hauptmann Krause-Renmer, Führer einer schweren K-Flak-Batterie.

(Hierzu die Bilder Seite 374–375.)

In stiller, aber gründlicher und rastloser Arbeit hatte die deutsche Heeresleitung bereits im Frieden „das Fliegen" militärischen Zwecken nutzbar gemacht. Dagegen konnte die Bekämpfung des feindlichen Flugdienstes durch Artillerie von der Erde aus nicht ebenso in dem sich später als notwendig zeigenden Maße vorbereitet werden, weil erst die Erfahrungen des Krieges Anhaltspunkte zu geben vermochten, in welcher Richtung ein besonderes Artilleriematerial und Hilfsgerät, zweckmäßige Munition und ein geeignetes Schießverfahren für den Flugabwehrdienst zu gewinnen seien.

So waren denn zu Beginn des Feldzuges nur wenige Spezialgeschütze zur Flugabwehr vorhanden, zu denen zuerst nur noch behelfsmäßig aus schon vorhandenem, altem Artilleriematerial hergestellte Geschütze traten. Aber mit nie ruhender Unermüdlichkeit und Gründlichkeit wurden die Lehren des Krieges verwertet, um durch Bau und Erprobung geeigneter Geschütze und von Hilfsgeräten (Meßinstrumenten und anderem) und deren Indienststellung die vorhandenen Lücken auszufüllen und den Flugabwehrdienst auf eine Höhe zu bringen, die dem bereits bewährten und ständig verbesserten Flugzeugmaterial möglichst gleichzukommen suchte. Es wurden ferner besondere Einrichtungen getroffen, um Offiziere und Mannschaften des gesamten Flugabwehrdienstes, bei dem zu der erst allein vorhandenen Flugabwehrartillerie noch ein gründlich durchdachter Flugmeldedienst, die Auffindung der Ziele bei Nacht durch


Flugzeugabwehrmaschinenkanone. Man sieht in der Trommel deutlich die auf einen Gurt gereihten Granaten.

Scheinwerfer, Schallmeßvorrichtungen zur akustischen Feststellung der Entfernung des Fliegers und vieles andere mehr gekommen waren, für ihre besonderen Aufgaben der Bekämpfung eines Gegners auszubilden, der, wie kein anderes Artilleriezicl, über eine bis dahin nicht gekannte Schnelligkeit und Beweglichkeit verfügt, dem gegenüber die verhältnismäßige Langsamkeit des auf ihn abgefeuerten Geschosses noch eine besondere Schwierigkeit bot. Ein Geschütz neuer Bauart zeigen die Bilder auf Seite 375, die eine Maschinenkanone zur Abwehr feindlicher Flieger darstellen.

Die Jugend der Flugabwehrwaffe macht es erklärlich, daß sie lange Zeit in weitesten Kreisen unbekannt blieb. Zuerst wurde man auf sie bei den Fronttruppen, mit denen zusammen sie kämpfte, aufmerksam, und nur allmählich drang die Kenntnis von ihr auch in die Heimat.

An dem Flugabwehrdienst wird von Laien gern Kritik geübt, und zwar sehr häufig im ungünstigen Sinne. Dabei aber macht sich der Kritikus nicht klar, welch ungeheure Schwierigkeiten selbst bei Verwendung moderner Geschütze einer im Laiensinne „erfolgreichen" Beschießung der Luftziele, das heißt dem Abschuß eines Flugzeuges, entgegenstehen. Obwohl die Flugabwehrartillerie zumeist in den vorderen Linien, sehr häufig noch vor der Feldartillerie und in den Gräben selbst, Verwendung findet, bringt es die verhältnismäßige Kürze ihrer Geschoßbahn mit sich, daß die Wirkung des Feuers wegen der sehr knappen Zeit, deren das Hunderte von Metern in wenigen Sekunden zurücklegende Ziel nur bedarf, um überhaupt aus dem Wirkungsbereich des feuernden Geschützes zu gelangen, lediglich eine ganz beschränkte sein kann. Eine Verfolgungsmöglichkeit des Gegners, wie sie zum Beispiel dem Flieger eigen ist, besitzt die Flakartillerie auch nicht, denn selbst dem schnellsten Flugabwehrgeschütz (Flak) ist das langsamste Flugzeug an Geschwindigkeit bedeutend überlegen, das mit keinerlei Geländehindernissen zu rechnen hat, dessen Bahn dauernd aus demselben Material, der nachgiebigen Luft, besteht, die immer frei ist und stets die gleiche, außerordentliche Bewegungsfreiheit bietet. Das Flugzeug kann deshalb nach allen Richtungen manövrieren und ausweichen. Darum wird auch der Flieger stets die Hauptwaffe zur Bekämpfung von Flugzeugen bleiben.

Eins aber kann der Flugabwehrdienst, können seine Führer und Organisatoren für sich in Anspruch nehmen, daß sie mit den gegebenen Mitteln nach besten Kräften und mit derselben Hingabe, wie alle anderen Waffen, tätig sind, und die sich stets steigernden sichtbaren Erfolge, das heißt Abschüsse von der Erde aus, tun dar, wie emsig an der Ausgestaltung dieser Waffe gearbeitet wird. Der Hauptwert der Leistungen der Flugabwehrartillerie und ihrer Hilfswaffen, nämlich die Behinderung der feindlichen Flieger an der Erfüllung ihrer mannigfachen Aufgaben durch Beschießung und Vertreibung, wird dem Laien ja ohnehin nur auf Grund besonderer Überlegungen klar sein können. Die Tatsache aber, daß die Flieger ständig mehr gezwungen werden, stets größere Höhen für ihre Flugbahn zu wählen, die naturgemäß jede Beobachtung und gezielte Bombenabwürfe erschweren, ist beinahe noch wesentlicher als der gelegentliche Abschuß eines Flugzeuges. Es darf dabei auch nicht übersehen werden, daß die Fläche, die ein Flugzeug tödlich verwundbar macht, das heißt, es bei ihrem Durchschlagen zum Absturz oder mindestens zum Niedergehen zwingt, verhältnismäßig sehr klein ist, und daß durch eine große Anzahl von Fällen bewiesen wurde, daß es stark beschädigten Flugzeugen und schwer verwundeten Flugzeugführern doch noch gelang, im Gleitfluge ihre eigenen Linien zu erreichen, der selbst bei erheblicher Verletzung des Flugzeuges noch das Zurücklegen einer viele Kilometer langen Strecke ermöglicht, so daß der „Erfolg" des artilleristischen Treffers nicht feststellbar und deshalb scheinbar „nicht eingetreten" war. —



Die Tote-Mann-Mühle in dem Waldlager der Argonnen. Links französische Soldatengräber, von deutschen Landwehrleuten geschmückt.
Nach einer an Ort und Stelle gefertigten Originalskizze des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.

Ein Beobachtungsturm im Argonnenwald.

Von Dr. W. Vulpius, Chefarzt des Landwehr-Feldlazaretts Nr. 13.

(Hierzu die Bilder Seite 376 und 377.)

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Mit diesen Worten des Lynkeus im „Faust" könnte wohl ein sinniger Beobachter, der in ruhigen Stunden und in schöner Jahreszeit von dem auf unserem Bilde dargestellten Turm aus seinen Blick hinausschweifen läßt über



Der „Mudraturm". Beobachtungstelle in einem Truppenlager im Argonnenwalde.

Nach einem Originalgemälde auf Grund eigener an Ort und Stelle gefertigter Studien und Skizzen des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.

Wald und Feld, über Berg und Tal, sein Gefallen an dem Geschauten zum Ausdruck bringen. Denn zu seinen Füßen und weithin über immer neu auftauchende Höhenrücken wogt der Argonnenwald, der den deutschen Soldaten als Kampfgelände wohl alle Schrecken und Schauer eines wilden Urwaldes fühlbar gemacht hat, dafür aber auch im Wechsel der Jahreszeiten sich mit wunderbaren Reizen schmückt. Ja, die gewaltige Triebkraft des immer feuchten Lößbodens überspinnt in jedem neuen Frühjahr selbst die Strecken, wo die Axt wild gehaust hat oder die Stämme der Bäume durch Granaten geknickt und zersplittert sind, in kürzester Zeit durch kräftig aufschießendes Unterholz, durch Büsche und Rankengewächse aller Art mit frischem Grün, worin selbst die zahllosen dürr gewordenen Kronen abgeschlagener Eichen schnell untertauchen. Aus dem dichten Unterwuchs wächst dann im Verlauf weniger Jahre ein fast undurchdringliches Dickicht von Stangenholz empor, aus Eichen und Birken, Buchen und Eschen, Erlen und Espen im bunten Gemisch bestehend. Darüber heben in größeren Abständen ältere Eichen, die zur Erzielung von Nutzholz stehen geblieben sind, ihre weitausladenden Wipfel. So bietet dieser Wald vom ersten Frühjahr an, wo sich die Birken mit dem gelbgrünen Schleier ihres jungen Laubes duftig umkleiden, während die Eichen erst ihre bräunlichgrünen Knospen entfalten, durch den Sommer hindurch mit seiner gleichförmigeren dunklen Laubfärbung bis zu dem bunten Farbenrausch des Herbstes für den Naturfreund einen herrlichen Anblick, und selbst im Winter entbehrt er — trotz aller Unwirtlichkeit — nicht seines Schmuckes, wenn das kahle Geäst einmal mit Schnee oder Rauhreif bedeckt ist.

Die schönsten Oasen in dieser urwaldartigen Wildnis bilden aber die großen Friedhöfe, die von den deutschen Truppen als Ruhestätten für ihre gefallenen Kameraden und Feinde mit ergreifendem Sinn für Naturschönheit angelegt worden sind und aufs liebevollste gepflegt werden.

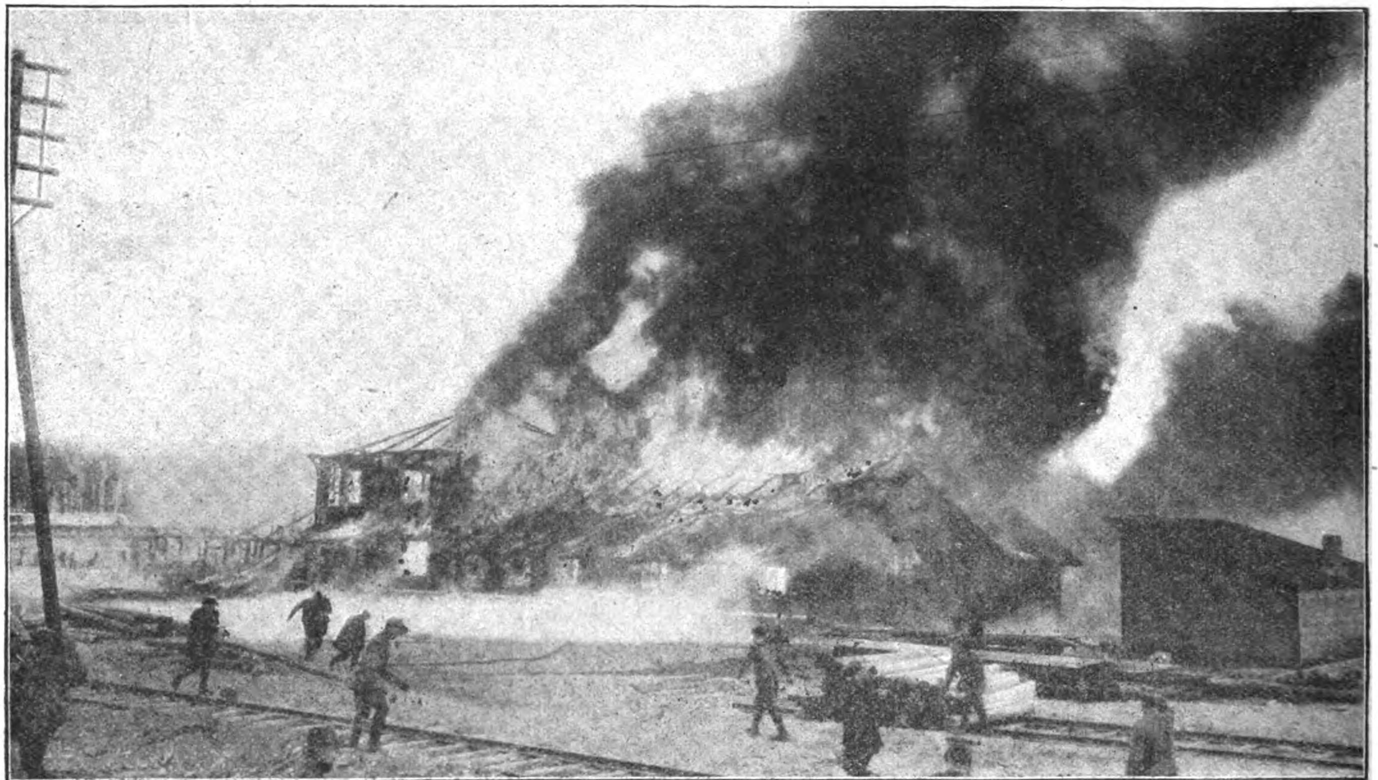


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalmajor Linder, erfolgreicher Führer finnländischer Truppen gegen die Rote Garde in Finnland.

— Friedhöfen gleich mahnen aber auch die zerstörten Ortschaften, die man zu beiden Seiten des Waldgebiets auf der freien Höhe oder an den Abhängen des Aisne- und Airetales erblickt, an die Schrecken des Krieges, wenn ihre Trümmer auch — nun vielfach schon grün übersponnen — mehr und mehr als malerische Ruinen wirken. Zeigt sich hier fast alles Leben erstorben außer auf den durchführenden Straßen, so sieht man in einem der nahen Taleinschnitte mitten im Walde eine neu entstandene ausgedehnte Ansiedelung mit regstem Verkehr. Es ist ein Truppenlager, wo neben den ausgiebigen Mannschaftsquartieren schmucke Blockhäuser mit Offizierswohnungen aufgeführt und mit parkartigen Anlagen umgeben sind. Badeanstalten und Sportplätze, Lesehalle, Soldatenheim und Lichtspieltheater sorgen für die Erfrischung und Unterhaltung der Truppen.

Der Turmbau selbst ist ein echtes Waldgebilde, denn nicht nur stammen die dabei verarbeiteten Bauhölzer und Bretter aus dem nachbarlichen Bestand, sondern seine Hauptstützen sind bodenständige, festgewurzelte Eichenstämme. Der mittlere, der natürlich allen Astwerks entkleidet wurde, ist zur Bildung mehrerer, durch offene Leitern verbundener Stockwerke mit vier um ihn herumstehenden Bäumen durch wagrechte Verstrebungen verbunden. Auf ihnen sind dann Plattformen von Brettern hergestellt, die in verschiedenen Höhen Zellen und Unterstände zum Schutz gegen Wind und Wetter und zur Unterbringung der Fernsprecher tragen. Mit letzteren müssen natürlich die Beobachter — mögen sie ihre Wahrnehmungen nun durch Auge oder Ohr auffangen — in unmittelbarer Verbindung stehen. Eine größere Fernsprechstation mit Klappenschrank zur Herstellung aller möglichen Verbindungen befindet sich in dem einen Blockhaus am Fuß des Turmes, während das andere eine Bauhütte für Ergänzungs- und Ausbesserungsarbeiten darstellt. Denn das offene Bauwerk ist natürlich nicht nur den zerstörenden Einflüssen von



Phot. Bild- und Film-Amt.

Brand der Roten-Garde-Kaserne. Die Gebäude der Kaserne wurden von den darin untergebrachten gefangenen finnischen Roten Gardisten selbst in Brand gesteckt.

Wind und Wetter ausgesetzt, sondern — besonders im Winter, wenn der Wald kahl ist und infolgedessen auch der Turm kein bergendes Gewand von grünen Zweigen tragen kann — ein Ziel für feindliche Artillerie- und Fliegerangriffe.

Natürlich kann ein auf diesen Turm befohlener Beobachter nur gelegentlich oder in Ruhepausen seinen Sinn auf die landschaftlichen Schönheiten seiner Umgebung richten, denn seine Aufgabe ist es, die feindlichen Stellungen, die sich als ein Band vielverzweigter Gräben und Verschanzungen in ostwestlicher Richtung quer durch den Argonnenwald ziehen, sowie alle Vorgänge in ihnen oder nach ihnen hin scharf im Auge zu behalten, um davon sofort Meldung zu erstatten. Doch ist er auch hierbei mit Lynkeus zu vergleichen, der, aus seiner frohen Beschaulichkeit aufgestört, weiterhin berichtet:

Nicht allein, mich zu ergötzen,
Bin ich hier so hoch gestellt,
Welch ein greuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstren Welt!
Funkenblicke seh' ich sprühen — —

Denn unser Türmer hat in der Nacht vor allen Dingen auf die Flammenblitze zu achten, die aus den Mündungen feindlicher Geschütze herauszucken, und ihre Richtung von seinem Beobachtungspunkt aus möglichst genau festzustellen: „anzuschneiden", wie der Kunstausdruck heißt. Dies meldet er sofort an eine Zentralstelle, wo entsprechende Angaben auch von anderen Beobachtungsposten eintreffen.


Phot. Bild- und Film-Amt.
Einzug des finnischen Generals Mannerheim in Helsingfors.

Im Schnittpunkt der auf solche Weise geometrisch festzulegenden Richtlinien hat man dann die, auf andere Weise oft nicht zu entdeckende feindliche Batteriestellung zu suchen und kann sie — mit Hilfe von Fliegerbeobachtung beim Einschießen — wirksam unter Feuer nehmen. Ergänzt und gesichert werden diese Ermittlungen noch, außer durch Fliegerphotographien, durch das Schallmeßverfahren. Bei ihm wird der Zeitunterschied zwischen dem beobachteten Mündungsfeuer und dem Eintreffen des dazugehörigen Detonationsgeräusches unter Berücksichtigung und Ausschaltung von mancherlei Fehlerquellen festgestellt. Wie durch das „Anschneiden" die Richtung, so wird durch das Schallmessen die Entfernung des feuernden Geschützes vom Beobachter aus ermittelt.

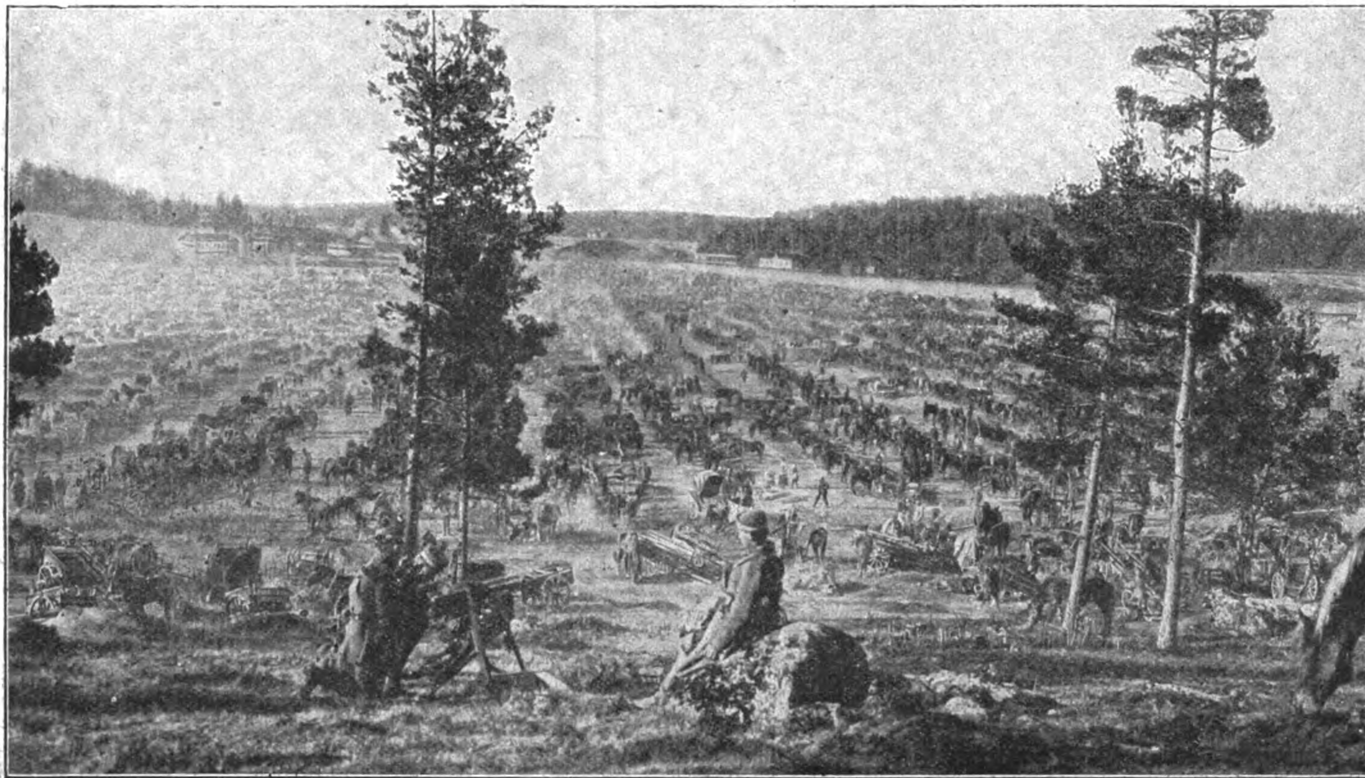
So dient der Beobachtungsturm ähnlichen Zwecken wie der in viel größere Höhen reichende Fesselballon. Hat letzterer einen wesentlich größeren Gesichtskreis, so bietet ersterer mehr Stabilität und ist feindlichen Angriffen weniger ausgesetzt. Beide aber sind wichtige Hilfsmittel für das großartige System des Nachrichtendienstes, auf dessen Ergebnisse sich alle taktischen und strategischen Maßnahmen gründen.

Finnlands Befreiung.

Von Dr. Paul Rohrbach.

(Hierzu die Bilder Seite 378 bis 381.)

Über Finnland herrschen nicht selten falsche Vorstellungen. In einer Beziehung kann man sich die finnländischen Ver-


Phot. Bild- und Film-Amt.
Das Gefangenenlager Lahti für 20000 Rote Gardisten mit ihren Frauen und Kindern und etwa 6000 Pferden und Wagen.

hältnisse am ehesten nach dem Muster der Schweiz verdeutlichen. Die Schweizer wie die Finnländer bilden politisch eine geschlossene Nation; diese aber ist aus Volkselementen verschiedener Herkunft zusammengesetzt. Die Schweizer sind nach Sprache und Abstammung teils Deutsche, teils Franzosen, teils Italiener, fühlen sich aber nicht als solche, sondern als Schweizer. So besteht auch die finnländische Nation aus einem finnischen und einem schwedischen Volksteil. Die gemeinsame politische Bezeichnung für beide ist „Finnländer“, spricht man von „Finnen“, so meint man damit die Angehörigen des finnischen Elements in Finnland, nicht auch die Schweden.

Finnen und Schweden sind ursprünglich der Rasse nach noch weit mehr voneinander unterschieden als der Züricher, Genfer und Tessiner. Die Schweden sind germanischen Stammes, die Finnen dagegen sind verwandt mit den Mongolen, die in Europa noch in Gestalt der Magyaren und Türken ihre Vertreter haben. Infolgedessen ist auch die finnische Sprache anders gebaut als die übrigen europäischen Sprachen. Sie ähnelt sehr dem Estnischen, das auf der gegenüberliegenden Seite des Finnischen Meerbusens gesprochen wird. Die Esten sind die nächsten Vettern der Finnen. Allerdings sind im finnischen Volkstum und in der finnischen Kultur sonst kaum noch Kennzeichen der mongolischen Herkunft vorhanden. Vermutlich hat auch eine ziemlich starke Blutmischung mit Germanen stattgefunden, ähnlich, wenn auch nicht ganz so stark, wie bei den Esten. Ungefähr zu derselben Zeit, als von Deutschland aus die Kolonisation der heutigen baltischen Provinzen stattfand, drangen die Schweden erobernd über den Bottnischen Meerbusen vor und unterwarfen Finnland. Dabei wurde ein Teil des Küstengebiets im Westen und Süden Finnlands schwedisch kolonisiert. Noch heute wohnen um Wasa, Helsingfors, Wiborg und Abo mehrere hunderttausend Schweden, sowohl in den Städten als auch als Bauernbevölkerung auf dem Lande. Im ganzen macht die Zahl der Schweden in Finnland kaum ein Zehntel der etwa 3,5 Millionen starken Gesamtbevölkerung aus. Die Schweden aber sind durchschnittlich wohlhabender und als das städtische, an Handel und Seefahrt vorzugsweise beteiligte Element wirtschaftlich zum Teil entwickelter als die Finnen. Sie bedeuten daher in Finnland geistig und materiell mehr, als nach dem bloßen Vergleich der Zahlen erwartet werden sollte.

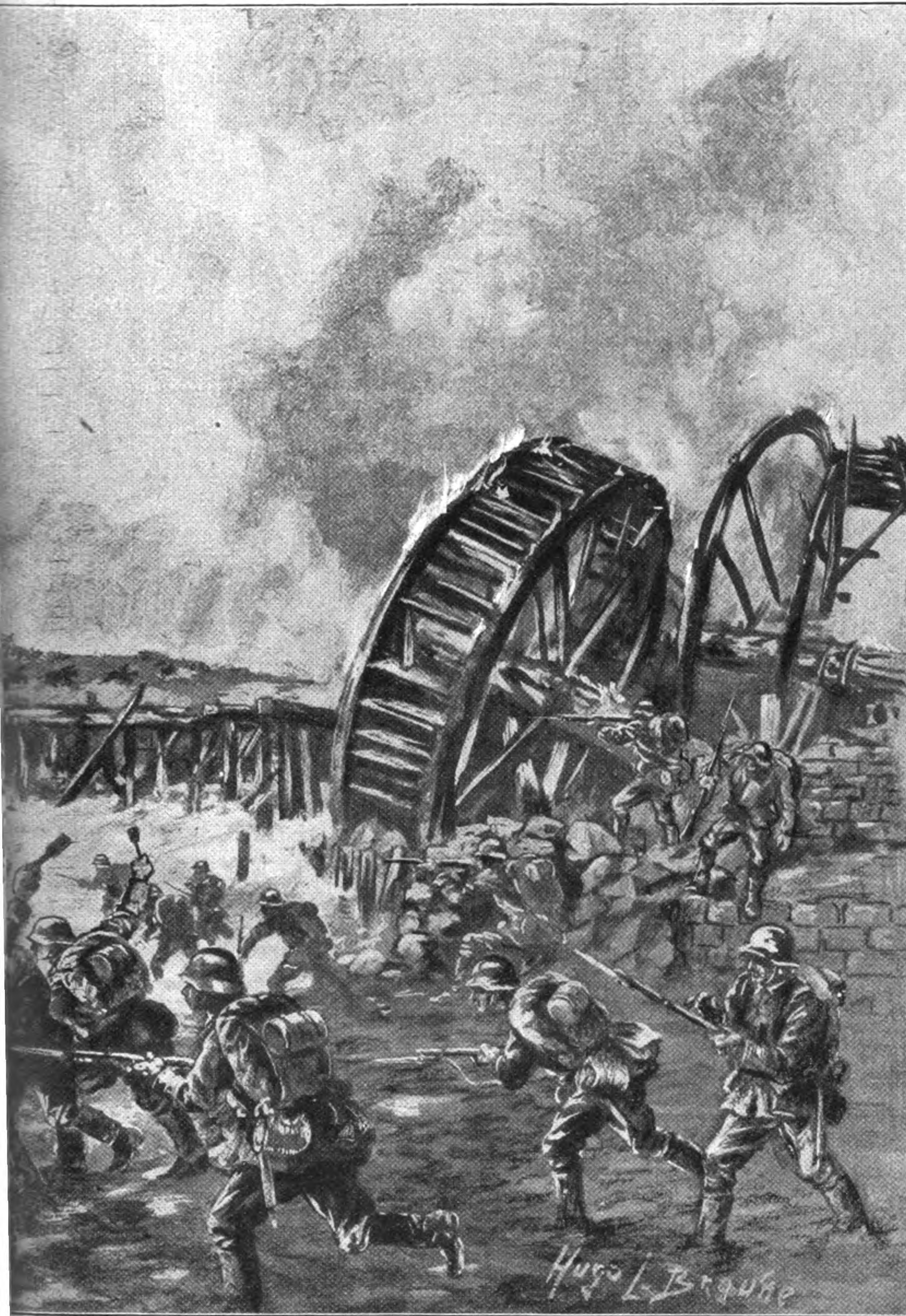
Zwischen Finnen und Schweden, „Fennomanen“ und „Svecomanen“, wie man seinerzeit in Finnland sagte, hat lange eine ziemlich scharfe Reibung bestanden. Nach der Trennung Finnlands von Schweden und seiner Vereinigung mit Rußland im Jahre 1809 hatten die Schweden zunächst noch entschieden die Führung. Die Finnen waren überwiegend Bauern, Kleinbürger und Arbeiter. Sie haben sich aber mit der größten Energie und mit durchschlagendem Erfolg national in die Höhe gearbeitet und ihre Sprache entwickelt, eine wissenschaftliche, politische und schöne Literatur geschaffen, Wohlstand und vollkommene Gleichberechtigung erworben. Heute sind die früheren Unterschiede zwischen dem schwedischen und dem finnischen Bestandteil des finnländischen Volkes ausgeglichen. Im finnischen Leben sind beide Sprachen gleichberechtigt und Männer finnischer wie schwedischer Herkunft sind gleichmäßig in der Regierung, im Parlament, in der Presse und im Wirtschaftsleben vertreten. Dabei steht an der Küste das Schwedische, im Innern das Finnische praktisch im Vordergrund.



Vertreibung plündernder russischer Roter Garden aus einem finnischen Dorfe.

Finnland ist absolut abendländisches Kulturgebiet. Auch während des Jahrhunderts seiner politischen Verbindung mit Rußland war das russische Wesen im ganzen Lande und in allen Schichten des finnländischen Volkes so gut wie bedeutungslos. Die Finnländer hatten ihre eigene Verfassung und Verwaltung, ihre eigene Währung, ihre eigene Handels- und Wirtschaftsstatistik, waren durch eine Zollgrenze von Rußland getrennt, hatten nicht den russischen, sondern den abendländischen Kalender, sprachen kein Russisch, verstanden kein Russisch, konnten im Gegensatz

zu den Russen sämtlich lesen und schreiben, waren in Fragen physischer und moralischer Sauberkeit gleich empfindlich (beides wiederum sehr im Gegensatz zu Rußland) und fühlten sich Rußland gegenüber wie der westliche Kulturmensch im Vergleich zu Halbasien. Bis auf die Zeit Alexanders II. von Rußland bestand dies Verhältnis. Ein russischen Regierung gegenüber Finnland. Zuerst wurde die eigene finnländische Armee aufgehoben und Finnland statt dessen ein Wehrbetrag in bar für die bewaffnete Macht Rußlands auferlegt. Dann wurde Finnland planmäßig vergewaltigt und entrechtet. Die deutschen Siege haben auch Finnland befreit. Es gibt heute kein zweites Land der Welt, in dem Deutschland und das deutsche Wesen so beliebt wären, in dem man solche Dankbarkeit gegen Deutschland empfände, wie in Finnland. Den Zusammenbruch des Zarentums benutzten die Finnländer alsbald, um ihre Selbständigkeit zu erklären. Dabei brach aber eine innere Krisis aus, weil durch das finnländische Volk zurzeit eine scharfe sozialpolitische Spaltung hindurchgeht. Der letzte finnländische Landtag, der noch unter der russischen Herrschaft zusammentrat, hatte eine sozialdemokratische Mehrheit. Allerdings darf man sich unter dem Durchschnitt der finnländischen Sozialdemokratie keine besonders radikale Ausprägung dieses politischen Prinzips vorstellen. Ein Hauptgrund für die Stärke des sozialdemokratischen Bekenntnisses in Finnland ist der Wunsch der ländlichen Arbeiter und der Holzhauer, die bei dem ungeheuren Waldreichtum des Landes besonders zahlreich sind, nach einem Stück Grund und Boden als Eigenbesitz. Dieser Wunsch ist erfüllbar und wird voraussichtlich in naher Zukunft erfüllt werden. Auch die Sozialdemokratie im finnländischen Landtag war entschieden für die Trennung von Rußland und die Erklärung der finnländischen Unabhängigkeit.



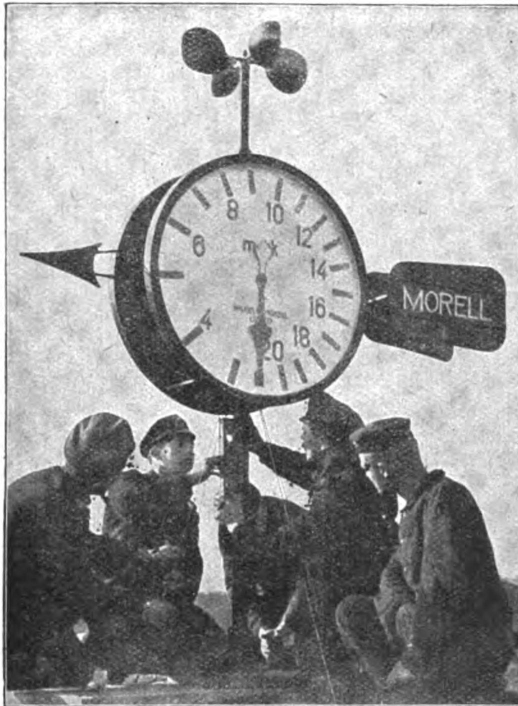
Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Eine vergiftende Schärfe kam in den sozialen Kampf in Finnland erst dadurch, daß sich die starke, während des Krieges in Finnland stehende russische Truppenmacht mit dem Fortgang der Revolution in Rußland vollständig dem Bolschewismus ergab. Von ihr ging auf einen Teil der städtischen Industriearbeiterschaft in Finnland und auf das wenig zahlreiche, aber leidenschaftlich extreme eigentliche Proletariat ein verhängnisvoller Einfluß aus. Diese „roten" Elemente in Finnland ließen sich von den Bolschewisten zur Vereinigung mit ihnen bereden, und darauf gestützt richteten die bolschewistischen Landtruppen, und noch wilder und brutaler die Matrosen der Flotte, eine Schreckensherrschaft auf, die nicht nur auf Einschüchterung, sondern auf direkte Vernichtung der bürgerlich-besitzlichen Kreise ausging. Darüber hinaus verkündeten die Bolschewisten den engen Zusammenhang zwischen der roten finnländischen und der roten russischen Republik.

Die anarchistische Willkürherrschaft und die drohende Wiederkehr der Verbindung mit Rußland in veränderter, aber gegen früher noch weniger erträglicher Form riefen die Bewaffnung aller für staatliche Ordnung und politische Selbständigkeit des Landes eintretenden Kräfte und damit einen Krieg hervor, der zugleich Bürgerkrieg und Kampf gegen die russische bolschewistische Vergewaltigung, hauptsächlich aber das letztere war. Der Appell an Schweden blieb vergeblich. Die sozialistisch-liberale Mehrheit im schwedischen Reichstag wollte teils nicht, teils wagte sie nicht, den bürgerlichen Vaterlandsfreunden in Finnland gegen die mit der bolschewistischen russischen Republik verbündeten einheimischen Anarchisten zu helfen. So blieb den Finnländern nichts

Kaiser wie Alexander II., der die alte finnländische Verfassung wiederhergestellt hatte und Finnland achtete, wurde von den Finnländern als ihr „Großfürst" persönlich geliebt und verehrt. Das hatte nichts mit der Abneigung des Finnländers gegen das übrige russische Wesen zu tun. Einen Finnländer einen Russen oder auch nur einen russischen Untertanen zu nennen, war für das finnländische Empfinden ungeachtet der Treue gegen den Großfürsten-Kaiser beleidigend und absurd.

Unter Alexander III. änderte sich das Verhalten der



übrig, als sich in ihrer Not an Deutschland zu wenden, auf das sie vom ersten Tage des Krieges an gehofft hatten. Den Oberbefehl in Finnland übernahm zuerst General Mannerheim (siehe Bild Seite 379 oben), Finnländer von Geburt, aber in russisch-militärischen und höfischen Überlieferungen aufgewachsen. Er erwies sich als militärisch tüchtig, war aber manchen Finnländern nicht recht sympathisch, weil man für möglich hielt, er würde den finnländischen Souveränitätsgedanken gegen ein zarisches Rußland nicht mit derselben Tatkraft verteidigen wie gegen das bolschewistische. Die Entscheidung kam, als die deutschen Truppen landeten. General Mannerheim und der deutsche Oberbefehlshaber wirkten mit durchschlagendem Erfolg zusammen. Helsingfors wurde durch deutschen Angriff von der Seeseite genommen, und General Mannerheim konnte an der Spitze seiner Truppen den Einzug in die befreite Hauptstadt halten (siehe auch die Bilder Seite 283). Ein anderer hervorragender Führer der finnländischen Truppen war Generalmajor Linder, Schwede von Geburt (siehe Bild Seite 378). Eine Anzahl schwedischer Freiwilliger und Offiziere hatte sich trotz der ablehnenden Haltung des offiziellen Schwedens auf eigene Rechnung und Gefahr dem Freiheitskampfe des stammverwandten Landes zur Verfügung gestellt. Den Schluß des Krieges bildete die Einkreisung des größten Teils der bolschewistischen Streitmacht durch die vom Küstengebiet her vorgehende deutsche und die aus dem Innern kommende finnländische Truppe. Zwischen Helsingfors und Wiborg, ein Stück weit im Innern, mußten nach schweren Verlusten 20000 Angehörige der sogenannten Roten Garde die Waffen strecken; sie wurden bei Lahti interniert (siehe Bild Seite 379 unten). Damit war die Befreiung des Landes vollendet. Die Krisis im Oberbefehl wurde durch den Rücktritt Mannerheims und die Ernennung eines anderen höheren finnländischen Offiziers, des Generals Wilmann, zum Oberbefehlshaber beendet.

Leiter des finnländischen Staates ist gegenwärtig der frühere Senatspräsident Svinhufvud (siehe Bild Seite 195), der zugleich an erster Stelle den monarchischen Gedanken in Finnland vertritt. Svinhufvud und seine Partei wünschen die Wahl eines Herrschers, weil sie der Überzeugung sind, daß es einer monarchischen Persönlichkeit bedürfe, um die durch den Krieg teilweise zerrütteten Verhältnisse des Landes in Ordnung zu bringen und eine über den Parteien stehende Staatsautorität zu verkörpern. Die Frage der Regierungsform in Finnland kann vom deutschen Standpunkt aus nur als eine durchaus innerpolitische Angelegenheit des uns befreundeten und verbündeten finnländischen Staates betrachtet werden. Für Deutschland genügt es, daß in diesem außerordentlich wichtigen nordeuropäischen Gebiet die russische Herrschaft beseitigt und der Druck, den Rußland von Finnland aus auf Skandinavien und die Ostsee ausübte, zunichte gemacht ist.

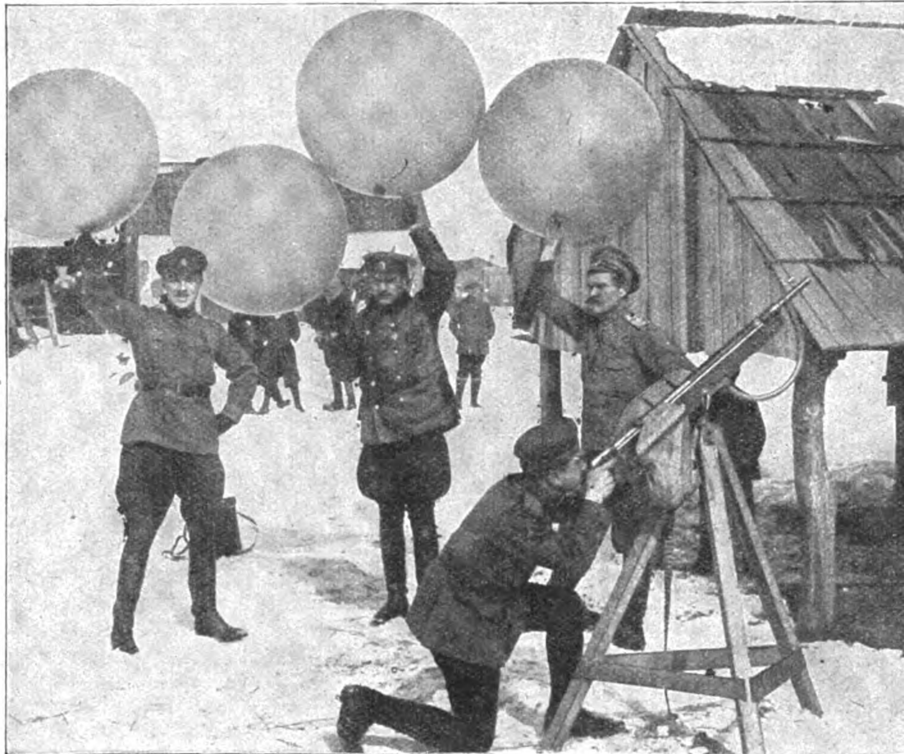
Der Wetterdienst im Kriege.

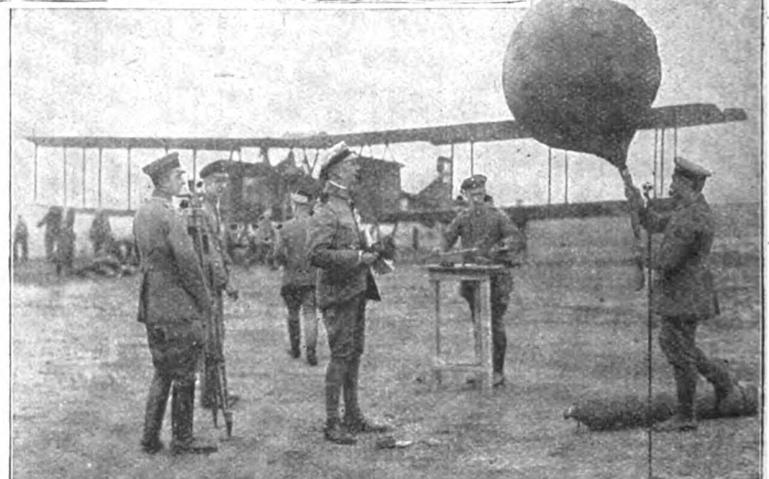
Von Dr. Fr. Gagelmann.

(Hierzu die Bilder Seite 382/383.)

In der Reihe der Wissenschaften, die sich in den Dienst der Kriegführung gestellt haben, steht nicht an letzter Stelle die Wetterkunde. Während sich dieses Fach sowohl Heer wie Marine im Frieden nur in ganz beschränktem Umfange zunutze machten, stellte sich im Verlauf des Krieges ein immer größeres Bedürfnis nach meteorologischer Beratung ein und führte zum Ausbau eines vollständigen, reichgegliederten Heeres- und Marinewetterdienstes.

Zu Beginn des Krieges waren es zunächst in der Hauptsache die Luftschiffe, die diesen Dienst in Anspruch nahmen. Ihre enge Abhängigkeit von der Witterung, die Gefahren, die ihnen aus aufkommenden Stürmen, Böen und Gewittern erwachsen, hatten





Oberes Bild: **Ukrainische Flugschüler beim Aufstellen eines sogenannten Böenmessers zur Ermittlung der Windgeschwindigkeit.**
Mittleres Bild: **Ausbildung ukrainischer Flugzeugbeobachter im Maschinengewehrschießen durch Zielen nach kleinen Pilotballonen.**
Unteres Bild: **Prüfen der Wetterlage vor dem Aufstieg.**


Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.
Ablesen der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit an den Apparaten in der Thermometerhütte.


Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.
Beobachten des Windmessers (Schalenkreuzanemometers) auf der Erde.


Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.
Behelfsmäßiges Messen der Menge des Regens.

bereits im Frieden dazu geführt, daß vor jeder Luftschiffunternehmung der Wetterkundige um sein Gutachten gefragt wurde. Um so mehr wurden die Auskünfte benötigt, als im Kriege die deutschen Luftkreuzer zu weiten Fahrten gegen England übers Meer flogen.

Dasselbe gilt für die Unternehmungen der Flugzeuge. Wenn sich auch die heutigen Flugzeuge bei jedem Wetter in der Luft halten können, so sind sie doch noch außerordentlich von der Wetterlage abhängig. Trübes Wetter verhindert die Sicht von oben und das Zurechtfinden und läßt eine erfolgreiche Aufklärung nicht zu. Nebel ist besonders gefährlich, da er das Aufsuchen eines geeigneten Landungsplatzes unmöglich macht. In dichten Wolken verliert der Führer das Gefühl für das Gleichgewicht. Böen werden bei der Landung gefährlich, und von der Stärke und Richtung des Höhenwindes ist die Geschwindigkeit des Flugzeuges und die Größe der Strecke abhängig, die es mit bestimmtem Benzinvorrat zurücklegen kann.

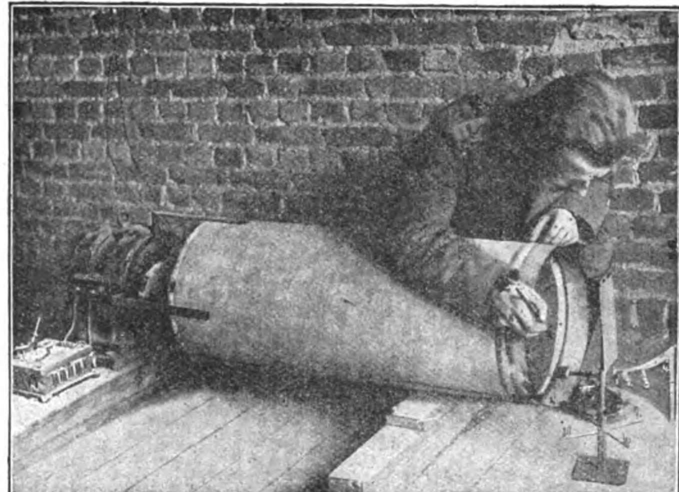
Dann hat sich meteorologische Beratung für die einsetzenden Gaskampfhandlungen als notwendig erwiesen. Bei diesen soll ja der Wind die Gaswolken dem Gegner zutreiben. Neben seiner Richtung ist aber auch seine Stärke dabei von Bedeutung, denn bei zu großer Luftgeschwindigkeit wird das Gas zu sehr mit der Luft vermischt und verdünnt und zieht zu rasch über den Feind hinweg. Da nun schwache Winde sehr leicht ihre Richtung wechseln, muß vor dem Abblasen des Gases sicher feststehen, daß der Wind nicht umschlägt und das Gas auf die eigenen Linien zutreibt. Diese Feststellung ist Sache des Meteorologen.

Auch der Schallmeßtrupp gebraucht für seine Aufgaben Richtung und Stärke des Windes, und selbst die schwere Artillerie berücksichtigt diese Größen. Das Geschoß wird nämlich auf seinem Fluge vom Winde stark beeinflußt. Je stärker dieser entgegenweht, um so mehr wird die Schußweite verkürzt, und je stärker der Wind seitlich zur Schußrichtung bläst, um so mehr wird das Geschoß von seiner Richtung abgelenkt. Deshalb braucht der Artillerist Angaben über den Wind in der Höhe, und diese gibt ihm der Wetterkundige.

Ebenso braucht der Artillerist Angaben über die Luftdichte. Je dichter die Luft ist, um so mehr Widerstand übt sie auf das Geschoß aus, und um so kürzer liegt der Schuß. Die Luftdichte ist aber vom Luftdruck und von der Temperatur abhängig.

Für große militärische Unternehmungen ist das Wetter oft von ausschlaggebender Bedeutung. Die verregneten Offensiven Cadornas sind ja sprichwörtlich geworden. Nebel und trübes Wetter begünstigen manche Unternehmungen, während sie andere hemmen. Dasselbe gilt in noch höherem Maße für die Marine, die zum Beispiel beim Wegräumen von Minensperren, wie bei der Öselunternehmung, auf


Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.
Beobachten des Pilotballons mittels des Anschneidegerätes.


Phot. Carl Dransfeld, Hamburg.
Der Luftdruckmesser und -schreiber.

ruhiges Wetter angewiesen ist, wohingegen das Durchbrechen einer von Schiffen gebildeten Sperre durch den Nebel erleichtert wird.

Traten so im Kriege an den Wetterdienst erhöhte Aufgaben heran, so wurde gleichzeitig deren Erfüllung erschwert, denn sofort mit Kriegsausbruch stellte das feindliche Ausland seine Wettermeldungen an Deutschland ein und verhinderte auch die Neutralen, sie an Deutschland weiterzugeben. So ist der Wetterdienst auf Beobachtungen aus dem Gebiete der Mittelmächte und der Neutralen angewiesen. Es wurde deshalb nötig, einen Ersatz für die ausfallenden Meldungen zu schaffen, was durch eine schärfere Beobachtung der Witterungselemente erreicht wurde. Insbesondere wurden die Verhältnisse in den höheren Luftschichten, Wind, Feuchtigkeit und Temperatur in der Höhe, eingehender herangezogen. Für die Erforschung der Atmosphäre dienen die Drachen- und Pilotstationen. Bei den ersteren wird ein Drachen in die Luft emporgelassen, an dem ein Registrierapparat angebracht ist, der selbsttätig Druck, Feuchtigkeit, Temperatur und Wind aufschreibt. Wenn der Drachen heruntergeholt ist, werden die Aufzeichnungen ausgewertet.

Den Dienst in einer Pilotstation führen uns zwei der hierzu gehörigen Bilder vor. Als Pilot wird ein Gummiballon bezeichnet, der mit Wasserstoff gefüllt in die Lüfte steigen gelassen wird. Wir sehen auf dem Bilde Seite 382 unten den gefüllten Ballon, der allerdings in diesem Falle aus Gummiersatz, aus Papier besteht. Der Ballon wird gefüllt, bis er einen bestimmten Auftrieb zeigt, dann wird er abgebunden und losgelassen. Er wird nun mit einem Theodoliten, einem schwenkbaren Fernrohr, verfolgt, das oben auf der Hütte aufgestellt ist. Das Bild auf Seite 383 unten links zeigt uns diesen Vorgang näher. Der eine der beiden Meteorologen beobachtet den Ballon und folgt mit dem Fernrohr seiner Bahn, der andere liest von Minute zu Minute auf einem wagrechten Teilkreise seine Richtung und auf einem senkrechten Teilkreise seine Erhebung über den Horizont ab. Aus den Aufzeichnungen wird dann in einer hier nicht näher zu erörternden Weise die Bahnkurve des Ballons über Grund gezeichnet und daraus Richtung und Stärke des Windes in den verschiedenen Höhenschichten festgestellt.

Auch die übrigen Bilder führen uns Ausschnitte aus dem Leben einer Feldwetterwarte vor. Das Bild auf Seite 383 oben links zeigt, wie ein Beobachter Temperatur und Feuchtigkeit der Luft an Apparaten abliest, die in einer sogenannten Thermometerhütte aufgestellt sind. Das Bild daneben zeigt einen Beobachter, wie er den Bodenwind feststellt. Auf der Stange, die er in der Hand hält, ist ein Windmesser befestigt, ein sogenanntes Schalenkreuzanemometer. Bei diesem setzt der Wind ein drehbares Kreuz, das mit halbkugelförmigen Schalen besetzt ist, in Bewegung. Die Umdrehungsgeschwindigkeit des Rädchens wird gemessen und läßt Schlüsse auf die Windgeschwindigkeit zu. Wie ein Beobachter die Stärke des Regens mißt, ist aus dem Bilde Seite 383 oben rechts ersichtlich. Er hat sich in Ermangelung eines besseren Apparates zu helfen gewußt und einen Trichter in eine Flasche gesteckt und damit den Regen aufgefangen. Mißt er dessen Menge und berücksichtigt er die Größe der Trichteröffnung, so kann er die Stärke des Regens berechnen. Das Bild auf Seite 383 unten rechts veranschaulicht, wie der Meteorologe einen Windmesser an einem einfachen Windkanal prüft, der ganz behelfsmäßig hergestellt ist und durch den mittels eines Ventilators ein Luftstrom hindurchgeblasen wird.

Die Gefahren, die dem Flugzeuge besonders beim Abflug und bei der Landung aus plötzlichen Windstößen erwachsen, haben Veranlassung gegeben, Apparate zu bauen, die jeden einzelnen Windstoß aufzeichnen und so gestatten, die Zusammensetzung des Windes zu erforschen. Es hat sich dabei herausgestellt, daß der Wind durchaus nicht gleichmäßig daherfährt, sondern daß er in viele einzelne Stöße zu zerlegen ist, deren Gesetzmäßigkeit von den atmosphärischen Verhältnissen und von der Beschaffenheit der Erdoberfläche in der Nachbarschaft des Beobachtungsplatzes abhängig ist. Die Aufstellung eines solchen Böenmessers zeigt das Bild auf Seite 382 oben.

Die Pilotballone, von denen schon die Rede war, werden, wie das mittlere Bild auf Seite 382 zeigt, auch als Ziele bei Übungschießen der Beobachter vom Flugzeug aus benutzt.

So findet sich für den Heereswetterdienst und den Marinewetterdienst ein arbeitsreiches Feld zu Nutz und Frommen der Feldgrauen und blauen Jungen.



Deutscher Landsturm in Strohmieten. Phot. Photothek, Berlin.

Fritz Neumann

Einbruch österreichisch-ungarischer Truppen in die italienischen Stellungen am Montello.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/18.

(Fortsetzung.)

Seit Mitte Juni löste sich die letzte der großen Schlachten an der **Westfront**, die Schlacht zwischen Montdidier und Noyon, in Teilkämpfe auf. Auch die Gegenangriffe der Feinde erlahmten; doch neue Kämpfe bereiteten sich vor, auf die auch Hindenburg in seiner Ansprache hinwies, die er an den deutschen Kaiser richtete, als dieser am dreißigsten Jahrestage seines Regierungsantrittes im Großen Hauptquartier weilte (siehe untenstehendes Bild).

In den letzten drei Monaten waren mindestens eine Million feindlicher Streiter außer Gefecht gesetzt worden. Davon fielen 210 000 Mann, darunter 191454 Unverwundete, in deutsche Gefangenschaft. Die Ausdehnung des von den Deutschen eroberten Gebietes übertraf um ein Vielfaches den Geländegewinn, den die Feinde bei ihren verzweifelten Anstrengungen während eines Jahres an der Somme, an der Aisne und in Flandern erzielt hatten. Deren Gewinn belief sich auf etwa 561 Quadratkilometer zerwühlten, völlig wertlosen Landes, wogegen die Deutschen innerhalb dreier Monate an wenigen Kampftagen über 6820 Quadratkilometer Raum besetzten und dadurch wichtige strategische Verbindungen und für ihre Versorgung mit Lebensmitteln wertvolle Landstriche in ihre Gewalt brachten. Dabei war den Feinden auf 270 Kilometer breiter Front das gesamte eingebaute Gerät im Werte von vielen Milliarden Mark verloren gegangen. Hierzu kam die riesige Einbuße an Draht, Holz, Eisen, Beton, Telephongerät, Feldbahnen mit gefüllten Niederlagen, Zelt- und Barackenlagern, großen Lazaretten und anderen Kriegseinrichtungen, die für die Deutschen eine erwünschte Ergänzung ihrer eigenen Bestände bildeten. Außerdem wurden den Gegnern in den drei Monaten 2476 Geschütze und 15024 Maschinengewehre abgenommen. Das bedeutete zugleich eine sehr beträchtliche Schwächung der Arbeitskräfte der Feinde, denn statt neues Kriegsmaterial herzustellen, mußten sie zunächst für den Ersatz des Verlorenen sorgen.

Schwierigkeiten bereitete in den Verbandsländern auch die Beschaffung von Mannschaften. Mangelhaft ausgebildete Leute wurden an die Front geschickt; das traf besonders auf die Amerikaner zu, die Anfang Juni sogar unter anderem eine Abteilung Sioux-Indianer in Frankreich gelandet haben sollten. Das rächte sich aber, denn die Mißerfolge nahmen zu. Am 16. Juni stürmten deutsche Stoßabteilungen zwischen Maas und Mosel gegen die von Amerikanern gehaltenen Linien vor und drangen zwischen dem Bargeuxweiher und Richécourt tief in deren Stellungen ein. Die am Leben gebliebenen Reste der Grabenbesatzungen flüchteten eilig und suchten dem deutschen Verfolgungsfeuer zu entkommen. Unter dem Schutze des Sperrfeuers ihrer Artillerie zerstörten die Angreifer die Verteidigungsanlagen in dem Dorfe Marvoisin gründlich, gleichzeitig nahmen die deutschen Batterien die Bereitschaftstellungen der Amerikaner sowie deren rückwärtige Linien und Anmarschwege unter Feuer. Nach Einbruch der Dunkelheit zogen sich die Deutschen, vom Feinde ungehindert, in ihre Ausgangspunkte zurück. Auch im Sundgau waren amerikanische Gräben das Ziel erfolgreicher deutscher Vorstöße.

Die Engländer entwickelten in der Gegend von Albert (siehe die Bilder Seite 387), wo sie viele Truppen angesammelt hatten, große Regsamkeit. Am 17. Juni mißlang ihnen ein umfangreiches nächtliches Unternehmen völlig; die Deutschen stießen den weichenden Feinden nach und brachten Gefangene in ihre Hand.

Im übrigen herrschte an der ganzen Front der Artilleriekampf wieder vor; stellenweise, so bei Merris und Locer am 17., bei Bethune und am Nieppewalde am 18. Juni, sollte eine Steigerung des feindlichen Artilleriefeuers der Infanterie den Weg in die deutschen Gräben öffnen. Diesen Versuchen des Feindes war jedoch nirgends ein Erfolg beschieden.

Die Franzosen führten am 18. Juni südwestlich von Dommiers im Nordteile des Waldes von Villers-Cotterets neue Angriffe mit starken Kräften und Panzerwagen aus, die aber abgeschlagen wurden. Nur östlich von Montgobert glückte den Feinden nach mehrmaligem Stürmen die Wegnahme eines vorspringenden Teiles der deutschen Linien. Die Besatzung ging ein kleines Stück in den Wald zurück und wies dort alle weiteren Angriffe verlustreich für den Gegner ab. Im Clignon-Abschnitt nordwestlich von Château-Thierry (siehe Bild Seite 388/89) erlitten die Franzosen eine blutige Niederlage.

Am 19. Juni überfielen die Deutschen die amerikanischen Stellungen bei Seicheprey, wobei die Feinde wieder außergewöhnlich schwere Verluste erlitten. Tags darauf griffen die Amerikaner ihre Gegner nordwestlich von Château-Thierry an. Sie wurden von französischen Sturmbataillonen unterstützt, vermochten aber auch mit deren Hilfe keine Fortschritte zu erzielen; beide Verbündeten holten sich hier eine neue empfindliche Schlappe. Am selben Tage brachen nordöstlich von Merris und nördlich von Albert heftige Teilangriffe der Engländer blutig zusammen.

Betrübend war auch das Bild für die Feinde, das sich hinter der Front in Frankreich bot. In Paris und dem ganzen weiten Raum östlich davon bis in den Gefechtsbereich wurden sehr umfangreiche Räumungsmaßnahmen verfügt, die nicht nur den unmittelbar Betroffenen einschneidende Belästigungen mannigfachster Art brachten, sondern die auch geeignet waren, Ängste und Sorgen über



Phot. Bild- und Film-Amt.

Feier des 30. Jahrestages des Regierungsantritts Kaiser Wilhelms II. im Großen **Hauptquartier.**

Im Vordergrund von links nach rechts:
Der Kaiser, Oberstleutnant Bauer, Generalfeldmarschall v. Hindenburg und der Deutsche Kronprinz.

große Gebiete Frankreichs zu verbreiten, die vom Kriegschauplatz weit entfernt lagen. In Stadt und Land stellte sich eine bedenkliche Wohnungsnot mit außerordentlichen Preissteigerungen ein, die wahrlich die Lust zum Durchhalten nicht vermehrten. Während beispielsweise Marseille vor dem Kriege etwa 550 000 Einwohner zählte, hielten sich zu Anfang Juni ungefähr eine Million Bewohner in seinen Mauern auf, Bordeaux beherbergte etwa 100 000 Menschen mehr als gewöhnlich. Ähnlich lagen die Dinge in zahlreichen anderen Städten, und dabei strömten immer noch mehr Flüchtlinge zu. Paris bot nach den Berichten der feindlichen Presse um den 20. Juni bereits denselben Anblick wie im Herbst 1914. Zur Erleichterung der Räumung wurden Ausschüsse der Zivilbevölkerung gebildet, um bei eintretender Gefahr Verwirrung zu verhindern. Die französische Regierung traf Anordnungen für den Fall einer verstärkten Beschießung der Hauptstadt.

An Anstrengungen, die Bedrohung von Paris aufzuheben, ließ man es weder in Frankreich noch in England fehlen. In England sahen Anfang Juni nicht weniger als 75 000 Bergarbeiter der Einberufung entgegen, ungeachtet des daraus entstehenden volkswirtschaftlichen Schadens und der Drohungen der englischen Gewerkschaften. Auch aus Irland suchte England herauszuholen, was irgend möglich war. French erließ eine Aufforderung zur Meldung Freiwilliger und verlangte von Irland monatlich 20 000 bis 30 000 Mann, wogegen er von weiteren Maßnahmen zur Einführung des Dienstzwanges für die Iren abzusehen versprach.

* * *

Die gespannte Lage an der Front in **Italien** drängte immer mehr zu einer Entscheidung, obwohl die ungleichartigen Witterungsverhältnisse in dem Kampfgebiete, das von den Schneehäuptern der Alpen bis an die von linden Lüften umwehte Küste des Adriatischen Meeres reichte, Vorsicht geboten erscheinen ließen. Die Italiener waren von dem bevorstehenden Beginn einer österreichisch-ungarischen Offensive fest überzeugt und suchten deshab mit häufigen starken Angriffen störend zu wirken. Die verhältnismäßige Ruhe, die so lange geherrscht hatte, hatte den Italienern ihre alte Zuversicht zurückgegeben, und neue Siegeshoffnung schwellte ihre Brust.

Ende Mai und Anfang Juni zeigten die Italiener auf der See ganz besondere Rührigkeit, wobei sie sich einer klug erdachten neuen Angriffswaffe bedienten. Zu ihren häufigen Vorstößen gegen die österreichisch-ungarischen Küstenplätze verwendeten sie eine Art Meertank, über den man gelegentlich der Hebung des vor Pola versenkten Motorbootes „Grillo“ (siehe das Bild auf Seite 364) Näheres erfuhr. Das aus Holz gebaute Fahrzeug war etwa zwölf Meter lang und zwei Meter breit. An Bord befanden sich zwei Elektromotoren, die dem Schiff eine Fahrtgeschwindigkeit von vier Seemeilen in der Stunde und einen Wirkungsbereich von höchstens sechzehn Seemeilen verliehen. Die Motoren trieben eine Kette ohne Ende, die in der Längsrichtung oben und unten um das ganze Schiff lief und in bestimmten Abständen Greifzangen aufwies. Damit sollte sich das Boot, wenn es sich den Hafenhindernissen genähert hatte, in diese einhaken und sich über sie hinwegschieben. Es konnte sich fast geräuschlos fortbewegen.

Einen schmerzlichen Verlust erlitt die k. u. k. Marine durch die Vernichtung eines neuen Kampfschiffes der Klasse des „Viribus Unitis“, das während einer Fahrt im Adriatischen Meere einem italienischen Torpedo zum Opfer fiel.

Auf dem Lande stellte Diaz im Raume von Treviso in der Nähe der Piavefront (siehe die Karte Seite 392) eine Bereitschaftsarmee auf, die er gegebenenfalls an beliebiger Frontstelle rasch und wirkungsvoll einzusetzen gedachte. Den größten Wert legte er auf die Sicherung der Bergfront (siehe Bild Seite 395), denn wenn es dort den k. u. k. Truppen glückte, die Ebene zu gewinnen, konnte er in große Bedrängnis geraten. Es war sicher, daß die Österreicher und Ungarn ihre Gegner an keiner Stelle der langgedehnten Front unvorbereitet treffen würden.



Der Deutsche Kaiser im Gespräch mit einem gefangenen englischen Brigadegeneral auf dem Winterberg.

Trotzdem konnte die österreichisch-ungarische Führung einen schönen Erfolg verzeichnen, als sie den Angriff eröffnete, der am 14. Juni mit einem äußerst schweren Artilleriefeuer auf der ganzen 150 Kilometer langen Front von den Alpen bis an die See eingeleitet wurde. Im Gebiete von Asiago drangen die k. u. k. Streitkräfte schon im ersten Ansturm bis in die dritte feindliche Stellung vor, und an allen wichtigen Bergstellungen beiderseits der Brenta machten sie bedeutende Fortschritte. Noch erheblich wirkungsvoller war ihr Ansturm an der Piavefront (siehe Bild Seite 394). Im Norden stürmten die Angreifer die wichtige Montellostellung (siehe die Kunstbeilage) und beseitigten dadurch die Gefahr der Flankierung ihres im Rahmen dieses Unternehmens weitaus wichtigsten Vorstoßes in die italienische Stellung an der unteren Piave im Raume beiderseits der Eisenbahn Oderzo—Treviso und weiter südlich zwischen Fossalta und Musile (siehe die Karte Seite 392).

Überall prallten die Angreifer unter ihren Führern Generaloberst Erzherzog Josef, General der Kavallerie Fürst Schönburg und Generaloberst Freiherrn v. Wurm (siehe die Bilder Seite 392) mehrere Kilometer tief in die feindlichen Linien vor und machten schon am 15. Juni nahezu 20 000 Gefangene. Die Italiener führten nun äußerst wuchtige Gegenstöße, wodurch die Österreicher und Ungarn an der Bergfront, besonders beiderseits der Brenta, rasch zurückgedrückt wurden, so daß ihr Geländegewinn nur noch ein

Kilometer Tiefe betrug. Weniger glücklich verlief der italienische Gegenstoß im Montellogebiet. Hier arbeiteten sich die k. u. k. Truppen trotz der stärksten feindlichen Gegenwirkung auch am 16. Juni und an den nächsten Tagen kräftig vor, was ihnen die langsame Erweiterung des südlichen Brückenkopfes auf dem Westufer der Piave ermöglichte. Eine kühne und bewundernswerte Tat war dieser Übergang über die Piave (siehe Bild Seite 993), der den Österreichern und Ungarn trotz aller zahlreichen natürlichen Hindernisse, die es im italienischen Feuer zu überwinden galt, gelang, obwohl die Feinde durch tschechisch-slowakischen Verrat genau unterrichtet waren.

Diaz raffte nun sein ganzes Heer zu rücksichtslosen Stürmen gegen die von den k. u. k. Streitkräften geschaffenen Brückenköpfe zusammen. Es kam zu außerordentlich blutigen Schlachten, die sich bis zum 23. Juni Tag für Tag erneuerten und den Italienern beträchtliche Menschenopfer kosteten. Bei manchem kräftigen Nachstoß, den die Österreicher und Ungarn gegen den weichenden Feind führten, schoben sie an der Piave ihre Stellung weiter vor und nahmen dem Feind bis zum 23. Juni einschließlich über 40000 Gefangene ab. —

* * *

Im **Osten**, wo auf der ganzen Linie Frieden geschlossen war, wollte immer noch keine Ruhe einkehren. So traf von der Heeresgruppe Eichhorn eine Nachricht über einen verhängnisvollen Zusammenstoß der deutschen Besatzungstruppen in der Ukraine mit „Roten Garden" am 10. Juni ein. Die feindlichen Banden beabsichtigten die Verdrängung der Deutschen aus Taganrog und Rostow, um sich die Beherrschung des Asowschen Meeres zu sichern, an dessen kaukasischem Ufer die feindlichen Streitkräfte einen Küstenstützpunkt in Jeißk besaßen, etwa 125 Kilometer südwestlich von Rostow an der Mündung des Don in das Asowsche Meer. Der Feind überquerte den Golf von Taganrog und setzte nach seiner Landung etwa 10000 Mann zum Angriff gegen diese Küstenstadt an. Schwächere deutsche Bataillone, Eskadronen und Batterien unter General Knoerzer (siehe Bild Seite 396) stellten sich den feindlichen Massen entgegen, warfen sie in blutigem Ringen auf die Küste zurück (siehe Bild Seite 397) und vernichteten sie nahezu völlig. Viele Feinde wurden in das Meer gedrängt, wo sie den Tod durch Ertrinken fanden.

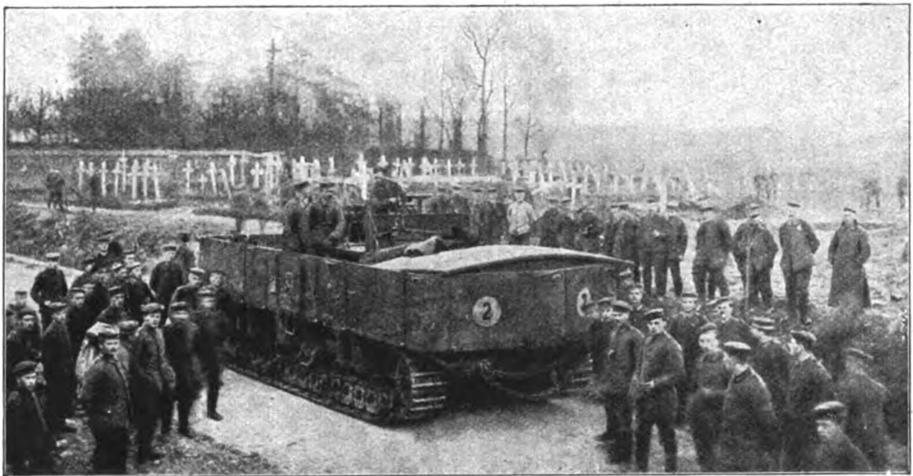
Das Vorkommnis stand ohne Zweifel im Zusammenhang mit den Bestrebungen der Westmächte, Rußland durch Drohungen mit einem Überfall im fernen Osten und durch das Versprechen wirtschaftlicher und militärischer Hilfe in einen neuen Krieg mit Deutschland zu treiben. Es gab auch weite Kreise in Rußland, bei denen die Verbandsmächte mit ihren Einflüsterungen die gewünschten Wirkungen erzielten; allein die Friedensanhänger behielten bei der Räteregierung in Moskau doch die Oberhand. Lieber



Rastende deutsche Kolonne bei St. Leger.



Lager württembergischer Truppen bei Irles.



Deutscher Lastwagen, sogenannte „Raupe".



Auf einem Verbandplatz im Westen während der Schlacht.



Aus den Kämpfen um Château-Thierry.



Nach einer Zeichnung von Kriegsmaler Hugo L. Braune.

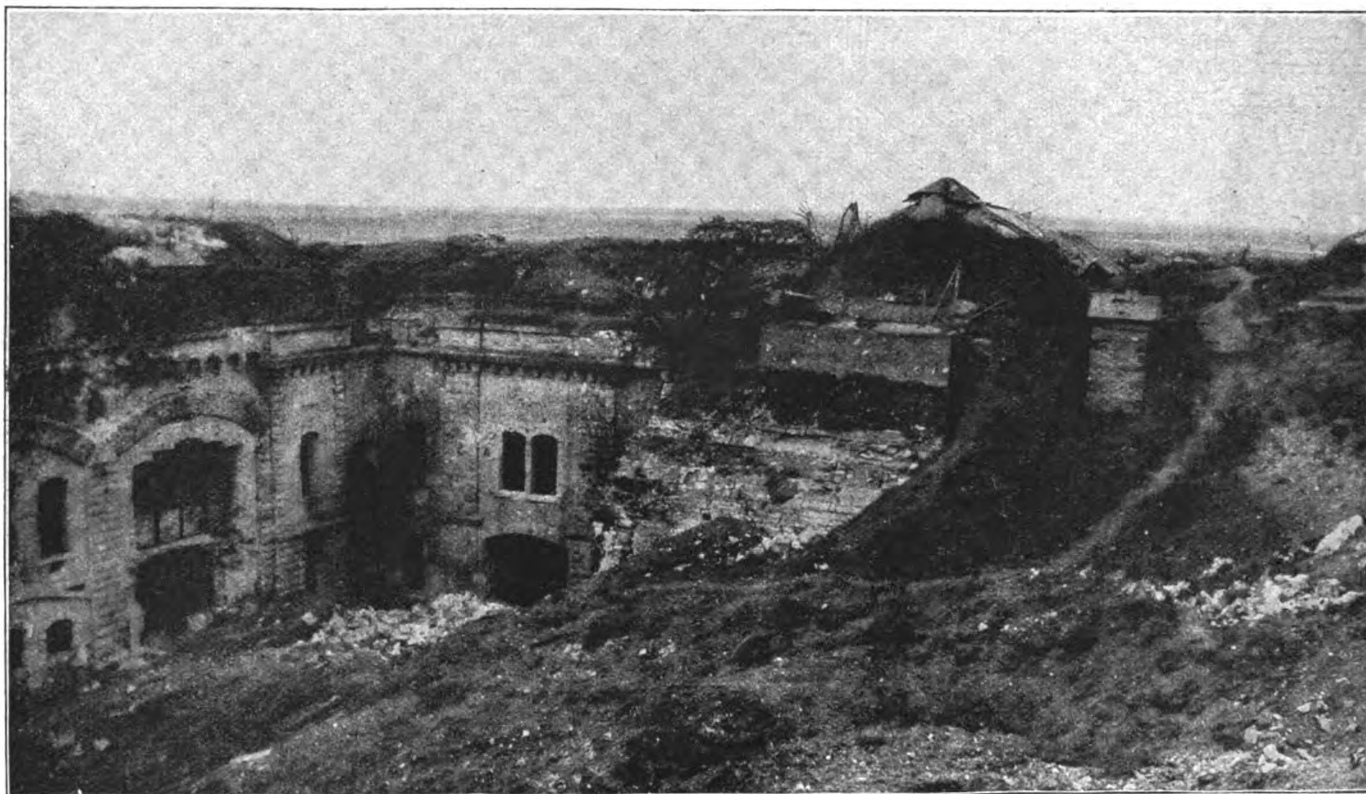
verzichtete diese auf die Anerkennung der Republik durch England, als daß sie die in Aussicht gestellten japanischen und chinesischen Truppen aufgenommen und im Verein mit ihnen den Kampf gegen Deutschland neu eröffnet hätte.

Um so eifriger nutzten die Feinde die Gelegenheit, die ihnen die Anwesenheit der tschechisch-slowakischen Truppenteile in Rußland bot. Diese waren augenblicklich die sichtbar, Verkörperung der Gegnerschaft in Rußland gegen die Mittelmächte und bildeten, da sie etwa 150 000 Mann zählten, eine nicht zu unterschätzende Gefahr, auch für die Moskauer Regierung. Der Überfall auf Taganrog stand übrigens unter tschechischer Leitung. Er brauchte allerdings der Räteregierung nicht unbequem zu sein, weil er im Falle des Gelingens das Dongebiet von den Deutschen freigemacht und damit Nordrußland wieder die Möglichkeit ungehinderter Versorgung aus dem Reichtum dieser Gegenden eröffnet hätte.

Die Räteregierung mochte überhaupt das Fortbestehen der tschechisch-slowakischen Divisionen, die mit Unterstützung der Westmächte auf russischem Boden durch den deutsch-feindlichen Tschechen Masaryk ins Leben gerufen worden waren, zunächst nicht ohne Wohlgefallen betrachtet haben, waren doch die Tschechen ihre Hauptstütze im Kampfe gegen die Ukraine, der eigentlich nichts anderes war, als die Fortsetzung des Krieges durch die Räteregierung trotz des Friedens von Brest-Litowsk. Nachdem aber die Räteregierung die Schädlichkeit dieses Verfahrens für die Durchsetzung ihrer sozialpolitischen Pläne erkannt hatte, und sie selbst den Frieden mit der ukrainischen Regierung suchte, wurden die Tschechen allmählich die militärischen Stützen der russischen Gegenrevolution. Der Moskauer Maiaufstand, den die Räteregierung mühsam niederzwang, war ein Werk der Tschechen gewesen. Er hatte für die Mittel-

mächte und die Sicherung des Friedens im Osten die günstige Folge, daß nun die russische Regierung nicht mehr zögerte, alles irgendwie Durchführbare für die Unschädlichmachung der Tschechen zu tun. Nun rächte es sich, daß sie den Abmarsch der Tschechen über Sibirien nach dem fernsten Osten begünstigt hatte, denn diese strebten auf Wladiwostok, um dort Verbindung mit den Japanern und anderen Streitkräften der Westmächte zu finden.

Zu allem Überfluß an Schwierigkeiten bekam die Räteregierung auch noch Krieg mit Sibirien, in dessen größeren Städten die Bolschewiki überall einer gemäßigten Richtung Platz machen mußten, und das sich erneut unabhängig von Nordrußland erklärte. Die militärisch noch nicht vorbereiteten Sibirier fanden eine erwünschte Stütze in den Tschechen, die wesentliche Teile der sibirischen Bahnen besetzten und dadurch Nordrußland eigentlich die letzten Hilfsmittel zur Sicherstellung der Ernährung raubten. Die reichen Getreidegebiete Westsibiriens gerieten in die Hände der Tschechen. Wenn auch die von Trotzki geleiteten Maßnahmen gegen die auch von englischen und französischen Offizieren geführten tschechischen Streitkräfte zum Teil Erfolg hatten, so gelang es zunächst doch nicht, ihrer Herr zu werden. Sie waren vorübergehend aus Pensa (siehe die Karte Seite 286) verdrängt worden, marschierten dann aber auf Sysran (siehe die Karte Seite 286) und bemächtigten sich der großen Wolgabrücke bei dieser Stadt und damit der Hauptverkehrsader von Nordrußland nach Sibirien. Auch die Besetzung von Samara, Omsk und Nowo Nikolajewsk glückte ihnen.



Das zerstörte Fort Condé, 8 Kilometer östlich von Soissons.

Phot. Bild- und Film-Amt.

Die Räteregierung ordnete im Wolga- und Uralgebiet sowie in einigen sibirischen Bezirken die Mobilmachung von fünf Jahrgängen an, verhängte über ihr verdächtig erscheinende bürgerliche Kreise strengste Aufsicht und drohte mit Strafen für gegenrevolutionäre Umtriebe. Ob diese Verfügungen genügten, die neue, in Omsk zusammengetretene sibirische Regierung in bolschewistische Bahnen zu leiten, mußte sich erst noch erweisen. Die neue sibirische Regierung kündete übrigens die Einberufung einer verfassunggebenden Versammlung an, die über die politische Gestaltung Sibiriens und dessen Verhältnis zu Rußland Beschluß fassen sollte. Sie erklärte sich auch bereit, Rußland mit Brot zu versorgen, knüpfte daran aber die Bedingung, daß die Räteregierung keine militärischen Maßnahmen gegen Sibirien ausführe. Mitte Juni war Lenin noch nicht zum Nachgeben geneigt, obwohl sich die Anzeichen mehrten, daß die Bevölkerung die tschechisch-slowakischen Truppen nach Kräften unterstützte und sich Kirgisen und Kosaken den Unruhestiftern anschlossen. Die Lage war für die Moskauer Regierung auch deshalb ungünstig, weil Sibirien noch von anderer Seite der Unterstützung sicher sein konnte.

In Ostsibirien stand Japan zum Sprunge bereit, allerdings nicht, um diesem Land zu helfen, sondern um seine eigenen Absichten in die Tat umzusetzen. Für diesen Zweck ließ sich Japan, das im Raume von Charbin ständig neue Kräfte zusammenzog, den Boden durch den General Semenow bereiten. Dieser Kosakengeneral handelte im unmittelbaren Auftrage von sibirischen und russischen Geldleuten und Industriellen, hinter denen Japan stand. Er zog gegen Ende Mai mit beträchtlichen Streitkräften, darunter zahlreichen tschechischen Abteilungen, die sich bereits nach Ostsibirien durchgeschlagen hatten, über Chita nach Clovjannaja, um die dort versammelten Bolschewiki anzugreifen. Es kam zu blutigen Zusammenstößen, die für Semenow nicht günstig verliefen, denn er mußte mehrfach vor den Bolschewiki auf dem Boden der Mongolei Zuflucht suchen, wo er aber auch ebenso oft wieder die Kräfte zu neuen Vorstößen sammelte. Deshalb sah sich der russische Minister des Auswärtigen, Tschitscherin, genötigt, die chinesische Regierung zur Entwaffnung der Truppen Semenows in der Mongolei aufzufordern und ihr zu drohen, andernfalls die Verfolgung der Streitkräfte des Kosakengenerals auf chinesischem Gebiet fortzusetzen.

Japan hatte inzwischen, am 16. Mai, mit China einen Vertrag geschlossen, von dem selbst den ihm verbündeten Westmächten nur sehr wenig mitgeteilt wurde. Er sollte angeblich ein Verteidigungsvertrag zwischen China und Japan gegen die Gefahren sein, die aus Sibirien und dem entfernteren Westen Chinas aufzutauchen schienen. Japan erhielt danach das Recht, in China Truppen zu unterhalten, die nach Beendigung des Krieges das Land wieder verlassen sollten; eine Beaufsichtigung der Eisenbahnen, des Geldverkehrs und der militärischen Einrichtungen Chinas sollte nach den Behauptungen Japans von ihm nicht erstrebt werden. Die Japaner hatten also umfassende Vorbereitungen für ihr Eingreifen in Sibirien getroffen. Die Vereinigten Staaten, die sich mißtrauisch zeigten, wurden zunächst mit klugen Worten beschwichtigt; England gegenüber sicherte sich Japan durch einen Vertrag, in dem ihm die Oberherrschaft über ganz Ostasien zugestanden wurde. Die darüber beunruhigten Franzosen stellte man mit einem Vertrag zwischen England und Frankreich zufrieden, worin Frankreich der Schutz seines Anteils an Ostasien in dem

Umfange, wie er im Jahre 1914 bestanden hatte, zugesagt wurde. —

Die Friedensverhandlungen zwischen der Räteregierung und der Ukraine führten am 13. Juni zu einem Vorfriedensvertrag, der in der Hauptsache Bestimmungen enthielt über: Einstellung der Feindseligkeiten, Erleichterung der gegenseitigen Rückwanderung, Kriegsgefangene, Versuche einer Verständigung über den Austausch des Eisenbahnbesitzes, Anbahnung von Handelsbeziehungen und Bereitwilligkeit zur baldigen Aufnahme endgültiger Friedensverhandlungen. —

Während sich hier die Schwierigkeiten für die Bolschewikiregierung zu lösen schienen, tauchten an anderen Stellen wieder neue auf. Am Don und am Kuban (siehe die Karte Seite 286) entstanden neue Republiken. Die neuerstandene transkaukasische Republik zerfiel schon wieder, ehe sie festen Bestand gewonnen hatte. Sie scheiterte am Widerstande der Türken, die den sehr weitgehenden Gebietsansprüchen der neuen Republik, die auch Armenien und Südkaukasien umfassen sollte, aus Sicherheitsgründen nicht zustimmen konnte. Am 26. Mai löste sich die Volksvertretung Transkaukasiens auf und erklärte gleichzeitig auch die transkaukasische Regierung für aufgelöst. Unter dem Vorsitze des Führers der Parlamentsmehrheit, Dschordania, trat dann ein georgischer Landtag zusammen und rief die Gründung der Repubik Georgien aus, des Teiles von Transkaukasien, der um Tiflis liegt (siehe die Karte Seite 286). Bis zum 12. Juni gelang es sodann den Türken, mit Südkaukasien Frieden zu schließen.

Die drei neuen Republiken waren sämtlich bolschewistenfeindlich. Den Bolschewiki am nächsten standen noch die leitenden Männer Georgiens; sie waren Menschewiki. Die Gründung der Donkosakenrepublik war dem deutschen Botschafter in Kiew, dem Freiherrn v. Mumm, durch eine Erklärung bekannt gegeben worden, die Abgesandte des Kosakenhetmans Krasznow überbrachten. Dieser General stand im schärfsten Kampf gegen die Bolschewikibanden im Dongebiet und marschierte Mitte Juni gegen Zarizyn an der Wolga. Alle drei Republiken einigten sich, gemeinschaftlich die „Anarchie“ auf ihrem Boden zu bekämpfen.

Auch im äußersten Norden des von der Räteregierung in Moskau beherrschten Gebietes machten sich Trennungsbestrebungen geltend. Eine Abordnung aus Russisch-Karelien überreichte dem finnischen Senat eine Denkschrift mit dem Ersuchen, Karelien in Finnland einzuverleiben. —

Nicht ganz ablehnend standen die Bolschewiki einer neuen Staatenbildung auf der Krim gegenüber, aber nur, weil dieser neue Staat, die „unabhängige tatarische Volksrepublik der Krimhalbinsel“, geneigt war, den Ausdehnungsdrang der Ukraine etwas einzudämmen. Denn während die Ukraine zuerst keine Ansprüche auf die Krim erhob, suchte Skoropadski solche bei den Kiewer Verhandlungen mit der Moskauer Regierung zur Geltung zu bringen. Eine bewaffnete Einmischung der Ukraine brauchte die Krim nicht zu fürchten, da auch sie unter deutschem, militärischem Schutz stand und ihr Gouverneur, General Kosch, der auch die Einmarschbewegung geleitet hatte, die ungestörte politische Entwicklung des Landes begünstigte. Außerdem hatte das seit Ende 1917 in Simferopol bestehende Parlament von 97 Vertretern der Krimhalbinsel schon vor dem Einmarsch der Deutschen gute Beziehungen zu den stammverwandten Türken und zu Deutschland gesucht. Die Hunderttausende auf der Krim ansässigen Deutschen schlossen sich auch enger zusammen und kamen gelegentlich einer Tagung in Buiten, an der auch der Staatssekretär a. D. v. Lindequist teilnahm, überein, durch Förderung der Lebensmittelabgabe und Beteiligung an der Kriegsanleihe der alten Heimat nach Kräften Kriegshilfe zu leisten. — (Fortsetzung folgt.)



Phot. Bild- und Film-Amt.

Zerstörungen im Fort Condé.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht zwischen Soissons und Reims.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

I.

(Hierzu die Bilder Seite 386, 390 und 391.)

„Die Geschichte lehrt uns, daß es in der Schlacht nur einen alles beherrschenden Moment gibt, nämlich den entscheidenden Angriff ... Ein verteidigendes Auftreten, wie gut geführt es auch sei, bringt den Sieg nicht.“ Es war eine merkwürdige Verkettung der Umstände, daß zur selben Stunde, als dies strategische Bekenntnis des Generalissimus Foch von England aus in die Welt gesetzt wurde, die Armeen des Verbandes einem der stärksten und wirksamsten der deutschen Angriffe des Jahres 1918 unterlagen. Die Schlacht zwischen Soissons und Reims hatte sich binnen wenigen Tagen zu einem Siege erweitert, der die Armeen des deut-

schen Kronprinzen bis an die Marne führte. Vor Entsetzen starr, schaute Paris auf diesen zweiten deutschen Vormarsch an den Fluß, dessen Name mit der rasch beglaubigten und patriotisch geheiligten Legende von Frankreichs Rettung so oft beredsam verknüpft worden war. Und nun? Die Deutschen aufs neue in Noyon, Montdidier und an der Marne, die Hauptstadt der Republik im Bereich rätselhafter Fernfeuergeschütze, die verbündete Front vom Meere bis in die Champagne erschüttert durch die gewaltigen Schläge Hindenburgs, die Angriffs- und Eingreifarmee des Strategen Foch zerrissen, zerstreut, abgenutzt und zum Teil aufgerieben. Welch eine Wendung!



K. u. k. Generaloberst Erzherzog Josef.
Nach einem Originalgemälde von Viktor Hammer phot. k. u. k. Kriegspressequartier.



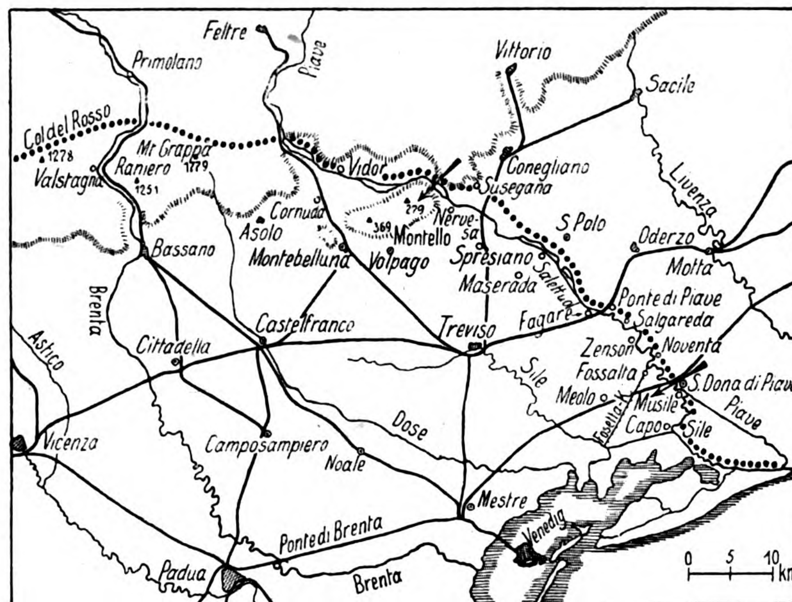
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
K. u. k. General der Kavallerie Fürst Schönburg-Hartenstein,
der beim Übergang über die Piave verwundet wurde



K. u. k. Generaloberst Freiherr v. Wurm.
Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo Ritter v. Bouvard phot k. u. k. Kriegspressequartier.

Wir fassen den dritten Akt dieses großartigen militärischen Schauspiels näher ins Auge. Seit der Erstürmung des Kemmelberges am 25. April 1918 und dem langsamen Ebben der Stürme an der Ypernfront war der Feind in Ungewißheit über die weiteren deutschen Absichten geblieben. Er rechnete mit einem neuen Angriff, mußte mit ihm rechnen, aber vergebens rieten die Herren in Paris und London hin und her. Die meisten Stimmen erhielt entschieden die Front vor Amiens und Albert—Arras. Woche um Woche verging. Immer unruhiger wurde die „Ruhe“ der Verbündeten, immer peinlicher die erzwungene Haltung heroischer Abwehr, die ihre Schwäche und Unzulänglichkeit für eine strategische Initiative mühsam genug hinter nervösen Erkundungsvorstößen zu verbergen suchte. Die Ergebnisse blieben dunkel, bis am Abend des 26. Mai ein paar deutsche Gefangene am Damenweg etwas von einem großen Angriff ausplauderten, der für einen der nächsten Tage angesetzt sei. Am Damenweg? An dieser natürlichen Festungsbastei nördlich von der Aisne hatten die Franzosen vom 16. April 1917 ab bis in den Mai hinein Hunderttausende in Tod und Verderben getrieben. General Nivelle, der „Blutsäufer“, bezahlte den Fehlschlag mit dem Verlust seines Ruhmes und seiner Stellung. Erst im Oktober, nach zwanzigtägigem Ringen, räumten die Deutschen die kahle Hochfläche und zogen sich ein paar Kilometer nördlich über den Ailettegrund zurück. Seither hatte der Feind die Höhenstellung in ihrer ganzen Länge von dem Walde bei Pinon bis zum hart umstrittenen Winterberg bei Craonne (siehe Bild Seite 386) mit emsigem Fleiß undurchdringlich befestigt. Es war für ihn ganz undenkbar, daß hier ein größerer Angriff versucht werden sollte. Das Armeeoberkommando meinte, seine Pflicht getan zu haben, als es bei zwei Stellungsdivisionen mahnte: Seid auf der Hut! Ein gefangener Major berichtete hinterher: „Wir dachten uns: mehr als ein Bataillon wird nicht angreifen“. Die Posten wurden verstärkt, die Frontbataillone alarmiert. Zwischen dem Winterberg und Berry au Bac standen zwei abgekämpfte englische Divisionen, mit zwei weiteren dahinter in Reserve. Sie waren müde von der Abwehr am Kemmel, hatten viel jungen Ersatz und sollten sich hier in der ruhigen Stellung erholen. Die gelegentlich befohlene Alarmbereitschaft nahmen sie nicht sonderlich ernst. Seit dem 8. Mai lagen sie nun hier, und ihre Artillerie war ihnen noch nicht vollzählig nachgerückt, französische Batterien warteten noch in ihren alten Stellungen auf Ablösung. Das sah nicht danach aus, als ob man sich eines ernsthaften deutschen Angriffs gewärtig hielte.

Auf deutscher Seite bereitete man seit sechs Wochen in aller Stille den Schlag vor. Die Nächte begannen recht kurz zu werden für den langwierigen Aufmarsch, das Vorziehen der schweren Batterien, das versteckte Aufstapeln der Munitionsmassen und des Pioniergerätes, für das unauffällige Herrichten der Kolonnenwege. Bei Tage war nichts zu machen, denn der Frühlingshimmel strahlte wochenlang in sommerlicher Klarheit, und frei, ungedeckt und weithin übersehbar lag das offene Land vor den Augen des Feindes. Trotzdem ging die Bereitstellung befehlsgemäß von statten. Zum Teil waren es dieselben sturmgeübten Divisionen, die bereits im März den großen Durchbruch bei St. Quentin und Cambrai erkämpft hatten. Stäbe und Truppen kannten die neue Taktik schon; sie zogen mit guter Zuversicht in die neue Schlacht, denn sie hatten den Feind in seiner Schwäche kennen gelernt und fühlten sich ihm überlegen.



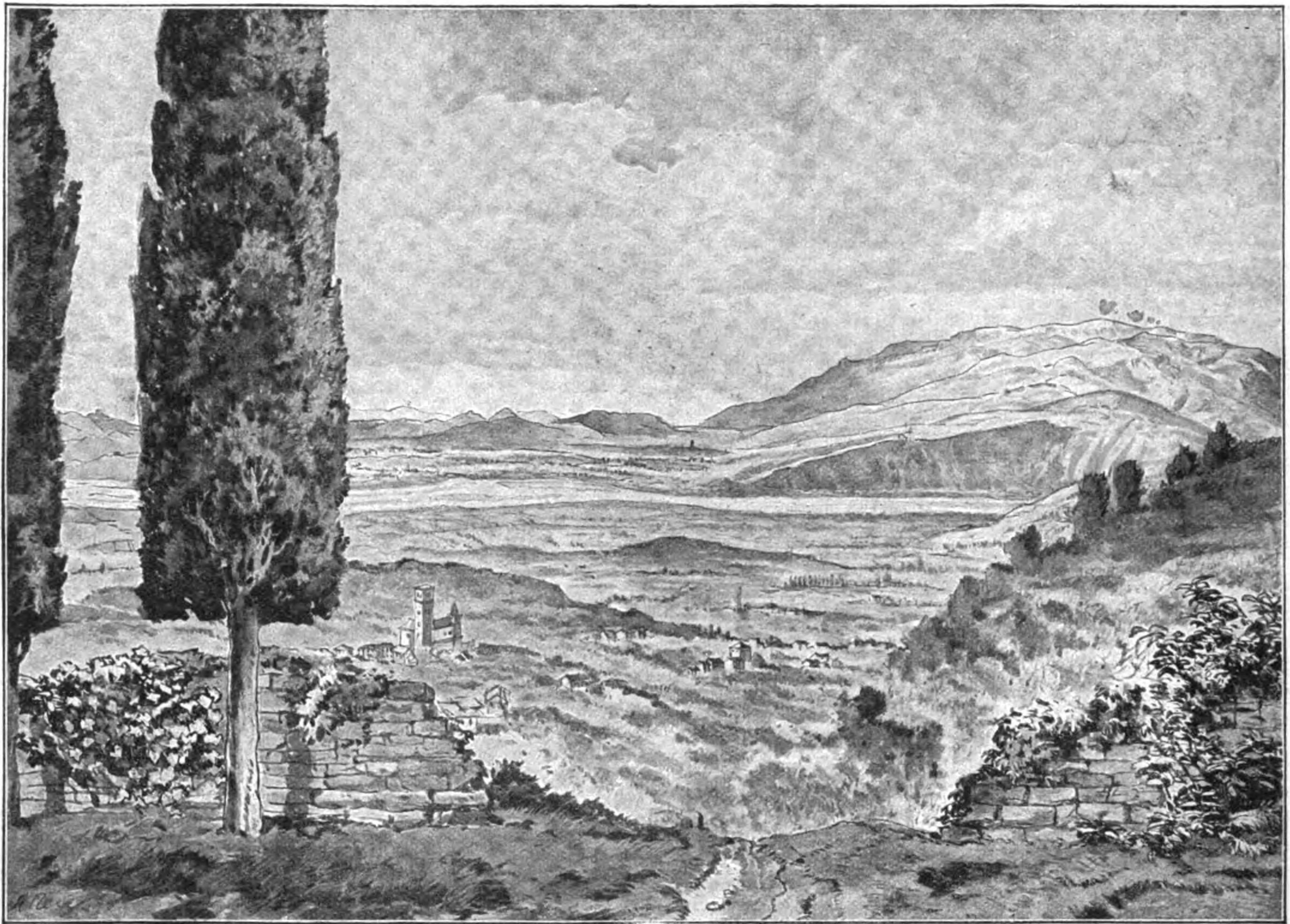
Kartenskizze zur Schlacht in Venezien im Juni 1918

Die Vorbereitungen erstreckten sich auf die Front von Pinon bis zum Fort Brimont; über eine Linie von reichlich fünfzig Kilometern. Die ganze Armee Boehn war beteiligt, und Teile der Armee des Generals Fritz v. Below sollten gleichzeitig zwischen Berry au Bac und Brimont angreifen, um den breiten Frontalangriff gegen Süden durch einen Flankenstoß gegen Südwesten und Westen zu unterstützen und zugleich das Verteidigungszentrum Reims im Schach zu halten. In der Nacht zum 27. Mai traten die Regimenter mit den Reserven zum Sturm an. Um zwei Uhr



Die Truppen des k. u. k. Generalobersten Freiherrn v. Wurm (Heeresgruppe Feldmarschall v. Boroevic) erzwingen sich den Übergang über den angeschwollenen Piavefluß und nehmen die beiderseits der Bahn Oderzo-Treviso eingebauten Stellungen der Italiener.

Nach einer Originalzeichnung von Max Ledeli.



Der Piavefluß mit den Bergen Tomba und Pallone sowie den Höhenzügen gegen Bassano.
Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Albert Reich, München

morgens begannen mehr als tausend Batterien und Minenwerfer aller Kaliber ein vernichtendes Feuer. Eine Stunde später waren die Unseren bereits in den versumpften Ailettegrund vorgedrungen, hatten das Trichtergelände und den kanalisierten Fluß auf Laufstegen und rasch geschlagenen Bockbrücken überwunden und warteten jenseits am Fuße des Höhenrückens auf den Befehl zum Sturm. Die feindliche Artillerie legte anfangs ein scharfes Feuer auf die Hauptübergänge und zerstörte ein paar Brücken, die rasch von den Pionieren für unsere Begleitbatterien erneuert wurden. Dann ließ das feindliche Feuer mehr und mehr nach. Um so kräftiger arbeitete das unsere, und dicht hinter der Feuerwand folgten die Sturmtruppen. Das ganze Angriffsfeld war bis zur Aisne hinab gleichsam in seine taktischen Bestandteile zerlegt und für die Sturmarbeit von Artillerie und Infanterie genau nach der Karte aufgeteilt worden. Nach jeder größeren Kampfhandlung war eine Atempause eingelegt, und verabredete Zeichen sollten über die Fortschritte der Nachbardivisionen berichten, damit die Einheit der Front gewahrt bliebe, die Reserven ungesäumt ihren Anschluß nach vorn suchen und die Batterien nachrücken konnten.

Als um vier Uhr vierzig Minuten der Sturm begann, ging alles wie am Schnürchen. In der ersten schwachen Morgenhelle kletterten die bepackten Kolonnen die aufgewühlten und verdrahteten Hänge zum Damenweg hinan, überrannten das Grabengewirr bei Craonne und Ville aux Bois und stießen zum Aisnekanal bei Berry und Loivre vor. Im offenen Gelände vor Juvincourt, wo die zerschossenen französischen Sturmwagen noch vom April 1917 das Feld bedeckten, fuhren die von uns erbeuteten englischen Tanke mit deutscher Besatzung über die englischen Gräben hinweg und bahnten der Infanterie breite Gassen gegen Pontavert. Auf dem weitaus größten Teil der Angriffsfront gelang die Überrumpelung vollkommen. Beherztere Gegenwehr leisteten die Franzosen auf dem rechten Flügel bei Pinon und Laffaux, die Engländer auf dem rechten Flügel hinter dem Aisne-Marne-Kanal bei Cormicy. Die ganze Mitte aber mit dem schier unüberwindlichen Rücken des Damenweges, einer Hochfläche von fast 25 Kilometer Länge und 100 bis 800 Meter Breite, mit steilen Buchten, ausgebauten Stützpunkten in dem Gemäuer der Dörfer, dem Baubanfort Malmaison auf beherrschender Höhe — dieses ganze Bollwerk, das zugleich Sprungbrett war für einen französischen Angriff gegen Laon, es fiel binnen wenigen Stunden. Um fünf Uhr dreißig Minuten früh, noch keine volle Stunde nach Beginn des Kampfes, ging auf der Spitze des Winterberges das Flammenzeichen hoch: „Wir sind oben!" Punkt für Punkt antworteten alsbald die Kameraden.

Um zehn Uhr war die Höhe des Damenweges im allgemeinen überschritten, um elf Uhr war an einzelnen Stellen, bei Pont-Arcy, Oeuilly und Beaurieux die Aisne erreicht, um elf Uhr zwanzig Minuten der Widerstand am Kugelberg und Villerberg südöstlich von Craonne gebrochen. Gefangene zogen zu Tausenden nach rückwärts, an den ungeduldigen Reserven vorbei. Angehörige von 6 französischen und 3 englischen Divisionen waren dabei. Die Leute traten zu Hunderten aus den Unterständen, betäubt und erschüttert von der Gewalt des vernichtenden Feuerschlages. Wer nicht gefangen war, suchte sein Heil in rascher Flucht. Die Artilleristen hatten keine Zeit mehr, ihre Geschütze zu zerstören; ganze Batterien wurden mit der Bedienung umzingelt und abgefangen. Schon waren die Stellungen der eingebauten schweren Geschütze erreicht, die Laon seit Monaten täglich beschossen hatten. Bei Vailly wurden drei solcher Riesenlangrohre auf den Schienen erbeutet. Am frühen Nachmittag standen bereits unsere Reserven am Südhang des Damenweges. Die vorderste Linie zog sich um drei Uhr über Vauxaillon, Vailly nach Chavonne an den Kanal, hatte ihn bei Pont-Arcy und Maizy überschritten, lag dicht an Cormicy und jenseits Loivre. Das Aisnetal war in stattlicher Länge erobert, die zahlreichen Brücken fielen unzerstört in unsere Hand. Im Laufschritt, fast zusammen mit dem fliehenden Feinde, gingen unsere Truppen hinüber. Die ersten Angriffsziele waren auf der ganzen Front mit den geringsten Verlusten erreicht worden.

(Fortsetzung folgt.)

Kraftfahrer Matthias.

Kriegsskizze von Willy Hacker.

Nach stundenlanger Arbeit am Schreibtisch, deren es auch im Feindesland mehr gibt, als man in der Heimat ahnt, nur daß sie in Reichweite feindlicher Geschützrohre nicht ganz mit der daheim üblichen Ruhe ausgeführt werden kann, ist es wundervoll, zum Fenster hinauszulehnen und den Stimmen der Nacht zu lauschen. Das Ohr, das tagsüber nur das Ticken der Uhr und das Schrillen des Telephons vernahm, saugt jeden Ton begierig auf, und das Hirn verarbeitet diese Geräusche zu Bildern ihrer Ursachen.

Ich hatte mich schon wochenlang daran gewöhnt, jedem Laut auf den Grund zu gehen. So wußte ich ganz genau, daß ein hohes, durchdringendes Gekläff von dem Affenpinscher der Frau Leclercq herrührte, während ein tiefes, weltschmerzliches Geheul von dem altersschwachen Hunde des Gemeindevorstehers herkam.

Als ich daher, zunächst noch aus ziemlicher Entfernung, ein gewisses Hupensignal vernahm, wußte ich sofort: Freund Matthias von der Kraftfahrkolonne war wieder unterwegs. Schon dehnten sich wie Lichtkegel von Scheinwerfern die weißen Glanzgarben der Automobillaternen durch das nächtliche Dunkel. Genau vor meiner Tür hielt der Wagen.

„Hallo, Leben noch frisch?"

„Danke, Matthias! Wo willst du hin?"

„Mit Handgranaten nach H.!"

„Kann ich mit?"

„Recht gern, wird nicht so langweilig!"

Rasch war der Schlüssel herumgedreht, und schon ging der Wagen mit uns davon. So eine kleine, nächtliche Spritzfahrt konnte ich mir schließlich mal erlauben, die Hauptsache war und blieb, daß ich punkt acht Uhr morgens wieder an meinem Schreibtisch saß und meinen Pflichten nachkam.

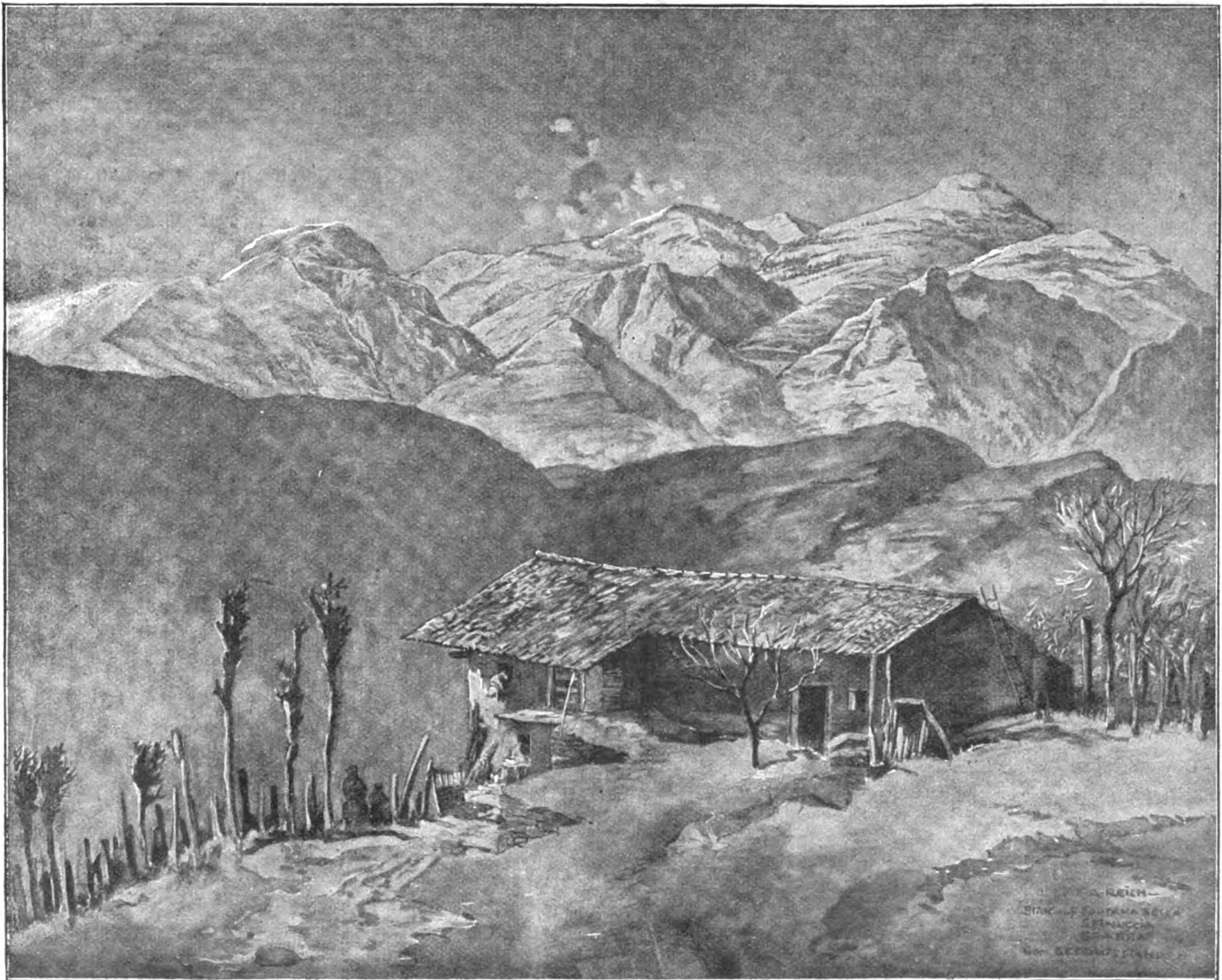
Matthias war ein Kraftfahrer, wie sie im Kriege gebraucht werden. Fachmann, wie er im Buche steht, ein Bär an Körperstärke, kurz angebunden, dabei aber hilfsbereit und kameradschaftlich, mit einem goldenen Gemüt.

Das schwarz-weiße Bändchen trug er seit Maubeuge im Knopfloch, wo er sich etwas verspätet hatte und ihm, um zu seinen Landsleuten zurückzukehren, nichts weiter übrig blieb, als an einem an der Landstraße stehenden englischen Bataillon vorüberzufahren, was er auch mit Stolz und Eleganz tat, mit dem Erfolge, daß er vollkommen unbehelligt blieb. Die Engländer hielten wohl eine solche Frechheit am hellichten Tage für vollkommen außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegend. Er bemerkte seinerzeit dazu: „Tapferkeit war keine dabei, bloß ein wenig Frechheit." Seitdem hieß er in Bekanntenkreisen „der freche Matthias".

Vor dem letzten Hause des Ortes löschten wir die Lampen, kam doch nun offenes Gelände, das vom Feinde eingesehen werden konnte, und wo man uns schön „heimgeleuchtet" haben würde, wenn wir plötzlich die Gegend mit großstädtischer Hauptstraßenbeleuchtung versehen hätten.

Die Nacht war lind und windstill, so recht geschaffen zum stillversonnenen Wandern. Und hinter uns trugen wir vielhundertfachen Tod in unscheinbarer Gestalt. Diese kleinen, spielzeugartigen Handgranaten würden sich schon in wenigen Stunden ihre Opfer suchen in den Reihen der Söhne der Normandie und Bretagne, den Männern aus dem sonnigen Süden, von der Côte d'azur und dem Fuße der Pyrenäen; weit fort von hier würde ihr Gefolge die Träne sein.

Es tut nicht gut im Kriege, wenn man allzuviel denkt. Man entfernt sich von der Wirklichkeit und findet sich aus dem Traumlande nicht leicht zurück in die harte, kräfte- und tatenheischende Gegenwart. Es überlief mich kühl, und



Blick auf das Gebirge zwischen Brenta und Piave, den Monte Pallone, Monte Spinuccia und Monte Grappa.
Nach einem Originalgemälde von Kriegsmaler Albert Reich, München.

ich mußte mich unwillkürlich umsehen; war mir doch, als säße der Knochenmann in leibhaftiger Gestalt auf unserem Wagen.

Die Straße lief hügelab durch eine Mulde, dann hügelauf und schließlich durch die schwarzen Zeilen zerschossener Häuser. An einem Mauerrest lag ein schmaler Lichtstreif auf der Erde. Matthias wußte hier wie überall gut Bescheid. Der Wagen hielt mit einem hörbaren Ruck, der Lichtstrahl wurde breiter und eine schwarze Gestalt trat heraus.

„Handgranaten für das Landwehrregiment Nr. ..."

„Das Regiment ist vor zwei Stunden hinüber nach L. Greift heute nacht an."

„Wir müssen versuchen, nach L. hinüberzukommen," sagte Matthias.

„Sie werden es schon zuwege bringen," meinte der Auskunftgeber von seiner Tür her und verschwand.

Das war eine feine Sache. Der Ausflug konnte ebenso ungemütlich wie ausgedehnt werden. Da war nun aber nichts weiter zu tun, hinüber mußten wir auf alle Fälle.

Die Straße nach L. wurde des Nachts von den Franzosen ziemlich stark beschossen. Bald würden wir in die Nähe ihrer Granaten kommen.

Noch während wir durch den hochstämmigen Kiefernwald fuhren, dessen Bäume zum großen Teil als Granatopfer kreuz und quer durcheinanderlagen, wurde die Sache wacklig. Die Straße war förmlich übersät mit großen und kleinen Granatlöchern, und der Wagen schaukelte dahin wie ein Boot auf bewegter See. Es wäre gar nicht unmöglich gewesen, hier die Seekrankheit zu bekommen.

Wir näherten uns dem berüchtigten Friedhofe von L. „Ratsch!" Da saß schon eine Granate direkt an der Friedhofsmauer. Die Straße entlang zu fahren, wäre unserer auch nicht harmlosen Ladung wegen zu gefährlich gewesen. Ich mußte feststellen, ob das Gelände hinter der Straße für unseren Kraftwagen befahrbar war. Wir hatten Glück, es dehnte sich dort ein trockener Brachacker, über den wir wohl vorwärts kommen konnten. Während ich um mich spähte, sausten wieder vier bessere Marken nach der Mauer, genau nach der gleichen Stelle wie vorher, mit dem roten Schein ihrer Explosion das Gelände wie mit bengalischem Lichte übergießend.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General Knoerzer,
dessen Truppen westlich von Taganrog 10000 Bolschewiki vernichtend schlugen

Freilich sanken die Räder trotz ihrer Breite etwas ein, aber wir kamen doch vorwärts. Schon waren wir im Begriff, auf die Straße zurückzubiegen, als ein dumpfes Geräusch unmittelbar hinter uns ertönte. Mit Gedankenschnelle sprangen wir von unserem Sitze und lagen im nächsten Augenblick auf dem blanken Boden, von einer Erdfontäne überschüttet. Jetzt mußte die Explosion erfolgen. Gott sei uns gnädig!

Aber nichts geschah. Ein Blindgänger war hinter dem Wagen in die Erde gegangen. Wäre die Granate geplatzt, so hätten kaum noch Spuren unserer Körper verraten, daß wir junge Menschen waren.

Unser Wagen war führerlos ein Weilchen weitergefahren. Rasch aber stand er wieder auf der Straße, und wie von Furien gepeitscht ging es dahin. Die Geschichte war uns doch etwas in die Glieder gefahren.

In L. wimmelte es von Feldgrauen wie in einem Ameisenhaufen. Alles Sturmgepäck: Mantel gerollt mit daraufgeschnalltem Kochgeschirr. Es wurde uns nicht leicht, da durchzukommen.

Aber — Handgranaten schienen hier ein sehr begehrter Artikel zu sein, denn beinahe wären sie uns von einem anderen Regiment abgenommen worden. Schließlich fanden wir aber doch die rechte Schmiede, und wir hatten nun wenigstens unseren Auftrag erledigt. Der Schwierigkeiten der Beförderung gedachte Matthias mit keinem Worte; erstens fragte hier, wo alles in der Spannung des bevorstehenden Sturmangriffes stand, niemand nach solchen Kleinigkeiten, und zweitens wäre er auch viel zu wortkarg gewesen, um darüber zu reden.

Während er mit einer Ausbesserung am Wagen beschäftigt war, versuchte ich, etwas Genießbares aufzutreiben, und erstand schließlich bei einem Marketender, den auch der Ernst der Stunde auf die Beine gebracht hatte, zwei Flaschen Münchner Bier und eine Dose Ölsardinen zu Kriegspreisen.

Die Straßen des Ortes, oder besser des Platzes, wo einst ein Ort stand, leerten sich zusehends. Alles verschwand inmitten der schwarzen Häusertrümmer, aus denen heraus die Laufgräben nach der vordersten Stellung führten.

Bei der Heimfahrt wurde Matthias dickköpfig. „Du hast gesehen, daß alle Vorsicht und alles Ausweichen nichts hilft. Wir fahren auf der Straße." Und wir kamen unbeschädigt an der gefährlichen Stelle vorbei.

Als wir am Morgen die freudige Nachricht erhielten, daß der feindliche Graben von unseren Truppen in einer Breite von über tausend Metern erstürmt worden sei, da freuten wir uns, daß wir es waren, die unseren braven Kameraden eines der Mittel zum Siege hatten hinbringen dürfen.

Die neuen polnischen Briefmarken.

Noch sind des neu erstehenden polnischen Reiches innere Verhältnisse nicht völlig geklärt, was auch bei der Kürze der Zeit zwischen Wiederaufrichtung und Neugestaltung nicht verwunderlich erscheinen kann; aber der Staat wird zielbewußt aufgerichtet, und in einen Kulturstaat der Gegenwart gehören Postwertzeichen oder Wertzeichen, die zur Erlegung des Portobetrages für die durch die Post zu befördernden Gegenstände dienen. Die größte Bedeutung kommt hierbei den Briefmarken zu, die jetzt auch für Polen bestimmt sind und in Berlin hergestellt werden sollen. Es handelt sich zunächst um zwölf Marken, die sich in Farben und Werten den deutschen Reichspostmarken anschließen. Die kleinsten Werte, 3 und 5 „Fenigi", zeigen in Braun und Grün den polnischen Adler, der in etwas abweichender Zeichnung auch auf der dunkelgrünen 15- und der blauen 20-Fenigi-Marke erscheint. Auf dem $7\frac{1}{2}$- (violett) und 10-Fenigi-Werte (rot) sowie dem 1-Marka-Werte (schiefergrau) erscheint das Sobieskidenkmal. Außerdem werden gedruckt „Fenigimarken" in 30 Orange (Krone und Inschrift), 40 Dunkelgrün (Legionär zu Pferde) und 60 Braun (pflügender Bauer). An Marken größeren Wertes sind noch zu nennen 2 Marki von dunkelgrauer Farbe mit einem Bauersmann, der seine Sense schleift, 3 Marki von violetter Farbe mit dem Brustbilde Stefan Bathorys und 5 Marki von karminroter Farbe mit Wappen. Daß diese Markenbilder den Beifall des polnischen Volkes finden werden, liegt auf der Hand.

Die Minenwerfer.

Von Edmund Kreusch, Stadtpfarrer in Offenburg, Baden.
Nach Aufzeichnungen von Leutnant Julius Bühlinger.

(Hierzu die Bilder Seite 398—400.)

Wir waren unser 80 Mann, aus acht verschiedenen Bataillonen, die zu den Minenwerfern abkommandiert wurden. Anfänglich verstanden wir uns kaum, die Polen, Alemannen, Preußen, Pfälzer, Rheinländer, aber bald ging's. Auch mit den Minen schließlich.

Der Dienst war sehr regelmäßig; morgens feldmarschmäßig hinaus zum Übungsplatz, nachmittags wieder hinaus, aber im Drillichanzug, zum Geschützexerzieren: ein täglicher Weg von zusammen drei Stunden im märkischen Sande.

4. Mai 1915. Wir schossen die erste scharfe Mine ab ... Hatte eine Abteilung einen Volltreffer zu verzeichnen, so mußte der Führer eine Kiste Bier bezahlen. Unser Leutnant kam dreimal in diese Lage. Wir tranken den Gerstensaft an einem selbstgezimmerten Tische im Hof eines alten Rittergutes, das als Quartier eingerichtet worden war.

Volltreffer gab es, wenn eine Scheibe von 3 Meter im Geviert getroffen wurde. Unsere schweren Minen warfen Trichter von 7 Meter Tiefe und 6 Meter Durchmesser auf, die Sprengstücke flogen bis zu 100 Meter weit. Das Gesamtgewicht einer Mine beträgt zwei Zentner, die Sprengladung (Nitroglyzerin) der 42-cm-Geschosse wiegt



Bolschewistische Banden werden bei Taganrog durch deutsches Feuer nahezu vernichtet.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

einen Zentner. Die Mine ist 1,10 Meter hoch und hat einen Durchmesser von 0,25 Meter.

Wir mußten lernen wie einst im Katechismus. Der Leutnant stellte hundertmal die gleichen Fragen, bis auch der Begriffsstutzigste nicht mehr falsch antwortete: „Was ist unten an der Mine angebracht?"

„Messingvorsprünge sind angebracht."

„Wo passen diese hinein?"

„In die Züge des Rohres."

„Wozu dienen sie?"

„Um den erforderlichen Drall zu bewirken."

„Was ist oben auf der Mine eingeschraubt?"

„Der Zünder."

„Wie ist er eingerichtet?"

„So, daß er durch Herausziehen eines Vorsteckers gespannt wird."

„Auf welche Weise zündet er?"

„Beim Abfeuern entzündet sich ein Zündhütchen und dieses setzt einen Pulversatz in Feuer."

„Wie lange brennt der Pulversatz?"

„Man kann seine Brenndauer nach Belieben einstellen."

„Zum Beispiel?"

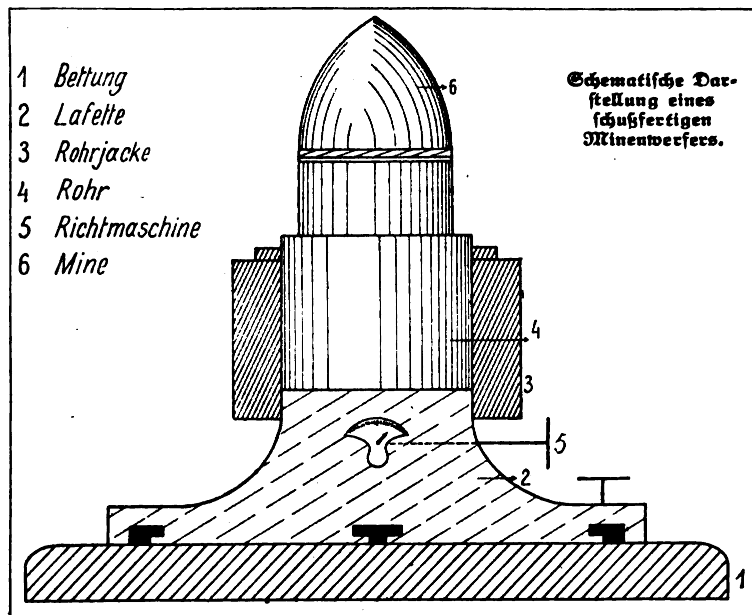
„Man stellt bei einem Schuß von 380 Meter Weite den Zeitzünder auf 13,5 Sekunden ein; die Flugdauer beträgt 12,5 Sekunden und das Geschoß zerspringt eine Sekunde nach dem Aufschlag."

„Wie kann man die Mine auch sonst noch benutzen?"

„Als Schrapnell, indem man den Zeitzünder kürzer einstellt, so daß die Mine bereits in der Luft zerspringt."

Ferner benutzten wir noch Rauchminen, wie sie bereits bei Ypern Verwendung gefunden hatten, und Stickminen, die mit übelriechenden Gasen gefüllt wurden.

Als wir unsere erste Mine abfeuerten, war uns neugierig und bänglich zumute. Wir stampften die Treibladung aus gepreßtem Pulver ein und ließen, je 3 Mann, die Mine in das Rohr. Mit Hilfe von Fernrohr — Batterie- und Aufsatzfernrohr — stellte der Leutnant Richtung und Stellung genau ein, schraubte oben den Zünder ein und unten die Zündschraube mit der Reißleine.



Schematische Darstellung eines schußfertigen Minenwerfers.

Dann rückten wir alle ab. Ich aber mußte die Reißleine nehmen und mich 15 Meter vom Minenwerfer entfernt aufstellen.

„Warum?" fragte der Leutnant.

„Um nicht verletzt zu werden," stotterte ich mit blassen Lippen, „wenn etwa das Rohr bersten oder die Treibladung versagen sollte."

„Also — —" Der Leutnant nahm den Vorstecker heraus ... „Achtung! — Feuer!"

Ich zog die Reißleine — —

Ein Pulverstrahl aus der Zündschraube setzt die Treibladung in Brand — ein dumpfer Krach — die Explosivkraft der Treibladung schleudert die Mine aus dem Rohr ...

Durch die Anfangsgeschwindigkeit steigt die Mine in einer Parabel in die Höhe und hält sich infolge des Dralles nach rechts. Ist der Höhepunkt erreicht, so ist die Fluggeschwindigkeit auch beinahe gleich Null und die Mine fällt fast senkrecht zur Tiefe.

Trotz aller dieser Umstände darf man die Treffsicherheit der Mine ganz gut nennen. Der erste Schuß ist immer ein Probeschuß; er wird nach den Tabellen gerichtet. Dann aber schießt sich der Werfer so genau ein, daß der dritte Schuß auf 10 Meter richtig sitzt; und das genügt bei der ungeheuren Wirkung der Mine.

Die Entfernung kann man genau von einem Halbkreis ablesen; ein Aufsatz mit Tabellen wird aufgesetzt und das Rohr so lange gedreht, bis die Tabelle einspielt. Ist der Schuß zu weit oder zu kurz, so stellt man die neue Entfernung ein und dreht das Rohr, bis die Tabelle einspielt, richtet es höher oder flacher. Ähnlich wird bei Abweichungen nach rechts oder links verfahren.

27. September 1916. Im Zuge nach Laon ... Als Vizefeldwebel ...

28. September 1916. Von Laon nach Folembray, von dort zu Wagen nach Landricourt, wo unsere Kompanie bereits vormittags verladen worden war. Wir schlossen uns der 5. Kompanie an.

Jetzt, wohin? Neun Uhr dreißig Minuten fuhr der Zug ab ... auf Laon zu ... Nicht zur Somme ... Hurra!

Wir sangen Lieder und schliefen bald ein ...

Vormittags neun Uhr hieß es: „Aussteigen!"

In Bohain, dem Hauptverbandplatz für die an der Somme! Die Kompanie ist schon abgerückt nach Beaurevoir. Wir warten nur noch auf die Pferde, dann geht's ins Ungewisse ... Kanonendonner hallt von drüben ...

1. Oktober 1916. Abends neun Uhr kamen die Pferde, und wir fuhren drei Stunden weit bis Beaurevoir, wo wir die Kompanie trafen. Fröhlich wurden wir empfangen.

Am anderen Morgen marschierten wir 25 Kilometer bis Hendricourt. Unterwegs boten sich uns Bilder des regsten Kriegslebens. Eine Kolonne Flüchtlinge um die andere kam uns entgegen, und Regiment um Regiment eilte auf Kraftwagen vor in die Hölle an der Somme.

Abends langten wir an, noch 8 Kilometer von der Front entfernt. Wir suchten Quartier. Es war nicht leicht zu beschaffen, da über 10000 Mann in dem kleinen Neste lagen.

Bei Combles wurden sechs leichte Werfer von uns als Sturmabwehrgeschütze eingesetzt.

Gestern nacht gingen die ersten Werfer und Leute hinaus in die Hölle; 38-cm-Granaten durchsausten die Luft, der ganze Hin- und Rückmarsch lag unter schwerem Feuer.

2. Oktober 1916. Wir machten in der Frühe einen Angriff ... Ein Feuer, daß alles bebte und zitterte ... Verlorene Mühe ...

Abends griffen die Franzosen an und nahmen uns Grabenstücke weg ... Ich soll um fünf Uhr morgens in Stellung und zwar nach Saillizel, wo drei Werfer in Häusern eingebaut sind.

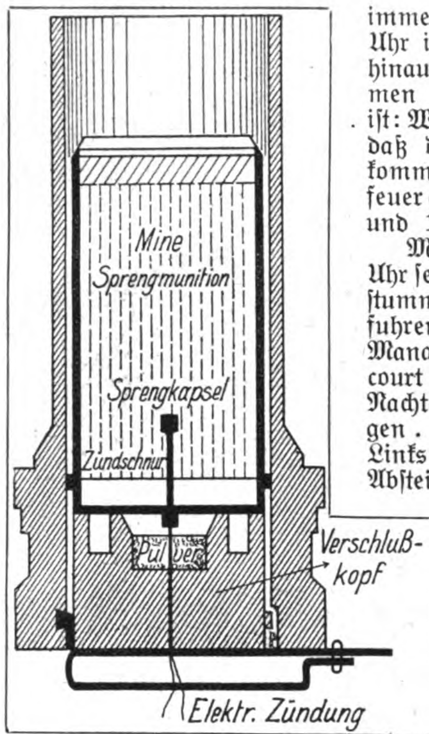
3. Oktober 1916. S ... hat seine Werfer jetzt auch in Stellung, also erreicht, was bis jetzt noch keiner Kompanie gelang. Die Werfer stehen in Granatlöchern; die Mannschaft muß auch in offenen Löchern aushalten. Und dabei wird die Stellung von 7,5- bis 28-cm-Granaten betrommelt. S ... hat bislang aber nur einen Verwundeten.

M ... ging heute früh in Stellung nach Sailly; in zwei Tagen löse ich ihn ab, das heißt in der Stellung, in der die Franzmänner vordringen ... Heute ist ein solches Feuer, daß anzunehmen ist, die Franzmänner stürmen wieder.

Wir werden tadellos bewirtet und vom Kompanieführer ermuntert: „Achselstücke anschaffen! Ihr werdet in den nächsten Tagen Leutnant."

4. Oktober 1916. S ... und M ... aus Stellung zurück. Die Werfer sind vollständig zerschossen. Schrecklich muß es dort sein. Alles wird verschüttet, und beim Ausgraben kommen die feindlichen Flieger bis auf 30 Meter herab und beschießen die Truppen mit Maschinengewehren ... Die Infanterie liegt schon sechs Tage ohne Ablösung im Feuer ...

5. Oktober 1916. Also heute nacht muß ich auf zwei Tage hinaus in dieses Trommelfeuer. Die Schlacht tobt



Durchschnitt durch das Geschützrohr mit Mine.

immer noch fort. Um neun Uhr ins Bett, um ein Uhr hinaus. Komme, was kommen mag! Mein Auftrag ist: Wenn ich sicher erkenne, daß die Franzosen durchkommen, muß ich Sperrfeuer geben. Mit 3 Werfern und 11 Mann Bedienung.

Morgens früh um ein Uhr setzten wir uns still und stumm auf den Wagen und fuhren auf der Straße Manancourt—Sailly—Rancourt hinaus ... In dunkler Nacht ... Wagen an Wagen ... Kilometerweit ... Links ab noch 300 Meter ... Absteigen und zu Fuß fort.

Da der Kanal mit der Brücke, der immer unter schwerem Feuer liegt. Wir hatten Glück; zufällig fiel kein einziger Schuß. Doch in Etricourt und Manancourt ging's los. Dort standen Batterien von uns, und das lebhafte feindliche Feuer hagelte nur so herab.

Wir kamen an unsere Sammelstelle. Der Führer zur Stellung trat an unsere Spitze und zeigte uns den Weg ... Hier schnell — dort langsam gehen —! Endlose Reihen von Infanterie zogen vorüber, hin und zurück; langsam und matt, die aus der Stellung kamen, hastig und aufgeregt, die in Stellung gingen.

Plumps! Da lag ich bis an den Hals in einem Granatenloche voll lehmiger Brühe. Zäh stieg die Masse an mir empor, und naß war ich bis auf die Haut.

Vorwärts!

Und noch ein zweites Mal lagen wir in Löchern, die nicht sichtbar waren, weil sie voll Wasser standen.

Rechts und links brüllten die Schlünde unserer unzähligen Geschütze. Rechts und links schlugen französische Feuergarben ein.

Es war wie ein Wunder: wir kamen durch bis zur Ferme. Laufschritt! Marsch! Marsch! Über den Hof in eine Scheune und ausgeschnauft! Unter dem leichten Dache schon fühlten wir uns sicher. Allmählich wich auch der Gestank von den auf der Straße liegenden Kadavern aus unserer Nase. Langsam sammelten wir uns und waren bald wieder 9 Mann beieinander.

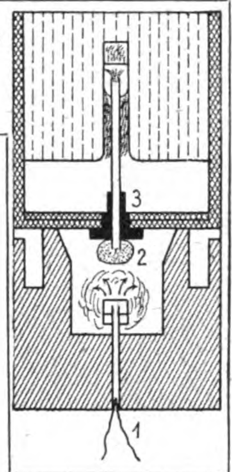
Wir zogen weiter. Noch eine Viertelstunde, und wir sollten vorne sein.

Aber wie kam's!

Dunkel war es und ein Granatloch klaffte neben dem anderen, ein Einschlag krachte um den anderen ... Eine halbe Stunde verging, da trafen wir auf ein Bahngleis mit zerschossenen Wagen. Da stutzte der Führer und suchte rechts und links nach den Werfern. Ich nahm ihn vor; da gestand er, daß er sich geirrt hätte. Ich ließ die Leute in Deckung gehen; ein Abhang und dünne Bretter gewährten Schutz.

Der Führer suchte nach den Ständen. Eine Stunde verging, und ringsum prasselten Granaten heran. — Es dämmert. Da kommt der Führer. Hat nichts gefunden.

Also zurück zur Ferme. Von dieser aus will ich mich nach der Karte zurechtfinden ... Zurück also! Infanteristen gehen über Deckung.



Zündvorrichtung (Durchschnitt).

Ich frage, aber niemand kann Auskunft geben.

Schrecklich hell wird es ... Wir stehen mitten im Kampfgebiet. Da sehe ich rechts eine Waldecke. Die muß es sein. Schnell hinüber!

Und, o Glück! Ein Toter läßt uns erkennen, daß wir auf rechtem Wege sind. Ein Toter mit verbundenen Füßen soll in der Waldecke bei den Werfern liegen. Der Tote ist gefunden.

Meine Leute lasse ich an der Ecke Deckung nehmen. Ein Mann und ich laufen weiter. Überall schlagen Granaten ein. Der Feind sieht uns. Hilft nichts, wir müssen vor.

Da sehe ich, halb rechts, einen Graben. Drauf los! Die 100 Meter durcheilen wir im Laufschritt — und drinnen sind wir.

Doch dort ist gerade Ablösung und niemand weiß etwas von Minenwerfern.

Da höre ich in der Nähe einen Infanteristen sagen: „Nebenan sind noch Unterstände, aber wir können nicht hinein; da liegen Minenwerfer."

Ich stürze auf ihn zu. „Wo liegen diese?" Er führt mich hin, und ich finde meine drei verlorenen Leute, die bereits am richtigen Ort angelangt sind.

Jetzt schnell die 7 Mann von der Waldecke geholt! Doch die sind auch verschwunden, weil ja viel Feuer darauf liegt.

Wo sind sie?

Zurück zum Werfer — und in der Tat — Alle sind da. Auf einem anderen Wege sind sie angelangt.

Dem Himmel sei Dank, das ist geschafft! Die Werfer sind auch noch da, unversehrt in Granatlöchern auf der Deckung eingebaut. Auch die Munition liegt bereit.

Wir richten uns in dem Stollen ein. Wie eng sind diese! 120 bis 180 Zentimeter im Querschnitt und 2,5 Meter tief mit nur 1 bis 2 Meter Deckung. 5 Mann müssen hier achtundvierzig Stunden hausen, die Infanteristen sogar sechs Tage.

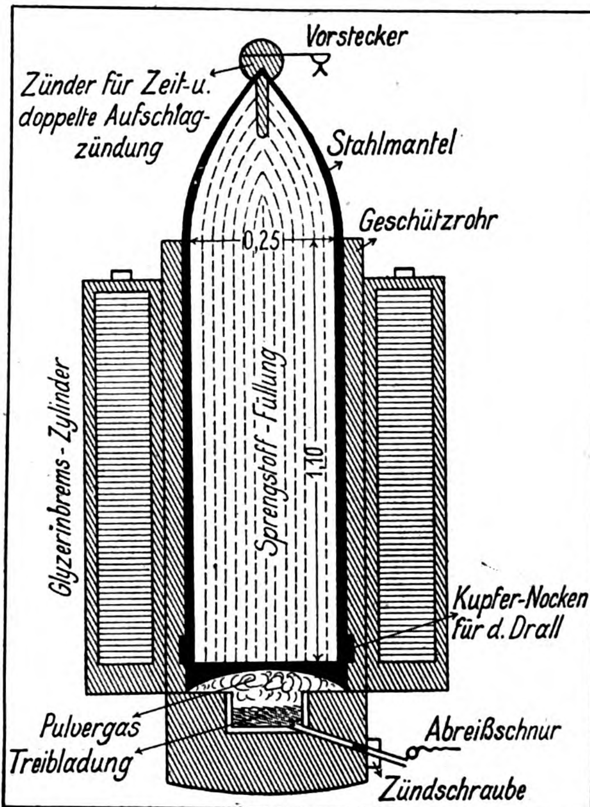
Acht Uhr ist's. Wir hoffen, Ruhe zu bekommen und gedenken einen Graben auszuheben. Da kommen schon feindliche Flieger in Masse, nur 50 bis 100 Meter über dem Graben. Sobald sie einen Mann sehen, schießen sie unverzüglich mit ihren Maschinengewehren.

Überhaupt Flieger! Unzählige!

Doch auch unsere gehen schneidig vor.

Bis jetzt ist das feindliche Feuer noch erträglich. Jedoch um neun Uhr beginnt es, sich zu steigern, und von da ab müssen wir im engen Graben in hockender Stellung vierundvierzig Stunden mit nur kurzen Unterbrechungen sitzen, in steter Gefahr, durch Volltreffer getötet oder durch Treffer in der Nähe verschüttet zu werden.

Essen hatten wir, aber vor Aufregung aßen wir damals kaum drei bis vier Brotschnitten im Tage.



Durchschnitt durch das Geschützrohr mit Mine, die mit einem Zünder für Zeit- und doppelte Aufschlagzündung versehen ist.

Um zehn Uhr hagelt es scharenweise Geschosse auf den Graben; das Trommelfeuer hat begonnen und steigert sich von Minute zu Minute. Um zwölf Uhr setzen schwere Kaliber ein. Um vier Uhr hören wir ein ganz neues Rollen, wie wenn ein Kipperwagen in eine nicht geschmierte Schienenkurve gezwängt wird. Nur unheimlich schnell.

Kaum gedacht, dröhnt die ganze Erde, der Einbau des Stollens schwankt. Es sind die 28-cm-Geschosse des Franzmannes; alle zwei bis drei Minuten kommen zwei angerollt. Immer näher kommen sie heran ... Doch auf einmal atmen wir auf — Sie gehen vorüber. Die kleinen Geschosse beachten wir schon gar nicht mehr; wir sind fast taub. Um sechs Uhr hören wir nur tüchtiges Trommeln, aber keine Einschläge ... Die feindlichen Artillerien beschießen sich gegenseitig ...

Um sieben Uhr heißt es: „Heraus! Der Franzmann greift an.“ Minutenlang Ruhe ... Wir im Graben stehen mit Karabinern und Handgranaten bereit.

Da steigen rote Leuchtkugeln auf, und sofort kommt das Sperrfeuer unserer Artillerie auf die Franzosen.

Die feindliche Artillerie schweigt.

Meine Leute gehen an die Werfer. Ich beobachte vorn auf Deckung die Einschläge. Ich lasse Brennzünder schießen; doch gleich sehe ich, es geht nicht, wir sind noch zu weit ab. Nur vier Schuß sind heraus; ich muß das Feuer einstellen. Da betrachte ich denn in Ruhe das schaurig schöne Bild. Leuchtkugeln erhellen alles, Zeichen werden zurückgegeben. Und vorne prasseln die Schrapnelle in die Franzmänner. Maschinengewehre hört man vor Artilleriefeuer nicht, noch weniger Flintenschüsse. Aber Kugeln sausen an mir vorbei.

Schon nach fünf Minuten ist der Angriff abgeschlagen.

Lustige Stimmung im Stollen. Jetzt essen wir.

Doch kaum sind wir beim Essen, da beginnt ein neuer Sturm, der nach sechzehn Minuten erledigt ist.

Wir sind glücklich, daß wir unsere steifen, schmerzenden Glieder ausstrecken dürfen. Plötzlich jedoch wieder Trommelfeuer, und die Qual beginnt von neuem. Schlaf finden wir keinen, wir duseln nur so übereinander hin. Unheimlich lang ist die Nacht.

Der Morgen graut. Wir können es nicht mehr aushalten, müssen hinaus, die Glieder recken. Das Feuer läßt auch ein wenig nach. Wir prüfen die Werfer. Alles noch in Ordnung. —

Mit einem Hauptmann besprach ich die Lage. Die Franzmänner waren ein wenig vorgedrungen. Trotz dieses Erfolges empfand ich Freude; denn nun konnte ich sie mit meinen Werfern erreichen.

Jetzt plagte uns der Durst. Wir hatten nichts mehr zu trinken, und zurück konnten wir nicht. Erst abends holten wir aus einem Granattrichter Wasser und tranken es gierig.

Um neun Uhr setzte von neuem schweres Feuer ein ... Ein Zufall war es, daß wir davonkamen. Körperlich aber und geistig kam man ganz herunter. Immer sah ich ein Bett vor mir, in dem ein hageres, ausgemergeltes Weib lag, dessen zahnloser Mund mich angrinste und angreinte: „Dieses Mal entgehst du mir nicht!“ Alle Kraft mußte ich anwenden, um nicht verrückt zu werden.

Man hörte überhaupt nichts mehr. Alle saßen umher mit bleichen Gesichtern, hohlen Augen, und erwarteten den Tod. Drei Meter von uns schlugen die schweren Granaten ein; Heulen, Sausen durchtobte die Luft; die Erde bebte und schwankte. Und immer kamen bleiche Infanteristen und wollten in den Stollen, der bereits überfüllt war. Ihr Stollen war verschüttet. Als eine Granate in der Nähe bei uns einschlug, sprangen sie weiter.

Endlich sechs Uhr. Gott sei Dank! Nur noch eine Stunde ...

Und siehe: halb sieben Uhr hörte bei uns das Feuer auf. Um sieben Uhr Sturm ... Viermal ... Sturm — Sturm — Sturm — Sturm —

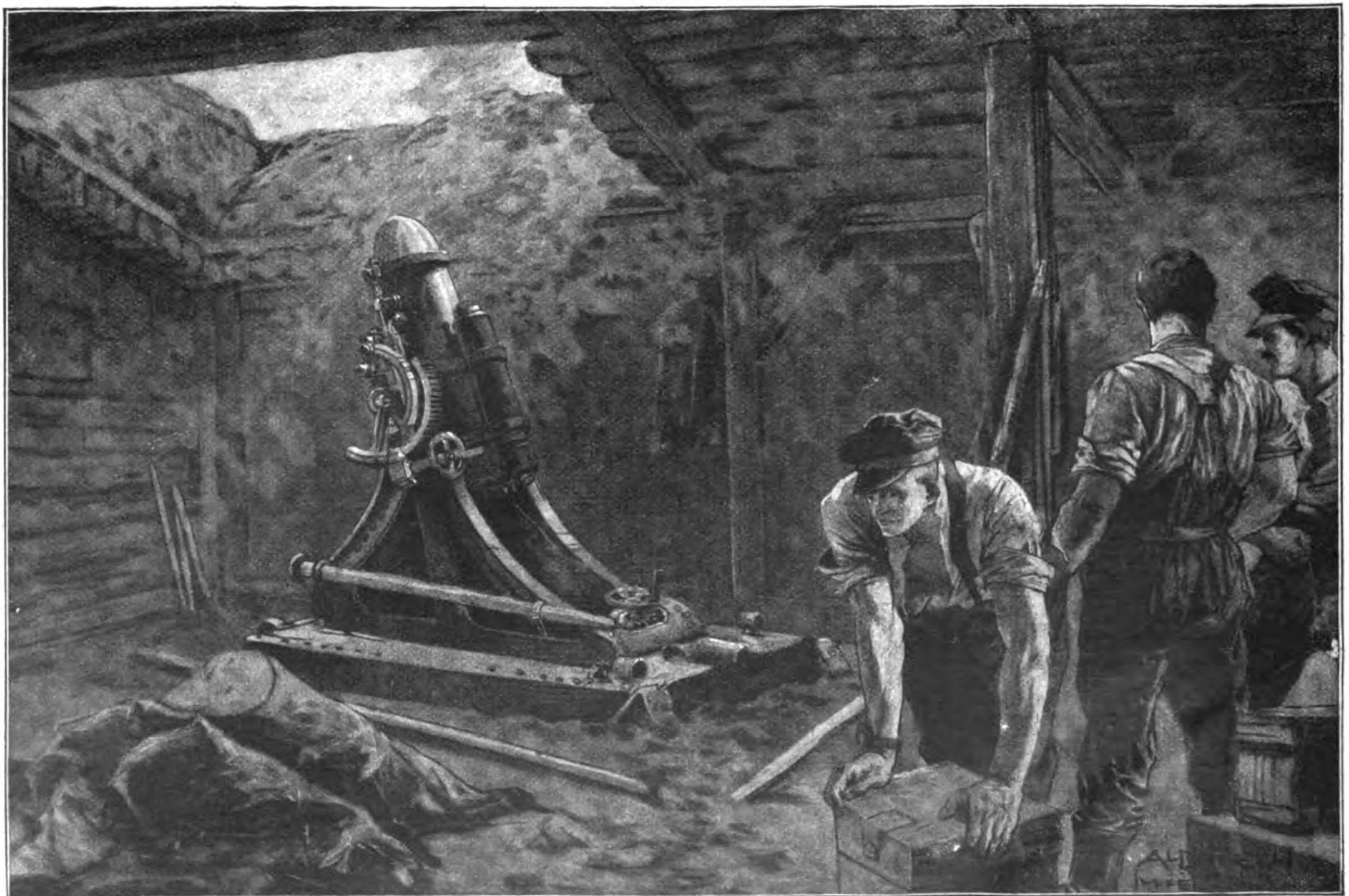
Ich feuerte 90 Schuß mitten in die Franzmänner hinein, trotzdem wir Schrapnelle erhielten.

In der Nacht schliefen wir vor Anstrengung übereinander ein. Um vier Uhr kam Ablösung.

Über das freie Feld ging's zurück. Im Hintergrunde das brennende Saillizel ... Wir jauchzten auf, als wir die Brücke in Etricourt erreichten ... Dort standen die Wagen — und heim ging's in lustigem Trab.

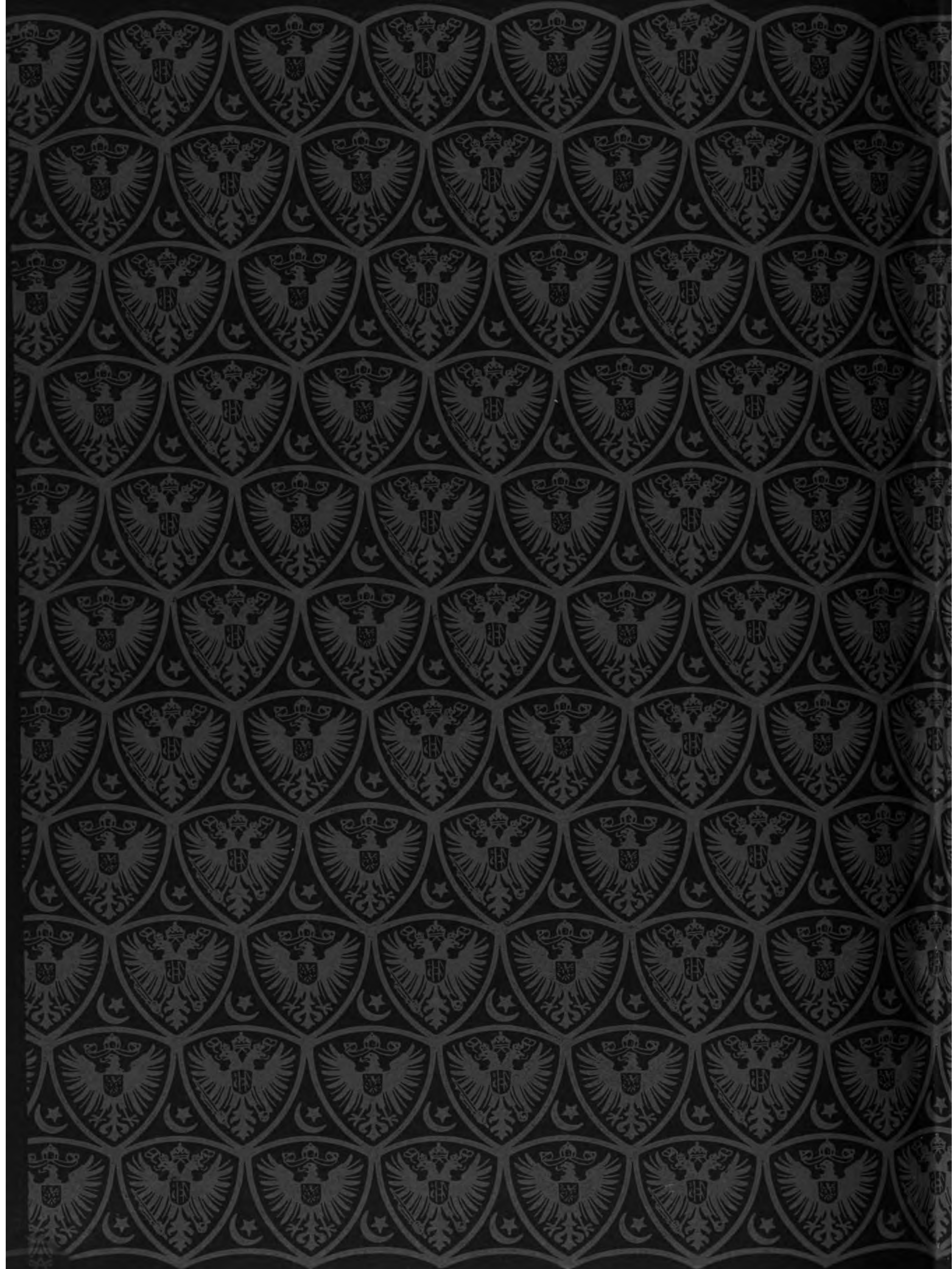
Ich meldete. Wir wurden gelobt.

Dann ging's ins Bett. Doch kein Schlaf kam; alle Sinne waren zu sehr erregt. Abends sieben Uhr wurde ich zum Leutnant der Reserve befördert.



Eingebauter schwerer Minenwerfer vor dem Abschuß.
Nach einer Originalzeichnung von Kriegsmaler Albert Reich, München.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08669 7011



